This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

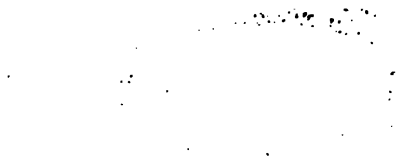
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969



Basler Missions-Agentur
in Stuttgart, Heusteigstr. 34, I

Evangelisches

Missions-Magazin.

Neue Folge.

Herausgegeben

im Auftrag der evangelischen Missionsgesellschaft in Basel

von

Missionar P. Steiner.

1902. — Sechsundvierzigster Jahrgang. — 1902.

Basel.
Verlag der Missionsbuchhandlung.
1902.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
FEB 5 1969

Inhalt.

Seite

Evangelische Regungen in Abessinien 1. 68
Die Zeit der Sichtung in der Mandschurei 14
Allein in Afrika 30. 79. 116
Missionskirche in Aburi 44
Die Organisation der Basler Mission in Süddeutschland und der Schweiz 53
Wie die Toten ihre Toten begraben 101. 154. 205. 236
Eine Erweckung in Japan 110
Kulturversuche der Basler Mission auf der Goldküste . . . 133
Eine heidnische Totenfeier am Grabe evangelischer Missionare . 167
Zur Lage in China 172
Chinas Erwachen 181
Eine Missionsreise im südlichen Kamerun 193. 245
Ein Wort zu Gunsten der Eingeborenen Chinas 219
Missionsarbeit unter den Chinesen und Japanern an der Küste des Stillen Oceans 229
Getreu 254
Die Missionsthätigkeit der schottischen Staatskirche . . . 261. 325
Pionierarbeit unter Kannibalen 282
Beurteilung indischer Christen 298
Missionsarbeit und Missionsaufgaben in den deutschen Südsee-Kolonien 309. 368
Chinesische Gebräuche 346
Ein abenteuerliches Missionsunternehmen . . 357. 404. 467. 498
Apolo Kagwa, der Reichskanzler und Regent von Uganda . . 386
Die Frauenmissionsgesellschaft der schottischen Staatskirche . . 393
Das Ende zweier Vorkämpfer des Hinduismus 420
Zenkoji, die Wiege des Buddhismus in Japan 425
Der blinde Tschang, ein Märtyrer in der Mandschurei . . . 428
Welche Art von Bildern sollen wir in unsrer Missionskirche einführen? 441
Die einheimische Presse in Shanghai und ihre Verwertung für die Mission 448
An Grönlands Westküste 460
Allerlei Nöte auf dem chinesischen Missionsfelde 481
Die Verwüstung der Hermannsburger Missionsstationen in Transvaal 489
Die Mission am deutschen Kolonialkongreß in Berlin . . . 504
Der Schnapshandel in Westafrika 510
Missions-Zeitung: Siehe Register.

Bibelblätter:

Nr. 1. Ein chinesischer „Gottanbeter". — Aus dem Tagebuch eines Bibelboten im Sudan. — Das Evangelium des Friedens. — Kleine Mitteilungen. — Bücheranzeige.

Nr. 2. Unter türkischen Banditen. — Aus dem Leben eines indischen Katholiken. — Ein Bibelbote auf dem Gipfel des Fudschiyama. — Bücheranzeige.

Nr. 3. Gefangene Buren auf den Blauen Bergen. — Jung Stilling und die Zukunft Israels. — Ein Besuch bei indischen Beamten. — Kleine Mitteilungen. — Bücheranzeige.

Nr. 4. Die Bibel im dunkeln Weltteil. — Eine merkwürdige Bibel. Kleine Mitteilungen. — Bücheranzeigen.

Bücheranzeigen:

	Seite
Baierlein, C. R. Die Lehre des Vedanta ꝛc.	392
Barth, H. Johann Sebastian Bach, ein Lebensbild	180
Bechler, Th. In alle Welt. Missionsstunden.	260
Bornemann, W. D. Einführung in die evangelische Missionskunde	356
Dennis, D. Centennial Survey of Foreign Missions	260
Die deutschen Kolonien. Monatsschrift	392
Die Organisation der Heidenmissionsarbeit in der heimatlichen Gemeinde	260
Dilger, W. Die Erlösung des Menschen nach Hinduismus und Christentum	130
Ein sozialer Pfarrer. Aus dem Leben des Schotten N. Macleod	260
Erstlingsfrüchte der Heiligen Schrift aus Syrien	179
Falke, R. Im Kampfe der drei Weltreligionen	179
Gensichen, Missionsdir. Ein hoffnungsfreudiger Missionsbericht aus Trübsalstiefen	308
— Bilder von unserem Missionsfelde in Süd- und Deutschostafrika	439
Gloyer, E. Jeypur, das Hauptarbeitsfeld der Breklumer Mission	99
Jahrbuch der Sächsischen Missionskonferenz für das Jahr 1902	179
Kirchliche Wochenschrift für evangelische Christen	100
Kunze, G. Im Dienst des Kreuzes auf ungebahnten Pfaden	99
Leuschner, F. W. Aus dem Leben und der Arbeit eines China-Missionars	356
— Der Reischrift oder menschliches Elend und göttliche Barmherzigkeit	356
Mackay, A. Pionier-Missionar von Uganda	356
Mayer, Lic. Dr. Die Missionstexte des Neuen Testaments	520
Mendner, R. Unterwegs und Daheim	392
Merensky, A. D. Statistische Angaben über den Stand des gesamten evangelischen Missionswerkes	439
Mott, J. Die Evangelisation der Welt in dieser Generation	180
Pohl, E. Aus den Anfängen der Breklumer Mission	520
Richter, P. Z. Die deutsche Mission in Südindien	519
Schreiber, Missionsinspektor. Ein Besuch auf dem Missionsfelde in Togo	392
Schulze, A. Abriß einer Geschichte der Brüdermission	179
Strümpfel, P. Was heute jedermann von der Mission wissen muß	308
Taylor, Mrs. H. Ein chinesischer Gelehrter	520
Was braucht Indien? Ein Beitrag zur Mission	260
Weyde, Dr. Wörterbuch für die neue deutsche Rechtschreibung	180

Basler Missionskirche in Aburi (Goldküste).

Evangelische Regungen in Abessinien.

Von P. E. Berlin.

Einer der traurigsten Abschnitte der Kirchengeschichte ist derjenige, der das Eindringen des Mohammedanismus in die christlichen Gebiete Asiens und Afrikas behandelt. Wie war es möglich, daß das Christentum so schnell erlag und der falsche Prophet an Stelle des heruntergestoßenen Leuchters das unsichere Licht des Halbmondes konnte scheinen lassen? Es war ein gewaltiges Gericht, das über die Kirche des Morgenlandes kam; aber in diesem allgemeinen Zusammenbruche fehlt es doch nicht an Beispielen heldenmütiger Standhaftigkeit gegen „einen religiösen Enthusiasmus, der zum Schwerte gegriffen hatte." Während Aegypten, die Länder aufwärts am Nil, ja ganz Nordafrika dem Islam zur Beute fielen, blieb Abessinien mit seinen Felsenbergen dem Christentume treu. Wie eine vom Meere umbrandete felsige Insel lag Abessinien da, überall umgeben und bedroht vom Islam, immer von neuem angegriffen, aber trotz mancher schweren Zeiten doch siegreich sich der Feinde erwehrend. Man muß den Heldenmut und die Standhaftigkeit bewundern, die das christliche Abessinien in diesen jahrhundertelangen Kämpfen an den Tag gelegt hat; man darf sich freuen, daß hier im Nordosten Afrikas dem Christentum eine Stätte erhalten ist, und man darf darin eine Verheißung erblicken, daß diesem so lange Zeit und unter so schweren Kämpfen aufgesparten Christenvolke noch eine Aufgabe für die Zukunft obliegt.

Freilich, die Freude an diesem Siege des Christentums wird beeinträchtigt durch den Blick auf das abessinische Christentum.

Schon vor dem mohammedanischen Ansturm hatte die abessinische Kirche durch ihr Festhalten an dem monophysitischen Bekenntnis eine gewisse Sonderstellung eingenommen, und als nun die umliegenden Länder vom Islam überschwemmt wurden, war völlige Isolierung ihr Los. Es zeigte sich, wie nachteilig ein Glied sich entwickelt, wenn es der Verbindung mit dem ganzen Leibe beraubt ist, ja noch mehr, wie es einem allmählichen Absterben verfällt. Nach langer Abgeschlossenheit von der übrigen Christenheit trieb die Not des Kampfes gegen die Mohammedaner zu einer Anlehnung an Portugal und damit an die römische Kirche — aber Abessinien fand an Jesuiten und Franziskanern keinen Gefallen, und Rom konnte dem erstarrten Christentume dort nicht bringen, was es brauchte. Eine bessere Aufnahme fand Peter Heiling aus Lübeck, der, vielleicht angeregt durch Hugo Grotius, 1634 nach Abessinien ging, um die dortige Kirche zu neuem Leben anzuregen. Er gewann das Vertrauen des Negus, übersetzte Teile des Neuen Testaments ins Amharische, um dem Volke wieder Zugang zur Bibel zu verschaffen, und soll großen Einfluß ausgeübt haben. Leider umgiebt ein gewisses Dunkel die Schicksale und die Wirksamkeit dieses Mannes, der zu den ersten evangelischen Missionaren Deutschlands gehört.

Wieder folgt eine Zeit der Abgeschlossenheit für Abessinien, leider auch einer selbsterwählten Abgeschlossenheit. Denn in Europa richteten sich die Blicke immer von neuem auf dieses Land. Die Kirchliche Missionsgesellschaft in London sandte ihre Boten in die Felsenlandschaften am roten Meere, aber so viel Mühe auch Gobat, Isenberg und Krapf sich gegeben haben, den Abessiniern das Evangelium nahe zu bringen — alle Versuche waren vergebens: König, Priesterschaft und Volk standen einmütig zusammen gegen die Fremden, sie wüßten genug vom Evangelium. Vergeblich waren auch die Versuche, durch eine „Apostelstraße" Verbindung mit Abessinien zu gewinnen und dem Evangelium einen Weg dorthin zu bahnen; das tyrannische Vorgehen des Negus Theodorus und das Verhalten seines Nachfolgers Johannes, der europäische Leute in seinem Lande nicht dulden wollte, machten die Evangelisierung unter den abessinischen Christen und die Mission unter den abessinischen Juden unmöglich. Vergeblich waren auch die Versuche der Missionare der schwedischen Vaterlandsstiftung, im nördlichen

Abessinien Fuß zu fassen. Vom Rande des Hochlandes vertrieben, mußten sie an dem glühend heißen Strande des roten Meeres sehnsuchtsvoll ihre Augen nach den blauen Bergen Abessiniens richten und ihre Seelen in Geduld fassen, in der Hoffnung, daß einst doch nach Gottes Rat die Stunde schlagen werde, wo das Machtwort „Hephatha, thue dich auf" an der so fest verschlossenen Thür Abessiniens seine Kraft erwies.

Und diese Stunde kam. Die politischen Verhältnisse, welche Italien dazu brachten, am Ufer des roten Meeres einen Kolonialbesitz zu suchen, öffneten auch den schwedischen Missionaren den Weg ins Hochland. Stationen wurden in Hamasen, dem nördlichen Teile Abessiniens, angelegt, und unter der Sicherheit, welche die europäische Besetzung des Landes mit sich brachte, konnte die Arbeit der Missionare ohne die früheren Hindernisse betrieben und das Ziel, die Belebung der erstorbenen abessinischen Kirche, mit neuer Hoffnung und Freudigkeit ins Auge gefaßt werden.

Werfen wir nun einen Blick auf die abessinische Kirche. Was zunächst die Lehre betrifft, so sieht sie sich als die einzig rechtgläubige Kirche an und läßt höchstens noch die russische gelten, ein Umstand, der für die politische Verbindung zwischen Abessinien und Rußland von großer Bedeutung ist. Es fehlt ihr jedoch an einer festen Lehrausprägung, wie wir sie in unsern symbolischen Büchern besitzen. Noch heute gilt in der abessinischen Kirche die monophysitische Lehre von Christus, daß bei ihm nur von einer und zwar der göttlichen Natur und in Konsequenz davon nur von einem göttlichen Willen die Rede sein kann. Sie hält daran mit zäher Energie fest, und noch heute werden die Streitfragen, die sich auf die Natur Christi und die Dreieinigkeitslehre beziehen, welche die Kirche im 4.—6. Jahrhundert bewegten, von den abessinischen Gelehrten, den Debtera, mit viel Scharfsinn und Eifer besprochen. Ein in Europa theologisch gebildeter Abessinier, der im Dienste der schwedischen Vaterlands-Stiftung stehende Markus Germei, erklärt dieses entschiedene Festhalten an der monophysitischen Lehre aus dem Bedürfnis des Morgenländers. Dieser, anders geartet als der Abendländer, ist überall geneigt, einseitig das Großartige, Gewaltige in einer Sache oder Handlung zu sehen, ohne weiter auf den Antrieb dazu zu achten. Er freut sich auch an Gottes Liebe und Barmherzigkeit, aber sie sind ihm mehr zufällige Eigenschaften. Gott steht nicht vor ihm als heilige Liebe, sondern als der große, majestätische, heilige Gott, der zu

fürchten ist; er braucht einen Erlöser, den er anbeten kann. Sieht der Abendländer in Christo den Bruder, der uns nahe ist, uns versteht, Mitleid hat mit unserer Schwachheit, so sucht der Morgenländer ihn so hoch wie möglich zu erhöhen, ihn so erlösungsmächtig, so göttlich wie möglich zu sehen, nicht um die menschliche Seite seiner Person zu verneinen, aber doch so, daß dieselbe völlig zurücktritt. Er kann zwei Naturen, zwei Willen nicht fassen ohne zwei Personen. Wie sehr die abessinischen Gottesgelehrten darauf bedacht sind, die göttliche Natur Christi zu erheben, zeigt die im Laufe des 19. Jahrhunderts aufgekommene Lehre von der dreifachen Geburt Christi: Er ist geboren vom Vater in Ewigkeit, sodann in der Zeit von der Jungfrau Maria, und endlich zum dritten Male durch seine Taufe im Jordan, durch welche er zur göttlichen Majestät und Ehre von neuem geboren ist, nachdem er sich durch seine Menschwerdung seiner göttlichen Herrlichkeit entäußert hatte; doch ist diese Lehre, die zu vielen Streitigkeiten geführt hat, nicht allseitig anerkannt. Die Jungfrau Maria nimmt ebenfalls eine hohe Stellung ein als die „Gottesgebärerin", und der schlimmste Vorwurf, der einem nicht abessinischen Christen gemacht wird, ist der, ein „Feind Marias" zu sein. Neben Maria stehen die Heiligen, die um ihre Fürbitte bei Gott anzurufen sind. Jede Provinz, jedes Dorf hat seinen besondern Schutzheiligen. Von evangelischer Heilserkenntnis kommt in der kirchlichen Lehre nicht viel zum Ausdruck, um so mehr werden die „guten Werke" betont.

Was die Kirchenverfassung angeht, so steht an der Spitze der abessinischen Kirche der Abuna. Dieser oberste Bischof darf seltsamerweise kein Abessinier sein. Ist das Amt des Abuna erledigt, so sendet der König eine Abordnung nach Kairo an den Patriarchen, und dieser bestimmt den neuen Abuna, der dann nach Abessinien geht und sein Amt antritt. Seines Amtes ist es, Priester und Diakonen zu ordinieren, den König bei der Thronbesteigung zu salben und ihn zum Kaiser in Abessinien zu krönen. Auch hat er über die Reinhaltung der Lehre und den Wandel der Priester zu wachen. Ihm folgt im Range der Itchagié, der über die zahlreichen Mönche und Klöster die Aufsicht führt. In den Klöstern werden die Gelehrten, die Debtera, unterrichtet, die dann auf der Hochschule in Gondar ihre weitere Ausbildung erhalten und die Theologen, Philosophen, Aerzte, Juristen liefern. Die Geistlichen brauchen diese hohe Schule nicht zu besuchen, sie werden in einem Kloster oder privatim unterwiesen und müssen dann in einem Examen sich darüber ausweisen, daß sie lesen und die alttestamentlichen Psalmen, die weitläufige Liturgie und die erforderlichen Gebete auswendig können. Wer darin besteht, wird zum Diakon geweiht und einem Priester zur Dienst-

leistung überwiesen. Bewährt er sich im Kirchendienst, führt er ein sittliches Leben und ist er dann verheiratet, so kann er zum Priester geweiht werden. Als solcher hat er den Gottesdienst zu halten, der im Gesang von Psalmen und Liedern und in der Vorlesung von Abschnitten aus den Evangelien besteht; doch wird die Bibel in altäthiopischer Sprache vorgelesen, die das lebende Geschlecht nicht versteht, kaum die Priester selbst. Bei einer so dürftigen Priesterausbildung kann es nicht befremden, daß wohl einmal ein Priester in einer vertraulichen Aussprache sagte: „Ich bin nur dem Namen nach ein Priester, stehe im Priesteramt und habe priesterliche Verrichtungen, aber das Licht der christlichen Wahrheit habe ich nicht und kann darum auch andern keins geben." Gleichwohl stehen die Priester in der Achtung des Volkes sehr hoch.

Das führt uns zu dem christlichen Leben in der abessinischen Kirche. Wenn das Leben der Geistlichen das Evangelium des Volkes ist, so darf man bei einer so geringen Bildungshöhe des geistlichen Standes von vornherein auch nur eine geringe Höhe des geistlichen Lebens im Volke erwarten. Mag es auch nicht überall so schlimm stehen wie in dem nördlichen Grenzgebiete von Abessinien, wo es von einem Priester einmal heißt, daß er sich damit begnügt, die Gaben an Fleisch und Korn anzunehmen, die ihm gebracht werden, während Gottes Wort und Sakrament, kirchliche und religiöse Ordnung, Zucht und Zusammenschluß in der Gemeinde fehlen, so bringen es doch der Mangel an Gottes Wort in der lebenden Volkssprache, die Heiligenverehrung, die Werkgerechtigkeit dahin, daß von einem heiligenden Einfluß der Kirche auf das Volksleben keine Rede ist. Wohl hat die abessinische Kirche die Bibel, sie hat sie sogar noch mit mehreren pseudepigraphischen Schriften, namentlich dem Buche Henoch, so daß sie einundachtzig einzelne Bücher enthält, von denen der Mariaverehrung wegen das Hohelied eine besondere Vorliebe findet. Das Lesen der Bibel ist auch nicht verboten, aber die Bibel redet zum Volke in einer toten Sprache, und dieses ist auf die dürftige Unterweisung angewiesen, welche es von seinen Priestern empfängt. Ueberall hat es sich in der Christenheit und an der Christenheit gerächt, wenn man in Bezug auf die Bibel „die lebendige Quelle" verlassen und aus „löcherigen Brunnen" geschöpft hat; auch Abessinien leidet darunter. Ueberall hat es sich gezeigt, daß ein in Formen erstarrter Gottesdienst, auch wenn die Priester die prächtigsten seidenen Gewänder tragen und Trommeln, Pauken, Cymbeln erschallen, kein Leben erwecken, daß er nur die Selbstgerechtigkeit befördern kann; auch Abessinien bestätigt dies. Die Abessinier sind ein geistig und körperlich kraftvolles Volk, in äußeren und inneren Kämpfen durch

Jahrhunderte einseitig kriegerisch entwickelt und darum all den Fehlern ausgesetzt, welche daraus entspringen, sodaß es ohne Uebertreibung heißen kann: Abessinien ist ein Land voll von Raub, Gesetzlosigkeit und Blutvergießen. Grade einem so begabten Volke ist die Leben weckende, das Fleisch überwindende, nach oben weisende Kraft des reinen Evangeliums notwendig, wenn es werden und leisten soll, wozu es befähigt ist.

Man hat islamische Einflüsse in der abessinischen Kirche erkennen wollen, aber der hartnäckige Kampf gegen den Islam macht solche unwahrscheinlich, besteht doch bei vielen — wenigstens in den nördlichen Grenzgebieten, wo der Islam thatsächlich Fortschritte gemacht hat — das Christentum darin, daß die Christen eine blauseidene Schnur um den Hals tragen und nicht, wie die Mohammedaner, Fleisch essen und Kamelmilch trinken. Viel eher sind heidnische und jüdische Einwirkungen in ihr zu finden, erstere besonders in den Grenzprovinzen und den zum Teil mit Galla-Elementen vermischten und von der Verbindung mit dem eigentlichen Abessinien mehr losgelösten Gebieten; letztere geben der abessinischen Kirche zum Teil ihr eigentümliches Gepräge. Die Abessinier setzen ihren Stolz in ihre Verbindung mit Israel, rühmt sich doch der gegenwärtige Negus Menelik, im 97. Gliede von Salomo abzustammen, durch die Königin von Saba, welche die Ueberlieferung sich mit Salomo vermählen ließ. Jüdisch ist die in Abessinien übliche Beschneidung, wenn diese auch mehr als bürgerliche denn als religiöse Ceremonie gilt und nicht zu den Obliegenheiten des Priesteramtes gehört. Jüdisch ist auch die Feier des Sonnabends neben dem Sonntage, jüdisch die Vorliebe für die oben genannten Instrumente beim Gottesdienst, jüdisch die Einteilung der Kirchen in den Vorhof, die Arbeitsstätte der Diakonen, das Heiligtum, den Versammlungsraum und das Allerheiligste, den Ort für die Bundeslade, ohne die keine abessinische Kirche sein kann. Die in Axum aufbewahrte ist nach der Tradition die echte Bundeslade. Die Zahl der Kirchen ist groß, manche sind in die Felsen gehauen. Eine Eigentümlichkeit, welche die abessinische Kirche der evangelischen näher bringt, ist die Zweizahl der Sakramente. Die Taufe wird bei den Knaben am 40., bei den Mädchen am 80. Tage nach der Geburt vollzogen und zwar durch Untertauchen. Beim Abendmahl wird Traubensaft, nicht gegorener Wein verwendet; Weizenbrot, von den Diakonen im Vorhof gebacken, wird in den Kelch gebrockt, umgerührt und den Kommunikanten in früher Stunde bei nüchternem Magen mit dem Löffel gereicht, wie in der russischen Kirche. Die römische Brotverwandlungslehre ist in Abessinien unbekannt.

Wie haben nun die schwedischen Missionare unter den Abessiniern gearbeitet?*)

Drei Thätigkeiten sind es besonders, auf die wir hinweisen wollen: der Unterricht, die Predigt des Evangeliums und litterarische Arbeit, ohne damit andere auszuschließen, welche Vorurteile zu zerstreuen und das Vertrauen des Volkes zu gewinnen bestimmt sind, wie z. B. die von Dr. Winquist in erheblichem Umfange geübte ärztliche Thätigkeit. Wenn wir den **Unterricht** voranstellen, so folgen wir damit dem Gange, den die Arbeit der schwedischen Glaubensboten genommen hat. Denn in der ganzen Zeit, während sie nach der Vertreibung aus Abessinien auf die Küste angewiesen waren, bestand ihre Hauptarbeit in dem Unterricht von Knaben und Jünglingen, die als befreite Sklaven oder sonst zu ihnen gekommen waren. Ein enges Gebiet — aber weite Ziele, viel Enttäuschungen — aber zuversichtliches Hoffen, ein unscheinbares Wirken — aber ein reicher Segen, das war die Weise jener Jahre. Unverdrossen arbeitete Bengt Peter Lundahl an seinen Jünglingen — sie waren ihm die zukünftigen Evangelisten; das machte ihm seine Arbeit groß, das machte sie wichtig für die Folgezeit. Und als endlich das lange verschlossene Hochland sich aufthat, da konnte die Arbeit dort in größerem Maßstabe und auf neuer Grundlage in den Kinderheimen weiter getrieben werden. Knaben und Mädchen wurden dort aufgenommen, um sie dem schädlichen Einflusse der verkehrten Volkssitten zu entziehen, sie unter geregelten, stetigen christlichen Einfluß zu bringen und dadurch ihren christlichen Charakter zu befestigen. So sollte nicht bloß das geistige Niveau des Volkes erhöht werden, sondern so sollten aus den Knaben Lehrer und Evangelisten erzogen werden, welche ihren Landsleuten besser, als die Fremden es vermochten, ein reines Evangelium darbieten sollten. Es ist der Wunsch der Missionsleitung gewesen, durch Aussendung eines erfahrenen Schulmannes das Unterrichtswesen zweckmäßig zu gestalten und auf eine höhere Stufe zu erheben; doch ist dieser Wunsch noch nicht in Erfüllung gegangen. Aber auch so ist mit den vorhandenen Kräften und unter den oft schweren Verhältnissen dort eifrig und treulich gearbeitet worden; mit jedem

*) Von der Arbeit unter den Tigre redenden, meist mohammedanischen Stämmen in Mensa und an der Küste wird hier abgesehen.

Jahre wuchs die Zahl derer, für die in Kinderheim und Schule der Grund zu christlicher Tüchtigkeit gelegt war, sowie derer, welche zur Ausbildung als Evangelisten für ihre Landsleute sich geeignet erwiesen.

Hand in Hand mit dieser Arbeit an der Jugend ging die Predigt des Evangeliums. Auf den Stationen, in den umliegenden Dörfern, an den Lagerplätzen der Karawanen erschallte aus dem Munde der Missionare wie der eingeborenen Evangelisten die Predigt von Christo, der aus Gnaden selig macht ohne Werke, der der einige Mittler ist und den Dienst von Heiligen unnötig macht, der Lebensbrot den Hungernden darbietet und nicht die ungenießbaren Steine theologischen Streites. Es lag nicht in der Absicht der Vaterlandsstiftung, eigene Gemeinden zu gründen. Man wollte die abessinische Kirche anregen, beleben; aber es zeigte sich bald, daß die Gründung von Gemeinden nicht zu umgehen war. In den Bezirken von Asmara, Bellesa und Sassega sind solche Gemeinden gesammelt. Jede Gemeinde hat zwei auf ein Jahr gewählte Aelteste, welche zusammen mit dem vorstehenden Missionar die Kirchenzucht handhaben und über die Aufnahme neuer Gemeindeglieder beschließen. Asmara ist der Hauptort der Kolonie Eritrea. Das dortige Kirchlein wurde 1898 durch Blitzschlag sehr beschädigt, sodaß die Gottesdienste im Schulsaal gehalten werden mußten. Das war nicht bloß des Raumes wegen ungünstig, sondern auch deswegen, weil in Asmara eine stattliche katholische Kirche steht. Nun fragten Europäer und Abessinier, welche letzteren ja auf ihre Kirchengebäude viel Wert legen: wo ist die Kirche? So trat die Notwendigkeit, eine neue Kirche zu bauen, immer mehr hervor; die Gemeinde sammelte zum Bau, die heimische Missionsleitung gab einen Beitrag, und so wird jetzt ein Neubau ausgeführt.

Die Entstehung von Gemeinden machte es notwendig, die entstandenen Gemeinden auch zu ordnen, zu pflegen, zu stärken und sie für die ihnen bestimmte Arbeit geschickt zu machen. Hierzu dienen besonders die periodisch wiederkehrenden gemeinschaftlichen Versammlungen, bei denen außer erbaulichen Ansprachen auch Besprechungen über Fragen der christlichen Lehre und des christlichen Lebens, wie über Gemeindeangelegenheiten stattfinden und die Leute aus den verschiedenen Ortschaften einander näher treten.

Schon die Wanderungen nach den Versammlungsorten sind Freudentage. „Eine Nacht lagen wir — so berichtet ein Missionar von einer solchen Reise mit den abessinischen Christen — im Walde, um große Feuer gelagert. Ein Lied nach dem andern wurde gesungen und das Echo hallte von einer Bergwand zur andern. Etwas so Herrliches habe ich niemals gehört. Denke dir eine Schar von Afrikas Kindern dem Herrn zur Ehre draußen in der Wildnis Loblieder anstimmen!“ Aber es wird nicht bloß gesungen und gefeiert; auch die Opferwilligkeit wird angeregt für die eignen Gemeinden wie für weitere Gebiete des Reiches Gottes, auch Liebesarbeit wird getrieben an Armen und Kranken.

Auch litterarisch sind die Schweden fleißig gewesen. Erschwert wurde ihnen diese Arbeit durch die Vielsprachigkeit ihres Gebietes: die alte äthiopische Sprache ist tot und dient nur als Kirchensprache, das Volk spricht amharisch und tigrinja, die nördlich von Hamasen und die an der Küste wohnenden Stämme reden tigre. Früher bedienten sich die Missionare meist der amharischen Sprache, auch in der Schule; in dieser Sprache haben sie außer der Bibel eine ganze Anzahl Schriften für Unterricht und Erbauung: Katechismus, Gesangbuch, biblische Geschichte, Weltgeschichte, Bunyans Reise eines Christen u. a., auch ein großes grammatisches Werk. Weil die amharische Sprache aber mancherlei Schwierigkeiten mit sich brachte, wurde 1893 das Tigrinja als Unterrichtssprache eingeführt und die allmähliche Beschaffung der erforderlichen Bücher ins Auge gefaßt. Die Uebersetzungsarbeiten standen unter Leitung des Dr. Winquist, der an dem in Schweden ausgebildeten Abessinier Markus Germei und abessinischen Priestern eine gute Hilfe hatte. Ein Abc- und Lesebuch mit Katechismus, Lieder, die Evangelien wurden bald handschriftlich fertig gestellt und allmählich das ganze Neue Testament übersetzt — eine nicht geringe Leistung, weil das Tigrinja „als eine Nomadensprache kaum für etwas anderes als für das höchst unentwickelte Leben von Nomaden Worte und Ausdrücke besitzt,“ sodaß der Uebersetzer manchen Arbeitstag mit Kopfschmerzen und Kopfzerbrechen beschloß, ohne das gesuchte Wort, den gesuchten Ausdruck gefunden zu haben. Die vier Evangelien, ein Gesangbuch, der Katechismus und ein biblisches Geschichtsbuch sind inzwischen gedruckt, die übrigen Teile des N. T. sind im Druck (auf Kosten der englischen Bibelgesell-

schaft), einige Bücher des A. T. sind schon übersetzt. So hat auch diese bisher litteraturlose Sprache eine Litteratur erhalten. Die Mission hat eine eigene Druckerei, welche seit einigen Jahren in Asmara ihre Stelle hat und wichtige Dienste leistet zur Gewinnung von „stummen, aber beredten Boten, welche Stätten und Völker erreichen, wohin wir Missionare weder kommen können noch dürfen." Und in der That, die Bücher haben eine große Bedeutung für die Arbeit an der Volksseele in Abessinien gewonnen. Sie sind durch reisende Kaufleute von Ort zu Ort getragen und haben ein Licht in dunkeln Herzen angezündet. Wiederholt ist es geschehen, daß Priester oder Gelehrte evangelische Schriften in die Hände bekommen und dann mit den Missionaren Verbindung gesucht haben, um tiefer in die Wahrheit hineinzukommen. So hatte ein Gelehrter, Woldo Michael, der zuerst flüchtig etwas von der evangelischen Lehre hörte, sich allmählich die von den Schweden herausgegebenen amharischen Schriften verschafft und daraufhin bekannt: hier haben wir etwas noch viel Schöneres und Herrlicheres als bei den Katholiken. Er besuchte sogar eine Gemeindeversammlung in Bellesa und wurde hier so für die evangelische Lehre eingenommen, daß er in seinem ganzen Dorfe eine günstige Stimmung für sie erweckte. Als er unerwartet tödlich erkrankte und die Pilgerfahrt nach Jerusalem, die er gelobt hatte, nicht mehr antreten konnte, sprach er: Gott sei Lob, denn Jerusalem ist unter uns, wir haben das Evangelium. Ich glaube nicht mehr an Meßopfer, Heiligengeschichten und Heilige, meine Hoffnung steht zu dir, Herr Jesu Christ, ich glaube an dich! So starb er.

Das mag nun überleiten zu der Frage: was hat die Arbeit der schwedischen Mission in Abessinien ausgerichtet?

Sehen wir auf das Aeußerliche, so finden wir drei kleine, langsam wachsende Gemeinden (Neujahr 1897: 200, 1899: 271, 1901: 375 Gemeindeglieder), eine Anzahl Schulen (1897: 3 mit 40 Schülern, 1899: 7 mit 100, 1901: 11 mit 230) und etwa 20 eingeborne Gehilfen (darunter zwei Frauen). Am meisten fällt das Wachsen der Schulen ins Auge und erscheint als hoffnungsvolles Zeichen. Aber es reicht nicht aus, diese Zahlen zu betrachten; der Erfolg der schwedischen Arbeit greift weiter und ist mit Zahlen nicht zu fassen. Ist auch — heißt es in einem der letzten Berichte — in den Gemeinden kein besonderes Wachstum

zu finden, so hat sich doch der Kreis unserer Freunde ausgedehnt — die geistige und geistliche Anregung geht eben über die Grenzen der Gemeinden hinaus. Neben den eigentlichen Gemeindegliedern giebt es in vielen Orten geheime Anhänger, die im weiteren Sinne den Gemeinden zuzuzählen sind. Die herumreisenden Evangelisten suchen überall den Boden für das Evangelium zu bereiten. Wie es dabei hergeht, dafür eine Probe:

Der Evangelist Gebra Michael und Gebra Leul machten eine Reise südlich nach dem Marebfluß. Sie waren 14 Tage fort und besuchten etwa 23 Dörfer. An vielen Stellen wurden sie mit Freude empfangen, aber an andern mit Schmähungen. In einem Dorfe, wo eine große Menge Volks sich versammelt hatte und ein Fest gefeiert wurde, hätten sie beinahe Schläge bekommen. Einige „geistliche Väter" wollten ihre „Herde" mit einem Stocke verteidigen, aber noch zur rechten Zeit trat der Gastfreund der Evangelisten hervor und bat um Achtung für seine Gäste; wer nicht zuhören wollte, könnte ja die Ohren schließen. Nun erhoben sich die Aeltesten und drückten ihren Unwillen über das Eifern der Väter gegen diejenigen aus, die nur Jesu Wort verkündigten." Aus späterer Zeit berichtet derselbe Gebra Michael: „Am 15. Mai (1900) redete ich auf dem allgemeinen Versammlungsplatze in meinem Dorfe zu vielen Leuten, welche still zuhörten. Nachdem ich geschlossen, fingen sie, wie es jetzt ganz gewöhnlich ist, an, ihre eignen Priester zu tadeln und sagten: Warum reden sie nicht und unterrichten uns in derselben Weise? Was liegt denn dazwischen und scheidet diese und unsere Lehrer, daß sie uns verbieten, sie zu hören? Einige sagten: es ist nützlich, diese Leute zu hören, denn ihre Rede ist voll von heilsamen Ratschlägen und Ermahnungen. Hätten wir früher auf sie gehört, so hätten wir viel Böses nicht gethan." Zwei Stunden von Bellesa liegt ein Dorf, Schuma Negos, wo Dr. Winquist 1894 im Sommer als Arzt gewirkt und dabei auch nach seiner Gewohnheit das Evangelium verkündigt hatte. Hier hat das Wort einen besonders guten Boden gefunden. Schon im folgenden Jahre versammelten sich an 20 Leute um einen ehemaligen Mönch, der wegen des Studiums evangelischer Bücher aus seinem Kloster vertrieben war, um das Wort Gottes zu hören, und einige lerneifrige Schüler fingen an, lesen zu lernen. Einige im Dorfe suchten mit Hilfe der Regierung dem zu wehren, aber ohne Erfolg, und seitdem ist die Zahl der Anhänger dort gewachsen, und auch auf die benachbarten Orte sind Anregungen ausgegangen. Winquist und seine Frau haben sich wiederholt in Schuma Negos aufgehalten, ersterer zu regelmäßiger ärztlicher Thätigkeit am

Sonnabend und zur Predigt und Unterweisung am Sonntag, letztere hat Monate lang unter den Frauen gearbeitet. „Die kleine Schar dort — berichtet Winquist — vermehrt sich hier und da um eine suchende Seele. In Einigkeit und Liebe erbaut sie sich auf ihrem allerheiligsten Glauben." „Die kleine Gemeinde hat sichtlich Himmelreichs-, Sauerteigs- und Senfkorns-Art an sich. Ihre Mitglieder lesen fleißig das Bibelwort. Beim Zusammensein mit ihnen wird das Gespräch ungesucht zu einer biblischen Besprechung. Die Fragen sehen mehr auf den Kern als auf die Schale ab." Dies Wachsen der kleinen Gemeinde erregte den priesterlichen Zorn: den Evangelischen wurde der Besuch der Dorfkirche verboten. Da entschlossen sie sich, eine eigene Kirche zu bauen. Ein Priester schenkte einen Bauplatz auf einem Hügel nahe beim Dorfe, und alle legten Hand beim Bauen an. Etliche brachen Steine, andere holten das Bauholz 10 km weit und trugen es auf ihren Schultern hinauf. Nach mehreren Monaten fleißiger Arbeit konnte das Kirchlein am 11. Juni 1899 von Miss. Svensson, dem leitenden Missionar in Hamasen, unter großer Teilnahme aus dem ganzen Bezirke feierlich eingeweiht werden mit einer Predigt über Luk. 14, 25—35, welche die Herzen tief ergriff. Aehnliche Bewegungen kommen auch in andern Dörfern vor. Die Leute in Sagar (Bezirk Asmara) wollen nach dem Vorgange von Schuma Negos sich auch eine Kirche bauen; in Adi Kunsi, wo Miss. Lager, einer der ersten schwedischen Missionare in Afrika, 1876 ermordet wurde, in Umberti, Deka Mahari u. a. O. regt es sich auch, und hoffnungsvoll erwarten die Missionare Größeres von der Zukunft.

Wichtig ist in dieser Beziehung die größere Zugänglichkeit der Frauen. Ist bei den Abessiniern die christliche Erkenntnis überhaupt gering, so ist sie es bei den Frauen erst recht — wird doch einmal eine Nonne erwähnt, welche von der Auferstehung der Toten nichts wußte und von der Bedeutung des hl. Abendmahls keine Ahnung hatte. Je unwissender die Frauen sind, desto mehr sind sie in den Händen der Priester, und so wird es begreiflich, daß Frauen oft ihren Männern und Kindern eine Macht der Hinderung und Zurückhaltung gewesen sind. Selbst die Frau des mit Missionar Lager zusammen ermordeten abessinischen Priesters Heilab war bei Lebzeiten ihres Mannes dem Evangelium feindlich; erst einige Jahre nach seinem Tode trat eine Aenderung bei ihr ein, sie schloß sich der schwedischen Mission an und hat ihr nun schon eine lange Reihe von Jahren treue Dienste geleistet.

Einzelne Frauen haben sich immer schon zu den Missionsgemeinden gehalten, und haben es ertragen, von ihren Nachbarinnen verlacht und verspottet zu werden, wenn sie bei ihren ersten Leseübungen sich abmühten; aber es scheint doch, als wenn allmählich in den Frauen mehr Verlangen erweckt würde, zu lernen und das reine Evangelium zu empfangen. Ja, das Vertrauen auf die Priester fängt an zu wanken, und es werden schon Aeußerungen von Frauen berichtet wie die: „wenn unsere Lehrer zu uns auf diese Weise (wie die Evangelisten) redeten, wie herrlich würde das nicht sein!“ So hat denn eine kräftigere Arbeit unter den Frauen angefangen. Wie Frau Winquist Monate lang unter den Frauen von Schuma Negos gearbeitet hat, ist schon erwähnt. In Asmara hat Frau Regina Germei 20 Frauen im Unterricht; eine ähnliche Arbeit treibt Frl. Rosa Solem in Umberti. Sie wohnt dort in einer abessinischen Hütte und lebt mit ihren Hausgenossen von abessinischer Speise; 12 Frauen haben sich um sie gesammelt, denen sie das Lesen beibringt, eine Arbeit die bei den verschiedenen Anfangszeiten und Fortschritten fast zu einem Privatunterricht mit jeder einzelnen sich gestaltet und durch den Mangel an Pünktlichkeit und Ordnung sehr erschwert wird. Nachmittags erzählt sie den Frauen biblische Geschichten — „sie wissen ja nichts und müssen alles lernen“, — wobei dann die Neugier sie oft zu Fragen verleitet, die ganz andere Dinge berühren und so die Besprechung stören — große Kinder in ihrer ganzen Weise! Wären nicht Familienrücksichten oft maßgebend, so würde die Zahl der lernenden Frauen sich noch mehr vergrößern; aber auch so ist das Bedürfnis nach weiblichen Missionsarbeitern groß geworden und ein Ruf nach dem andern wird in die Heimat gesendet um Gehilfinnen; die Frauen Abessiniens bedürften ebenso der Teilnahme wie die Frauen in den indischen Senana!

Ein sehr hoffnungsvoller Umstand ist auch die erwachende Lernlust der Jugend. Mit der Einkehr friedlicherer Verhältnisse in dem unter italienischem Einfluß stehenden Teile von Abessinien scheinen die Neigungen der Jugend sich auf bessere Dinge zu richten, als sie sonst den Abessiniern nahe lagen. Das Knabenheim in Asmara und das Mädchenheim in Bellesa beherbergen zusammen etwa 80 abessinische Kinder, und diese Häuser gewinnen nun eine größere Bedeutung für die direkte Verbreitung des Evan-

geliums. Es kommen jetzt nicht mehr wie früher meist vater- und mutterlose Kinder, um leiblichen Unterhalt zu finden, sondern sie kommen, um zu lernen; sie kommen, nachdem sie oft unter schweren Kämpfen mit ihren Angehörigen es erreicht haben einzutreten, ja nicht selten, nachdem sie um des Evangeliums willen schon allerlei gelitten haben. Namentlich aus dem Mädchenheim von Bellesa wird von solchen „jungen Kreuzträgerinnen" berichtet die unter den Schmähungen und Flüchen ihrer nächsten Angehörigen, sich von dem getrennt haben, was ihnen sonst das liebste auf Erden war. Teilhaftig der Schmach Christi, haben sie eine gewisse geistige Reife gewonnen und nehmen die heiligen Wahrheiten tiefer auf als die übrigen. Eines dieser älteren Mädchen wurde im Unterrichte einst gefragt, inwiefern Israel mit seinem Auszuge aus Aegypten und seiner Wüstenwanderung ein Bild von dem Israel des N. T. sei; es antwortete: „auch dieses erwartet hier nichts anderes als Scheidung und Not" — und das war keine eingelernte Phrase; der Ausdruck ihres Gesichtes, der diese Antwort begleitete, zeigte, daß Erfahrung dahinter stand.

(Fortsetzung folgt.)

Die Zeit der Sichtung in der Mandschurei.

Erst jetzt, nachdem sich der Verfolgungssturm des Jahres 1900 in Nordchina gelegt hat und die geflüchteten Missionare zum größten Teil wieder auf das Arbeitsfeld haben zurückkehren können, läßt sich auch der Stand der christlichen Gemeinden einigermaßen überschauen. Es liegt da zunächst die Frage nahe, wie die Gemeinden und ihre einzelnen Mitglieder die Feuerprobe überstanden haben und welches ihr Verhalten in jenen Tagen der Drangsal gewesen ist. Daß die blutige Katastrophe eine Sichtung der davon betroffenen Gemeinden herbeiführen würde, das ließ sich von Anfang an mit Sicherheit annehmen und die Missionare haben mit Recht für ihre verfolgten Christen gezittert. Andererseits brachten es aber auch die Verhältnisse mit sich, daß die Verfolgung nicht überall denselben Grad der Heftigkeit erreichte und daß somit auch die Sichtung der Christengemeinden eine dem entsprechende war.

Von den verschiedenen Missionsgebieten, die dabei in Betracht kommen, liegt uns zunächst ein Bericht der schottischen Presbyterianer aus der Mandschurei vor, die überall, soweit es ihnen möglich war, in den einzelnen Distrikten ihres Arbeitsfeldes genaue Erkundigungen eingezogen und diese im Chinese Recorder (September 1901) veröffentlicht haben. Ehe wir diesen Bericht, der in durchaus nüchterner und offener Weise gehalten ist, wiedergeben, schicken wir in Kürze voraus, daß die Mandschurei seit einigen Jahren zu den hoffnungsvollsten Missionsgebieten von ganz China gehörte. Die Vereinigten Presbyterianer Schottlands hatten hier seit Anfang der 70er Jahre von der Hauptstadt Mukden aus südwärts bis Niutschwang, nordwärts bis nach Kirin und ostwärts bis nach Korea zehn Hauptstationen angelegt und 42 Gemeinden gegründet, zu denen circa 10000 Kommunikanten gehörten. Tausende durften sie in den letzten Jahren als volle Kirchenglieder in ihre Gemeinden aufnehmen. Hand in Hand mit ihnen arbeiteten in brüderlicher Eintracht von Niutschwang und Kirin aus die irischen Presbyterianer. Nur der Achtung, die sie unter der Bevölkerung genossen, verdankten es die Missionare, daß sie unmittelbar vor dem Ausbruch der Unruhen gewarnt wurden und sich noch rechtzeitig an die Küste zurückziehen konnten. Doch wurden die Spitäler und Missionshäuser, Kirchen, Kapellen und Schulgebäude geplündert und zum Teil eingeäschert. Ueber die Christen aber erging ein Verfolgungssturm, der vielen das Leben kostete oder sie doch um Hab und Gut brachte. Andere konnten sich durch die Flucht retten oder aber sie leisteten in der Stunde der Anfechtung Widerruf. In wie weit dies geschah, darüber giebt der erwähnte Bericht von Miss. J. Webster im Chinese Recorder Aufschluß.

Im Sungari-Distrikt, so heißt es in dem Bericht, betrug die Zahl der Gemeindeglieder vor dem Ausbruch der Unruhen 120, die der Taufbewerber 200. Die Boxer-Bewegung ließ sich in dieser Gegend erst verspüren, nachdem die Missionare bereits seit zwei Wochen das Feld geräumt hatten; dann aber setzte sie mit aller Macht ein und verbreitete sich bis in die Berge hinein. Die Boxer waren allesamt ganz junge Bürschchen von 14 bis 19 Jahren; nur ihre Anführer gehörten einer reiferen Altersstufe an. Trotzdem erlangten diese jungen Leute so große Gewalt über die Bevölkerung, daß selbst Magistratspersonen ihnen Achtung zollen mußten, als ob sie niedere Gottheiten wären. Die ganze Bewegung war jedoch von Anfang an hauptsächlich eine militärische und die Plünderung und Zerstörung von Eigentum war vornehmlich das Werk von Soldaten. In den meisten Fällen suchten die Christen ihr Heil in der Flucht und verloren all ihr Eigentum. Die, welche man ergriff, wurden ins Ge-

fängnis geworfen und gemartert; manche von ihnen wurden mit Stricken am Dachbalken aufgehängt. Von dem einen weiß man bestimmt, daß er am Feuer geröstet wurde; infolge dessen nahm sich sein Sohn, als er von den Martern seines Vaters hörte, das Leben. Einige wenige leisteten Widerruf, aber es waren hauptsächlich Leute mit sehr geringer Erkenntnis und schwachem Glaubensleben.

In Schuang-tscheng-pu, wo sich die älteste Gemeinde befindet, lassen sich drei Phasen der Verfolgung genau unterscheiden. Zuerst beschränkte man sich darauf, die Christen mit Geldstrafen zu belegen; es war dies die Zeit, ehe der kaiserliche Erlaß die Ausrottung aller Fremden anordnete. Dann folgten die Niedermetzelungen, und schließlich ging man zu Martern und Folterqualen über, mit der Absicht, Geld zu erpressen. Während der ersten dieser drei Verfolgungsperioden floh ein Christ, Namens Fu, ein angesehener Kaufmann in Schuang-tscheng-pu, vor den Boxern. Dafür wurde nun sein Gehilfe festgenommen und mit dem Tode bedroht, wenn er den Aufenthalt seines Brotherrn nicht angebe. Sobald Fu davon hörte, begab er sich sofort ins Amthaus und stellte sich freiwillig. Als er hier seinen Namen nannte, wollten die Beamten seinen Angaben nicht glauben, und daß er der sei, nach dem sie fahndeten. Er versicherte sie jedoch aufs nachdrücklichste, daß er der Gesuchte sei und bat inständig, seinen Untergebenen loszulassen. Die Beamten waren über diese Handlungsweise so erstaunt, daß sie ihn nach Zahlung einer Geldsumme freigaben.

Während der Zeit der Niedermetzelungen wurde einer, Namens Su, von den Behörden zum Tode verurteilt. Bevor jedoch die Hinrichtung vollzogen wurde, langte ein Befehl von Kirin an, wonach die Todesstrafe für die Christen aufgehoben wurde. Der Mann wurde demzufolge wieder losgelassen. Die Fälle, in denen die Christen gemartert und gepeinigt wurden, traten erst zuletzt ein. Einer von ihnen versprach, sich durch eine Geldsumme loszukaufen, entkam aber in der Zwischenzeit. Ein anderer flüchtete, obschon er gefesselt war und verbarg sich in einem Hirsefeld. Von den zwei Christen, die Widerruf leisteten, war der eine als der größte Feigling des Ortes bekannt, und der andere war ein sehr schwacher Christ. Zwei weitere Männer, die gemartert wurden, erhielten schließlich ihre Freiheit wieder, weil sie zu arm waren, um etwas von ihnen zu erpressen. Als dann die Russen einrückten, setzten die Behörden nichtsdestoweniger die Verfolgung der Christen fort, weil sie glaubten, Rußland und England seien einander feindlich gesinnt. Das Verhalten der chinesischen Behörde wurde schließlich dem russischen Beamten in Harbin gemeldet, worauf die Bedrückung sofort eingestellt wurde. Die Russen

hatten auch durchaus nichts dagegen, daß die Missionsarbeit fortgesetzt würde; nur sollte sie sich auf den Unterricht der Christen beschränken, wogegen sie jede Propaganda unter der heidnischen Bevölkerung, wenigstens für den Augenblick, eingestellt zu sehen wünschten. Die Christen fanden bald heraus, daß ein Kruzifix, das sie als Abzeichen des Christentums in ihren Häusern aufstellten, sie vor der Plünderung der Russen schützte. Aber sie kamen dadurch zwischen zwei Feuer; denn während sie infolge dessen von den Russen unbehelligt blieben, luden sie damit andererseits den Haß und die Feindschaft ihrer heidnischen Nachbarn auf sich. Den Missionaren gegenüber bezeugten die Christen viel Teilnahme und auch Willigkeit, ihren Anordnungen nachzukommen. Sie stellten sich alle nach und nach wieder ein, und kein einziger hat sich von der Gemeinde losgesagt. Keiner hat auch um Unterstützung gebeten oder Entschädigung für seine Verluste beansprucht. Im großen und ganzen hat die Heimsuchung den Christen nur gut gethan.

In Kirin zählten die Gemeinden beim Ausbruch der Verfolgung 846 Mitglieder, und in Ku-yü-shu 650. In letzterem Bezirk kamen die Christen noch verhältnismäßig leicht weg, wahrscheinlich, weil die chinesischen Behörden nicht recht sicher waren, ob die Boxer vom Süden her oder die vom Norden her anrückenden Russen die Oberhand gewinnen würden. Es kam daher in diesem Distrikt zu keinen Niedermetzelungen. Dagegen lagen die Verhältnisse ernster im Kirin-Bezirk, wo in A-shing-tscheng elf Christen von den chinesischen Beamten hingerichtet wurden. Zwei Evangelisten, die mit einigen Chinesen flüchteten, wurden von den Russen, die sie für Boxer hielten, erschossen. In beiden Bezirken hat sich eine ziemlich große Anzahl von Christen auf die eine oder andere Weise zum Abfall verleiten lassen. Es geschah dies, indem ihnen von den Amthäusern Certifikate aufgenötigt wurden, durch deren Unterschrift oder bloße Annahme sie ihren Abfall bezeugen mußten. Die meisten Abfälligen kommen auf diese Rubrik. Andere stellten Götzenbilder, hauptsächlich das Bild des Herdgottes in ihren Häusern auf. Wieder andere brannten Weihrauch ab und ließen sich von den Boxern verleiten, an bestimmten Plätzen Götzen zu verehren. Schließlich verstanden sich auch einige dazu, durch offenbare Sünden, wie Spiel und Opiumrauchen, den Heiden zu beweisen, daß sie keine Christen mehr seien.

In den meisten Fällen scheint man den Christen mit dem Tode gedroht zu haben, um Geld zu erpressen. Die auferlegten Geldstrafen waren sehr bedeutend und die Erpressung wurde allenthalben angewandt. Auf keiner Station des Ku-yü-shu-Bezirks standen Russen. Trotzdem wurde auf einer derselben das Kruzifix als Schutz-

wehr angewandt. Zwei Kirchenälteste besuchten auf ihrem Rückweg von Wladiwostock alle Stationen und berichten, daß die meisten Christen, die sich zum Abfall verleiten ließen, aufs tiefste beschämt sind und ihre Handlungsweise aufrichtig bereuen. Nach ihrem Dafürhalten soll man die Arbeit wie bisher fortsetzen. Zwei Kirchen und zwei Kapellen sind uns erhalten geblieben, die Kapelle von Ku-yü-shu ist wieder repariert worden und die übrigen Gotteshäuser können wir bis auf eins leicht wieder mieten.

Von den Evangelisten hat keiner durch Verehrung von Götzen, Verbrennung von Weihrauch oder Ankauf von Certifikaten Widerruf geleistet. Nur von einem ist bekannt geworden, daß er sich zweimal zum Spiel verleiten ließ. Nimmt man aber all die verschiedenen Fälle des Abfalls zusammen, so belaufen sie sich im Ganzen nicht auf 50 Prozent. Die Sachlage ist jetzt so, daß wieder auf allen Stationen die Christen zum Gottesdienst zusammenkommen.

Was die Station Kirin selbst betrifft, so hat hier Dr. Greig die meisten russischen Beamten gesprochen und keiner von ihnen ließ die Absicht durchblicken, daß sie unserm Werk irgendwie entgegentreten würden. Im Gegenteil, General Kaulbers erklärte, daß er sich Heiden wie Christen gegenüber ganz unparteiisch zu verhalten gedächte. Er erbat sich nur von Dr. Greig die Versicherung, daß derselbe keinerlei Anlaß zu Schwierigkeiten geben wollte. Auf Dr. Greigs Bitte hin wies ihm der General-Gouverneur ein Haus und ein passendes Anwesen für ein Hospital an. Letzteres ist seitdem eröffnet worden und die Zahl der hilfesuchenden Patienten mehrt sich. Zugleich werden in demselben am Sonntag Morgen- und Abendgottesdienste gehalten und eine Gebetsversammlung in der Mitte der Woche. Die Beteiligung an diesen Gottesdiensten ist sehr ermutigend und fast ebenso zahlreich wie vor dem Ausbruch der Unruhen.

Auf den östlichen Außenstationen ist es bis jetzt für die Christen noch nicht möglich, regelmäßig zusammen zu kommen, außer in O-mo-so, wo ungefähr 1000 Russen stehen. Die dortige Kapelle wird zur Zeit als Telegraphenbureau benützt. Alle anderen Kapellen sind zerstört, teils durch die Chinesen, teils durch die Russen. Ebenso liegen alle Gotteshäuser auf den südlichen Außenstationen in Trümmern. Die Christen haben hier all ihr Hab und Gut verloren. Bis jetzt ist Tschaluhe am Yülu der einzige Ort, wo Christen es wagen dürfen, sich wieder sehen zu lassen. Auf den nördlichen Außenstationen haben die Christen nicht standgehalten und der Abfall war, obschon die Verfolgung keinen hohen Grad erreichte, allgemein. Manche schämen sich jetzt und bereuen ihren Fall. Von den Evangelisten erhielt nur einer ein Certifikat, aber es scheint, daß es sein Vater ohne sein

Wissen für ihn kaufte. Er ging dann zu den römischen Katholiken über. In Kirin selbst führt jetzt ein Bücherhändler das Werk fort und wir lassen den einen Teil eines Neubaues als Predigthalle herrichten.

In Kuan-tscheng-tschu war die Verfolgung nicht besonders heftig, da die chinesischen Behörden unentschlossen waren. Die Zerstörung des Missionseigentums wurde durch ein Gefecht zwischen den chinesischen Truppen und einer Abteilung Russen beschleunigt. Von den Christen verlor nur einer das Leben, die übrigen flohen. Nur einige wenige kamen um ihre Habe. An dem einen Orte konfiszierten die Behörden das gesamte Eigentum der Christen, gestatteten ihnen aber hinterher es wieder einzulösen. An anderen Plätzen hat die Tsai Li Sekte nach Herzenslust geraubt und geplündert. In I-tungtschau an der kaiserlichen Heerstraße erpreßten die Behörden große Summen durch die Drohung, die Christen den Boxern auszuliefern. Außer in zwei Dörfern hat hier kein Abfall stattgefunden, da die Christen nicht so hart auf die Probe gestellt wurden. Die, welche am meisten zu leiden hatten, waren einige Evangelisten. Zwei von ihnen versuchten Selbstmord zu begehen, der eine zweimal. Bis jetzt hat sich nur etwa der dritte Teil zum Gottesdienst wieder eingestellt.

Verhältnismäßig wenig hatten die Gemeindeglieder der Stadt Mai-mai-kai von Verfolgung zu leiden, da der Ortsbeamte nichts von den Boxern wissen wollte. Als die Unruhen begannen, hatte er eben eine Proklamation erlassen, worin er die Einwohner zum Bau einer neuen Stadtmauer aufforderte. An der Aufbringung der Kosten beteiligten sich auch die Christen und es wurden dann Certifikate für die Männer ausgefertigt, auf denen aber nur bezeugt war, daß sie loyale Leute seien, die am Bau der neuen Stadtmauer mitgeholfen hätten. Die anderen kamen mit Geldstrafen davon. Auf den Außenstationen flüchteten sich alle Christen und die Kapellen wurden niedergebrannt. Einer der Prediger wurde gefesselt, aber hinterher wieder freigegeben. Ermordungen kamen im Distrikt nicht vor.

In der Stadt Kay-yuan machten sich die beiden Beamten während der Unruhen aus dem Staube. Die Plünderung des Missionsanwesens geschah hier durch die Tsai Li Sekte unter Führung eines mohammedanischen Soldaten. Eines unserer dortigen Gemeindeglieder fiel ab, indem es Bibel und Neues Testament dem Kirchenältesten zurückgab. Ein Aeltester ging ins Hauptlager der Boxer und ließ sich ein Certifikat einhändigen. In zwei Dörfern gingen sämtliche Christen zurück, aber die von ihnen geforderten Gelder waren noch nicht gezahlt, als die Russen anlangten. Von Todesstrafen wird von da nichts gemeldet. Jetzt halten die dortigen Christen täglich mit

einander eine Gebetsstunde; die Gottesdienste am Sonntag werden durchschnittlich von circa 90 bis 100 Leuten besucht. Die Russen kommen uns äußerst freundlich entgegen und zeigen ein großes Verlangen, in der heiligen Schrift zu forschen. Wegen einer Entschädigung des geraubten Eigentums ist nur ein einziges Mal die Rede gewesen. Aber obschon man genau weiß, wer all das fremde Gut an sich gebracht hat, so sind doch keinerlei Schritte gethan worden, um es wieder mit Gewalt zurückzufordern. — Auf der Station Tieling ist der Prediger Tschang wieder in aller Stille in seine Arbeit eingetreten. Ermordungen kamen hier drei vor.

Im Distrikt Hai-lung-tscheng war die Verfolgung sehr heftig. Alle Kapellen und Wohnstätten der Christen wurden zerstört. In der Stadt selbst wurden vier Männer, die bis ans Ende ihre Zugehörigkeit zu Christo bezeugten, enthauptet. Von drei andern, die auch umkamen, weiß man nichts Näheres. Von der Zweigstation Mo-pan-schan entkamen die Gemeindeglieder in die Berge, wo sie unter ihrem Führer Yao Hua zu gemeinsamem Gebet zusammenkamen. In Tai-ping-ho wurde der Prediger ermordet, und in Teh-sheng-kau wurde der blinde Tschang eine volle Woche lang von Mitgliedern der Tsai Li Sekte gequält. Während dieser Zeit nahm er kaum etwas Speise und Trank zu sich, sondern verharrte ohne Unterlaß im Gebet. Schließlich wurde er in einen Tempel geschleppt und enthauptet, während er betete und Christum bekannte. In Schan-tscheng-tsu wurden 21 Personen ermordet: elf Gemeindeglieder und zehn Taufbewerber. Die Kapellen und Wohnstätten wurden sämtlich niedergebrannt und die Christen verloren all ihre Habe. Dem alten Prediger Pan wurde seine Tochter weggefangen und verkauft. Ein Gemeindeglied nahm sich selbst das Leben. Zwanzig Mädchen wurden gefangen weggeschleppt. Eine alte Frau von 60 Jahren wurde umgebracht, weil ihr Sohn zu den Christen gehörte. Im ganzen kamen 41 Personen um: 27 Gemeindeglieder und 14 Taufbewerber.

In den beiden Distrikten Hsin-min-tun (mit 2364 Gemeindegliedern) und Kuang-ning (mit 1149) haben die Christen, so weit wir's bis jetzt beurteilen können, am schwersten zu leiden gehabt. In Betreff des ersteren, können wir nur danken, daß so viele der dortigen Christen den furchtbaren Sturm ausgehalten haben. Aber man kann auch zugleich nicht anders als mit dem tiefsten Mitgefühl der schweren Leiden gedenken, die sie auszustehen hatten. Wir würden vielleicht manchen Fall milder beurteilen, wenn wir alle Einzelheiten genau kennten.

Die Verfolgung in Hsin-min-tun begann in einer Schreiner-Werkstatt. Diese wurde zuerst niedergebrannt und innerhalb weniger

Tage wurden 25 Gemeindeglieder ermordet. Einige davon waren keine von den besten Christen, aber doch befanden sich auch solche darunter, die von großem Einfluß auf die Gemeinde waren. Einer von ihnen wurde gleich anfangs ergriffen und enthauptet. Sein Haupt wurde der Kapelle gegenüber aufgesteckt. Bald darauf traf seine Frau dasselbe Los. Durch den ganzen Distrikt hin wurden alle Wohnstätten der Christen niedergebrannt; kein einziges Haus blieb verschont. Wer fliehen konnte, floh; aber vielen war es nicht mehr möglich. Zwei Brüder und ein Neffe wurden miteinander umgebracht. Der älteste Bruder erbot sich, für sie zu sterben; aber umsonst. Er mußte ebenfalls das Leben lassen. Der Mann war von großem Eifer für das Wohl der Gemeinde beseelt. Jetzt stehen die Frauen und die Mütter der drei Erschlagenen als Witwen gänzlich verlassen in der Welt da. Die Tochter des einen ist verkauft worden. Es ist das ein sehr trauriger Fall, leider nur einer von vielen. Einer der Christen wurde sieben Tage lang gemartert und dann auf barbarische Weise umgebracht. Aber er legte bis ans Ende ein glaubensfreudiges Zeugnis für Christum ab und sprach es unverhohlen aus, daß er keinen andern Lebenszweck kenne, als den Christum zu bekennen. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß der Mann nur darum soviel zu leiden hatte, weil er sein Licht leuchten ließ.

Westlich vom Fluß war die Verfolgung am heftigsten, wogegen im östlichen Gebiet die Christen sich durch Zahlung von Geld und Abbrennen von Weihrauch Ruhe verschafften. Alles in allem sind in Hsin-min-tun 45 Personen ums Leben gekommen: 38 wurden ermordet und 7 starben teils infolge der ausgestandenen Schrecken, teils durch Selbstmord. Fünf Mädchen wurden entführt und in heidnische Häuser geschleppt. Von den Wohnstätten der Christen sind 60 Prozent niedergebrannt worden. Gegenwärtig hat etwa die Hälfte der Bevölkerung Götzenbilder in ihren Häusern stehen, nicht daß sie ihrem Glauben untreu geworden wären, sondern um in den Dörfern unbelästigt zu bleiben, bis wieder Ruhe im Lande hergestellt ist. Nur etwa ein Drittel von ihnen ist wirklich rückfällig geworden. Die Christen könnten jetzt wieder in Hsin-min-tun zusammenkommen, wenn sie ein Versammlungslokal hätten. Noch mehr als die Christen hatte der heidnische Eigentümer der Kapelle zu leiden. Leider sind die Rückfälle in der Stadt selbst ziemlich zahlreich. Anfangs, als die Boxer anrückten, hätten sich die Christen leicht durch die Flucht der Verfolgung entziehen können, aber die Gelegenheit wurde von vielen versäumt. Der Beamte erließ eine Proklamation, worin alle Christen aufgefordert wurden, sich selbst anzugeben und Widerruf zu leisten. Er ließ ihnen hierfür einen Monat Zeit, um, wie er sagte, ihnen

Gelegenheit zur Flucht zu geben. Aber die Leute glaubten, es geschehe das nur, um seine Taschen zu füllen. Ehe indes die angesetzte Zeit verstrichen war, trafen die Russen ein und der Verfolgung ward ein Ende gemacht. Mittlerweile hatten aber einige Christen schon die Certifikate des Widerrufs in den Händen.

In Kuang-ning standen die Sachen noch schlimmer. Die Russen ließen den Platz beiseite liegen; sie besetzten ihn wohl für eine Woche, zogen dann aber wieder ab. In der Stadt selbst wurden 18 Personen getötet, in den umliegenden Bezirken 28. In drei oder vier Fällen haben die Christen eine Glaubenstreue bis in den Tod bewiesen, die jeder Kirche zur Zierde gereichen würde. So erlitten z. B. zwei Bibelfrauen den Märtyrertod. Die eine Christin wurde sofort von den Boxern niedergemacht; eine andere wurde von Ort zu Ort gehetzt und beging schließlich in der Angst ihres Herzens mit ihrem Mann Selbstmord. Eine der Bibelfrauen, die ihren Dienst ohne Entschädigung versah, starb in heroischster Weise. Sie hat zwei kleine Kinder hinterlassen, die nun völlig mittellos sind. Manche der Christen wurden langsam zu Tode gemartert. Einige erlitten den Tod wegen ihres Eifers für die Ausbreitung der christlichen Wahrheit, andere nur aus dem Grund, weil sie der christlichen Gemeinde angehörten. Auch von diesen starben verschiedene als bekenntnistreue Christen. Einer, der sonst nicht gerade sein Licht leuchten ließ, blieb doch in der Stunde der Anfechtung standhaft. Als man die Forderung an ihn stellte, sich von Christo loszusagen, erkärte er, er könne die Wahrheit nicht aufgeben. Er verkündigte dieselbe bis zum letzten Augenblick und ermahnte die Leute, doch selbst nachzuforschen, ob die Lehre Jesu nicht wahr sei.

Vorderhand liegen die Verhältnisse an vielen Orten dieses Bezirks so, daß man noch nicht zu predigen wagen darf. Verschiedene Evangelisten haben zwar die Außenstationen aufgesucht, aber man bat sie, sich möglichst schnell wieder zu entfernen. Aus dem Grund hat auch der Kirchenälteste Tschi seinen Posten wieder verlassen müssen. Nach seinem Dafürhalten wird die künftige Gestaltung der dortigen Gemeinden ganz davon abhängen, wie sich die Missionare zur Frage der Entschädigung von Hab und Gut stellen. Sind wir dafür, so würden sich die Gemeindeglieder bis auf den letzten Mann wieder einstellen; im andern Fall dürfen wir nur auf ein Drittel derselben rechnen. Die Gemeinden werden dadurch ärmer sein, aber dafür reiner (poorer and purer). Ueberhaupt wird auf diese Frage viel ankommen, und je mehr wir uns davon unabhängig machen können, desto eher wird es uns möglich sein, das Werk auf gesunder Grundlage wieder zu beginnen.

Soweit Rückfälle hier vorgekommen sind, geschah es in mannigfachster Form, sodaß wir sie hier nicht weiter besprechen können. Von einigen heißt es, daß sie damit, daß sie Götzenbilder in ihren Häusern aufgestellt haben, auch zugleich aus der Gemeinde ausgeschieden wären. Darauf ist folgendes zu antworten: Sie haben wegen ihrer Zugehörigkeit zur christlichen Kirche gelitten und haben noch zu leiden, selbst nachdem Götzenbilder in ihren Häusern stehen, und vielleicht gerade darum nicht am wenigsten. Viele sind auch durch die Familienverhältnisse dazu gekommen. Wenn allesamt um dieser Sache willen als ausgeschieden zu betrachten sind, so bleiben uns nur noch etwa die Hälfte unserer Leute, vielleicht auch nur noch ein Drittel. — In Tschin-tschau, wo die Gemeinde 854 Mitglieder zählte, war die Verfolgung am leichtesten und die Aussichten günstiger, als irgendwo anders. Hier ging der Beamte gegen die Boxer vor und räumte sie aus dem Wege. Er wurde von vielen beschuldigt, daß er selbst zu den Christen gehörte. Es kamen in diesem Distrikt auch nur drei Christen um, und es konnten bis jetzt wieder fünf Kapellen für den Gottesdienst geöffnet werden.

Die Stadt Liao-yang, in deren Distrikt die Gemeinden 1100 Mitglieder zählten, kam während der russischen Besetzung besonders gut weg, da Dr. Westwater die Truppen im Dienst des roten Kreuzes begleitete und auf den Wunsch des kommandierenden Offiziers zuerst die Stadt betrat. Es gelang ihm, die Bewohner zu beruhigen und er wird nun von ihnen als der Retter der Stadt betrachtet. Was sich beim Ausbruch des Boxer-Aufstandes und späterhin zugetragen hat, darüber hat man aufs sorgfältigste Nachforschungen angestellt und die Erkundigungen nur von ganz zuverlässiger Seite eingezogen. Nach ihnen brach der Sturm am 5. Juli aus, nachdem schon vorher die Straßenkapelle von den Boxern am Ort verwüstet worden war, und zwar an demselben Tage, an dem der letzte Missionar die Stadt verlassen hatte. Dann langte eine Bande Insurgenten von Mukden an, die im Verein mit dem Stadtgesindel alle Häuser der Fremden, die Kirche, Hospitäler und sonstigen Gebäulichkeiten zerstörte. Der Präfekt von Liao-yang war den Fremden sehr freundlich gesinnt und stand entschieden auf der Seite der Reformpartei, weswegen er auch seinen Sohn in die englische Schule schickte. Er gedachte auch die Christen zu schützen und begab sich, als er von der Zerstörung der Straßenkapelle hörte, in eigener Person an Ort und Stelle, um die Sache zu untersuchen. Als aber einmal die Boxer von Mukden auf der Bildfläche erschienen waren, war er machtlos und er wurde thatsächlich von ihnen gezwungen, seine Kniee vor ihnen zu beugen, obschon sie der Mehrzahl nach nur ganz junge Bürschchen waren.

Die Christen der Stadtgemeinde konnten sich alle flüchten; die meisten entflohen nach den östlichen Bergen. Ihre Häuser und Läden wurden demzufolge niedergebrannt oder geplündert; im übrigen hatten sie wenig zu erdulden. Die römischen Katholiken flüchteten sich nach San-tai-tzü, wo die beiden Patres Corbel und Canbrière entschlossen waren sich mit den Ihrigen zu verteidigen. Sie haben dies auch drei Monate lang in heldenmütiger Weise gethan, bis sie durch die Russen befreit wurden. Der bewaffnete Widerstand der Katholiken hatte aber seine Gefahren für alle Christen jener Stadt und es ist nur der wohlwollenden Stellung des Präfekten zuzuschreiben, daß die Verfolgung nicht heftiger ausfiel. Der Beamte erließ nämlich eine Proklamation, worin er den Christen „Verzeihung" anbot und Certifikate auszustellen versprach. Die Ausdrücke in denselben waren so allgemein und mild gehalten, daß sie nichts weiter besagten, als daß der Empfänger „die Unwahrheit verwerfe und zur Wahrheit zurückgekehrt sei." Sobald die Certifikate ausgegeben wurden, nahmen sie einige unserer hervorragenden Gemeindeglieder an. Das Gerücht dagegen, daß alle unsere Christen in Liao-yang abgefallen wären, ist nicht wahr. Nur drei von sieben Kirchenältesten ließen sich ein Certifikat ausstellen und das auch erst, nachdem der härteste Druck auf sie ausgeübt worden war. Ein sehr geachteter Aeltester, Namens Li, der zur Zeit eine Landgemeinde bediente, floh mit Weib und Kindern und verbarg sich einige Wochen lang in den Hirsefeldern. Schließlich war ihm nur noch die Wahl gelassen, entweder allein weiter zu fliehen und seine Frau, deren Entbindung nahe bevorstand, mit samt den Kindern inmitten der größten Gefahr zurückzulassen — oder aber ein Certifikat anzunehmen. Die äußerste Not ließ ihn schließlich den letzteren Ausweg wählen. Aber als er später die Sache selbst erzählte, fühlte er den Ernst seines Schrittes in seinem vollen Umfang.

Das Hinwegschreiten über ein Kreuz wollte nicht viel besagen. Es wurde ein solches aus der katholischen Kirche herbeigebracht und auf den Boden des Amthauses niedergelegt. Aber der Präfekt nahm wenig Notiz davon, wie es die einzelnen Christen damit hielten. Von den Angestellten der Mission haben sich 11 von 21 nicht das Geringste zu Schulden kommen lassen. Zu ihnen gehören die verschiedenen Kolporteure, die sich gerade in Ortschaften aufhielten, wo sie wenig bekannt waren und deshalb verhältnismäßig leicht entfliehen konnten. Von den Gemeindegliedern haben nur sehr wenige den Glauben verleugnet und man muß sich nur wundern, daß es ihrer nicht mehr waren. Einer schloß sich den Boxern an, ein anderer der Tsai Li-Sekte.

In den Land-Distrikten war die Verfolgung da am heftigsten, wo die Tsai-li am stärksten vertreten waren. In Hsiai-pei-ho wurden die Christen gezwungen, in den Tempel zu gehen und Weihrauch abzubrennen. Etwa zwei Drittel thaten das. In Li-erh-pu blieben von 80 Gemeindegliedern 20 standhaft; nur etwa sieben oder acht wird man in strenge Kirchenzucht nehmen müssen. In manchen Fällen ließen einzelne sich Certifikate für andere geben ohne deren Zustimmung. Die heftigste Verfolgung fand im Distrikt von Pan-schi-hu statt. Doch starben hier nur zwei Personen den Märtyrertod. Die eine war eine alte Frau. Als die Boxer dahin kamen, floh ihre ganze Familie. Da sie über 80 Jahre alt war, hielt sie es nicht der Flucht wert und hoffte, man werde sie unbehelligt lassen. Es wurde ihr die Frage gestellt: „Glaubst du an Buddha?" Sie antwortete: „Nein, ich glaube nicht an ihn". Daraufhin wurde sie niedergehauen. Der andere war der Gründer der Station Ta-kuan-tsai. Er wurde in Hsin-ping ermordet. Eine Anzahl der Christen erlag den Entbehrungen. Im ganzen mögen hier 22 Personen umgekommen sein. Schließlich kehrte Friede in der Stadt ein, aber Räuberbanden streiften im Distrikt umher, die keinerlei Unterschied zwischen Christen und Nichtchristen machten. Manche Gemeindeglieder befanden sich in solcher Not, daß man nicht umhin konnte, sie mit dem Nötigsten zu unterstützen; aber im allgemeinen war der Mangel nicht allzu drückend. Auf die meisten der Christen hat die Verfolgung die Wirkung gehabt, daß sie empfänglicher für das Evangelium und regsamer geworden sind. Sie haben auch ohne Murren den Verlust ihrer Habe ertragen und es ist bis jetzt noch kein Wort von einer Entschädigung gefallen. Von Mitte Dezember ab hielten sie auch ihre Versammlungen wieder regelmäßig, bis sie von den russischen Beamten untersagt wurden.

Die Leiden der Christen in Hai-tscheng waren verhältnismäßig leicht. Zwar verloren einige all ihr Hab und Gut, und die meisten von ihnen einen Teil ihres Besitzes, aber vor Schwererem wurden sie durch das rechtzeitige Eintreffen der Russen bewahrt. Leider kamen einige durch die Russen um. Dagegen wurde in Tien-tsi-tsai eine ganze Familie in brutaler Weise mißhandelt. Zehn Glieder derselben wurden getötet, einige andere schwer verwundet, von denen das eine inzwischen seinen Wunden erlegen ist. In Shui-tschuen wurde der Aelteste Tsai von den Boxern ergriffen und geknebelt. Sie drohten ihm mit dem Tode, wenn er seinen Glauben nicht verleugne. Er weigerte sich und wurde infolge dessen zum Anführer der Bande geschleppt. Hier wurde er zum Tode verurteilt, wenn er nicht widerrufe. Aber er blieb standhaft. Schließlich wurde

er von den Dorfälteſten freigegeben, als er ſich zur Zahlung einer Geldſtrafe verſtand. In Niutſchwang wurde dem Aelteſten Li ſein ganzes Eigentum verbrannt und ſeine Tochter entführt. — Beſonders heftig war die Verfolgung in den nördlichen Bezirken. Bis zu einem gewiſſen Grad herrſcht auch jetzt noch die Schreckensherrſchaft.

Was den Abfall einzelner Mitglieder betrifft, ſo kam ein ſolcher in der Stadt Hai-tſcheng und im ſüdlichen Gebiet nur ſehr ſelten vor. Die meiſten Chriſten konnten ſich durch die Flucht retten. Dagegen fielen im Norden viele ab, ſei es, daß ſie Weihrauch abbrannten, ſei es, daß ſie Götzenbilder verehrten oder Certifikate annahmen. Einer der Gehilfen in Niutſchwang ließ ſich durch Schläge ſchließlich dazu zwingen, als Sekretär bei den Boxern einzutreten. — Bei der Zerſtörung des Miſſionseigentums ging das Stadtgeſindel gründlich zu Werk. Die Wohnung von Miſſ. Macintyre wurde ſo vollſtändig zerſtört, daß kein Stein auf dem andern blieb; ſelbſt die Fundamente wurden ausgegraben. Die Kapellen und Schulen wurden alleſamt ausgeraubt, zwei davon niedergebrannt.

Von der Station Fa-ku-man wurden vier Perſonen ermordet, darunter der Aelteſte Hſu und ſein älteſter Sohn, der im Miſſionshoſpital als Gehilfe angeſtellt war. Außerdem kamen noch einige Frauen und Kinder um infolge der Entbehrungen und der Schreckniſſe jener Tage. Ein Aelteſter und ein Bücherverkäufer werden noch vermißt. Auf einer der Stationen, in Tſcheng-tſchia-tun, zwang der Beamte die Chriſten noch im Februar, Certifikate anzunehmen und Geldſtrafen zu erlegen. In dieſem Diſtrikt ſind die Verluſte des Eigentums ſehr bedeutend. So hat z. B. die eine Familie durch Niederbrennung ihrer Bauernhäuſer und den Raub ihrer Güter ca. 20000 Mark verloren. Die Haltung der Chriſten war verſchieden. Die ernſteren unter ihnen haben innerlich durch die Trübſalshitze gewonnen, während andere nur in der Hoffnung auf Entſchädigung bei uns ausgehalten haben. Manche ſind zurückgegangen, verſchiedene haben Certifikate angenommen. Dazu hat ſich auch einer unſerer Evangeliſten verſtanden, der froh war, daß er nicht zur Verehrung der Götzen gezwungen wurde. Sehr traurig iſt der eine Fall, der uns zu Ohren kam. Hienach ſoll ein junger Burſche, der früher unſere höhere Schule beſuchte, ein Anführer der Boxer in Tſcheng-tſchia-tun geworden ſein und den Kopf eines Mannes herumgetragen haben, den er ſelbſt enthauptet hatte.

Das Miſſionswerk hat hier bis auf einen gewiſſen Grad wieder aufgenommen werden können: wenigſtens kommen die Gemeindeglieder

an den Sonntagen wieder zusammen. Anfangs wurde ihnen zwar wiederholt mit Angriffen gedroht und die Lage erschien ernst, aber indem man vorsichtig voran ging, blieb alles ruhig. Seitdem ist die höhere Knabenschule wieder im Gang und auch die Mädchenschule konnte wieder begonnen werden. An zwei Plätzen hat man auch Kapellen eröffnet. Inzwischen haben die römischen Katholiken den Versuch gemacht, von den Behörden Entschädigung des verlorenen Eigentums zu erlangen. Auf Wunsch der Behörde haben wirs zugelassen, auch den protestantischen Namen auf die Proklamation zu setzen; doch ist es nicht so weit gekommen.

In Mukden brach der Ausstand am 30. Juni aus, indem unsere Kirche in der östlichen Vorstadt niedergebrannt wurde. Am gleichen Abend wurden die Missionshäuser und Hospitäler auf der Anhöhe des kleinen Flusses ausgeplündert und verbrannt. Dann folgte am nächsten Tag die Niederbrennung der Missionsgebäude in der westlichen Vorstadt. Zuletzt, am dritten Tage, wurden die römisch-katholischen Missionsgebäude in der Südstadt gestürmt und dabei der Bischof, ein Priester und zwei Schwestern ermordet. Das kaiserliche Edikt wurde erst am 8. Juli veröffentlicht, und am 9. erließ der chinesische General-Gouverneur eine Proklamation, worin er 50 Taels für jeden Fremden, tot oder lebendig, versprach und jedem, der gegen die Fremden in den Krieg ziehen würde, eine Belohnung verhieß. Ob dieser Erlaß das Werk des General-Gouverneurs war oder ob derselbe nur unter dem Drucke und der Einschüchterung seines nächststehenden Beamten handelte, ist nicht bekannt. Die Boxer hatten die Stadt derart in der Gewalt, daß nur ihr Wille galt. Der kommandierende Tataren-General war ihr erklärter Freund und es wäre den Beamten schließlich nicht möglich gewesen, sich der Boxer zu erwehren, wenn der General nicht gegen die Russen ausgezogen wäre. Die Präsidenten der Abteilungen für die Einkünfte und Strafvollstreckungen waren die Häupter der Boxer-Bewegung und hatten ihr Hauptquartier in der Nordstadt, von wo her die Boxer sich mit allem Nötigen versahen. Die Boxer hatten in der Stadt bis zum 11. August das Heft in den Händen und tyrannisierten selbst die Beamten. Letztere mußten, wenn sie ihnen auf der Straße begegneten, aus dem Karren oder der Sänfte steigen.

Am 11. August erschien dann der Befehl, die Boxer auszurotten, und die Soldaten machten 60—70 von ihnen in der Nordstadt nieder. Es bestanden fünf verschiedene Boxer-Klubs, in jedem Stadtteil einer, und im Centrum der Stadt einer; aber nur die der Nord- und Weststadt wurden von den Soldaten angegriffen, während die meisten Mitglieder der übrigen bei Zeiten entflohen. Unter den Boxern der

Weststadt befanden sich viele Mohammedaner; selbst ihr Anführer war ein solcher. Nach der Aussage des eingeborenen Predigers Liu gingen die Boxer in Mukden anfangs nur darauf aus, die Zahl ihrer Anhänger zu mehren; als aber die Tsai Li Sekte und anderes Gesindel sich ihnen anschloß, gingen sie zu Plünderungen über. Unsere Kirche wurde ganz unversehens vom Pöbel angegriffen und zwar unmittelbar vor Ankunft der Boxer. So geschah auch die Plünderung durch das Stadtgesindel. Neun Zehntel der Christen retteten sich durch die Flucht, die übrigen konnten mit Hilfe heidnischer Anverwandten ein Uebereinkommen mit den Boxern treffen.

In den vier zu Mukden gehörigen Missionsbezirken haben, soviel man bis jetzt weiß, 100 Personen den Tod erlitten. Aber auch viele Rückfälle haben stattgefunden, mehr auf dem Lande als in der Stadt. Doch haben sich im allgemeinen die standhaft erwiesen, von denen wir das erwarteten. Die gegenwärtige Haltung der Christen ist recht gut. Sie haben ihre Leiden in christlicher Weise ertragen. Obschon viele all das Ihre verloren haben, klagen sie doch nicht, sondern wissen, daß es eine Heimsuchung war. Es macht sich auch das Gefühl der Rache wenig bemerklich. Freilich sind auch manche der Gemeinde untreu geworden, aber es sind doch nicht sehr viele. Andere sind zurückhaltend aus Furcht, weil sie noch nicht hinaussehen. Immerhin werden die Sonntag-Gottesdienste gut besucht und das gepredigte Wort wird zu Herzen genommen. Im großen und ganzen ersieht man, daß der Abfall von vielen nicht anders als eine falsche Aussage, wie eine Art von Lüge betrachtet wurde.

In der Hafenstadt Niutschwang traten die Boxer zuerst Ende März oder Anfang April auf. Die jungen Leute übten sich in den Tempeln und auf offenen Plätzen in den Waffen, bis der Präfekt es auf Ansuchen der Konsuln untersagte. Bald darauf wurden die Waffenübungen jedoch wieder aufgenommen und eifriger denn zuvor betrieben. Schließlich verloren die eingeborenen Beamten jegliche Gewalt über die Bewegung und sowohl Beamte wie Kaufleute wurden von den Führern der Boxer terrorisiert. Die Ladenbesitzer mußten das Losungswort der Boxer über ihren Thüren anbringen und Geld oder Lebensmittel an sie liefern. Da der Friede des Hafensgebiets dadurch gestört zu werden drohte, wollte der Präfekt weitere Truppen in die Stadt hereinziehen, aber die Konsuln protestierten dagegen. Aus diesem Grunde war die Stadt nicht genügend besetzt. Ueberhaupt suchte man — und damit stimmten die chinesischen Beamten mit den Vertretern der auswärtigen Mächte überein — alle Gewaltmaßregeln zu vermeiden und das Volk auf gütlichem Wege zu beruhigen, um dadurch den Handel und die Ruhe des Platzes zu wahren.

Am 26. Juli fand dann in der Nähe des Fremdenviertels ein Angriff der Russen auf das chinesische Lager vor dem Südthor statt. Der Angriff geschah von 500 Mann mit sechs Feldgeschützen auf die chinesischen Truppen, als diese eben beim Frühstück saßen. Widerstand wurde wenig oder gar nicht geleistet, aber die Kanonade währte trotzdem gegen zwei Stunden. Der russische Konsul und der Befehlshaber des russischen Kanonenboots behaupteten, sie hätten von dem beabsichtigten Angriff nichts gewußt und schoben die Schuld auf den Anführer des Truppenkommandos. Am 4. August griff dann eine kleine Abteilung von Boxern eine der Barrikaden an, sie wurden aber mit Leichtigkeit von den wachthabenden Civilisten zurückgeschlagen. Daraufhin besetzten nun die Russen sofort alle Barrikaden und übernahmen die Verteidigung des Platzes. Die Boxer zählten im ganzen nur 100 bis 150 Mann, hatten aber das Stadtgesindel hinter sich. Als sie sahen, daß sie nicht unverwundbar waren, liefen sie auf und davon. Doch wurden noch den ganzen Vormittag über zwecklose Schüsse zwischen den Russen und den chinesischen Truppen gewechselt. Um drei Uhr nachmittags bombardierten dann zwei russische Kreuzer die Stadtviertel der Eingeborenen und setzten sich in deren Besitz. Als der Abend anbrach, wurde die russische Flagge auf der Citadelle und auf dem Zollamt gehißt.

Blieb somit die Mission in Niutschwang dadurch von Verlusten verschont, so wurde doch in Tien-tschuang-tai ihr Anwesen zerstört und zwar wurde es hier von den Boxern niedergerissen, die dabei von chinesischen Soldaten und dem Stadtgesindel unterstützt wurden. In der Stadt Fu-tschia-tschuang wurde ein ganzer Komplex von Häusern niedergebrannt und nur aus dem Grunde, weil davon einige Hallen als Kapellen benützt wurden. Es wurde eine große Geldsumme für die Erhaltung der Gebäulichkeiten geboten, aber vergeblich. Sonst wurden in der Regel gemietete Gebäulichkeiten verschont, wenn auch das darin befindliche Missionseigentum jedesmal zerstört wurde. Die eingeborenen Christen danken ihr Entkommen nur der rechtzeitigen Flucht. Dies war auch der Fall in den Städten Kai-tschau, Hsingyao und Fu-tschau südlich vom Hafengebiet.

Allein in Afrika.

Vorbemerkung.

Im Jahre 1886 zog ein junger französischer Schweizer Namens August Goy, nachdem er sich einige Zeit im Basler Missionshaus für den Missionsdienst vorbereitet hatte, als Sendbote der Pariser Mission hinaus an den Sambesi. Er trat hier in das vom ehrwürdigen Missionar Coillard geleitete Werk unter den Barotsi ein und wirkte an dessen Seite eine Zeitlang als sein Gehilfe auf der Station Sefula. Zwei Jahre später nötigte ihn eine schwere Erkrankung, die er sich durch einen Sonnenstich zugezogen hatte, Erholung im Basuto-Land zu suchen. Hier kräftigte sich nicht nur seine Gesundheit wieder, er fand auch in der Tochter des verstorbenen Pariser Missionars Keck eine wackere Lebensgefährtin und Gehilfin für seine Missionsarbeit. Mit ihr, die schon längere Zeit den Wunsch gehegt hatte, dem Herrn in der Sambesi-Mission zu dienen, kehrte er 1889 in das ferne Barotsi-Thal zurück und erhielt hier den Auftrag, eine neue Station in der Nähe der Ngonye-Fälle zu gründen. Die Erkrankung und der Abzug der leidenden Missionsfamilie Jeanmairet führte jedoch dazu, daß Goy deren Station Sescheke im Jahr 1890 zu übernehmen hatte. Hier hat er dann sechs Jahre lang mit großer Treue und unter vielfachen Schwierigkeiten seine Missionsarbeit gethan, bis er im April 1896 einem schweren Fieber erlag und seine Arbeit dadurch ihren frühen Abschluß fand.

Seine junge Witwe, die ihm sieben Jahre lang in Freud und Leid treu zur Seite gestanden hatte und sich durch seinen Hinschied mit einem Schlag gänzlich vereinsamt sah, kehrte hierauf zu ihren Schwestern in den Oranje-Freistaat zurück und siedelte später mit ihren beiden Kindern zu deren Erziehung in die französische Schweiz über. Hier hat sie auch auf Wunsch ihrer Freunde die nachstehenden Erinnerungen aus ihrem Missionsleben niedergeschrieben, die wir mit Erlaubnis des Verlegers aus dem Englischen ins Deutsche übertragen haben.*) Es sind nur schlichte Schilderungen, aber nichtsdestoweniger sind dieselben reich an ergreifenden Zügen, die uns erkennen lassen, welchen Opfermut das afrikanische Missionsleben erfordert, zumal in jenen innerafrikanischen Gebieten, wo der Missionar einsam und allein,

*) *Alone in Africa*, or Seven Years on the Zambesi. By Madame Mathilde Keck-Goy. London, James Nisbet & Co. 1901. — Näheres über die Sambesi-Mission findet sich im Missions-Magazin 1898, S. 49 ff.

inmitten roher Heiden, ferne aller christlichen Gemeinschaft, unter dem beständigen Druck eines ungesunden Klimas seine entbehrungsreiche Arbeit thut. Wir glauben daher, unsere Leser werden mit inniger Teilnahme den Erlebnissen von Frau Goy folgen, indem wir dieselbe an die Ufer des Sambesi und in ihr einsames Heim begleiten.

1. An den Ufern des Sambesi.

Es stand uns eine weite, weite Reise bevor, als wir im Jahr 1889 den plumpen Ochsenwagen bestiegen, um darin den langen, beschwerlichen Weg vom Oranje-Freistaat nach dem Sambesi zurückzulegen. Wir waren fast ein halbes Jahr unterwegs, wovon wir allerdings einige Wochen in Kimberley zubrachten. Tag um Tag, Woche um Woche zogen wir dahin durch endlose Länderstrecken, unter glühendem Sonnenbrand und heftigen Regenschauern, unter mancherlei Gefahren und Strapazen, bis wir endlich spät abends am 12. Juli den Sambesi erreichten. Unsere Freude war unbeschreiblich, als von ferne das Gebell der Hunde an unser Ohr schlug und der Ochsentreiber erklärte, drüben am Ufer des Stromes liege das Dorf und die Missionsstation Kazungula. Wir blickten hinaus in die dunkle Nacht, aber wir konnten weder das eine noch das andere sehen. In unserer Ungeduld, die den Morgen nicht abwarten konnte, ergriffen wir die Laterne und begaben uns an den Sambesi, dessen Wogen langsam dahinfluteten. Auch da war wenig zu sehen; aber es lag doch der Fluß da und wir wußten uns dem Ziele nahe. Das genügte uns. Ja wir waren innerlich so bewegt, daß wir Gott nicht genug danken konnten, der uns auf der langen, ermüdenden Reise so gnädig behütet und uns wohlbehalten bis an den ersehnten Sambesi-Strom gebracht hatte.

Aber noch stand uns die Ueberfahrt bevor. Das war keine so einfache Sache. All unser Gepäck mußte Stück für Stück in Baumboote verladen und übergesetzt werden. Der schwerfällige Ochsenwagen wurde in seine einzelnen Teile zerlegt und diese dann auf das jenseitige Ufer hinübergeflößt. Besonders interessant war es, als das große Wagendach auf vier oder fünf Kanoes gestellt von den handfesten Leuten über den Strom hinübergerudert wurde. Was wäre das für ein Verlust und für ein Schrecken für uns gewesen, wenn auch nur eines dieser schmalen Kanoes umgeschlagen und die ganze Bootsladung, oder einer der unersetzlichen Wagenteile in die Tiefe versunken wäre. Vollends schwierig war es, die Ochsen hinüber zu bugsieren. Jedes der Tiere wurde an einem Lederriemen, der an

den Hörnern befestigt war, hinter einem Kanoe hergezogen, während mehrere Männer drauflosruderten und so das arme Geschöpf hinüberschwimmen ließen. Ein solches Ochsengefährt mit einem Gespann von 16 bis 18 Ochsen und allem Gepäck nimmt bei ruhigem Wasser gewöhnlich zwei oder drei Tage in Anspruch, bis alles glücklich am jenseitigen Ufer ist. Wir brauchten acht Tage, bis unsere Ueberfahrt bewerkstelligt, der Wagen wieder zusammengesetzt und aufs neue beladen war.

Dann gings weiter nach Sescheke im Barotsi-Thal, das uns als Arbeitsposten angewiesen war. O, wie glücklich fühlten wir uns, als wir hier schließlich angelangt waren. Jetzt befanden wir uns doch endlich an dem Platz, wo wir unsere Arbeit thun, aber auch manches zu leiden haben sollten.

Sobald die Eingeborenen des Dorfes das Knallen der Ochsenpeitsche hörten und den Wagen daherkommen sahen, stürzten sie alle herbei, um den neuen „Moruti" (den Missionar) und seine „Meo" (Frau) kennen zu lernen. Als der Wagen Halt machte, waren wir von so vielen umringt, daß wir kaum aussteigen konnten. Jeder wollte uns sehen und grüßen. Ich hatte einen solchen Empfang in einem heidnischen Lande gar nicht erwartet und unsere Herzen waren daher voll Lob und Dank. Jung und rüstig wie wir waren, erachteten wir es als eine Gnade Gottes, unsere Kräfte in den Dienst unseres Meisters stellen zu dürfen.

Die Station Sescheke war erst vier Jahre zuvor in Angriff genommen worden und die Arbeit befand sich noch in ihrem Anfangsstadium. Wir gingen zunächst daran, die Sonntagsschule und die üblichen Gottesdienste fortzusetzen und sobald als möglich eine Tagschule ins Dasein zu rufen. Aber es stellten sich nur fünf bis acht Kinder ein. Da wir weder ein Schulhaus noch eine Kapelle am Platz hatten, so mußten wir uns mit einer elenden Hütte oder der Veranda unseres Häuschens für unsere Schulzwecke behelfen, aber es genügte vorderhand. So bescheiden war unser Anfang.

Das erste Jahr brachte allerhand Erlebnisse mit sich. Vor allem kehrte das Fieber häufig bei uns ein und schwächte unsere Kräfte. Und doch war der Arbeit so vielerlei. Vor allem mußte die Station ausgebaut werden. Aber es wurde uns nicht zu viel, fühlten wir uns doch glücklich darüber, daß jede Minute unserer Zeit ausgefüllt war. Die größte Freude aber bereitete uns die Ankunft eines kleinen Knaben, den uns der Herr schenkte. Es war wie ein Sonnenstrahl, der in unser einsames Heim hereinleuchtete und unsere Herzen erwärmte. Aber auch nach außen hin machte sich das Dasein des Kleinen bemerklich. Er war der Anziehungspunkt für alle umwoh-

nenden Eingeborenen, die jetzt aus Neugierde zu uns kamen, um das weiße Kind zu sehen. Kaum einen Monat alt nahm ich ihn schon in unsere Schule mit, wo er in einem kleinen Korb, den ein Negerweib für ihn geflochten hatte, in süßem Schlummer lag oder mit den Händchen spielte, während ich um ihn herum hantierte und das Abc lehrte. Aber ach, die Freude währte nur allzukurz! Wir durften ihn nicht lange behalten. Der Herr hatte ihn uns nur geliehen; schon nach sieben Monaten wurde er uns nach einigen Fiebertagen wieder genommen und ins himmlische Reich versetzt. Das war die erste Trübung unseres Glücks, aber auch nicht die letzte.

In demselben Jahr, dem ersten unseres Aufenthalts in Sescheke, ließ sich die Königin Mokwahe, die Schwester des Königs Lewanika, während der Jagdzeit in unserer Nähe nieder und blieb sechs Monate über da.*) Ihre Anwesenheit verursachte viel Unruhe und raubte uns manche Zeit; denn sie kam häufig zu uns und blieb dann gewöhnlich lange sitzen. Auch kam sie hie und da mit Kleiderstoffen daher und ich mußte ihr zwei Gewänder anfertigen helfen. Dabei war sie erst noch außerordentlich peinlich, das Leibchen konnte nicht gut genug sitzen und sollte aufs schönste ausfallen. Sie stellte sich auch ziemlich regelmäßig zum Gottesdienst ein und wir hatten oft recht ernste Gespräche mit ihr. Sie hörte dabei aufmerksam zu und stimmte uns scheinbar bei; aber hinter unserem Rücken lachte sie uns mit ihren Häuptlingen aus.

2. Tage des Schreckens.

In dieser Zeit, als Königin Mokwahe sich in Sescheke aufhielt, ereignete sich ein furchtbares Erlebnis, das uns lange unvergeßlich geblieben ist. Auf unserer Station hielten sich eine Zeitlang einige Methodisten-Missionare auf, die von da aus weiter ins Innere vordringen wollten. Es waren die englischen Missionare Buckenham, Baldwin und Ward. Da geschah es, daß der letztere eines Abends

*) Es gehört zur dortigen Landessitte, daß die Könige eine ihrer Schwestern oder auch ihre Mutter zur Mitregentin ernennen. Diese Königin hat ihren eigenen Hof, ihre Trommeln, kurz all das Ceremoniell, mit dem sich der König zu umgeben pflegt. Sie wohnt den Ratssitzungen an, hat Einblick in die Reichsangelegenheiten und richtet in Prozeßsachen. Man begrüßt sie ebenso wie den König und bringt ihr dieselben Huldigungen dar. Die Leute knieen vor ihr, und in ihrer Gegenwart hat niemand das Recht, sitzen zu bleiben, selbst nicht ihr eigener Mann. Königin Mokwahe, Lewanikas Schwester, war ein äußerst grausames und blutdürstiges Weib, die von ihren Leuten sehr gefürchtet war.

ahnungslos in das Gehöft der Königin ging, um mit den dortigen Viehhirten wegen etwas Milch, die er von ihnen gekauft hatte, zu sprechen. Die Königin selbst war nicht zu Hause; sie befand sich mit ihrem Gefolge auf einem Jagdzug. Als Ward wieder aus dem Gehöft herauskam, stieß er auf seinen Kollegen Baldwin und lud diesen, da es ein prachtvoller mondheller Abend war, zu einem Spaziergang ein. Sie gingen miteinander am Flußufer entlang und kamen dabei auf die Bauart der königlichen Wohnung zu sprechen. Um ihm nun diese deutlich zu machen, zeichnete sie Ward mit einigen Strichen in den losen Sand. Nichts Schlimmes ahnend kehrten sie von ihrem Spaziergang zurück. Ihr Thun und Treiben war aber von den argwöhnischen Schwarzen genau beobachtet und sogleich der abwesenden Königin gemeldet worden. Diese witterte mit ihren Leuten Zauberei hinter der Sache und war über das Betreten ihres Gehöftes äußerst aufgebracht. Sie schickte sogleich zwei ihrer Häuptlinge von der Flußinsel, auf der sie sich für einige Tage befand, nach Sescheke, um Ward zu sich holen zu lassen. Er sollte sich darüber verantworten, was er während ihrer Abwesenheit in ihrem Gehöft zu thun gehabt und was seine Zeichnung im Sande zu bedeuten hätte.

Als die beiden Hauptleute in Sescheke anlangten, lag Ward gerade am Fieber darnieder und konnte unmöglich der Vorladung Folge leisten. Man kam deshalb überein, daß Baldwin an seiner Statt gehen und Auskunft über sein Verhalten geben sollte. Da jedoch Baldwin der Landessprache unkundig war, so baten die Häuptlinge meinen Mann, ihn als Dolmetscher zu begleiten. Das geschah. Sie brachen miteinander auf, ohne etwas Schlimmes zu befürchten. Ich gab ihnen noch Lebensmittel für zwei Tage mit, weil sie voraussichtlich erst am andern Abend zurück sein konnten; denn sie hatten mehrere Stunden auf dem Fluß zu fahren.

Als sie an Ort und Stelle ankamen, befand sich die Königin zwar zu Hause, aber sie ließ sich weder sehen noch die beiden Missionare vor sich rufen. Das war verdächtig und Goy, der die Sitten und Anschauungen der Barotsi kannte, befürchtete Schlimmes. Die Nacht brach herein, aber niemand nahm Notiz von ihnen. Dagegen hörte Goy gelegentlich, wie sich die Leute am Abend an ihren Lagerfeuern über die Sache unterhielten und sie in abergläubischer Weise verhandelten. „Was hatte wohl der weiße Mann im Gehöft der Königin am Abend zu thun?“ hieß es, und was bedeuteten die Zeichen, die er im Sand gemacht hat? Das bedeutet nichts Gutes für die Königin und sie hat sich auf irgend ein Unheil gefaßt zu machen.“ So schwirrten die Reden durcheinander und etwas später hörte Goy sogar, wie sie über die Todesstrafe des Weißen miteinan-

der verhandelten. Die einen meinten, man solle ihn den Krokodilen vorwerfen, andere, man solle ihn erdrosseln, und wieder andere machten den Vorschlag, ihn auf einer unbewohnten Insel auszusetzen und dem langsamen Hungertode preiszugeben.

Zum Glück verstand Baldwin kein Sesuto und er merkte daher nichts von all diesen Anschlägen. Umso fürchterlicher war es für Goy, der aus Besorgnis für seinen bedrohten Gefährten die ganze Nacht kein Auge zuthun konnte und nur immer an das denken mußte, was ihnen bevorstand. Die Möglichkeit einer Flucht während der Nacht war ausgeschlossen, da sie sich auf einer Insel befanden. So mußte der Morgen abgewartet werden. Baldwin erhob sich getrost vom Lager, da er keine Ahnung von der drohenden Gefahr hatte. Sein Begleiter aber wagte nicht, ihm seine Befürchtungen mitzuteilen, denn er hoffte immer noch, die Sache werde sich durch eine Auseinandersetzung mit der Königin wieder ins reine bringen lassen.

Nach dem gemeinsamen Frühstück und Morgengebet wurden sie vor die Königin gefordert. Sie nahmen ihre kleinen Schemel mit und begaben sich zu ihr. Die schwarze Majestät, die in ihrer Hütte saß, grüßte Missionar Goy in herkömmlicher Weise und reichte ihm die Hand; seinen Gefährten aber würdigte sie mit keinem Blick. Das bedeutete nichts Gutes. Nachdem man einige Worte mit ihr gewechselt hatte, wurden sie bedeutet, hinaus in den Hofraum zu gehen und sich dort niederzulassen, wo sich inzwischen eine Anzahl von wild dreinschauenden Männern eingefunden hatte. Die beiden nahmen ihre Stühle und waren eben im Begriff sich niederzusetzen, als einer der Häuptlinge Baldwin am Niedersitzen zu verhindern suchte. Er sei ein Zauberer, brüllte er ihn an, und ein solcher müsse auf dem heißen Sande sitzen. Goy protestierte dagegen und erklärte, wenn sich sein Begleiter nicht auf dem Stuhl niederlassen dürfe, so werde er auch keinen Gebrauch von dem seinigen machen. Nun erhob sich ein wildes Getümmel. Einer der Häuptlinge stürzte sich auf Baldwin, entriß ihm seinen Stuhl und schleuderte ihn über die Einzäunung hinweg. Im Nu gingen auch die andern alle auf den Unglücklichen los und wollten ihn aus dem Gehöft hinausdrängen. Goy suchte ihn zu schützen, stellte sich vor ihn und umklammerte ihn mit beiden Armen. Es war umsonst. Die Wütenden hieben mit Stöcken auf seine Hände und entrissen ihm seinen Schützling. Goy wurde von drei Häuptlingen festgehalten, sodaß er seinem Freunde nicht zu Hilfe eilen konnte. Währenddem schleppten sie Baldwin unter Mordgeheul hinaus in den Hof und Goy, den sie wie einen Gefangenen streng bewachten, hörte, wie draußen Hunderte von Stimmen brüllten: Seht da, den Zauberer! Erdrosselt ihn! Werft ihn den Krokodilen vor!

Dabei wurde der Unglückliche an Armen und Beinen gepackt und am Boden hin und her geschleift. Es war eine schreckliche Scene. Goy stand Todesqualen aus und bat die Leute, ihn zu seinem Gefährten hinauszulassen, um ihm wenigstens ein letztes Lebewohl zu sagen. Aber sie schenkten seinen Bitten kein Gehör; im Gegenteil, sie fluchten ihm und riefen: „Du meinst es nicht aufrichtig mit uns, giebst vor, du liebst uns und bringest den Frieden in unser Land; aber du bist ein Freund von jenem da und auch nichts anderes als ein Zauberer!“

Während dieser Zeit wurde Baldwin im Hofraum von den erbitterten Wilden aufs grausamste mißhandelt. Sie warfen ihn mit dem Gesicht auf den Sand und suchten ihn auf jede Weise zu quälen. Endlich nach einer Weile erschien ein Häuptling und gebot im Auftrag der Königin Einhalt. Aber wie sah der Arme aus! Das Blut lief ihm aus dem Mund und über das Gesicht herunter. Bleich, zerschunden und wankend stand er da. In der Verwirrung war ihm sein Hut abhanden gekommen und er sollte sich barhäuptig in der glühenden Sonnenglut im Gehöft niedersetzen. Er zog sein Taschentuch heraus und bedeckte damit seinen Kopf. Aber im nächsten Augenblick entriß es ihm ein Häuptling und warf es über den Zaun mit den Worten: „Ein Zauberer soll nur die Sonne fühlen und für sein schlimmes Thun büßen.“ Zwei Stunden lang mußte Baldwin im glühenden Sande sitzen, während die Leute in erregter Weise darüber verhandelten, ob er als Zauberer am Leben bleiben oder den Tod erleiden sollte. Goy mußte dabei, so schwer es ihm fiel, den Dolmetscher machen. Schließlich erklärte die Königin Mokwahe, daß er gegen ein Sühnegeld von fünf Pfund (100 Mark) freigegeben werden sollte. Die beiden Missionare gingen gern auf diese Forderung ein, nur um ihr Leben zu retten und aus den Händen des grausamen Weibes und ihrer Rotte loszukommen. Allein sie waren noch nicht frei. Mokwahe ließ ihnen sagen, sie dürften erst am folgenden Morgen den Heimweg antreten. Bis dahin lagen sie die Nacht über gebunden in ihrer Hütte und hörten, wie draußen die Leute ihre Drohungen und Flüche gegen sie ausstießen. Sie waren keinen Augenblick sicher, daß die abergläubischen Eingeborenen einen neuen Angriff auf die Wehrlosen machen würden.

Am andern Morgen erhielten sie von der Königin zwei Boote und die nötigen Ruderer geliefert, mit denen sie nach Sescheke zurückkehren sollten. Goy, der während der Nacht die Drohreden der Leute mit angehört hatte und ihre heimtückische Art kannte, weigerte sich entschieden, allein in einem besonderen Boot zu reisen. Er fürchtete mit Recht, sie könnten seinen Gefährten auf einer öden Insel aussetzen und dem Hungertode preisgeben. Es wurde ein Bote nach

dem andern an die Königin geschickt, aber sie beharrte darauf, indem sie vorgab, die beiden Missionare würden in ein und demselben Boot nicht bequem genug reisen. Goy blieb fest und erklärte: „Wir sind in einem Boot zusammen hergefahren und kehren auch nicht anders nach Sescheke zurück.“ Endlich gab Mokwahe nach und ließ die beiden von dannen ziehen. Traurig und erschöpft langten sie zu Hause an. Sie waren kaum imstande ihr furchtbares Erlebnis mitzuteilen. Baldwin befand sich in einem solch elenden Zustande, daß er sich sogleich fieberkrank zu Bett begeben mußte und zehn Tage lang darniederlag.

Mokwahe empfand inzwischen doch Gewissensbisse über die grausame Behandlung, die sie einem Missionar hatte zu teil werden lassen. Sie fürchtete besonders die Unzufriedenheit ihres Bruders, des Königs Lewanika, der, wie sie wußte, sehr viel auf die Missionare hielt. Um dem vorzubeugen, schickte sie eine Botschaft an den König und ließ ihm sagen: „Die beiden Missionare Goy und Baldwin sind im Streit hintereinander geraten und wir haben uns genötigt gesehen, gegen sie einzuschreiten und sie wieder auseinander zu bringen.“ Glücklicherweise bot sich uns gerade eine Gelegenheit, Nachricht nach der Hauptstadt zu senden; mein Mann schrieb deshalb an den König selbst und berichtete den genauen Hergang der Sache. Briefe machen gewöhnlich einen merkwürdigen Eindruck auf die Barotsi. Sie glauben, ein Schriftstück könne nichts anderes, als nur die Wahrheit sagen, und so war auch der König von der Richtigkeit unserer Angaben vollkommen überzeugt. Er war über die Handlungsweise seiner Schwester Mokwahe so empört, daß er alsbald einen Boten an sie sandte und ihr sagen ließ: „Komm sofort in dein Dorf zurück! Du wirst mich noch um die Freundschaft der Missionare und aller Weißen bringen.“

Die Königin mußte gehorchen und von Sescheke, wo sie sich sechs Monate lang aufgehalten hatte, wieder abziehen. Wir waren froh und dankbar, sie mit ihrem Gefolge los zu sein. Ihre Leute erlaubten sich jede Gewaltthat und die Anwesenheit der Königin erschwerte uns das Dasein außerordentlich. So schrecklich das letzte Ereignis für uns war, so befreite es uns doch von dem unliebsamen Besuch.

---

3. Trübe Zeiten.

Während dieser Zeit war mein Gatte vollauf beschäftigt, die erste Kapelle auf der Station zu errichten. Aber niemand kann sich eine Vorstellung davon machen, welche Schwierigkeiten dieser Bau bei den dortigen Verhältnissen verursachte. Mein Mann, der dabei noch die regelmäßige Missionsarbeit zu versehen hatte, war fast ausschließlich

auf sich allein angewiesen. Er mußte zunächst die Ochsen angewöhnen, den Karren zu ziehen, auf dem das Bauholz aus dem Walde herbeigeschafft werden sollte. Dann ging er in den Wald und hatte dort mit eigener Hand die Bäume zu fällen, sie auf den Wagen zu laden und heimzufahren. Hier mußte er die Balken zuhauen, die Dachsparren aufsetzen und das Dach decken — und das alles ohne nennenswerte Beihilfe von außen. Am 3. Juni wurde der erste Pfeiler der Kapelle eingerammt und zwei Tage später mußten wir unsern Erstgebornen, wie schon erwähnt, zur Erde bestatten.

Wir waren noch kein Jahr in Sescheke, und doch, was hatten wir hier nicht schon alles erlebt! Es waren mitunter schwere Tage, in denen sich viel Not und Elend zusammendrängte. Wie waren wir da der Gnade unseres Gottes bedürftig, und wie mußte er uns immer wieder den Mut aufrichten, getrost fortzufahren in dem Werk, zu dem er uns zu unserer beider Freude berufen hatte! Wir befanden uns noch in der ermüdenden Zeit des Anfangs, da wir die ersten Schollen des harten Brachbodens aufreißen mußten. Immer und immer wieder riefen wir uns die Worte des Prediger Salomonis zu: Wer auf den Wind achtet, der säet nicht, und wer auf die Wolken siehet, der erntet nicht (11,4). — Indes wir verzagten nicht, sondern lebten der gewissen Zuversicht, daß der Herr uns auch im zweiten Jahr leiten und seine Durchhilfe erfahren lassen werde.

Auch das zweite Arbeitsjahr war reich an mancherlei schweren Erfahrungen, an Sorgen und Leiden, aber auch an Segnungen von oben. Die Kapelle, mit deren Bau im Juni angefangen worden war, wurde erst im folgenden Januar fertig. Mein Mann mühte sich redlich und lag infolge von Ueberanstrengung häufig am Fieber darnieder. Ich half ihm so gut ich konnte bei der Bauarbeit, indem ich Rohr und Gras für das Dach einkaufte und die Weiber bei den Erdarbeiten beaufsichtigte. Es wollte freilich manchmal über meine Kräfte gehen, wenn ich 30 bis 40 solcher Weiber zu dirigieren und am Tagesschluß auszuzahlen hatte. Wie oft war ich vom Fieber geschwächt und konnte mich kaum auf den Füßen erhalten. Und wie viel Aerger konnten sie einem dabei bereiten! Kam es doch häufig genug vor, daß die eine und andere es durch ihre Verschlagenheit fertig brachte, ihren Lohn zweimal einzuziehen. Denn wenn ich kaum wußte, was ich that, stellte sich vielleicht hinterher ein solches Weib noch einmal ein und forderte ihren Tageslohn, der in zwei Korallenschnüren bestand.

Endlich war die Kapelle glücklich fertig und sie konnte eingeweiht werden. Es geschah dies an einem Sonntag, der uns ein Festtag im wahren Sinn des Wortes war. Der Festgottesdienst wäre viel-

leicht noch besser besucht gewesen, wenn nicht der Einfluß unseres Oberhäuptlings auf unsere Eingeborenen ein so schlechter gewesen wäre. Dieser Häuptling, Namens Nguana Ngona, war ein Sohn der Königin Mokwahe, ein höchst verworfener Mensch. Kaum je habe ich einen Menschen von schlechterem Charakter kennen gelernt. Er that zwar so, als ob er uns gewogen wäre und besuchte uns häufig, lernte auch gern Lieder auswendig, da er den Gesang sehr liebte; aber er war ein abgefeimter Heuchler. So kam er eines Tages, als er im Begriff stand mit seinen Leuten einen Jagdzug ins Batokaland zu unternehmen, um uns Lebewohl zu sagen. Beim Abschied sagte ich ihm, daß wir während seiner Abwesenheit für ihn beten würden. „Ach ja", erwiderte er, „vergeßt nicht, meiner vor dem Herrn zu gedenken, denn er ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln. Er wird sich meiner annehmen in diesem und im zukünftigen Leben." — Das waren schöne Worte, die er aus einem unserer Lieder citierte, und wir hätten uns von Herzen gefreut, sie aus dem Munde dieses heidnischen Häuptlings zu vernehmen, wenn wir nicht gewußt hätten, daß es der reinste Spott bei ihm war.

Armer Nguana Ngona! Nichts war ihm widerwärtiger als die Heilighaltung des Sabbathtages. So oft er sich irgend eine Arbeit vorgenommen hatte, konnte er damit nicht warten bis zum Montag. Sie mußte unter allen Umständen schon am Sonntag gethan werden. Eines Tages kam ihm in den Sinn, sein Dorf zu verlegen und es einige hundert Meter vom alten Platz weg wieder neu aufzubauen. Er faßte den Plan an einem Samstag und schon am folgenden Tag, am Sonntag, wurde ununterbrochen an der Ausführung gearbeitet. Die Leute mußten den ganzen Tag über Rohr, Gras und Holz vom alten Dorfplatz auf den neuen schleppen. Mein Mann ging zu ihm und machte ihm Vorstellungen. „O Nguana", sagte er, „was thust du doch? Wie kannst du nur erwarten, daß Gottes Segen und Wohlgefallen auf dir und deinem Dorf ruhen werden, wenn du es wagst, die Häuser am Tag des Herrn aufzuschlagen und dadurch den Sonntag zu entheiligen!" „Ach was", erwiderte er, „du ereiferst dich viel zu sehr wegen des Sonntags; immer und immer wieder kommst du mit deinem Sonntag! Wann wirst du nur einmal stille davon sein?" Der arme Mann! Er ahnte nicht, daß sein Lebensende nahe war. Vier Wochen später starb er an den Pocken, und zwar merkwürdiger Weise an einem Sonntag. Er war nur vier Tage krank gewesen und niemand, auch keines von uns, durfte ihn in dieser Zeit sehen.

Die Pocken grassierten furchtbar im Sambesi-Thal. Mehrere Häuptlinge und Vornehme aus des Königs Gefolge erlagen der

Krankheit. Die Seuche griff unaufhaltsam um sich, da absolut nichts gegen ihre Verbreitung und Ansteckung gethan wurde. Missionar Coillard in Sefula impfte schließlich einen Ochsen und so konnten wir einigen Impfstoff erhalten. Inmitten all dieser Heimsuchungen erfuhren wir reichlich den Trost und die Durchhilfe des Herrn. Er ließ es uns nicht an der nötigen Aufrichtung und Kraft fehlen, deren wir so sehr bedurften. Ja, wir wurden es täglich inne, daß er mit uns war und zu seinem Werke unter dem verkommenen Volke der Barotsi stand. Wenn es auch oft schwere und dunkle Tage waren, die über uns kamen, und eine Schwierigkeit der andern die Hand zu reichen schien, wenn die furchtbare Einsamkeit wie ein schweres Gewicht uns erdrücken wollte und das Fieber uns alle Kraft raubte, o wie köstlich war es da, auf unsere Kniee fallen und unsere Hilfe bei ihm, unserem Gott und Vater, suchen zu dürfen!

O diese drückende Einsamkeit im fremden, wilden Lande! Ich wünschte, die Christen in der Heimat könnten sich einmal in die Lage eines Missionars hineindenken, der auf einem so entlegenen Arbeitsfeld steht und mit seiner Frau weit und breit der einzige Weiße, der einzige Christ ist. Könnt ihr euch vorstellen, was das heißt, vom 1. Januar bis zum 31. Dezember einsam und allein, wie von aller Welt verlassen und vergessen, nur auf sich selbst angewiesen, auf einem solchen Posten zu stehen? Nein, davon hat niemand eine Idee; das muß man erfahren haben. Wie kostbar waren uns da die Briefe, wenn solche von unsern Lieben einliefen! Es währte oft viele Monate, bis wir Nachricht von unsern Freunden oder sonst ein Lebenszeichen von der civilisierten Außenwelt her erhielten. Und kamen dann Briefe an, so wurde flugs alles beiseite liegen gelassen. Selbst wenn man eben im Begriffe stand, seine Mahlzeit einzunehmen, verschob man sie lieber, um nur erst die Briefe zu lesen; denn über der Freude und Ungeduld nach den ersehnten Nachrichten vergaß man Essen und Trinken. Wie ein wertvolles Geschenk besah man die Briefumschläge von beiden Seiten, ehe man sie öffnete. Und was werden sie für Nachrichten enthalten, gute oder schlimme? Kurz, die Spannung und Freude überwog jedes andere Gefühl.

Obwohl wir regelmäßig Gottesdienst hatten und Sonntagsschule, sowie Tagschule hielten, Besuche bei den Leuten im Dorfe machten und Gespräche über göttliche Dinge führten, so ersetzte das alles doch nicht die geistige und geistliche Anregung von außen her. Es war, als ob uns keine Antwort, keine Erwiderung auf unsere Fragen zu teil würden. O, wie oft sehnte ich mich nach christlicher Gemeinschaft! Wie sehnte ich mich doch nach den erhebenden Gottesdiensten im heimatlichen Basutoland, wo man unsere Kirchenlieder so herrlich

sang! Und wie viel mußte ich an unsere traute Erziehungsstätte in Wellington (im Kapland) denken, an die mancherlei Gespräche und Unterredungen, die wir dort untereinander und mit unseren Lehrerinnen über unsern Glauben, unsere Hoffnung, unsere Schwächen und Siege hatten! Nach dem allen verlangte mich oft gar sehr und ich malte mirs immer wieder aus, wie mir doch wohl zu Mute sein würde, wenn ich mich wieder einmal mit andern Christen in einer Kirche befinden könnte. Ich konnte mirs nicht anders vorstellen, als daß ich von Anfang bis zu Ende des Gottesdienstes Thränen vergießen würde.

Unser drittes Jahr nahm einen sehr freundlichen Anfang; denn der Herr beschenkte uns mit einem lieblichen Töchterchen, dem wir den Namen Florette gaben. Sie war uns nach allem Leid, das hinter uns lag, ein großer Trost in unserer Einsamkeit. Ja, sie war in der That eine Blume, die uns in der Wüste erblüht war und uns jeden Tag aufs neue erfreute. Am Sambesi sind die Blumen rar; sie war uns deshalb umso willkommener als die Blume, die unser Heim zierte und traulich machte. Sie hatte aber bald unter dem giftigen Hauch des dortigen Klimas zu leiden. Schon am zehnten Tage ihres Daseins befiel sie das Fieber und unsere Freude an ihrem Besitz war immer mit Furcht gemischt. Denn wer weiß, wie lange wir sie würden behalten dürfen.

Bald darauf traf uns eine recht schwere Heimsuchung. Mein Mann verletzte sich sein Knie und es bildete sich ein großes Geschwür. Es mußte auf alle Fälle durch eine Lanzette aufgeschnitten werden. Aber wer sollte das thun? Wir hatten im ganzen Land keinen einzigen Arzt, und auch von den Missionaren war keiner in der Nähe. Ich versuchte es selbst zu thun, aber es gelang nicht, weil mir der Mut dazu fehlte. In unserer Bedrängnis rief ich einen eingeborenen Heilkünstler, der die Operation so gut er konnte vollzog. Trotzdem schritt die Heilung nur sehr langsam vorwärts und mein armer Mann war sechs lange Wochen, wenn auch nicht ans Bett, so doch ans Haus gebunden. Und doch sollte die nötigste Arbeit auf der Station gethan werden. Obwohl unser kleines Töchterchen noch viel Pflege bedurfte, versuchte ichs für meinen Mann einzutreten, hielt an sechs Sonntagen die Gottesdienste und versah die Schule so weit die Zeit reichte. Dazu kam noch, daß das Kapellendach in jener Zeit heruntergestürzt war und neu gedeckt werden mußte. Die Arbeiter waren da und konnten nicht wieder weggeschickt werden. Aber mein Mann konnte wie gesagt das Zimmer nicht verlassen. Da ließ sich nichts anderes thun, als daß ich sie selbst bei ihrer Arbeit beaufsichtigte und ihnen, wenn es nötig war, an die Hand ging. Selbst die

Leiter zu besteigen durfte ich mich nicht scheuen, wenn es galt, den Leuten den einen und andern Handgriff zu zeigen. Auch einige Latten sägte ich ihnen als Muster, weil ich fürchtete, sie könntens nicht recht machen und so die wenigen Bretter, die wir hatten, verderben.

Die Barotsi hatten nach und nach Vertrauen zu uns gefaßt und scheuten sich nicht mehr, uns ihre Kinder zur Erziehung zu übergeben. Wir hatten schließlich zwölf Mädchen und Knaben in unserem Hause, die ganz bei uns wohnten, um den Unterricht regelmäßiger zu genießen und außerdem allerlei Nützliches zu lernen. Die Mädchen halfen mir im Haushalt und lernten nebenher nähen, waschen, glätten, Brot backen, die Zimmer aufräumen und ähnliche Geschäfte verrichten. Die Knaben dagegen arbeiteten am Nachmittag mit meinem Mann und lernten mit den Werkzeugen umgehen. Es war eine fröhliche Schar, die viel Leben ins Haus brachte. Sie bereiteten uns auch manche Freude. So lehrte ich unter anderem die Mädchen auf die Blumen achten und sagte ihnen, wie gern wir sie hätten. Sie bekamen nun auch ein Interesse daran und waren darauf aus, mir in der Regenzeit welche zu suchen. Schon früh am Morgen, wenn noch alles ruhte, waren sie auf den Beinen und holten von nah und fern Blumen herbei und füllten damit die wenigen Vasen, die ich im Wohnzimmer stehen hatte. Selbst in ihrem eigenen Zimmerchen hatten sie einen Strauß in den Hals einer Flasche gesteckt und damit ihr Heim geschmückt. Auch gab ich ihnen kleine Abfälle von Kleiderstoffen und lehrte sie Puppen daraus verfertigen. Das war eine Freude! Bei ihrem Geschick für derartige Dinge brachten sie auch recht niedliche Puppen aus Lappen und Lumpen zustande, nähten Kleidchen für sie und spielten so vergnügt mit ihnen, wie europäische Kinder mit ihren schönen Wachspuppen.

Mit diesen unsern Pflegebefohlenen hatten wir jeden Abend gemeinschaftlich Andacht. Da saßen wir denn miteinander im Hofraum, sangen und beteten. O wie wohl thaten mir diese abendlichen Versammlungen unserer kleinen Hausgemeinde, und ich spürte es, daß es gesegnete Stunden waren für uns und die Kinder! Hier lernte unsere Barotsi-Jugend alle ihre Anliegen vor den Herrn, ihren Heiland zu bringen, wenngleich sie sich noch nicht für ihn erklärt hatten.

Eines Tages war ich damit beschäftigt Seife zu fabrizieren und schickte einen der Knaben mit einem leeren Kistchen, das ich dafür brauchte, an den Fluß, um es dort zu reinigen. „Nimm dich aber vor den Krokodilen in acht“, sagte ich noch ausdrücklich und befahl ihm einen Eimer mitzunehmen und das Kistchen ja nicht im Fluß, sondern am Ufer zu waschen. Aber ach, der arme Knabe gab nichts

drauf. Es war ihm zu viel Geschäft, erst mit dem Eimer das Wasser zu schöpfen und damit ans Ufer zu gehen, wie ich ihm gesagt hatte. Er ließ alle Vorsicht beiseite und ging stracks ins Wasser hinein, stellte das Kistchen vor sich hin und fing an es zu reinigen. Während dieser Arbeit kam ein Krokodil und schnappte ihn weg. Als er nicht zur Zeit zurückkehrte, schickte ich einen andern Knaben an den Fluß, um ihn zu rufen. Aber er kam mit der traurigen Botschaft zurück: „Mutter, Nanyama ist nicht dort; nur das Kistchen steht im Wasser.“ Wir eilten alle miteinander an den Fluß, aber der arme Junge war und blieb verschwunden. Wir haben keine Spur mehr von ihm gesehen. Nanyama war ein sehr fröhliches Kind und von guter Begabung. Er hatte in kurzer Zeit lesen gelernt und war ein großer Freund vom Gesang. Wo er ging und stand, sang er mit heller Stimme. Sein trauriges Ende ging uns sehr zu Herzen. Es geschah dies am 28. Dezember 1892.

Im Dezember des folgenden Jahres mußten wir leider einen ähnlichen Fall erleben, indem abermals einer unserer Knaben jenen schrecklichen Krokodilen zum Opfer fiel. Es war an einem Morgen. Eben hatte ich die Schulglocke geläutet und die Kinder sprangen wie gewöhnlich nach dem Fluß, um sich dort Gesicht und Hände zu waschen. Während sie sich über das Wasser beugten, wurde der arme Bursche von einem Krokodil erfaßt und sofort unter das Wasser gezogen, von wo er nicht mehr zum Vorschein kam. Das war sehr schmerzlich für uns, waren wir doch verantwortlich für die Kinder. Aber alle unsere Mahnungen, doch recht vorsichtig am Wasser zu sein, wurden in den Wind geschlagen. Wie oft hatten wir ihnen strengstens anbefohlen, sich nicht im Fluß zu waschen, sondern mit einem Eimer das Wasser am Ufer zu schöpfen und das Waschgeschäft auf dem Lande vorzunehmen. Allein das war ihnen zu umständlich, und in ihrer Sorglosigkeit beachteten sie unsere Warnungen nicht. Sescheke ist bekannt für die Unzahl der Krokodile, die den Sambesi bevölkern und unsicher machen. Der Oberhäuptling, der vor der Ankunft der Missionare hier lebte, war ein grausamer Mensch, der seine Unterthanen für jedes kleine Vergehen damit strafte, daß er sie in den Fluß werfen ließ. Dadurch wurden diese Ungeheuer angezogen und bekamen Geschmack am Menschenfleisch. Oft fielen ihnen Kinder und selbst erwachsene Personen, die am Fluß zu thun hatten, zur Beute. Auch von unserem Viehstand, von unsern Rindern, Schafen, Ziegen und Hunden ging uns manches Stück verloren, sogar einmal ein prächtiges Pferd. Gewöhnlich erfaßten die Krokodile mit ihrem gewaltigen Gebiß das unglückliche Opfer und tauchten damit unter das Wasser, sodaß keine Spur mehr von ihm zu sehen war.

Das eine Mal hörten wir großes Geschrei und sahen, wie das Volk in hellster Verzweiflung dem Fluß zulief. Ein Krokodil hatte hier ein Mädchen von sechszehn oder siebenzehn Jahren erfaßt und zog es mit sich ins Wasser. Niemand konnte der Unglücklichen helfen. Hie und da sah man noch eine Hand, einen Fuß oder sonst einen Körperteil an der Oberfläche des Wassers auftauchen, aber als sich die Männer in ihre Kanoes stürzten und darauflos ruderten, verschwand sie für immer. Das Krokodil schleppte sie ins hohe Schilf, wohin man ihm nicht folgen konnte. Hier konnte es seine Beute ungestört verzehren. So überaus traurig solche Vorfälle waren, sie kamen leider nur zu häufig vor; denn wie gesagt, der Fluß wimmelte von solchen Ungeheuern. (Fortsetzung folgt.)

Zum Bilde:

Missionskirche in Aburi (Goldküste).

Eine Missionskapelle, und vollends eine Kirche mit stattlichem Turm, mit Chor und Spitzbogenfenstern, wie sie sich uns auf dem Titelbilde darstellt, ist gewöhnlich ein Wahrzeichen des siegenden Christentums inmitten der Heidenwelt. Das darf auch von der schmucken Missionskirche auf der Basler Missionsstation Aburi gesagt werden, die sich nun schon seit 14 Jahren auf den Höhen des Akuapemgebirges erhebt. Es ist nicht das erste Gotteshaus, das dort allsonntäglich Christen und Heiden in seinen Räumen aufnimmt und worin Gottes Wort in den Lauten der Tschi- oder Asantesprache der Negerbevölkerung jener Bergstadt gepredigt wird. Schon in den 50er Jahren durfte der Gründer dieser Station, Missionar Dieterle, die erste kleine Kapelle erbauen, und sie erfüllte ihren Zweck, so lange die Gemeinde nur aus einer kleinen Schar von Christen bestand. Aber als die Gemeinde an Gliederzahl zunahm und die wachsende Christenansiedlung von Jahr zu Jahr wuchs, da ward ihr auch der Raum in der kleinen Kapelle, die zugleich als Schullokal dienen mußte, zu eng. Ein neuer Bau erstand. Im Oktober 1885 wurde vom damaligen Stationsmissionar David Eisenschmid der Grund gelegt, nachdem ein Teil des Baumaterials unter mancherlei Schwierigkeiten und Verzögerungen von den Negerchristen beschafft worden war.

Der Bau schritt nur langsam voran. Zwar hatte man die Kosten vorher weislich erwogen, aber bald war es der erlahmende

Eifer der Christen, bald der Mangel an Baumaterial, bald irgend ein anderes Hindernis, das eine unliebsame Stockung des Kirchenbaus herbeiführte. Ja es war ein fortwährendes Ringen mit allerlei Widerwärtigkeiten, und dem Missionar Eisenschmid wurde seine Aufgabe als Baumeister denkbar erschwert. Aber es war der Mühe und des Schweißes wert, als er endlich sein Werk der Vollendung entgegenführen durfte. Am 16. Oktober 1887 konnte er endlich die mit Palmenzweigen geschmückte Kirche unter großer Beteiligung von Schwarzen und Weißen einweihen und dem kirchlichen Gebrauche übergeben. Vergessen waren jetzt alle Schwierigkeiten, die der Bau verursacht hatte, als das freundliche Gotteshaus zwischen dem dunkeln Grün der Orangenbäume hervorschimmerte und seine beiden Glocken vom Turme hernieder ins heidnische Land hinaus ihre Stimmen ertönen ließen. Sie haben seitdem manchen Erdenpilger auf seinem letzten Gange zum nahen Gottesacker mit ihrem Geläut begleitet, aber auch an die umwohnenden Christen und Heiden die ernste Einladung ergehen lassen, herbeizukommen und Gott zu dienen in seinem Heiligtum. Und wenn auch die Menschen kommen und gehen, wenn die Verhältnisse im Laufe der Zeiten sich ändern — das Wort Gottes, das in dem Kirchlein den Bewohnern des Berglandes gepredigt wird, es bleibet dasselbe in Ewigkeit.

Missions-Zeitung.

Südafrika. Die blühende Mission der Hermannsburger in Südafrika ist nach der Darstellung von Missionsdirektor Haccius (Evang. luth. Kirchenzeitung, Leipzig) zum großen Teil vernichtet. Nur noch zwölf Missionare sind auf ihren Stationen, von jedem Verkehr untereinander abgeschlossen. An der Westgrenze von Transvaal ruht jetzt der Krieg, daher kommt durch die Güte eines englischen Offiziers oder die Klugheit eines Schwarzen wohl ein Brief durch. Brot und Fleisch sind seit mehr denn Jahresfrist unbekannte Dinge; die wenig appetitliche Speise der Kaffern muß den Hunger stillen, Zeug zu Anzügen ist nicht vorhanden. Von der ganzen übrigen Mission wissen die Brüder nicht das Geringste. Diese Stationen sind in jammervoller Lage, aber die Missionare leben doch noch und danken Gott, daß sie wenigstens auf ihren Stationen bleiben und ihre Gemeinden bedienen können. Aber andere sind tot, gefangen, ein Teil nach Pretoria geschleppt ins Lager, oder es sind ihnen leerstehende Burenhäuser gegen Miete überlassen, wo sie, teils auf eigene Kosten, sich unterhalten müssen. Diese Aermsten haben alles verloren.

Der härteste Verlust sind die kostbaren Bücher, die wertvollen Aufzeichnungen und Berichte. Alles ist verbrannt. Die Stationen mit Speichern, Wohnhäusern und Kirchen sind teils eingeäschert, teils alles Holzwerkes beraubt. Was die Kriegshorden der Engländer stehen ließen, verfällt den afrikanischen Zerstörungsmächten der Platzregen oder der Termiten. Aecker und Gärten sind verwüstet. — Und nun erst die Gemeinden! Ohne ihre Hirten sind sie allen Schrecknissen des Krieges preisgegeben. Man male sich das Bild aus, wenn eine Horde zuchtloser englischer Soldaten eine Missionsstation und ihre Gemeinde überfällt. Die armen schwachen Mädchen und Frauen! Welche Gefahren der Unsittlichkeit, Versuchungen zum Abfall, Anfechtungen für den Glauben bei Hohn und Lästerungen, welche die unbefestigten Heidenchristen hören müssen.

China. Wie aus den Tagesblättern bekannt ist, hat sich der kaiserliche Hof nun endlich entschlossen, seinen bisherigen Zufluchtsort Singanfu im Nordwesten Chinas zu verlassen und nach Peking zurückzukehren. Allein, bis in letzterem die Spuren der letztjährigen Besetzung durch die ausländischen Truppen verwischt und die Gebäude der kaiserlichen Residenz wieder hergerichtet sind, gedenkt der Hof zunächst in Kai-feng-fu, der Hauptstadt der Provinz Honan, eine Zeitlang zu rasten. Ueber diese Stadt bringt der ostasiatische Lloyd nachstehende Mitteilungen:

Kai-feng-fu hat schon frühzeitig die Aufmerksamkeit der Missionare auf sich gezogen, die sinologischen Studien obliegen, und zwar wegen einer kleinen Kolonie von Juden, die seit alten Zeiten in ihren Mauern lebte. Pater Ricci (1552 bis 1610) war der erste, der einen seiner chinesischen Priester nach Kai-feng-fu sandte, um die jüdische Kolonie zu besuchen. Dieser stellte fest, daß die dortigen Juden eine etwa sechshundert Jahre alte Bibel besäßen. Er ließ vom Anfang und vom Ende des Pentateuchs eine Abschrift nehmen, die später als mit dem der hebräischen Bibel Philipps II. übereinstimmend gefunden wurde. Der Bericht des Chinesen ist heute leider nicht mehr vorhanden; wann er verloren gegangen ist, ist nicht bekannt. Pater Gazani (1647 bis 1732) forschte im Jahre 1704 abermals nach dem Ursprung der jüdischen Kolonie Kai-feng-fus. Die Ergebnisse seiner Arbeiten hat er in einem Briefe und einer Denkschrift (Lettres édifiantes; éd. du Panthéon, t. III, p. 153; t. IV, p. 140) niedergelegt. Er kopierte auch die Inschriften (Chepei), die er an der Synagoge fand. Diese Inschriften wurden übersetzt und vom Pater de Beaullier (1656 bis 1708) nach Frankreich gesandt; sie werden in der Nationalbibliothek in Paris aufbewahrt. Im Jahre 1850 sandte der protestantische Pfarrer George Smith von

Shanghai zwei christliche Chinesen nach Kai-feng-fu, die die beiden großen chinesischen Inschriften an der Synagoge kopierten. Eine englische Uebersetzung findet sich im Chinese Repositary (Band XX, pp. 436—466). Obwohl diese kein Hebräisch konnten, eigneten sie sich doch die hebräischen Schriftzeichen so weit an, daß sie wichtige Stücke aus den alten, in Kai-feng-fu aufbewahrten Dokumenten abschreiben konnten. Sie kehrten 1851 aus Kai-feng-fu nach Shanghai zurück und brachten sechs Exemplare des Pentateuchs mit. Zwei Juden aus Kai-feng-fu begleiteten sie und berichteten, die Zahl der jüdischen Gemeinde belieſe sich auf nur wenig mehr als zweihundert, sie lebe aber in der größten Ignoranz und dem größten Elend. Das bestätigte im Jahre 1866 Missionar Martin, der die Juden vollkommen zersprengt und schwach fand. Ob heute noch von jener wunderbaren Gemeinde lebensfähige Reste in Kai-feng-fu bestehen, muß bezweifelt werden; um so höher ist es zu schätzen, daß europäische Gelehrte sich mit ihnen und ihren Ueberlieferungen beschäftigt haben, ehe sie ganz verschwunden sind.

Als im Jahre 1878 die große Hungersnot in China herrschte und das Elend der Massen auf das höchste gestiegen war, erwarb sich Kai-feng-fu keinen guten Ruf. Ueberall im Lande hatten die protestantischen wie katholischen Missionare das Aeußerste aufgeboten, um der armen, Hunger und Not leidenden Bevölkerung mit Mitteln, die aus Europa und Amerika kamen, Linderung zu schaffen, und mit offenen Armen nahm man überall die Träger der milden Gaben auf. Nur Kai-feng-fu machte eine Ausnahme. Die Behörden versagten den Missionaren die Erlaubnis, die Stadt zu betreten, ja auch nur in ihrer Umgegend dem Elend zu steuern. Zu weit im Innern des Landes und fern von den Hauptverkehrswegen gelegen, ist Kai-feng-fu seitdem nicht wieder in den Kreis des Interesses der Europäer getreten. Erst die Absicht des Hofes, dort längere Zeit zu bleiben, hat darin einen Wandel gebracht. In der nächsten Zeit wird Kai-feng-fu eine der viel genannten Städte des chinesischen Reiches sein. Wer will heute sagen, ob es nicht auf Monate oder gar auf Jahre hinaus der Mittelpunkt des politischen Lebens des Reiches der Mitte bleiben wird?

— Der ehemalige Gouverneur von Schantung und Schansi, der Blutmensch Yü-hsien, dem die Boxerbewegung zum Teil ihren Aufschwung verdankte und der die Massenmorde in der Provinz Schensi auf dem Gewissen hat, hat seine Unthaten mit dem Tode büßen müssen. Zuerst zur Verbannung verurteilt, wurde er trotzdem in Lantscheu im Triumph empfangen. Aber bald darauf traf das von den Mächten der kaiserlichen Regierung aufgedrungene Todesurteil

von Singanfu her ein. Yü-hsien wurde, nachdem ein Fluchtversuch mißlungen war, festgenommen und bald darauf durch das Schwert hingerichtet. Zwei seiner Frauen hatte er vorher gezwungen, sich durch Opium das Leben zu nehmen. — Kangi-yi, einer der größten Fremdenhasser und Mitglied des Ministeriums, der die Kaiserin-Witwe zum Krieg überredete und hiefür im ganzen Reich Geld sammelte, brachte sich selbst um, indem er Gold verschluckte.

Die **Sambesi-Mission,** an deren Spitze der bekannte Pariser Missionar Caillard steht, hat bis jetzt einen besonders schweren Kreuzesweg gehen müssen. Erst nach jahrelangen Versuchen gelang es den Missionaren Coillard und Jeanmairet in dem vom Bürgerkrieg verwüsteten Lande 1885 Fuß zu fassen und im Laufe der Jahre einige Stationen im sogenannten Barotsi-Thal anzulegen. Von der kleinen Arbeiterschar, die durch Zuzug nach und nach verstärkt wurde, sank eins nach dem andern ins Grab oder mußte aus Gesundheitsrücksichten das Feld räumen. Inzwischen kehrte Miss. Coillard 1896 nach Europa zurück und suchte 15 Missionsarbeiter für jenes Gebiet zu werben, um die Arbeit mit größerem Nachdruck zu betreiben und das kleine zurückgebliebene Missionspersonal zu entlasten. Es fand sich auch die gewünschte Anzahl Leute und am 5. Februar 1899 wurden dieselben in Paris feierlich abgeordnet. Wohlgemut schifften sie sich nach Afrika ein und erreichten am 18. März mit der Eisenbahn die Endstation Bulawayo, wo der vorausgeeilte Miss. Coillard und der auf der Inspektionsreise nach Madagaskar und Basutoland begriffene Direktor Bögner mit noch einigen weiteren Missionsarbeitern ihrer harrte. Am 23. März verließ dann die große Karawane unter Führung ihres Seniors Coillard in 21 Wagen, die mit 350 Ochsen bespannt waren und 62000 Kilo Gepäck mit sich führten, die civilisierte Welt und trat den Weg durch die Wildnis an. An Pfingsten, den 21. Mai, erreichten die Reisenden den Sambesi-Strom und vor ihnen lagen im Strahl der Morgensonne die Zelte der Missionsstation Kazungula. Aber hier erwartete sie die Todesbotschaft von Frau Missionar Jalla, die am 9. März nach kurzem, schwerem Kampf verschieden war. Und nun folgte Schlag auf Schlag. Wenige Wochen später, am 18. Juni, erlag auch die jugendliche Frau Miss. Bouchet dem Klima. Ihr folgte kurz darauf Frau Martin; beide starben am Fieber. Am 15. April 1900 starb die Lehrerin Eva Dupuy in Sescheke und am 10. Dezember desselben Jahres Miss. Rittener, der den Bau einer Industrieschule in Sefula leitete. Seine Frau kehrte hierauf mit ihrem kleinen Kind nach Europa zurück. Wenige Tage nach Ritteners Tode erhielt Coillard am 14. Dezember die Nachricht von dem an den Viktoriafällen erfolgten Heimgang des Miss. Mercier,

eines tüchtigen Mechanikers und eifrigen Missionars, der die Industrieschule leiten sollte und voller Pläne für die Zukunft war. Am 8. März 1901 endlich erlag auch Miss. Liénard dem Fieber. Es war dies der herbste Verlust für den alten Coillard, da er in ihm wohl seinen künftigen Nachfolger im Werk erhofft hatte. Das waren acht Todesfälle in zwei Jahren; zwei Missionare mußten mit ihren Frauen schleunig die Fieberregionen verlassen, sodaß mit Einschluß von vier verheirateten Basuto-Evangelisten die Sambesi-Mission in diesem kurzen Zeitraum 20 Arbeiter verlor, gegen 17, die sie neu gewonnen hatte.

Infolge dessen hat Miss. Coillard einen neuen Hilferuf um Arbeiter für seine heimgesuchte Mission ergehen lassen und schließt denselben mit den Worten: „Wir sind zum Sambesi gekommen trotz seines Klimas, trotz aller tausend Schwierigkeiten, im Gehorsam gegen den Herrn. Heute sagen wir, alle wie einer und einer wie alle: gerade die unerhörten Schwierigkeiten binden uns an unsere Mission; weil man am Sambesi stirbt, halten wir sie fest, wartend auf Verstärkung oder Ersatz. Wir verteidigen unsere Festung mit unserem Leben und indem wir die gefallenen Brüder beweinen, schließen wir unsere Reihen fest und rufen noch sterbend: Vorwärts im Namen des Herrn!“ (Nach dem Barmer Missionsblatt.) — Angesichts dieser großen Verluste hat sich jedoch die Pariser Missionsgesellschaft mit Recht veranlaßt gesehen, zur Vorsicht zu mahnen und von größeren Aussendungen abzusehen. Es soll künftighin mit der Gründung von Stationen nur schrittweise vorgegangen werden.

Sumatra. Eine sehr erfreuliche Bewegung wird aus den Batalanden, wo die Rheinische Mission seit 1861 ein besonders gesegnetes Arbeitsfeld gefunden hat, gemeldet. Hier hat sich, hervorgegangen aus einer kleinen Gebetsgemeinschaft christlicher Eingeborenen, unter dem Namen „Kongsi Batak“ eine kleine „Batasche Missionsgesellschaft“ aus den Gliedern der jungen Batakirche gebildet, deren Zweck darin besteht, das ihr zuteil gewordene Evangelium zu den noch in tiefem Heidentum lebenden Volksgenossen im Norden und Osten des Tobasees, wohin sich bis jetzt die europäischen Missionare wegen der Unsicherheit der Verhältnisse noch nicht wagen dürfen, von sich aus hinzutragen. Der Verein trat bei Gelegenheit der Jahresversammlung in Balige 1900 ins Leben. Sämtliche 23 Panditas (eingeborne Prediger) traten ihm bei, ebenso viele Lehrer und Aelteste. Der Vorstand besteht nur aus Bata. Die Missionare halten sich absichtlich zurück. Inzwischen ist auch ein Kollektenverein gegründet worden und es werden Kollektenbüchlein ausgegeben. Die von ihm gehaltenen Bezirksversammlungen sind gut besucht und es

gehen von verschiedenen Seiten Gaben ein. Als Arbeitsfeld ist vorderhand ein Punkt am Nordrande des Tobasees ins Auge gefaßt, wohin im November 1900 zwei schlichte Aelteste als Evangelisten auf Kundschaft auszogen. Dort gedenkt der Verein auf seine Kosten einen eingeborenen Prediger zu stationieren, sobald ihm die Missionare einen solchen zur Verfügung stellen können. Bereits sind auch zwei Boote für die Evangelistenfahrten vorhanden. Der Verein entwickelt sich nach neueren Nachrichten erfreulich weiter und er ist eifrig daran, womöglich alle Batachristen zur Mitarbeit heranzuziehen.

— Als neues Arbeitsfeld hat die rheinische Mission in ihrer Sitzung vom 12. August beschlossen, die der Westküste von Sumatra vorgelagerten Mentawei-Inseln zu besetzen. Nachdem die beiden Missionare Lett und Kramer die dortigen Verhältnisse erkundet haben und von da mit günstigen Eindrücken zurückgekehrt sind, soll zunächst Miss. Lett dahin übersiedeln und die Arbeit an der Sinkakapstraße in Angriff nehmen. Die Missionsleitung glaubt, daß nur die Stationierung von höchstens zwei europäischen Missionaren nötig sein wird und daß unter deren Leitung die Arbeit ganz mit eingebornen Gehilfen aus Sumatra und Nias wird gethan werden können. Die Arbeit soll nicht weiter ausgedehnt werden, als Gott der Gesellschaft die Mittel darreicht durch Extragaben der Freunde der Mentawei-Mission. (Rhein. Miss.Ber.)

Madagaskar. Die Londoner Mission, die im Jahre 1879 244 197 Christen (Anhänger) zählte, hat nach ihrem neuesten Jahresberichte nur noch 39 781 aufzuweisen, darunter 21 921 Gemeindeglieder. Das zeigt einen betrübenden Rückgang, der zwar hauptsächlich auf die Eingriffe der katholischen Mission zurückzuführen ist, aber doch auch auf einen Mangel an solider Gemeindegründung schließen läßt, umso mehr als in derselben Zeit die Seelenzahl der in Madagaskar arbeitenden Norwegischen Mission von 1400 (im Jahr 1879) auf 55 876 im Jahr 1900 (40 446 Abendmahlsberechtigte) gestiegen ist. (Ev. luth. Leipziger Miss.Bl.)

Indien. Ueber die neuere Stellung der Heiden in Madras zum Christentum berichtet das Ev. luth. Missionsblatt zu Leipzig: Nach einer Bemerkung im neuesten Jahresbericht der Londoner Mission ist die „Hindu-Traktat-Gesellschaft", die in Madras etwa 1886 gebildet wurde mit der ausdrücklichen Absicht, die christliche Mission zu bekämpfen und in ihren Fortschritten aufzuhalten, längst eingegangen. Das Steine- und Kotwerfen, der Spott und Hohn, die Verfolgungen und andere Störungen, denen die Heidenprediger noch vor zehn Jahren bei ihren Straßenpredigten in Madras ausgesetzt waren, haben auf-

gehört und einer freundlicheren Stimmung der Bevölkerung Platz gemacht. Hier und da ist aber auch eine größere Gleichgültigkeit zu bemerken. Auch das Verhalten der Hindus gegen die eingeborenen Christen soll sich sehr gebessert haben, weil diese sich jetzt eine angesehenere Stellung errungen haben als früher.

In **Japan** giebt es jetzt 42451 evangelische Christen, während die griechische Kirche 23000 und die katholische Mission 53000 zählen. Der frühere rasche Fortschritt der evangelischen Mission hat in dem letzten Jahrzehnt nachgelassen. Der englische Bischof Awdry sieht den Grund davon in den raschen Taufen und dem Mangel an ausreichender seelsorgerlicher Pflege der Neugetauften. Als dritter Grund möchte wohl auch die übermäßige Betonung rascher Evangelisation anzusehen sein. Doch scheint in neuerer Zeit wieder ein Umschwung zum Besseren eingetreten zu sein. Beim Beginn des Jahrhunderts haben verschiedenen Missionen angehörige japanische Christen mit ihren Missionaren sich zu einer besonderen Missions-Vereinigung zusammengeschlossen. Diese giebt eine neue christentumsfreundliche Zeitung heraus und hat angefangen, öffentliche Leseversammlungen in einem großen Theater der Hauptstadt Tokio abzuhalten und auch das ganze Land eifriger zu bearbeiten. Infolge dessen sind in Tokio die Kirchen jeden Abend mit Hörern überfüllt, ca. 5000 Heiden haben ihre Bereitwilligkeit erklärt, Christen zu werden. Auch an andern Orten im Lande ist schon eine Bewegung entstanden, worüber wir in einer unserer nächsten Nummern Näheres berichten werden.

— Ein Missionar schreibt aus Osaka: Letzthin besuchte ein japanischer Schauspieler den Prediger Terasawa, um sich bei ihm über das Christentum zu erkundigen. In den Theatern wurden nämlich in letzter Zeit Vorstellungen über die Verfolgungen in China gegeben und er hatte dabei die Rolle eines Missionars zu spielen. Zu diesem Zweck verschaffte er sich ein Neues Testament, um sich über die Lehre des Missionars zu unterrichten. Er las es mit großem Bedacht einmal und noch einmal. Namentlich packte ihn das 13. Kapitel vom 1. Korintherbrief, woraus er zum erstenmal einen Eindruck davon bekam, was Liebe ist. Er erfuhr die Adresse von Terasawa und suchte ihn auf, um mehr darüber zu hören. Er ist zwar jetzt noch Schauspieler, da er vorerst noch keinen andern Beruf hat, aber er sehnt sich darnach, aus demselben herauszukommen. (Ch. Miss. Intell.)

Westafrika. Missionsinspektor A. W. Schreiber, der sich zur Visitation der norddeutschen Mission auf der Sklavenküste am 11. Oktober mit Miss. Ramseyer und andern Basler Missionsgeschwistern in Hamburg einschiffte, hat am 1. November die Küstenstation Keta

glücklich erreicht und will von da aus zunächst das Küstengebiet und später die Stationen des Inlandes besuchen. Im neuen Jahr soll dann eine Lehrerkonferenz auf der Bergstation Amedzowe stattfinden, worauf er eine Rundreise durch Atakpame, Akposo und das Basler Grenzgebiet anzutreten gedenkt.

— Am 21. August v. J. starb in Sierra Leone als Archidiakonus der dortigen Hauptkirche Henry Johnson, ein Vollblutneger, der in seinem Leben eine Ehrenstelle unter seinen schwarzen Volksgenossen eingenommen hat. Sein Vater gehörte dem Stamme der Egba-Neger (in Yoruba) an und war unter den befreiten Sklaven, die von Sierra Leone aus sich in ihrem ehemaligen Heimatlande niederließen. Hier benutzte ihn Missionar Hinderer in Ibadan als Gehilfe und Vermittler mit den Eingeborenen. Von seinen vier Söhnen wandten sich drei dem geistlichen Stande zu, während der vierte Arzt wurde. Unter ihnen hat es Henry am weitesten gebracht. Nachdem er das Predigerseminar der kirchlichen Mission in Fourah Bay (Sierra Leone) besucht hatte, erhielt er in England seine weitere Ausbildung. Nach seiner Ordination wurde er für einige Jahre nach Palästina geschickt, um arabische Studien zu treiben. Da er eine hervorragende Sprachbegabung besaß, versprach man sich von ihm eine wertvolle Hilfe bei Bekämpfung des aus dem Sudan nach Westafrika vordringenden Islam. Im Jahr 1876 ward er Pastor an einer Kirche in Lagos. Zwei Jahre später schickte ihn Bischof Crowther an den oberen Niger, wo er Gelegenheit fand, unter den mohammedanischen Hausa seine arabischen Sprachkenntnisse zu verwerten. Die am Niger ausbrechenden Unruhen trieben ihn aber Anfang der neunziger Jahre an die Küste zurück. Von da ab wirkte er als Archidiakonus an der Hauptkirche von Sierra Leone.

Heimat. Die Zahl der im letzten Spätjahr durch die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft ausgesandten Arbeiter belief sich auf 198. Von ihnen kehren 110 auf ihre Arbeitsfelder zurück, darunter ehrwürdige graue Häupter; 88 ziehen zum erstenmal aus, darunter 20 Ordinierte, 7 Mediziner (darunter 2 weibliche), 7 andere Laiengehilfen, 11 Missionarsfrauen, 6 Bräute und 37 andere Missionarinnen. Von den Neuausziehenden gehen 7 ganz oder teilweise auf eigene Kosten und 15 auf Kosten besonderer Vereine oder Privatpersonen.

Berichtigung. Durch ein Versehen sind in der Dezembernummer v. J. auf Seite 618 die Missionare der Mission Romande als „Walliser" aufgeführt, während sie als „Waadtländer" bezeichnet werden sollten.

Tempelruine, wo viele chinesische Christen ihren Tod fanden.

Die Organisation der Basler Mission in Süddeutschland und der Schweiz.

Von Missionssekretär Fr. Würz.

I. Die Basler Missionsgemeinde.

Man kann verschiedene Antworten geben auf die Frage, wer oder was die Basler Mission sei. Je nachdem man die Basler Mission in der Heimat oder auf dem Missionsfelde sucht, mag man bei dem Namen an das Missionskomitee mit seinen unmittelbaren Organen und an die Missionsanstalt in Basel denken, oder an die Gesamtheit von Stationen, Missionaren, Gehilfen, Schulen und Gemeinden in Westafrika, Indien und China. Heute haben wir es mit der Basler Mission in der Heimat zu thun. Aber wir könnten unserer Aufgabe nicht gerecht werden, wenn wir uns mit jener ersten Bestimmung begnügten. Wir müssen unsern Kreis weiter ziehen und die gesamte Gemeinde ins Auge fassen, in deren Namen das Missionskomitee in Basel arbeitet und die Missionsanstalt ihre Zöglinge schult, in deren Namen auch das Werk auf den Basler Missionsgebieten getrieben wird; nennen wir sie die Basler Missionsgemeinde.

Wo ist die Basler Missionsgemeinde? — Ueberall, wo es Christen giebt, die an dem Werk der Basler Mission durch Gebet, Gaben u. s. w. mitarbeiten; das heißt, wenn uns die Gaben einen Schluß auf das Uebrige gestatten, in allen fünf Erdteilen. Am dichtesten aber ist sie im mittleren und südlichen Deutschland und in der Schweiz. Nirgends dürfen wir aber alle Missionsfreunde ohne weiteres zur Basler Missionsgemeinde rechnen, denn überall haben auch noch andere Missionen ihre Freunde; ja es giebt Missionsfreunde, die die Basler Mission geradezu bekämpfen.

Wie verhält sich die Basler Missionsgemeinde zu den Kirchen? — Sie deckt sich nicht mit den Kirchen, weil weder

die Kirchen als solche Mission treiben, noch die Gesamtheit oder Mehrheit der Kirchenglieder zur Missionsgemeinde, geschweige zur Basler Missionsgemeinde gehört. Sie ist aber auch nicht beschränkt auf eine bestimmte Art von religiösen Organisationen, etwa lutherische oder reformierte Kirchen, Staats- oder Freikirchen, Gemeinschaften oder Sekten. Sie hat ihre Glieder in allen diesen.

Woran erkennt man die Glieder der Missionsgemeinde? — Sie haben kein äußeres Symbolum als die thätige Mitarbeit und das Interesse an dem Werke, wie es sich zeigt im Besuch der Missionsversammlungen und im Lesen unserer Schriften. Aber von Anfang an hat als Einheitsband gegolten die Erfahrung von der Liebe Gottes, geoffenbart in dem fleischgewordenen Sohne Gottes, der gestorben ist zur Versöhnung für die Sünden der Welt, auferstanden und erhöht zur Rechten Gottes, und der wiederkommen wird, sein Reich zu vollenden. Wir wissen wohl, daß manche, die sich zur Missionsgemeinde rechnen und an deren Arbeit teilnehmen, erst im Vorhof dieses Heiligtums stehen, und wir beten für sie, daß sie vollends hereinkommen. Aber wir sehen, Gott sei Dank, um unser Werk heute wie vor Jahrzehnten eine große Gemeinde von solchen versammelt, die in Wahrheit sagen können: Wir lieben, weil Er uns zuerst geliebt hat. Diese sind die treuesten Geber und zugleich die Missions-Beter, der Rückgrat der Basler Mission. Man findet sie am häufigsten in den lebendigen Kreisen der Landeskirchen, besonders in den innerhalb der Landeskirchen stehenden alten Gemeinschaften.

Wir sehen, die Basler Missionsgemeinde hat manchen Zug von der unsichtbaren Kirche an sich; und wie diese, der Leib Christi, ein lebendiger Organismus ist, so dürfen wir auch von der Basler Missionsgemeinde im kleinen sagen: Sie ist ein lebendiger, weil vom Geist Christi durchwalteter Organismus.

Und dennoch hat sie als Ganzes keine Organisation. Wenigstens keine im landläufigen Sinne, keine Mitgliedschaft, keine Teilverbände mit gleichartiger Verfassung und keine auf Abordnung beruhende Repräsentation. Was sie besitzt, ist einerseits ein Zentralorgan, das in ihrem Namen die Mission treibt, andererseits eine Anzahl mit dem Zentralorgan zusammenhängender, unter sich unverbundener Einzelorganisationen. Mit jenem und mit diesen haben wir uns nacheinander zu beschäftigen.

II. Das Missionskomitee und seine Organe.

1) Es ist ein Kollegium von jetzt 13 Gliedern, das das Recht und den unausgesprochenen Auftrag hat, im Namen der Basler Missionsgemeinde zu handeln, das sogenannte Missions-Komitee. Sein erstes Zusammentreten am 25. September 1815 gilt als Geburtstag der Basler Mission. Seither hat es sich selbst ergänzt und seine Organe selbst bestellt. Sein Sitz ist Basel, aber in seiner Zusammensetzung spiegelt sich die enge Verbindung gleicher Weise zwischen Süddeutschland und der Schweiz und zwischen Theologen und Laien in der Basler Mission. Neun Mitglieder, darunter immer der Präsident, sind Basler, vier, darunter immer der Inspektor, sind Württemberger. Diese vier sind zugleich besoldete Angestellte der Mission. Andererseits sind Theologen und Laien, unter diesen immer auch Basler Geschäftsleute, ungefähr gleich stark vertreten. Die dreizehn Mitglieder haben zusammen 190 Dienstjahre, ein Beweis von der Stetigkeit des Werkes. Das Missionskomitee versammelt sich jährlich etwa 45 Mal zu drei- bis vierstündiger Plenarsitzung. In seinen Geschäftskreis fallen alle Angelegenheiten der Basler Mission daheim und draußen.

Das Missionskomitee hängt von niemand ab. Auch über die wichtigsten Fragen entscheidet es in letzter Instanz. Es kann Missionsgebiete besetzen und aufgeben, Missionare aussenden und abberufen, die heidenchristlichen Kirchen organisieren und über alle vorhandenen Mittel verfügen. Auch die Missionsgemeinde wird nicht um ihre Zustimmung gebeten; das Missionskomitee genießt ihr Vertrauen. Dieses Vertrauen ist die einzige Vollmacht, die es nötig hat, aber diese eine freilich ist ihm ganz unentbehrlich. Wenn einmal die Missionsgemeinde nicht mehr überzeugt wäre, daß das Komitee wirklich des Herrn Werk treibe oder daß es ihre Gaben weise verwalte, so wäre es um das Missionskomitee geschehen; die Fürbitte würde stocken, die Arbeiter böten sich nicht mehr dar, die Gaben blieben aus. Gerade wegen seiner großen Unabhängigkeit sitzt das Komitee im Glashause und muß sich gefallen lassen, daß es scharf beobachtet wird.

2) Unter den Funktionen dieses Zentralorgans interessieren uns heute nur die, die für die heimische Organisation von Be-

deutung, also auf die Missionsgemeinde gerichtet sind. Die Missionsgemeinde erwartet vom Missionskomitee Rechenschaft, sowohl über die Verwendung der Gelder als über die Art, wie das Werk getrieben wird, und über den Erfolg, den Gott gegeben hat. Sie erwartet auch in erster Linie von ihm und seinen Zweigorganen ihre Anregung. Ihm vor allem liegt es ob, dem Missionsleben in der Heimat die nötige Nahrung zuzuführen und es in neue Kreise zu tragen und zu beiden Zwecken die geeigneten Mittel zu wählen. Die Initiative hierin ist nicht Alleinrecht des Zentralorgans, aber sie wird ihm in sehr hohem Maße überlassen.

Entsprechend den hohen Anforderungen, die die Missionsgemeinde in dieser Richtung stellt, sind die Organe des Missionskomitees, die der heimischen Arbeit dienen, verhältnismäßig stark entwickelt.

Der Teil Deutschlands, in dem Basel vorwiegend seine Freunde hat, und die Schweiz sind in zusammen 18 Reiseprediger-Bezirke eingeteilt. In jedem ist ein früherer Basler Missionar (gewöhnlich einer der vielen, die nicht mehr in die Tropen zurückkehren können) fest angestellt mit dem Auftrag, das Missionsleben in seinem Bezirke und besonders das Interesse für die Basler Mission zu pflegen. Württemberg hat fünf solcher Reiseprediger, Baden und die Pfalz zusammen vier, Elsaß-Lothringen einen, Frankfurt und Hessen drei, die Schweiz fünf. Während die Mitglieder des Komitees seltene Gäste sind und die aktiven Missionare jahrelang in der Ferne weilen, steht der Reiseprediger mit den Missionsfreunden seines Bezirks in beständigem Verkehr als Redner in Kirchen und Gemeinschaften, als Einnehmer, als Verbreiter von Schriften, mitunter als Hausfreund und Seelsorger. Das Vertrauen, das er genießt, ist eine Gewähr für die Erhaltung des Vertrauens zur Missionsleitung. Fragen oder Klagen aus der Missionsgemeinde finden durch ihn den Weg nach Basel. Steht der rechte Mann auf dem verantwortungsvollen Posten, so kann er viel dazu beitragen, daß die Basler Missionsgemeinde zusammengehalten, gestärkt und erweitert werde. — Die Reiseprediger könnten aber den Anforderungen weit nicht genügen, wenn ihnen nicht die im Erholungsurlaub oder im Ruhestand befindlichen ordinierten Missionare beständig zur Seite stünden, indem sie entweder direkt in Gemeinden oder Gemeinschaften eingeladen oder

von Basel aus zu Festen oder Rundreisen entsendet oder vom Reiseprediger zu Hilfe gerufen werden.

Dazu kommen die unmittelbar an das Komitee angegliederten Organe; zunächst die litterarischen. Die Redaktion der fünf Zeitschriften wird mit einer Ausnahme im Nebenamte besorgt;*) nur das Missionsmagazin hat einen besonders angestellten Redaktor, der sich auch sonst fast nur mit litterarischen Arbeiten beschäftigt, einen früheren Missionar. Die Buchhandlung, die die deutschen Zeitschriften vertreibt und im Jahr 1900 über 190 000 Verlagsschriften, meist Traktate, verkauft hat, ist zwar zugleich Erwerbsinstitut zu gunsten der Pensionskasse, dient aber doch in erster Linie zur Pflege des Missionslebens. — Hieher gehört ferner das Verwaltungs-Bureau, das die Gaben einnimmt und quittiert und dem damit ein großer Teil des Verkehrs mit den einzelnen Missionsfreunden und Vereinen zufällt.

Das Missionskomitee selbst pflegt nach Kräften den direkten Verkehr mit der Missionsgemeinde durch Abordnung seiner Mitglieder — nicht bloß der Theologen — zu Festen und Konferenzen. Ohne dem Inspektor die Fühlung mit der Missionsgemeinde nehmen zu wollen, hat sich das Komitee vor vier Jahren ein eigenes Heimatorgan geschaffen, indem es die auf die Heimat bezüglichen Inspektoratsgeschäfte einem theologischen Sekretär übertrug, eine Einrichtung, die jedenfalls das Gute hat, daß man den heimatlichen Beziehungen mehr Aufmerksamkeit schenken kann als zuvor.

3) Endlich die Anlässe, bei denen das Zentralorgan und seine Zweigorgane mit der Missionsgemeinde in Verkehr treten. Beschränken wir uns auf das Charakteristische. Die Missionsfeste (allein in Württemberg jährlich etwa 60) zeichnen sich aus durch den breiten Raum, der den Missionaren dabei eingeräumt wird; selbst zu kleineren Festen zieht man mit Vorliebe zwei Missionare heran, und zwar am liebsten frisch heimgekehrte, was ihrer Erholung nicht eben förderlich ist. Acht bis zehn der wichtigeren Feste werden regelmäßig, andere gelegentlich von Mitgliedern des Missionskomitees besucht. — Es gilt aber als Regel, daß die Reiseprediger die Gemeinden ihres Bezirks nicht bloß an Festen,

*) Die Redaktoren sind: Ein Genfer Professor, ein Reiseprediger und zwei Missionssekretäre.

sondern auch sonst so regelmäßig wie möglich besuchen und dabei womöglich einen kirchlichen Missionsgottesdienst halten. Neben diesem wird auf Hausbesuche und besonders auf Besuche in den Gemeinschaften großes Gewicht gelegt; es ist gut, daß man hiezu auch die Werktage benützen kann.

Besondere Sorgfalt verwendet man auf die freien Besprechungen, die den Namen von Missions-Konferenzen tragen. Diese Zusammenkünfte sind zum Teil mehr als 50 Jahre alt; heute sind es derer, die regelmäßig von Mitgliedern des Missionskomitees besucht werden, außerhalb Basels zehn. Eine solche Konferenz ist kein organisierter Verband, sondern nur eine Zusammenkunft der Missionsfreunde des Umkreises mit den Vertretern Basels. Sie findet in irgend einem Vereinslokal statt und stellt sich, wiewohl mitunter von Organen des Missionskomitees ins Leben gerufen, in der Regel als Veranstaltung eines Lokal- oder Bezirksmissionsvereins dar, der auch den Vorsitzenden liefert. Im Mittelpunkt steht immer der Vortrag des oder der Basler Abgeordneten mit Mitteilungen über augenblickliche Fragen, Aufgaben, Schwierigkeiten und Erfolge der Basler Mission. Der Vortragende wählt seinen Gegenstand völlig frei, wobei er darauf Rücksicht nimmt, ob er mehr Geistliche oder Laien, mehr Männer oder Frauen vor sich hat. Man pflegt im ganzen sehr offenherzig zu reden, denn es sind die alten treuen Mitarbeiter, die in diese Konferenzen kommen, Leute, die zu opfern und zu beten, aber auch zu urteilen verstehen. Jedem aufmerksamen Besucher werden sich die charaktervollen Gestalten der einfachen Stundenbrüder einprägen, aus deren Mund in der freien Besprechung, die immer auf den Vortrag folgt, schon manch gutes Wort gefallen ist. Es ist wahr, oft geht es bei der Besprechung einsilbig zu; aber man warte nur auf ein großes Defizit oder sonst eine besondere Bewegung der Gemüter, und man wird sehen, was für ein Leben in diesen Konferenzen pulsiert.

Eine ähnliche Konferenz findet jährlich beim Missionsfest in Basel statt und heißt die Spezialkonferenz. Die Idee ist die einer vertraulichen Besprechung zwischen dem Missionskomitee und den zum Fest erschienenen Abgeordneten der Hilfsvereine und sonstigen näher stehenden Freunden. Zutritt gewährt nur die unübertragbare Eintrittskarte. Nur Männer nehmen teil. Die Ver-

sammlung könnte geographisch wohl als Repräsentantin der Missionsgemeinde gelten; aber offizielle Vertreter von Hilfsvereinen sind nur wenige darunter, und wenn sie einen Auftrag mitbringen, so beschränkt sich dieser meist auf Grüße. Die Mitteilungen des Missionsinspektors, die sich hier auch auf Interna beziehen, nehmen den Hauptraum ein. Mit einer Generalversammlung hat also die Spezialkonferenz wenig gemein; dagegen schätzen wir sie wegen des damit verbundenen gemeinsamen Gebetes und als einzige Gelegenheit für unsere Freunde, das Missionskomitee in corpore versammelt zu finden und sich ihm gegenüber frei auszusprechen. Daß hievon nicht mehr Gebrauch gemacht wird, verrät einen schwachen Punkt in der Organisation der Basler Mission. — Das Missionsfest bringt auch immer eine Generalkonferenz, wieder mit Mitteilungen des Inspektors und mit Ansprachen von Vertretern der Missionsgemeinde in verschiedenen Ländern und Kantonen. Bei der Generalkonferenz wird das Wort nicht freigegeben, sondern es redet nur, wer vom Präsidenten des Missionskomitees aufgerufen wird. Was geredet wird, ist auf die große Festgemeinde berechnet.

Bei besonderen Anlässen hat das Missionskomitee an die mit ihm verbundenen Vereine und an einzelne hervorragende Freunde ein vertrauliches Rundschreiben gerichtet. Durch ein solches suchte man, als es sich um Uebernahme der Mission in Kamerun handelte, die Stimmung der Missionsgemeinde zu erfahren; ein anderes sollte vor sieben Jahren, zur Zeit des Kritikhandels, die Gemüter beruhigen helfen. Man will aus diesen vertraulichen Rundschreiben jetzt eine regelmäßige Einrichtung machen; die Unsicherheit der Adreßliste ist wiederum bezeichnend für das äußerlich lose Gefüge der Basler Missionsgemeinde.

III. Die Organisationen innerhalb der Missionsgemeinde.

1) Die allgemeinen Hilfsvereine sind zum teil fast so alt wie die Basler Mission. Sie sind einfach dadurch entstanden, daß sich — zuerst in Leonberg, dann an andern Orten, wie Stuttgart, Tübingen, Leipzig, Kiel, Bern, Zürich — einige Freunde des jungen Werkes zusammen thaten, um für dieses zu beten und zu sammeln und in ihrem Umkreise den Sinn dafür zu wecken.

Der Umkreis war zunächst etwas ganz Unbestimmtes; er ergab sich erst aus der Praxis oder blieb unbestimmt. Einige sind zu Landes- oder Kantonalmissionsvereinen geworden, d. h. sie haben die Pflege des Missionslebens in dem ganzen Lande oder Kantone in die Hand genommen und werden hierin von der Missionsgemeinde ihres Gebietes anerkannt, haben auch etwa noch Bezirksverbände unter sich und bilden mehr oder weniger die Sammelstelle für die Missionsgaben; so z. B. der Badische Landesmissionsverein und die Missionsvereine für die Kantone Bern und Zürich. Andere sehen wir auf ein kleineres Gebiet oder auf eine einzige Stadt beschränkt; das letzte gilt sogar von dem alten Hilfsverein in der für Basel so wichtigen Stadt Stuttgart. Eingeschriebene Mitglieder haben diese Vereine meist so wenig wie die Basler Mission selbst; sie treten in die Erscheinung nur durch den geschäftsführenden Ausschuß. Sie sind auch keineswegs alle ausdrücklich oder ausschließlich Hilfsvereine gerade der Basler Mission; stammen sie doch aus einer Zeit, wo eine Bestimmung hierüber unnötig war. Um der Basler Mission willen war man zusammengetreten; daß man sich daneben für Herrnhut interessierte, verstand sich von selbst, und andere Missionen kamen nicht in Frage. Es ist jetzt öfter so, daß von den vorhandenen Geldern der Löwenanteil nach Basel geht, während für die Brüdergemeine, Goßner, Deutsch-Ostafrika, Judenmission u. s. w. kleinere Beiträge beschlossen werden. Im Elsaß haben wir aber Vereine, bei denen Paris und Basel, Leipzig und Basel, ja Basel und der Allgemeine protestantische Missionsverein zu annähernd gleichem Rechte bestehen. Die Initiative der Vereine beschränkt sich jetzt meist auf die Veranstaltung von Festen und Konferenzen und auf die Herausgabe eines Jahresberichts. Einst fast die einzigen festen Stützpunkte der Basler Mission im Lande umher, sind uns diese Vereine auch heute noch von großem Wert durch ihr Ansehen und durch den persönlichen Einfluß ihrer Mitglieder. Immerhin steht jetzt das erstarkte Zentralorgan in Basel durch Missionare, Reiseprediger und Zeitschriften, wie durch die noch zu besprechenden Organisationen in so beständigem direktem Kontakt mit der Missionsgemeinde, daß jene Zwischenglieder an Bedeutung verloren haben.

2) Arbeiten die geschilderten Hilfsvereine, jeder in seinem Bereich, für die Basler Mission im allgemeinen, so kommen wir

jetzt zu den Vereinen, die die Pflege eines bestimmten Missionszweiges zur Aufgabe haben. Beschränken wir uns auf die drei bedeutendsten. Sie stammen alle aus der neueren Zeit.

Als Basel die Mission in Kamerun unternahm, bildete sich in Stuttgart der Verein für evangelische Mission in Kamerun. Er wies hin auf die Pflicht jedes Deutschen, der die Bedeutung des Evangeliums für die Völker kenne, dazu mitzuhelfen, daß den heidnischen Bewohnern der neuen deutschen Schutzgebiete der Segen des Christentums zu teil werde. Die nationale Bedeutung der Kolonialmission wurde demnach als besonderes Missionsmotiv geltend gemacht. Im Jahr 1900 hat der Verein 43 600 Mark an die Missionskasse abgeliefert, während in demselben Jahr außerdem 19 000 Mark speziell für Kamerun aus Deutschland eingegangen sind.*)

Zur Förderung der von Basel seit 1885 betriebenen ärztlichen Mission hat sich, ebenfalls mit dem Sitz in Stuttgart, 1898 der Verein für ärztliche Mission gebildet. Auch er sucht das Missionsinteresse in bisher gleichgiltige Kreise zu tragen und benützt dazu das humanitäre Motiv in der Hoffnung, daß die, deren Interesse man auf diese Weise gewinne, allmählich auch für die geistliche Seite der Mission Verständnis bekommen werden. Im Jahr 1900 hat der Verein 20 500 Mark an die Missionskasse eingezahlt.

Der Verein für Frauenmission, mit dem Sitz in Basel, ist erst Anfang 1901 entstanden, und seine erste Jahreseinnahme hat rund 6000 Mark betragen. Er will Mittel aufbringen für die schon 1842 begonnene, aber immer noch kümmerlich entwickelte Mission am weiblichen Geschlecht durch europäische Jungfrauen und dadurch den tüchtigen Mädchen, die sich je und je zum Missionsdienst melden, den Weg bahnen. Mit seiner Agitation wendet er sich natürlich an die christlichen Frauen und Mädchen. Soeben hat er in Basel im kleinsten Maßstab eine halbjährige Vorschule für Missionskandidatinnen eröffnet.

---

*) Auch die Einnahmen der Generalkasse aus Deutschland haben seit Bestehen der Kameruner Mission stärker zugenommen als die aus anderen Ländern.

In allen drei Vereinen werden Beschlüsse nur durch den leitenden Ausschuß gefaßt. Alle drei stehen in engster persönlicher Fühlung mit dem Missionskomitee und enthalten sich aller Einmischung in die Leitung des Werkes auf den Missionsgebieten, wie auch die Berufung der Arbeiter für die drei Zweige der Mission ganz Sache des Missionskomitees ist.

Die Stärke dieser besonderen Vereine liegt darin, daß sie den speziellen Interessen einzelner Kreise entgegenkommen, um sie für die Mission nutzbar zu machen. Ihre Mitarbeit ist vor allem da zu begrüßen, wo ein besonders wichtiger und anspruchsvoller oder ein besonders zurückgebliebener Zweig des Missionswerkes außerordentlicher Pflege bedarf; nur muß es ein wesentlicher Zweig der Mission sein. Ihre Grenze haben diese Vereine erreicht, sobald sie anfangen, andere Zweige der Mission zu schädigen; die Regel ist aber eher, daß sie auf das gesamte Werk fördernd einwirken.

3) Missions-Arbeitsvereine mögen 250 mit der Basler Mission in Verbindung stehen, wenn auch nicht alle ausschließlich für sie arbeiten. Man trifft in diesen Vereinen adelige Damen und Fabrikarbeiterinnen, Frauen, Jungfrauen und Kinder. Es werden kunstreiche Stickereien verfertigt und grobe Socken gestrickt. Die einen arbeiten für den Bedarf des Missionshauses, der Kinderhäuser u. s. w., andere für den Verkauf. In einem württembergischen Städtchen von 5000 Einwohnern finden sich folgende Arbeitsvereine, die alle wöchentlich einmal zusammenkommen: 1. Ein Frauenmissionsverein mit ungefähr 30 Mitgliedern; man strickt Socken, Leibbinden ꝛc. 2. Ein Verein für gebildete Mädchen mit 12 Mitgliedern; man strickt u. a. Hosen für die Missionsknaben. 3. Ein Missionsverein für jüngere Mädchen mit 10 Mitgliedern, meist früheren Sonntagsschülerinnen der Leiterin; man macht Stickereien, Häkeleien und anderes zur Verlosung. 4. Ein Verein für Ladenmädchen mit 8 Mitgliedern; man macht Schürzen u. drgl. für den Verkauf. 5. Ein Kindermissionsverein mit dreißig 6—14jährigen Besuchern; man strickt Abwischlumpen u. drgl. für den Verkauf. — Für die württembergischen Vereine besteht eine Zentralstelle in Stuttgart, wo einige Missionarswitwen damit beschäftigt sind, etwa 100 Vereine mit Arbeitsmaterial und brieflicher Anweisung zu versehen und die fertigen Arbeiten für die Verkäufe bereit zu

machen, die in verschiedenen Städten Württembergs stattfinden und im Jahr 1900 mehr als 7000 Mark ergeben haben.

Gewöhnlich wird den Arbeitenden aus Missionsschriften vorgelesen; vielfach wird mit einem Abschnitt aus der Bibel und mit Gebet geschlossen. Mitunter kommt Besuch von Geistlichen oder Missionaren; einige Vereine besucht regelmäßig der Reiseprediger. Ist auch der Arbeitsertrag dieser Vereine an Wert sehr ungleich, so bietet doch der „Missions-Verein" mancher Missionsfreundin die einzige Gelegenheit, regelmäßig von der Mission zu hören und ihre Missionsliebe praktisch zu beweisen und in Verkehr mit Gleichgesinnten zu stärken. Die Vereine sind Pflanz- und Pflegestätten des Missionssinnes.

4) Mit den Kollektevereinen hat die Basler Mission umso bessere Erfahrungen gemacht, auf je breiterem Boden sie stehen.

Die Franken- und Markkollekte (1 Frank oder 1 Mark per Woche) fristet nur ein bescheidenes Dasein; es scheint, daß die wohlhabenden Missionsfreunde die äußerliche Zucht der Kollekte nicht nötig oder den Segen regelmäßigen Gebens noch nicht erkannt haben.

Die seit 1894 in der Schweiz, besonders im Kanton Zürich, bestehende Quartalkollekte (vierteljährlich Fr. 2.50) nimmt langsam aber stetig zu und bringt jetzt 8000 Mark ein. Ob sie großer Ausdehnung fähig ist, muß die Zeit lehren.

Einen wunderbaren Erfolg hat die Sammlung gehabt, die ein Basler Fabrikant zuerst unter seinen Familiengliedern und Angestellten eingeführt hat und die seit 1855 in weitere Kreise gedrungen ist, die Halbbatzenkollekte. Ihr Name rührt daher, daß man wöchentlich einen halben Batzen alter Währung (5 Rappen oder 2 Kreuzer) für die Mission auf die Seite that; alle zehn Wochen wurde das Geld, meist durch Mädchen, eingesammelt, und als Gegengabe erhielt man ein kleines Blatt. Jetzt erscheint die Sammlerin mit dem Kollekteblatt alle zwei Monate und erhebt in der Schweiz gewöhnlich 50 Cts., in Deutschland 60 Pfennig, ist aber auch mit weniger zufrieden. Es müssen jetzt ungefähr 150 000 Geber und 15 000 Sammler und Sammlerinnen sein. Die Einnahme hat im Jahr 1900 netto 341 000 Mark betragen. Die sehr einfache Leitung der Kollekte besorgt eine Kommission

in Basel; die Geschäfte besorgen teils die Missionsverwaltung und die Reiseprediger, teils freiwillige Einnehmer und Kassiere. Die Sammlerinnen erhalten jedes Jahr ein besonderes Blättchen mit der Abrechnung und einigen Worten des Dankes und der Ermunterung und auf Weihnachten den Missionskalender. Gerne vereinigen wir da und dort eine Schar von Sammlerinnen zu einem Theeabend, der dann viel Freude macht. Alle Geber, Sammler u. s. w. bilden zusammen den Kollekteverein, die größte Gemeinde, die wir irgend mit Wort oder Schrift regelmäßig erreichen können, nach den Statuten und sicher vielfach auch in Wirklichkeit eine Gebetsgemeinde. Doch verschweigen wir nicht, daß man auch von minder fröhlichen Gebern und Sammlern hört. Die Gefahr der Veräußerlichung ist bei den Mitgliedern einer so ausgedehnten Kollekte nicht ausgeschlossen. Der Herausgeber des Kollekteblattes hat eine große Verantwortung.

IV. Wünsche.

Dies sind die Formen, die sich in der Basler Mission das Leben geschaffen hat. Dort das Zentralorgan mit dem festgeschlossenen Kreise seiner Funktionen; hier die einzelnen Organisationen, gleich großen und kleinen Rädern, deren jedes direkt in das Hauptrad eingreift. Die Kraftübertragung — und hier versagt das Bild der Maschine — ist gegenseitig, wie gewöhnlich in lebendigen Organismen. Daß sie sich leicht und geräuschlos vollziehe, hängt ab von zwei Bedingungen: Vertrauen und Freiheit. Wir haben gesehen, wie die Missionsleitung auf das Vertrauen der Missionsgemeinde angewiesen ist; es äußert sich dieses auch darin, daß sich die Missionsgemeinde aller Eingriffe in die äußere Leitung des Werkes enthält. Ebenso aber hat die Missionsgemeinde zu ihrer Thätigkeit ein großes Maß von Freiheit nötig. Die Organisationen in ihrer Mitte leben von dem Rechte der Initiative, von ihrer Freiwilligkeit, und man hat in Basel immer damit gerechnet. Unsere Freunde sind froh über unsere Teilnahme und dankbar für Anregung, vielleicht auch für guten Rat; aber handeln wollen und müssen sie selber.

Und doch müssen wir gerade an diesem Punkte mit unsern Desiderien beginnen.

1) Ist nicht das Band zwischen Missionsleitung und Missionsgemeinde oft allzu lose, so daß das Vertrauen zur Gleichgiltigkeit zu werden droht und die Unabhängigkeit Willkür oder Zersplitterung begünstigt? Ja, hier ist eine Gefahr. Jene alten Hilfsvereine stünden heute kräftiger da, wenn sie lebhafter teilnähmen an den großen auswärtigen Aufgaben der Missionsleitung und wenn wir in Basel mehr teilnähmen an den innern Anliegen der Vereine. Die Vereine und der unter ihrem Einfluß stehende Teil der Missionsgemeinde wären dann besser gewappnet z. B. gegen die Aggression des jetzt ebenfalls Mission treibenden Liberalismus, und Basel und seine Hilfsvereine könnten sich unbeschadet der Freiheit der Vereine leichter vereinigen zu planmäßiger Arbeit in der Heimat. Andererseits könnten dadurch kräftige Geister in den Vereinen nutzbringenden Einfluß gewinnen auf das Missionskomitee und auf den Gang des Werkes draußen.

Sollen wir etwa zu diesem Zweck eine Generalversammlung schaffen, die in letzter Instanz über auswärtige Fragen beschlösse? Entschieden nein. Dazu ist unsere Missionsgemeinde kirchlich und national viel zu ungleichartig, räumlich viel zu zerstreut und parlamentarisch viel zu wenig geschult — und die Generalversammlung ein viel zu zweifelhaftes Gut. Wir können überhaupt den festern Zusammenschluß nicht machen, er muß werden. Hiezu ist nötig, daß sich in der Missionsgemeinde, zumal unter den Geistlichen und den gebildeten Laien, die Zahl derer mehre, die für auswärtige Missionsfragen ein tieferes Verständnis haben. Wir müssen mehr urteilsfähige Missionsfreunde bekommen. Das ist nicht leicht, aber es ist möglich. Die organisierten Missionskonferenzen modernen Stils arbeiten ja auf so etwas hin. Auch wir selbst arbeiten darauf hin schon durch die Art, wie wir auf unsern Konferenzen zu berichten pflegen, durch die Haltung unserer Jahresberichte, auch durch die sieben dreitägigen Missionskurse, die wir seit 1896 an verschiedenen Orten gehalten haben und deren Zweck ist, besonders die jungen Geistlichen zu gründlicherem Missionsstudium anzuleiten. Wir haben auch angefangen, für eine entsprechende Litteratur zu sorgen; es sei nur erinnert an Epplers Geschichte und an die Basler Missionsstudien. In alledem müssen wir fortfahren. Aber unsere Freunde müssen selbst mithelfen. Sie müssen, auch auf die Gefahr hin, einmal

etwas Unrichtiges zu sagen, bei unsern alten Konferenzen ihre Fragen und Ansichten lebhafter geltend machen; sie sollten auch nicht ruhen, bis die Spezialkonferenz beim Basler Fest wieder tüchtige Debatten sieht. Im Gefecht wird die Kraft wachsen, und das Missionskomitee wird sich glücklich schätzen, wenn es dann vielleicht mehr Kritik, aber auch mehr verständnisvolle Teilnahme erfährt. — Für die alten Hilfsvereine wäre die notwendige Folge, daß sie sich mit der Basler Mission fester verbunden fühlten, und dies wiederum wäre der Weg zu festerer Angliederung an Basel. Diese Vereine haben jetzt, bei der zunehmenden Zersplitterung auf der einen und den wachsenden Bedürfnissen des Werkes auf der andern Seite, eine neue, wichtige Aufgabe, die sie nur im festen Zusammenschluß mit der Missionsgesellschaft lösen können. Es ist eine gesunde Entwicklung, daß sich in den letzten Jahren zwei Vereine in Ländern mit starker konfessioneller oder liberaler Agitation ausdrücklich als Hilfsvereine für Basel erklärt haben, nämlich der Starkenburger Missionsverein und der badische Landesmissionsverein.

2) Haben wir einmal mehr Missions-Kenner, so werden wir auch mehr Missions-Arbeiter haben. Die heimatliche Pflege- und Werbearbeit wird jetzt viel zu sehr dem Missionskomitee und seinen Angestellten überlassen, deren Vermehrung man sich jeder Zeit gerne gefallen läßt. Wir brauchen unter unsern Freunden auf der Kanzel, in der Schule, im Verein, selbst beim Missionsfest mehr Leute, die sich selbst zu helfen wissen, mehr natürliche Missions-Agenten. An ihre Heranziehung haben wir in Basel noch zu wenig gedacht; selber machen ist ja oft die kleinere Mühe.

Und es giebt heute für die Pflege des Missionslebens mächtige Bundesgenossen, wenn man sie nur zu gewinnen weiß; wir meinen die religiöse Presse, vor allem die populären Sonntagsblätter, und die Jünglings- und Jungfrauenvereine. Sie haben uns schon bisher geholfen, aber es kann noch mehr geschehen, wenn wir ihnen dazu helfen. Eine Preßkorrespondenz aus der Basler Mission, die im Juli zum erstenmal an die religiösen Wochenblätter gegangen ist, ist ein Schritt in dieser Richtung.

3) Die Liebe der jungen Leute und vieler alten werden wir am ehesten dadurch gewinnen, daß wir ihnen recht bestimmte Gegenstände ihrer Fürsorge darbieten. Wir brauchen mehr indi-

viduelle Missions-Interessen. Die Basler Mission ist jetzt so groß, daß man oft vor Bäumen den Wald nicht sieht. Kamerun, ärztliche Mission, eine Erziehungsanstalt, ein indisches Waisenkind, das ist schon greifbarer, hiefür läßt sich etwas leisten. Dies ist ein Grund, warum in der Schweiz die von Genf aus gegründeten Sambesia-Vereine so mächtig ziehen. Die Sonderinteressen haben ja ihre Schattenseiten; sie verursachen viel Arbeit, und es ist immer zu fürchten, daß das Geld, das die Generalkasse haben sollte, allzu reichlich auf Kirchenglocken, Altargeräte, Geschenke und andere vorerst entbehrliche Dinge verwendet werde. Aber das alles kommt nicht in Betracht gegenüber der völligeren Entfaltung der Kräfte, die auf diesem Wege möglich ist. Fahren wir also klug aber mutig fort. Geben wir den Leuten Gelegenheit, für ein Missionsgebiet, eine Station, einen Missionar, ein Kind zu sorgen und zu beten, natürlich auch von ihm zu hören; nur gelte als Regel, daß man den Kreis nicht enger ziehe, als in jedem Falle nötig ist, denn wir wollen den Gesichtskreis unserer Freunde nicht verengern, sondern erweitern. — Nehmen wir uns besonders die Mühe, der Jugend ein umgrenztes Gebiet im Rahmen des weiten Missionsfeldes lieb und vertraut zu machen. Der Erfolg wird es lohnen.

4) Und noch etwas von der Jugend. Wir überlassen es noch zu sehr dem Zufall, ob das kommende Geschlecht für die Mission gewonnen wird oder nicht; und oft wird es dann nicht gewonnen. Also bessere Fürsorge für den Nachwuchs! Sie ist um so schwerer, je höher man sozial hinauf geht, und am schwersten bei der gebildeten männlichen Jugend. Man kann hier auch mit Schmerzen wahrnehmen, wie viel das Elternhaus und die Schule versäumen kann. Aber wenn es wahr ist, daß die Beschäftigung mit der Mission der Weg zur Erkenntnis Christi werden kann, so muß es bei der Jugend wahr sein. Gehen wir also mutig ans Werk. Die Mittel muß man sorgfältig auswählen. Eines davon ist eine gute Missionslitteratur für die Jugend, aber an solcher sind wir noch lange nicht reich.

Es gilt auch vom Organisieren: Alles ist euer. Eine schlechte Organisation ist nicht frömmer als eine gute. Es steht uns wohl an, auf das Werkzeug, womit wir arbeiten, alle Sorgfalt zu ver-

wenden. Aber gehen wir wieder zum Anfang zurück. Nicht in ihren Formen liegt die Kraft der Basler Missionsgemeinde, sondern in dem Leben, das ist, wo Christi Geist ist. Man muß dieses Leben aus einem Paar Augen leuchten gesehen oder einem Missionsopfer angespürt haben oder in einer Missionsversammlung davon angeweht worden sein, um Gott recht danken zu können für das, was er der Basler Mission an ihrer heimatlichen Gemeinde gegeben hat. Mitpfleger dieses Lebens zu sein, ist unsere große Würde und unsere schwere Verantwortung; und Gott sei Dank, daß wir auch Mitgenossen davon sind! Je mehr Christi Geist uns und unsere Missionsgemeinde erfüllt, desto brauchbarer werden wir in seinem Dienste sein als ein lebendiger Organismus.

Evangelische Regungen in Abessinien.

Von P. E. Berlin.

(Schluß)

Das alles sind Lebensregungen, und je mehr die abessinische Kirche dem Felde voller Totengebeine aus Hes. 37 gleicht, desto mehr dürfen wir uns dieser Lebensregungen freuen. Natürlich sind sie begleitet von heftiger Feindschaft gegen das lautere Evangelium, einer Feindschaft, die sich teils aus dem Widerstande der Geistlichkeit, teils aus den tief eingewurzelten und mit fast chinesischer Starrheit festgehaltenen Vorurteilen des Volkes gegen „die Feinde Marias“ erklärt. Was der Heiland von dem Zwiespalt zwischen den Hausgenossen sagt (Luk. 12, 52 f.), das findet dort seine Anwendung: Mann und Weib, Eltern und Kinder, Priester und Gemeinden werden uneins um des Evangeliums willen. Wir mögen das beklagen, aber es sind in der Natur der Sache liegende Schwierigkeiten, Uebergangs- und Entwicklungsschwierigkeiten, welche werden überwunden werden, wenn die Wahrheit siegt, und es fehlt nicht an Beispielen, daß die Standhaftigkeit, der christliche Wandel des „abgefallenen“ Teiles allmählich die Hausgenossen versöhnt und

hinüberzieht. Die heftigste Feindschaft geht ja von den Priestern aus. Je und je sind einzelne Priester, Diakonen, Mönche, welche die evangelische Wahrheit kennen gelernt haben, zu den evangelischen Gemeinden übergetreten und haben dann als Evangelisten an ihren Volksgenossen gearbeitet; man zählt jetzt 21 solcher Priester und 20 Diakonen. Manche Priester nehmen, auch in ihrer Kirche bleibend, eine freundlichere Stellung zur evangelischen Bewegung ein. So sagte einst einer zu einem der Evangelisten: „Du hast eine gute Arbeit. Nimm dir keine Frau; begehre nicht nach Kindern und Aeckern, sondern säe das Evangelium aus, der Herr wird Wachstum und Lohn geben"; und ein anderer antwortete einem abessinischen Weibe, das ihn als ihren Beichtvater fragte, ob sie bei einem Anhänger der „Feinde Marias" lernen dürfte: „Lerne, meine Tochter, denn Gottes Wort ist ein und dasselbe." Aber solche Aussprüche sind doch nur selten, und Priester, die sich so stellen, kommen vielleicht selbst in eine schwierige Lage und müssen gewärtigen, aus der Kirche ausgestoßen zu werden. Einzelne Spuren finden sich schon — und das wäre gewiß ein erfreulicher Umstand — daß Priester anfangen, nach dem Vorbilde der Evangelisten Gottes Wort dem Volke nahe zu bringen. Aber im großen und ganzen nehmen die Priester eine feindliche Stellung gegen die evangelische Bewegung ein. Daß der Kampf als ein geistiger Kampf, der er doch ist, auch mit geistigen Waffen geführt würde, davon ist wenig zu spüren. Aus dem Anfange der neunziger Jahre wird einmal von einer zweitägigen Disputation über das Fasten berichtet; neuerdings wird eine Warnungsschrift erwähnt, welche von dem Kloster Debra Bisen gegen den Protestantismus gerichtet ist. Sonst führen die Priester und Mönche den Kampf mit fleischlichen Waffen. Sie suchen durch ihren Einfluß, nicht selten auch durch offenbare Gewaltthat die evangelischen Neigungen zu ersticken, wo sie sich regen, bald mit, bald ohne Erfolg. So wird von einem Diakonen erzählt, der wegen Hinneigung zur evangelischen Wahrheit von den Priestern zwei Tage lang gebunden und ohne Nahrung und Trank gelassen wurde und nur durch das Versprechen, daß sie mit ihm die Evangelien statt Heiligengeschichten lesen wollten, sich bewegen ließ, seinen Verkehr mit den Missionaren abzubrechen. Wiederholt sind Priester ausgestoßen, Evangelisten und Uebergetretene mit dem Bannfluch belegt

worden, einer sogar von sieben Klöstern, ganz zu geschweigen von der Feindschaft der Geistlichkeit aus früherer (voritalienischer) Zeit, wo es ihr gelang, die evangelische Mission gänzlich aus dem Lande zu verdrängen. Noch besitzt die Priesterschaft großen Einfluß, und ihre Drohung, den Toten die Ehren zu entziehen, auf welche der Abessinier so großen Wert legt, verfehlt ihren Eindruck noch nicht oft. Aber es scheint doch, als sei der Einfluß der Priester im Schwinden, und wenn das wirklich der Fall ist und die alten Vorurteile im Volke dahin fallen, dann werden viele dem Evangelium sich anschließen, welche jetzt zaghaft und zögernd sich fern halten, und eine Reformation der abessinischen Kirche von unten nach oben könnte sich anbahnen.

Freilich, wir dürfen nicht vergessen, daß es sich bei diesen Bewegungen hauptsächlich um Hamasen, den nördlichsten Teil des Landes handelt, und daß von der Stellung der Großen in Abessinien noch gar nicht die Rede gewesen ist. Nach diesen beiden Seiten hin ist ein Unternehmen wichtig, dem wir uns nun zuwenden wollen.

Als Missionar Lundahl in Monkullu seine Schule hielt, kam einst ein Jüngling von etwa 18 Jahren, mit Namen Tajelenj, aus Amhara, dem südlichen Teile Abessiniens, um die Schule zu besuchen. Er hatte eine nach Landesweise gute Bildung erhalten, verstand äthiopisch und hatte die Bibel in dieser Sprache gelesen. Aber die abessinische Auslegung genügte ihm nicht, und als er von der Schule an der Küste hörte, scheute er den weiten Weg nicht, sondern ging dorthin, um von den Fremden zu lernen. Er lernte fleißig und eignete sich an, was die damalige amharische Litteratur ihm bot; er nahm dann Teil an der Uebersetzung des Gerlach'schen Kommentars zu den Evangelien ins Amharische und freute sich über jedes Wachsen in dem Verständnis der Schrift. Doch er wollte nicht für sich lernen, er wollte für seine amharischen Landsleute lernen, aber er begriff auch, daß er nur dann unter ihnen würde mit Erfolg wirken können, wenn er auch in der heimischen theologischen Litteratur sicheren Bescheid wüßte. So entschloß er sich denn — zum Kummer seiner schwedischen Freunde, die seine Gedanken nicht ganz würdigten — wieder nach Amhara zu gehen, um dort in den Klöstern und im Verkehr mit den Gelehrten und Priestern die theologischen Schriften der Väter zu

studieren. Etwa drei Jahre blieb er dort in eifrigem Studium, dann kehrte er an die Küste zurück; wenige Tage nach dem Tode seines lieben Lehrers Lundahl kam er in Monkullu an. Nachdem er zuerst als Lehrer an der Knabenschule gewirkt hatte, beteiligte er sich als Evangelist an der Missionsarbeit. Er schrieb in dieser Zeit ein gelehrtes Werk, eine äthiopisch-amharische Grammatik (unter dem Titel „Soaso"), welche ihm die Würde eines Alaka (etwa unserem „Doktor" entsprechend) verschaffte und auch unter den europäischen Gelehrten Anerkennung gefunden hat. Seine große Begabung wie sein reiner und edler Charakter sicherten ihm die Liebe der Missionare, und schon aus dem Jahre 1893 hören wir das Urteil über ihn, daß er mit seinem starken Willen, seinem festen Charakter und seiner großen Arbeitskraft für die Mission ein wirklicher Schatz sei.

So ausgerüstet mit der theologischen Bildung des Abend- und des Morgenlandes, ebenso durch Gelehrsamkeit wie durch Frömmigkeit ausgezeichnet, ging er im März 1898 als Evangelist in seine Heimat Amhara, eine Last evangelischer Bücher mit sich führend. Die Verbindungen von Miss. Svensson mit evangelisch Gesinnten in Adua bahnten ihm zunächst den Weg. Nach seiner Heimat Isag (östlich vom Tsanasee, zwischen Gondar und Debra Tabor) glücklich gelangt, fand er dort die Herzen durch die Kriege und Heimsuchungen der Zwischenzeit empfänglicher für das Evangelium und predigte auf die Aufforderung des dortigen Priesters nach Schluß der abessinischen Messe fast sonntäglich. Der Vizekönig, Ras Mengescha Atkim (ein Sohn des früheren Königs Johannes), der von seiner Ankunft gehört hatte, ließ ihn zu sich kommen. Schon beim ersten Besuch wurden theologische Fragen berührt (Fasten, Vermittlung der Heiligen, Bundeslade), und es gelang Tajelenj, sich das Vertrauen des Ras zu erwerben. Später überreichte er ihm eine Bibel, eine Ausgabe der englischen Bibelgesellschaft. Einer der anwesenden Priester versuchte, den Ras gegen diese englische Bibel als eine unvollständige einzunehmen, aber der Versuch mißglückte, und Tajelenj hatte nun ein längeres theologisches Gespräch mit Ras Mengescha, das sich besonders auf die Verehrung der Maria, die Vermittlung der Heiligen, die Dreieinigkeit und die Naturen Christi bezog, und worin er mit Hinweis auf abessinische theologische Schriften die evangelische Wahrheit

zur Geltung brachte. Er konnte auch fortfahren, dem Volke das Wort Gottes zu verkündigen und benützte alle Gelegenheiten, im Privatgespräch wie öffentlich, die evangelischen Wahrheiten zu lehren, und Priester und Volk hörten ihn gerne.

Allein bald genug trat Opposition hervor. Im August (1898) erhob ein Mönch heftige Vorwürfe gegen ihn als einen „Erzketzer", einen „Feind der hl. Jungfrau, der Heiligen und der Engel", der die Vermittlung der Heiligen, die Verdienstlichkeit der Feste, des Fastens, der Bundeslade, der Gedächtnisfeier der Toten bestreite. Das gab viel Unruhe im Volke. Tajelenj wurde mit Fragen nach diesen Dingen überschüttet, und es nützte ihm nicht viel, daß er sich auf 1 Kor. 2 — nichts als Jesum den Gekreuzigten — berief. Das Mißtrauen gegen ihn war geweckt und ein neuer Widersacher trat auf den Plan. Alaka Johannes von Gondar beschuldigte ihn vor Ras Mengescha der Irrlehre, und eine Citation vor den Ras war die Folge. Tajelenj, selbst zuerst bestürzt über die unerwartete Botschaft, betete sich Mut ins Herz und machte sich, die Mahnung der einen zur „Vorsicht" zurückweisend und der kräftigen Zusprache der andern sich getröstend, trotz der Regenzeit auf den Weg (August 1898) nach Libo, wo sich der Ras aufhielt. Am andern Morgen wurde er vor den Ras gerufen. Der saß auf einer mit kostbaren Decken belegten Bettstelle, umgeben von Kissen mit gelbem und rotem Seidenbezug. Ein behagliches Feuer brannte auf einem Eisengestell. Der Fußboden des Audienzhauses war in seiner ganzen Ausdehnung mit Decken belegt. Hier saßen viele Priester und Gelehrte, in weißen Kleidern und mit großen Turbanen auf dem Haupte. Der Ras war umgeben von seiner großen Wache, von Kammerherren und Kammerdienern, alle in vollem Staate. Bücher, wie das Gesetzbuch, Davids Psalmen, das „Lob der Maria", lagen aufgeschlagen vor ihm, eine Bibel hielt er in seiner Hand. Nach einigen Einleitungsworten begann das Verhör. Es handelte sich zunächst um die beiden Schriften: das „Lob Marias" und die „Wunderwerke Marias", erstere angeblich von Maria selbst einem syrischen Glasmacher Efraim diktiert, letztere von ägyptischen Bischöfen verfaßt, beide ins Aethiopische übersetzt zu den Zeiten des äthiopischen Königs Haza Zäre Jakob. Tajelenj wies nach, daß diese Bücher nicht „von der andern Seite des Meeres" herübergekommen, daß sie vielmehr in andern Kirchen unbekannt seien,

wogegen Alaka Johannes behauptete, daß sie einst vom Kalifen Omer verbrannt und so in den andern Ländern allerdings unbekannt geworden seien — worauf Tajelenj nachwies, daß Kalif Omer 750 Jahre vor Haza Zäre Jakob gelebt habe, so daß die von ihm verbrannten Bücher unmöglich zur Zeit dieses Königs übersetzt werden konnten. Das machte natürlich großen Eindruck, und der Ras sagte unmutig: „Ihr Gelehrten kennt nicht einmal den Ursprung unserer Bücher; ihr sagt uns, sie seien von der andern Seite des Meeres gekommen; ihr führt uns irre — das bekümmert mich!"

Eine peinliche Stille entstand, bis der Ras sich an Tajelenj wendete in Betreff der Lehre von den zwei Naturen Christi, welche er vertreten sollte, einer Lehre, die ihn zum Gegner der abessinischen Christen machen würde; er sei vorgeladen, um sich in diesem Punkte zu rechtfertigen. Hierauf legte Tajelenj folgendes Glaubensbekenntnis ab: „Ich glaube an einen heiligen, dreieinigen Gott, eine Gottheit in drei Personen. Er ist von Ewigkeit und bleibt in Ewigkeit. Im Beginn der Zeit hat er die Welt aus nichts geschaffen. Der Sohn ist eine Person der Gottheit, geboren vom Vater in Ewigkeit und in der Fülle der Zeit geboren von der Jungfrau Maria, wahrer Gott, wahrer Mensch in einer Person, ohne Verwandlung und ohne daß eine Natur in die andere aufgeht. Er ist ein Christus, Leben und Licht der Welt, und zur Erlösung der ganzen Welt hat er den Tod am Kreuze erlitten. Um unserer Missethat willen ist er verwundet und um unserer Sünde willen geschlagen; die Strafe wurde auf ihn gelegt, auf daß wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilet. Er starb und wurde begraben; er fuhr zur Hölle hinab, aber er ist am dritten Tage wieder auferstanden und gen Himmel aufgefahren. Von dort wird er kommen, zu richten die Toten und die Lebendigen. Da wird er jedem nach seinem Thun vergelten. Lebende und Tote werden da vor ihm stehen; die Gläubigen werden ihre Krone empfangen, die Bösen aber müssen von ihm weichen. Die Heiligen werden dann im Himmelreiche leben und mit Jesus regieren in unaussprechlicher Freude und Herrlichkeit. Das ist in wenigen Worten, was ich von meinen Lehrern gehört und selbst in der Bibel gefunden habe, und hierzu habe ich nichts hinzuzufügen und nichts hinwegzunehmen." Hierauf erklärte Alaka

Johannes: das ist ganz ausgezeichnet und stimmt in vielen Punkten mit dem überein, was wir glauben und bekennen. Alle Anwesenden stimmten diesen Worten zu, und Ras Mengescha war sehr erfreut, seinen Freund gegen die Angriffe seiner Gegner gerechtfertigt zu finden. Einige dogmengeschichtliche Ausführungen Tajelenjs bestätigten die so gewonnene Uebereinstimmung, und das Gespräch wandte sich nun wieder dem „Lobe Marias" zu, weil es den Ras bekümmerte, daß die abessinischen Lehrer hierbei den kürzeren gezogen hatten. Man wollte den Ursprung des Buches auf sich beruhen lassen und sich auf seinen Inhalt beschränken: stimmt er mit der hl. Schrift Alten und Neuen Testaments überein oder nicht? Als Tajelenj die Uebereinstimmung in manchen Punkten anerkannte, sollte er angeben, worin sie nicht übereinstimmten, und nun hob er das oft darin vorkommende Wort hervor: Du Heilige, bitte für uns. Damit wendete sich die Disputation also der Fürsprache der Heiligen zu, einer, wie wir gesehen haben, für die Abessinier überaus wichtigen Lehre, und beide Teile einigten sich darüber, daß die Aussprüche der hl. Schrift über diese Frage maßgebend sein sollten. Johannes berief sich zuerst auf eine Danielische Stelle: nimm deine Barmherzigkeit nicht von uns um Abrahams, deines geliebten Freundes willen, und deines Knechtes Isaaks und Israels, deines Heiligen; aber Tejelenj wies ihm nach, daß dieses Wort aus dem Gebete Asariä (V. 35) genommen sei und daß die Worte „um Abrahams willen" durchaus keine Vermittlung Abrahams enthalten, und brachte ihn durch Stellen der Schrift, Aussprüche der Väter und Gründe der Vernunft ins Gedränge und zu Ausflüchten, sodaß sogar seine Glaubensgenossen seine Art zu kämpfen mißbilligten. Und als nun Tajelenj, da sein Gegner durchaus einen Gegenbeweis aus dem Alten Testament verlangte, auf Jes. 63, 16 (Abraham weiß von uns nichts und Israel kennet uns nicht) hinwies und Johannes selbst diese Worte aus dem Aethiopischen ins Amharische übersetzte, erkannte der Ras an, daß des Johannes Behauptung in der Schrift keine Stütze habe. Ebensowenig Erfolg hatte Johannes mit seiner Berufung auf Luk. 16. Tajelenj wies ihm nach, daß da von einer Vermittlung Abrahams gar keine Rede sei und Abraham selber vielmehr auf Gesetz und Propheten hinweise. Auch Matth. 10, 41 konnte die Probe nicht bestehen, und der Ras machte dem Alaka Vorwürfe, daß er immer

nur mit Stellen käme, welche den Kern der Sache, die Vermittlung der abgeschiedenen Heiligen, nicht träfen, während Tajelenj nun Stellen anführte, welche direkt gegen die Heiligenvermittlung sich wenden (1 Sam. 2, 25; Jer. 11, 14; Hes. 14, 12—20. 18, 20; Matth. 25, 1—13 u. a.). Johannes erklärte: ich kann dich nicht überzeugen und du kannst mich nicht überzeugen — aber vor Ras Mengescha hatte er verspielt, und als die Disputation hier nach dreistündiger Dauer durch die herannahende Gerichtsstunde unterbrochen wurde, sagte einer von Johannes' Genossen auf eine Frage über den Ausgang der Disputation: „Die Wahrheit zu sagen, so war Tajelenj gleich einem aufgewühlten Meere, und ließ eine Sturzwelle von Beweisen aus der Bibel und den Schriften der Väter nach der andern über uns gehen. Wir wußten ihm nicht mehr zu antworten; wir waren wirklich müde und die Gerichtszeit kam uns zu Hilfe."

Am andern Tage begann die Disputation von neuem. Johannes eröffnete sie siegesgewiß mit Hinweis auf 2 Kön. 13, 21: Elisa habe nach seinem Tode gebeten und einen Mann vom Tode erweckt. Tajelenj bestritt diese Darstellung, und als die Stelle vorgelesen werden sollte, konnte Johannes sich in der amharischen Bibel nicht zurechtfinden und Tajelenj mußte die Stelle aufschlagen. Nun versetzte Johannes ganz naiv: „daß er lebendig wurde, als er Elisas Gebeine berührte, was ist das anders, als daß der Prophet für ihn bat?" Lebhaft ging die Aussprache hierüber hin und her, bis der Ras ihr ein Ende machte mit den Worten: „Sei stille, Tajelenj; sie glauben nicht, was du sagst; und wenn der heilige Erzengel Michael selber käme und verkündigte, was du sagtest, so würden es unsere Gelehrten doch nicht als Wahrheit annehmen."

Einer der anwesenden Debtera, der Tajelenj wohl noch den Sieg zu entreißen hoffte, brachte nun die Bundeslade zur Sprache, ob es recht sei, Bundesladen zu machen oder nicht. Doch konnte er sich gegen Tajelenjs Argumente aus der Schrift und aus Aussprüchen des Chrysostomus nicht wehren, und selbst Alaka Johannes erkannte an, daß ein bestimmtes Gebot, Bundesladen zu machen, im Neuen Testament nicht vorhanden sei. Das Gespräch nahm bei dieser Frage einen etwas schärferen, persönlichen Ton an, bis der Ras endlich, entrüstet über die Neigung des Debtera, Tajelenj

Meinungen unterzuschieben, die er nicht geäußert, der Disputation ein Ende machte.

So verlief diese zweitägige Disputation, die uns einen Einblick in die eigentümlichen Anschauungen der abessinischen Kirche gewährt, die uns aber auch in dem Hauptbeteiligten einen Mann zeigt, welcher, in der Bibel wohl belesen und tief gegründet, mit sicherem Wissen und schlagfertigem Geiste seinen Gegnern gegenübersteht und ihnen Achtung und Anerkennung abnötigt, nicht bloß für sich, sondern auch für die abendländische Theologie und für eine Frömmigkeit, die in einem andern als dem von den Vätern ererbten Gewande einhergeht. Die Versuche, Tajelenjs Stellung bei Ras Mengescha zu erschüttern, waren ohne Erfolg geblieben. Tajelenj fand bei ihm auch in der Folge freundliche Aufnahme und er konnte während eines dreitägigen Aufenthaltes bei ihm eingehende Gespräche mit ihm führen. Schließlich forderte der Ras ihn auf, zum König Menelik und zum Abuna zu reisen. Tajelenj scheute sich der notwendigen Geschenke wegen vor dieser Reise, aber Mengescha beruhigte ihn: der Kaiser freue sich über gelehrte und verständige Leute und frage nicht nach Geld; er solle ihm nur seine Grammatik und eine Bibel überreichen, das sei genug.

Im Oktober 1898 machte sich Tajelenj in Begleitung eines Vertrauten von Ras Mengescha auch wirklich auf den Weg zum Kaiser und traf diesen in Schoa auf einer Reise an. Bei der Audienz, die er hatte, war auch Ras Makonnen, der Vizekönig von Harrar, anwesend, der schon zu der Zeit, als der schwedische Missionar Hylander in Harrar weilte (1895/96), eine wohlwollende Stellung zu dem Evangelium eingenommen hatte. Freundlich erkundigte sich Menelik nach dem Leben und den Lehrern seines Besuchers und erwähnte dabei auch, daß er äthiopische Bibeln drucken lasse. Tajelenj mußte sich dem kaiserlichen Reisezuge anschließen und erhielt nach der Ankunft in Wariilo eine neue Audienz, in der Menelik nun näher auf den Zweck von Tajelenjs Kommen einging. Tajelenj sagte ihm: „ich habe nur die Bibel studiert, das Alte und das Neue Testament. Wenn man mir gebietet, auch die überflüssigen Bücher anzunehmen und ich halte mich an die Bibel, so scheint ihnen das eine neue Lehre zu sein und sie können möglicherweise Lärm und Streitigkeiten zu Wege bringen. Damit Eure Majestät davon nicht gerüchtweise hören mögen, so will ich

das jetzt demütigst vorstellen. Bisher hat mich niemand eigentlich beunruhigt, aber es könnte möglicherweise geschehen." Der Kaiser erwiderte ihm: „Unsere Gelehrten stellen jetzt diese Bücher nicht ebenso hoch wie die Bibel. Sei guten Mutes, fürchte dich nicht; in dieser Sache hast du keine Ursache, besorgt zu sein. Wer die Bibel hoch hält, ist in meinem Reiche nicht gehaßt." Das sind kaiserliche Worte, die große Hoffnung für die Zukunft erwecken können. Aber auch hier mußte die Zweinaturen-Frage erörtert werden. Der Kanzler, der bei der Audienz zugegen war, regte sie an. Tajelenj sprach sich ebenso aus, wie früher vor Ras Mengescha, erklärte, daß allerdings die abendländischen Kirchen dieser Lehre anhingen, aber fern davon wären, Christus zu zerteilen oder zu erniedrigen. Menelik sagte darauf, es sei ihm noch nicht geglückt, den Kern in diesem Streite um eine oder zwei Naturen zu finden; er wisse nicht, welchen Nutzen er überhaupt habe, und bewilligte Tajelenj auf seine Bitte einen Schutzbrief. Dieser mit dem Löwensiegel versehene Brief lautet: „Der Löwe von Juda hat gesiegt. Menelik der Zweite, von Gott eingesetzt zum König der Könige in Aethiopien. Der Mann Tajelenj, genannt Gebra Mariam, welcher in Massaua wohnt, hat uns besucht. Wir haben seinen Glauben geprüft und niemand soll ihm in Glaubenssachen einen Schaden zufügen. Gegeben in der Stadt Wariilo den 6. November im Jahre der Gnade 1891 (?)." So wurde er freundlich entlassen mit der Aufforderung, Menelik noch einmal zu besuchen.

Im März 1899 hat Tajelenj denn eine zweite Reise nach Schoa gemacht. Wieder wurde er freundlich aufgenommen und erhielt von dem Könige einen Diener und zwei Kühe, von der Königin gleichfalls zwei Kühe zum Geschenk, ein Zeichen, daß er auch deren Gunst erworben hat — und das dürfte seine Bedeutung haben. Doch liegen von dieser Reise noch keine nähern Nachrichten vor; ebensowenig von einer neuen Reise nach Schoa im Jahr 1900. Auch den Abuna hat er inzwischen besucht, doch schien dieser ihm nicht sonderlich gewogen zu sein. Er hat Tajelenj einen Eid auf die Bibel leisten lassen, daß er nichts anderes lehren würde, als was in der Bibel stände. Sonst hat er in seiner Heimat das Evangelium unangefochten weiter verkündigt. Das Volk erwartet seine Predigt bei jedem der zahlreichen Feste —

ein Abrahamsfest, ein Rafaelsfest, ein Melchisedeksfest werden z. B. erwähnt — und er sucht seine Zuhörer von den Aeußerlichkeiten dieser Feste stets zum Kerne des Evangeliums hinzuführen, bemüht, aus den Schriften „der Väter" herauszuziehen, was evangelische Wahrheit ist, um seine Volksgenossen immer mehr von dem alten Sauerteig der Heiligenvermittlung, der Werkgerechtigkeit u. s. w. frei zu machen. Er hat auch inzwischen einen gleichgesinnten Gehilfen gefunden, der verwundert gesehen hat, wie niemand ihm widerspricht oder ihn schmäht, sondern wie alles Volk ihm still und aufmerksam zuhört. Selbst mit den Priestern steht er in gutem Einvernehmen.

Das eröffnet gewiß erfreuliche Aussichten, und wir können die dankbare Freude der schwedischen Brüder verstehen, welche jetzt ernten, was andere vor ihnen gesäet haben. Wer da weiß, mit wie viel Thränen, Blut und Opfern diese Aussaat seit drei Jahrzehnten geschehen ist, der freut sich dieser Erfolge mit ihnen von ganzem Herzen. Was für ein großer Gewinn wäre es, wenn die abessinische Kirche, diese Felsenburg des Christentums, die trotz aller Anstürme nie erobert ist, wieder zu neuem Leben, zu neuer Thätigkeit erweckt würde, und wenn sie, vom Islam umgeben wie sie ist, einträte in den heiligen Kampf gegen den falschen Propheten, der in Afrika so viel Boden erobert hat und noch fort und fort im Vordringen begriffen ist, um diesem Einhalt zu gebieten und ihm die gewonnene Beute allmählich wieder zu entreißen! Freilich, Abessinien ist ein Land der Unberechenbarkeiten, und Aenderungen, traurige Aenderungen können leicht wieder eintreten. Von römischen und russischen Einwirkungen ist wenigstens nichts Gutes für das Evangelium zu erwarten. Aber es sieht doch aus, als ob die Mächtigen im Lande zu dem Bewußtsein erwachen, daß die dogmatischen Unterschiede nicht für immer eine Scheidemauer zwischen der abessinischen und der abendländischen Kirche bilden können. Kaiser Menelik, Ras Mengescha, Ras Makonnen scheinen dem Evangelium zugänglich zu sein. Ras Makonnen in Harrar hat sich Anfang 1900 ein Exemplar von allen Büchern ausgebeten, welche die schwedische Mission verbreitet, und Missionar Svensson hat an Menelik, den Abuna und die Großen äthiopische Neue Testamente gesandt. Möge das helfen, die Fäden weiter zu spinnen, welche durch den furchtlosen und

zeugnisfreudigen Tajelenj angeknüpft worden sind. Auch der Umstand, daß die evangelische Mission in Abessinien von einem Lande ausgeht, das politischen Einfluß dort nicht sucht, ist vielleicht nicht ohne Bedeutung; er hindert wenigstens das Aufkommen von Mißtrauen, das einer politisch interessierten Macht so leicht entgegenkommt und den Segen der evangelischen Arbeit von vornherein neutralisiert. Jedenfalls, mögen die Dinge sich gestalten, wie sie wollen, die Zukunft steht in Gottes Hand, und seine Weise ist es, auf eine Thränensaat eine Freudenernte folgen zu lassen.

Allein in Afrika.

(Fortsetzung)

4. Erstlingsfrüchte.

Im Juni 1894 begann endlich unsere Aussaat aufzugehen und die Erstlingsfrucht heranzureifen. Jede unserer Sambesi-Stationen durfte eine Erweckung unter den Barotsi erleben. Es war eine schöne und gesegnete Zeit, und es war erhebend zu sehen, wie diese armen Heiden in der Kirche aufstanden und öffentlich erklärten, Gottes Kinder werden zu wollen. Wir hatten schon lange sehnsüchtig nach dem Völklein ausgeschaut, das uns diesen Segensstrom bringen sollte. Unter großen Schwierigkeiten hatten wir den harten Boden gepflügt und den Samen des göttlichen Wortes ausgestreut. Nun war endlich die Zeit gekommen, da wir mit Freuden ernten durften, was wir weinend ausgesät hatten. Die Herzen der Heiden fingen an, aus ihrem Sündenschlaf zu erwachen und zu fragen: was muß ich thun, daß ich selig werde? Ohne Unterschied des Geschlechts und Alters, Männer, Weiber und Kinder thaten diese wichtigste der Fragen. So kam eines Morgens in aller Frühe eine Frau zu mir und sagte: „O hilf mir doch beten! Was muß ich denn sagen? Um was muß ich den Herrn bitten? Lehre mich doch beten.“ Alle Schwierigkeiten, all unsere Leiden und Thränen waren nichts gegenüber der großen, unaussprechlichen Freude, zu sehen, wie sich Sünder bekehrten und zum Herrn wandten.

Die Knaben und Mädchen, die bei uns im Hause wohnten, waren die ersten, die den Anfang machten. An einem Sonntag

Morgen, nachdem wir auf der Station Kazungula einer Konferenz angewohnt hatten, wo um jene Zeit viele, vom Geist Gottes erfaßt, ihre Sünden bekannt und sich zum lebendigen Gott bekehrt hatten, da geschah es, daß sich alle unsere Pfleglinge, sieben Knaben und fünf Mädchen, für den Herrn erklärten. Sie hatten mir vorher nichts davon gesagt und die Sache kam uns ganz unerwartet. Zunächst war es ein Mädchen, das sich nach der Predigt von seinem Sitz erhob und sagte: „ich habe bis jetzt ohne Bedenken gestohlen und gelogen; aber nun will ich Gott angehören.“ Unsere Abendandachten waren jetzt ganz anderer Art, als vordem. Das Singen wollte gar kein Ende nehmen. Nun lag auch Gefühl im Gesang unserer Leute, denn die Worte der Lieder waren jetzt der Ausdruck dessen, was sie wirklich empfanden. Auch der Geist in der Schule war von da ab ein anderer. Die Schüler bereiteten sich gewissenhafter und sorgfältiger für ihre Unterrichtsstunden vor und gingen auch treuer ihren Pflichten nach im Hause.

Wir richteten nun sogleich Gebetsversammlungen und Katechismusklassen ein, und zwar eine für die Erwachsenen und eine solche für die jüngeren Personen. Es war schon darum geboten, zwei Abteilungen besonderen Unterricht zu erteilen, weil die Leute auf verschiedener Erkenntnisstufe standen. So waren unsere Knaben und Mädchen, die täglich bei uns lebten und die Schule besuchten, weit mehr mit den biblischen Wahrheiten bekannt, als ihre Eltern, deren Kenntnis sich nur auf das beschränkte, was sie in den sonntäglichen Gottesdiensten gehört oder durch unsere Hausbesuche erfahren hatten. Manche von denen, die unsern Unterricht und Gottesdienst besuchten, waren nun freilich noch keine eigentlichen Taufbewerber, da es bei ihnen noch nicht zu einem eigentlichen Bruch mit dem Heidentum gekommen war. Sie hatten vielleicht nur einen Eindruck bei einer Predigt bekommen, manche kamen um der andern willen oder wollten gern etwas lernen. Aber sie hatten doch alle das Verlangen nach besseren Verhältnissen. Sie hatten gehört, wie der lebendige Gott einem Noah, einem Abraham, Joseph und David in ihren Nöten geholfen, weil sie an ihn glaubten und ihm vertrauten. Aber es waren nur schwache Anläufe und die Leute bedurften viel Unterweisung. Vor allem mußte ihr Glaube noch sehr wachsen und erstarken, bis sie imstande sein würden, allem Aberglauben und Fetischwesen mit ganzer Seele zu entsagen.

Drei Monate lang mehrte sich an jedem Sonntag die Zahl derer, die sich uns anschlossen, sodaß es schließlich 98 Katechumenen waren. Selbst die Königin Mokwahe, die wieder ihren Sitz in Sescheke aufgeschlagen hatte, erklärte eines Sonntags öffentlich im

Gottesdienst, daß sie eine Christin werden und getauft sein wollte. Mein Mann, der von ihrer Aufrichtigkeit nicht recht überzeugt war, machte ihr Vorstellungen und verwies sie aus guten Gründen aufs Zuwarten. Aber sie wollte nichts davon wissen. Sie kam am nächsten Sonntag zu mir und bat mich, mit ihr zu beten. Ich versuchte, ihr klar zu machen, was es bedeute, ein Christ zu werden und daß es ein Schritt fürs ganze Leben sei. „O, ich bin dazu bereit," meinte sie; „ich möchte in der That eine Christin sein für mein ganzes Leben." Arme Mokwahe! Ihre guten Vorsätze währten nur einige Monate; dann verschwanden sie wie der Morgennebel und sie wandte sich wieder mit verdoppeltem Eifer dem Heidentum zu.

Während ihrer guten Tage hatte ich in ihrem Gehöft eine Gebetsstunde für die Frauen eingerichtet. Die Königin stellte sich dazu in den ersten beiden Monaten regelmäßig ein, später aber erschien sie nicht nur sehr unregelmäßig, sondern hielt auch die andern Frauen vom Besuche derselben ab. Eines Montags fand ich sie und eine arme Frau, die in einem Winkel kauerte, allein vor. Ich wandte mich an sie und sagte: „Mokwahe, wo sind denn all die anderen Frauen?" „Das weiß ich nicht," war ihre kurze Antwort. Ich wußte es nur zu gut, daß sie ihnen verboten hatte, das Gehöft zu betreten. Nachdem ich einige Fragen über die gestrige Predigt gethan hatte, betete ich mit ihnen und wollte gehen. Da nahm Mokwahe das Gespräch von vorhin noch einmal auf und meinte: „Ich weiß wirklich nicht, warum die Frauen nicht mehr zu unseren Versammlungen kommen; aber ich denke, es ist das beste, wir geben sie ganz auf." Ich erkannte, daß es ihr darum zu thun war, überhaupt die Sache wieder los zu sein und schlug deshalb den Frauen vor, von jetzt ab zu mir ins Missionshaus zu kommen. Aber Mokwahe that nun alles, was sie konnte, um die Frauen vom Besuch der Versammlungen zurückzuhalten. Sobald sie den Ton der Glocke hörte, schickte sie einen ihrer Leute, um die Weiber, die auf dem Wege zu mir waren, zu ihr zu rufen, als ob sie ein wichtiges Geschäft für sie habe. Kamen sie dann in ihre Wohnung, so ließ sie dieselben einfach niedersitzen und erst wieder gehen, wenn die Zeit unserer Versammlung vorüber war. Was konnten die armen Frauen thun, als gehorchen!

Auch auf die Männer übte sie ihren Druck aus. Einige junge Leute von ihrem Hofgesinde hatten sich uns angeschlossen und waren Taufbewerber. Als ihnen mein Mann Vorstellungen darüber machte, daß sie hinfort niemand mehr erdrosseln dürften, wie das sonst ab und zu nach heidnischer Weise geschah, erwiderten sie: „Was sollen wir thun? Leisten wir dem Gebot der Königin nicht Folge, so

haben wir nichts anderes zu erwarten, als daß uns die Königin erdrosseln läßt." Kein Wunder, daß einige unserer Taufbewerber lau wurden oder ganz zurückgingen und dem Heidentum wieder anheimfielen. Armes Volk! Manche von den Leuten hatten sich auch vom Christwerden allerlei irdische Vorteile eingebildet und waren nun sehr enttäuscht, als die Korallen und Kleiderstoffe, die sie als Bezahlung für ihren beabsichtigten Uebertritt erwarteten, ausblieben. Bei der Beschränktheit solcher Heiden ist das unter den Eingeborenen, so lange sie das Wesen des Christentums noch nicht recht erkannt haben, nicht selten der Fall.

Eines Tages kam ein alter Häuptling von Sescheke, der zu unsern Katechumenen gehörte, zu uns zum Besuch. Beim Weggehen gaben wir ihm das Fell eines Schafes, das wir gerade geschlachtet hatten. Der arme alte Mann war überglücklich. Als er aber ins Dorf zurückkehrte, traf er unterwegs mit einem andern Häuptling zusammen. „Von wem hast du denn das Schaffell?" fragte er den Alten. „Vom Missionar," erwiderte er ganz beglückt. „O," meinte der andere, „ist das alles, was du für deine Bekehrung erhalten hast? Ist das der ganze Lohn dafür, daß du so fleißig seine Gottesdienste und die vielen Versammlungen besuchst? Der Moruti hätte dir doch wenigstens einen ordentlichen Rock und einen schönen schwarzen Hut verehren sollen. Für ein so lumpiges Schaffell würde ich mir nicht so viel Mühe gehen." Der alte Mann gab ihm keine Antwort darauf, kam aber am andern Tage wieder und erzählte uns mit trauriger Miene jene Unterredung.

An dem Rückgang mancher unserer Taufbewerber war auch der Umstand schuld, daß sie Sklaven von heidnischen Häuptlingen waren, die ihnen häufig den Besuch unserer Gottesdienste und der Versammlungen untersagten oder doch vielfach erschwerten. So kam es, daß sie in ihrem Glauben erlahmten und ihn schließlich ganz aufgaben. Vor allen aber war es die Königin, die uns das größte Hindernis bereitete. So erließ sie eines Samstags den Befehl, daß alle, die am folgenden Sonntag den Gottesdienst besuchen würden, den Krokodilen vorgeworfen werden sollten. Ihre Drohungen machten einen solchen Eindruck auf die armen Leute, daß ein wahrer Schrecken die ganze Bewohnerschaft des Dorfes befiel. Demzufolge wagte es auch niemand in den nächsten Wochen in die Kapelle zu kommen. Wir gingen deshalb so oft als möglich ins Dorf, suchten die Gläubigen auf, sprachen mit ihnen und ermunterten sie. Aber wir mußten überall die Wahrnehmung machen, daß sie vor der grausamen Königin zitterten und selbst in ihren Gehöften kaum wagten, über ihren Glauben mit uns zu sprechen, aus Furcht, es könnte ihr hinterbracht

werden. Natürlich war unter solchen Umständen die Arbeit sehr erschwert und das Wachstum der Gemeinde ein sehr langsames.

Ganz im Gegensatz zu ihr verhielt sich in Kazungula ihr Neffe Litia, der Sohn des Königs Lewanika. Er ist ein Beispiel davon, was das Wort Gottes selbst unter den verkommensten Negerstämmen auszurichten vermag. Litia wurde ebenfalls um diese Zeit bekehrt und mit ihm seine Frau. Es war ihm ernst mit seinem Christentum und er war auch bereit, dessen sittlichen Forderungen nachzukommen. Da er zur Zeit seiner Bekehrung drei Frauen besaß, so entließ er zwei derselben und lebte mit der einen in christlicher Ehe. Er bezeigte großen Eifer, machte sich immer mehr mit Gottes Wort bekannt und suchte auch diesem in allen Stücken nachzuleben. Oft kam er mit seiner Bibel zum Missionar und bat um näheren Aufschluß über das, was er gelesen hatte. So war er auch ein Mann des Gebets und wußte, worum er Gott zu bitten und wofür er ihm zu danken habe. In dieser Stellung hat er auch bis jetzt verharrt. Jeden Sonntag Abend wird in seinem Gehöft eine Glocke geläutet, worauf sich alle bei ihm zu einer Versammlung einfinden. Er selbst pflegt sie gewöhnlich zu halten. Wiewohl seiner Stellung nach ein Häuptling, hat er doch als Christ alle heidnischen Gebräuche aufgegeben und er wirkt darauf hin, daß sie so viel als möglich in seinem Dorf in Abgang kommen. Der Einfluß des Christentums hat ihn auch auf eine gewisse Stufe der Civilisation erhoben. Das tritt besonders in seinem Familienleben hervor. Bei den Barotsi erfordert es die Sitte, daß die Frauen in höchst ehrerbietiger Weise mit ihren Männern verkehren und mit den Händen klappen, wenn sie mit ihnen sprechen. Litia behandelt dagegen als Christ sein Weib als ebenbürtiges Wesen und man muß seine Freude daran haben, wenn man die beiden so einträchtiglich mit einander verkehren sieht. Hand in Hand mit ihrem Töchterchen in der Mitte besuchen sie miteinander das Missionshaus. Auch ihre Mahlzeiten nehmen sie gemeinschaftlich an einem Tische ein, was sonst bei den Eingeborenen nie geschieht. Da fallen meist den heidnischen Frauen und Kindern die Brocken zu, die der gestrenge Eheherr von seiner Mahlzeit übrig läßt. Litia ist zudem ein kunstfertiger Mann, der sich einen prächtigen Tisch selbst gezimmert hat und mit Geschick die Nähmaschine handhabt. Auf ihr stellt er sich seine eigenen Kleider her. Einst fand ich ihn gerade mit seiner Frau an der Nähterei, einem Geschäft, das bei den Eingeborenen in hohem Ansehen steht. Seine Frau schnitt ihrem kleinen Mädchen ein Kleidchen zu und heftete es, worauf ihr Mann es auf der Maschine nähte und steppte. Dieses nette Zusammenarbeiten der Eltern für ihr Kind war rührend anzusehen, zumal wenn man bedachte, daß die Leutchen

noch vor kurzem blinde Heiden gewesen waren. Litia ist als Sohn des Königs Lewanika der künftige Herrscher des Landes und es ist deshalb von großer Wichtigkeit, daß er auch fernerhin sich als aufrichtiger und treuer Christ erweist. Denn von welcher Bedeutung kann er als solcher noch für sein Volk dereinst werden! Darum thut es not, für ihn und seine Frau Romoyo im Gebet zu Gott einzustehen, daß sie treu erfunden werden bis ans Ende.

---

5. Freud und Leid.

Es war im gleichen Jahr 1894, daß unsere kleine Lucie geboren wurde. Sie war der zweite Sonnenstrahl, der unser einsames Heim am Sambesi erhellte. Unsere beiden Töchterchen machten uns überaus glücklich und versüßten uns manches Leid. Noch eine weitere Freude sollte mir bald darauf zuteil werden. Nur wenige Wochen nach Luciens Geburt traf eine meiner Schwestern bei uns ein, um die Schule in Sesheke zu übernehmen. O, was war das für eine Freude für mich! Und welche Hilfe war uns durch sie geworden! Wie viel konnte sie uns abnehmen, nachdem wir drei Jahre lang ganz allein auf dem Posten gestanden hatten. Aber ach, die Freude sollte leider nicht lange dauern. Während der ersten fünf Monate befand sich meine Schwester wohl und munter; aber nachher setzte das Fieber bei ihr ein, und zwar so heftig und hartnäckig, daß sie wochenlang zu Bett liegen mußte. Da das Fieber durchaus nicht weichen wollte, so sah sie sich schließlich genötigt, im April 1895 das Land zu verlassen und wieder nach Lesuto zurückzukehren.

Wir mußten nun zu unserer übrigen Arbeit wieder die Schule übernehmen, bis uns im August desselben Jahres ein Mosuto-Evangelist zu Hilfe geschickt wurde. Seine Ankunft war uns ein großer Trost. Es wurde uns dadurch manche Arbeit abgenommen und wir merkten bald, daß uns damit eine Erleichterung nach verschiedenen Seiten hin verschafft war. Wir hatten uns jetzt nicht mehr vom Morgen bis zum Abend wie sonst abzuhetzen. Als der Evangelist ein wenig eingelebt war, konnten wir auch daran denken, endlich einmal für einige Wochen Ferien zu machen. Wir beschlossen, Missionar Coillard und die übrigen Geschwister im Barotsi-Thal zu besuchen. Die Reise dahin legten wir im Kanoe zurück und brauchten dazu flußaufwärts fünfzehn Tage, während wir für die Rückreise nach Sesheke den Fluß herunter nur zehn Tage bedurften. Es ist das zwar nicht die bequemste und sicherste Art zu reisen, aber weit-

aus die kürzeste, und wir zogen deshalb die Fahrt auf dem Sambesi der langsamen Reise auf dem Ochsenwagen vor. Die Kanoes gehören allerdings nicht zu den bequemsten Fahrzeugen, denn es sind nur Baumboote von ca. 3 Fuß Breite und 20 bis 25 Fuß Länge. Wir richteten uns indes so gut als möglich darauf ein. Jedes von uns war mit einem unserer Kinder in einem besondern Kanoe untergebracht. Um der beiden Kleinen willen standen wir nicht wenig Angst aus; denn im Fall eins der Kanoes in den Stromschnellen umgeschlagen hätte oder durch ein Flußpferd umgeworfen worden wäre — der Gedanke daran war uns schrecklich — so wäre an eine Rettung gar nicht zu denken gewesen. Doch der Herr nahm sich unserer an und wir erfuhren auf der langen Fahrt seinen Schutz in offenkundiger Weise. Als das eine mal einige Flußpferde mit ihren ungeheuren Häuptern in unserer unmittelbaren Nähe aus dem Wasser auftauchten und Gefahr für uns drohte, hörte ich einen der eingeborenen Ruderer zu den andern sagen: „Wir brauchen uns nicht zu fürchten; es wird uns kein Unglück zustoßen, denn wir reisen ja mit Kindern Gottes.“ Selbst die Heiden hatten das Gefühl, daß wir unter besonderem Schutz standen.

Fünf angenehme Wochen durften wir in Lealuyi bei den dortigen Geschwistern zubringen. Bei dieser Gelegenheit besuchten wir auch König Lewanika und lernten sein großes Anwesen kennen. Er beschenkte uns mit einem Ochsen und bald darauf folgten verschiedene Häuptlinge seinem Beispiel, sodaß wir schließlich elf Ochsen beisammen hatten. Sie waren aber nicht lange in unserem Besitz; denn da wir für unsere Ruderer zu sorgen hatten und die Lebensmittel wegen einer Heuschreckenplage sehr rar waren, sahen wir uns genötigt, einen Ochsen nach dem andern zu schlachten. Nach sechs Wochen waren die elf Ochsen allesamt aufgezehrt.

Dieser Aufenthalt im Barotsi-Thal war die erste und einzige längere Erholung, die wir seit unserer Ankunft am Sambesi hatten. Nach unserer Rückkehr von dort hatte ich an eine recht schwere Aufgabe zu gehen. Ich mußte für unsere kleine Florette eine Ausstattung beschaffen. Das arme, kleine Ding! Sie war noch so jung und doch mußten wir uns von ihr losreißen und sie ins Basuto-Land zu meiner Schwester schicken. Sie hatte oft und viel vom Fieber zu leiden und sah so bleich aus, daß wir sie manchmal zu verlieren fürchteten. Bei Nacht schlich ich mich oft leise zu ihrem Bettchen und horchte nach ihrem Atem, weil ich fürchtete, er sei still gestanden. Um ihr Leben zu erhalten, blieb uns nichts anderes übrig, als sie in ein gesünderes Klima zu verpflanzen. Missionar Coillard und Geschwister Jalla nahmen sie Ende 1895 mit nach dem Süden.

Ich habe bis jetzt die mancherlei Abenteuer mit Löwen, Leoparden und Hyänen, die wir auf unserem entlegenen Missionsposten erlebten, noch nicht erwähnt. Unsere Gegend war stark von diesen Bestien bevölkert, aber wir kamen nur ein einziges Mal durch sie in Lebensgefahr. Es war auf einer kleinen Reise, die wir zu den berühmten Viktoria-Fällen unternahmen und wobei wir drei Tage lang zu Fuß marschierten, daß wir im Freien übernachten mußten. Unsere eingeborenen Begleiter errichteten für uns und sich selber leichte Grashütten und unterhielten die Nacht über ein starkes Feuer zum Schutz gegen die wilden Tiere. In der einen Nacht fühlten wir uns alle, ohne recht zu wissen warum, außerordentlich unbehaglich. Wir erhoben uns deshalb schon frühzeitig von unserem Lager und setzten den Marsch fort. Mein Mann und ich gingen unsern Leuten etwas voraus, hatten aber kaum hundert Schritte zurückgelegt, als wir auf die Spur eines Löwen stießen, die quer über den Weg führte und sich im hohen Grase verlor. Wir gingen unbekümmert weiter, ohne daran zu denken, daß sich der Löwe noch in nächster Nähe befinden konnte. Und das war in der That so. Denn wir waren kaum zwei oder drei Minuten weiter marschiert, als der Löwe, der uns gewittert hatte, aus dem Grase hervorkam und uns ohne unser Wissen langsam folgte. Unsere Begleiter, die hinter uns drein kamen, sahen die große Gefahr, in der wir schwebten, wagten aber nicht, auf das gewaltige Tier zu schießen; denn im Fall sie gefehlt oder den Löwen nur verwundet hätten, wäre er unfehlbar auf uns losgesprungen. Sie konnten uns auch nicht zurufen und auf die Gefahr aufmerksam machen; denn das hätte uns veranlaßt, uns umzudrehen und plötzlich still zu stehen. Der Löwe wäre in diesem Fall sehr wahrscheinlich auf uns losgegangen. Was sollten sie thun? Die Leute wußten sich jedoch zu helfen. Sie umgingen das Raubtier in einem großen Bogen und erschienen zu unserem großen Erstaunen plötzlich vor uns. Zugleich kam der eine zu mir, erfaßte meine Hand und sagte: „Mutter, lauf was du kannst! Es gilt dein Leben.“ Ich lief aus allen Kräften, ohne nur nach der Ursache zu fragen. In aller Eile folgte mein Mann mit den übrigen Leuten. Nach einer starken Viertelstunde hielten wir inne und ließen uns erschöpft nieder. Erst jetzt erfuhren wir von der Gefahr, der wir glücklich entronnen waren. Da wir uns in der Nähe eines Dorfes befanden, so versammelten wir hier alle Leute um uns und verkündigten ihnen das Heil Gottes, dankten aber auch zugleich für die gnädige Bewahrung, die wir erfahren hatten.

Sescheke ist nicht nur um seiner vielen Krokodile willen berüchtigt, sondern auch wegen der zahlreichen Löwen, die dort herum-

streifen und die Gegend unsicher machen. Ja, sie kamen oft ganz dicht an unser Haus heran und drangen in unsere Viehkraale ein. Jedes Jahr verloren wir infolge dessen einige Stücke Vieh. So wurden uns einmal in einer Nacht acht Rinder getötet, in einer andern sechs, dann wieder fünf, zwei u. s. w. Ebenso erhielten wir nicht selten Besuch von den Leoparden und schier jede Nacht von den Hyänen. In der einen Nacht wurde ich durch eins unserer Kinder, das unruhig geworden war, geweckt. Ich stand auf und beruhigte es. Dann trat ich ans Fenster, schob die Gardine etwas beiseite und schaute hinaus. Es war eine prachtvolle, sternenklare Nacht. Taghell leuchtete der Mond und ringsum ruhte alles in tiefem Frieden. Doch was sah ich? Gerade unter meinem Fenster spazierte ein ungeheurer Leopard vorbei, dessen langer, buschiger Schweif den Boden berührte. In ruhigem, majestätischem Schritt ging er über den Hof hinüber. Der Anblick des prachtvollen Tieres fesselte mich so, daß ich alles andere darüber vergaß und im Augenblick gar nicht daran dachte, meinen Mann zu rufen, der ihn vom Fenster aus leicht hätte erlegen können. Als ich mich von meiner Ueberraschung erholt hatte und meinen Mann rufen wollte, war es zu spät. Der Leopard war in diesem Augenblick hinter der Hausecke verschwunden und hatte die Richtung nach dem Wald eingeschlagen.

Im Februar 1896 nahte sich die Rinderpest unseren Grenzen und richtete ihre Verheerungen im Lande an. Wir hatten alle Schrecken dieser Heimsuchung durchzumachen. Unsere stattliche Herde von Rindern hatte uns bis jetzt reichlich mit Milch und Butter versehen und wir waren auf diese als unsere Hauptnahrung Tag für Tag angewiesen. Es war uns fast undenkbar, daß wir ohne sie auskommen könnten. Die Seuche war uns gänzlich unbekannt und wir wußten deshalb auch keinerlei Gegenmittel. Unsere kleine Lucie war erst achtzehn Monate alt und lebte hauptsächlich von Milch. Von kondensierter Milch besaßen wir keine einzige Büchse im Haus und von auswärts her war weit und breit keine zu haben. O, wie schrie ich in meiner Not zu Gott, daß er uns doch wenigstens eine einzige Kuh für unser Kind erhalten möchte! Aber sie erlagen alle der fürchterlichen Seuche. Ach es war schwer, diese Heimsuchung ohne Murren hinzunehmen und zu glauben, daß es eine Glaubensprobe für uns sei, die uns nur zum Besten dienen sollte. Ich mußte meinen Gatten bewundern, der alles mit großer Ergebung hinnahm und selbst angesichts dieser Prüfung gefaßt blieb. Aber wir hatten uns oft mit einander in Demut vor Gott darüber beugen müssen, wie er in unserem Leben bis ins Kleinste und Einzelnste alles vorgesehen und für uns gesorgt hatte; warum sollte ers nicht

auch jetzt thun? Im Aufblick zu ihm erhielt ich auch diesmal die Kraft, ruhig zu bleiben und nicht wegen der Zukunft, die so überaus dunkel vor uns lag, unnötig zu sorgen. Wir übergaben uns aufs neue der Fürsorge unseres himmlischen Vaters und trauten auf ihn, daß ers wohl machen werde.

Bald darauf hörten wir, daß die Rinderpest auch im Matebelen-Land und in Betschuana ausgebrochen sei und daß wir deshalb für dieses Jahr, ja vielleicht für die nächsten zwei oder drei Jahre keinerlei Zufuhr von Proviant und andern Dingen erwarten dürften. Das waren trübe Aussichten. Wir versuchten, für unsere kleine Lucie wenigstens eine Ziege aufzutreiben. Aber die Milch von ihr hatte einen so unangenehmen Beigeschmack, daß das Kind sie schon nach wenigen Tagen nicht mehr trinken wollte. Ich versuchte es nun mit Wasser, in das ich etwas Zucker that und nebenher mit einem dünnen Mehlbrei. Daran mußte sich das arme Mädchen einige Wochen lang genügen lassen, bis es uns nach zwei Monaten gelang, etwas Milch von Leuten im Dorf zu kaufen, denen einige Rinder erhalten geblieben waren.

Alles das war aber nichts gegenüber den Schwierigkeiten, die uns in dieser Zeit die Königin Mokwahe bereitete. Mein Mann sah sich ab und zu genötigt, ihr ernste Vorstellungen zu machen, wenn sie sich allzugroße Grausamkeiten gegen ihre Leute erlaubte. Kein Wunder, daß sie ihm grollte. Besonders das eine Mädchen, Namens Tschubo, haßte sie so, daß sie dasselbe umbringen wollte. Eines Nachmittags ergriff sie einen Sjambok, eine Peitsche, die aus der Haut des Flußpferdes hergestellt war, und schlug damit das unglückliche Wesen so lange, bis sein ganzer Körper über und über mit Wunden bedeckt war. Trotz ihrer Striemen gelang es der armen Sklavin, in den Wald zu kriechen und sich dort bis zum späten Abend zu verbergen. Von da aus schlich sie sich in der Nacht heimlich zu unserem Haus. Mein Mann war nicht wenig erstaunt, als er auf ihr Klopfen die Thür öffnete und sie davor stehen sah. Sie bat ihn flehentlich, sie vor ihrer Herrin zu verbergen. Wir nahmen das hilflose Geschöpf zu uns herein, obschon wir uns der Gefahr bewußt waren, der wir uns dadurch aussetzten; aber wir konnten doch das Mädchen in seinem Elend nicht von uns weisen. Die arme Tschubo! Sie hatte nicht einen einzigen Faden Zeug auf dem Leibe und befand sich in einem schrecklichen Zustand. Ihr Gesicht war schrecklich zugerichtet, die untere Lippe zerspalten und das eine Auge furchtbar geschwollen. Ich rieb die Wunden mit etwas Vaselin ein und gab ihr eine wollene Decke, in die sie sich einhüllen konnte. Nachdem sie etwas Kaffee und Brot genossen hatte, gab sie sich zufrieden. Sie

blieb eine volle Woche bei uns, ohne daß jemand etwas von ihrem Aufenthalt erfuhr. Dann schickte ich sie mit einem Brief zu Litia nach Kazungula, der sie acht Monate lang bei sich behielt. Inzwischen hatte aber Mokwahe ihren Zufluchtsort erfahren und sie forderte das Mädchen wieder zurück, um sie zu verheiraten. Zu diesem Zweck traf sie wieder in ihrer Heimat ein.

Die Vornehmen unter den Barotsi treffen schon frühzeitig für ihre Söhne eine Wahl in Betreff ihrer künftigen Frau. Gewöhnlich wählt man ein gleichalteriges Mädchen und macht diesem von Zeit zu Zeit ein Geschenk an Lebensmitteln, um sich das Anrecht auf sie zu wahren. Auch wird ihr nach einem Jagdzug gelegentlich ein schönes Fell als Geschenk zugeschickt. Ist das Mädchen dreizehn oder vierzehn Jahre alt, so wird es von den Eltern zu ihrem künftigen Gemahl gebracht und die Hochzeit, wenn man es so nennen will, ohne viel Umstände vollzogen. Die Braut, triefend und glänzend von Fett, wird mit einem neuen Fell bekleidet und mit allerlei Korallenketten geschmückt. Am Nachmittag folgt ein fröhliches Gelage und damit werden die Festlichkeiten geschlossen.

Nachdem Tschubo wieder zu ihrer Herrin zurückgekehrt und von dieser an irgendeinen Jüngling ihres Gefolges verheiratet worden war, begab sich mein Mann ihretwegen zur Königin. Er machte sie darauf aufmerksam, daß er ein besonderes Interesse an Tschubo habe und sie gewissermaßen als sein Kind betrachte; er erwarte deshalb, daß sie künftighin eine bessere Behandlung von ihr erfahren werde. Mokwahe versprach das, hegte aber von da ab einen tiefen Groll gegen uns. Sie hätte uns am liebsten aus dem Lande vertrieben, wenn es in ihrer Macht gestanden hätte. Es war ihr unerträglich, daß sich der Weiße in ihre Sklavenangelegenheiten zu mischen wagte und ihr grausames Thun rügte. Sie sann auf Rache. Das erste, womit sie uns das Dasein und unsere Arbeit zu erschweren suchte, war, daß sie uns alle unsere Knaben und Mädchen aus dem Hause wegzunehmen suchte, und ebenso die Leute, die bei uns arbeiteten. „Ich würde alles darum geben," meinte sie, „wenn ichs dahin bringen könnte, daß der Moruti selbst sein Vieh besorgen und seine Frau mit dem Eimer das Wasser am Fluß holen müßte." Sie stieß die schrecklichsten Drohungen gegen uns aus, aber zum Glück stand ihr alter Ratgeber Ratau auf unserer Seite. Er weigerte sich, ihre Drohungen und Anschläge auszuführen. Darüber geriet sie in noch größere Wut und verbot ihrem Volk jeden Verkehr mit dem Missionshaus und den Besuch der Gottesdienste. Doch konnte sie nicht verhindern, daß wir unsere Besuche bei den Leuten im Dorf fortsetzten. Wir wußten, sie mochte gegen uns wüten und toben,

aber uns selbst durfte sie nicht antasten. Es war deshalb unser Bestreben, die wenigen Gläubigen aus den Heiden so oft als möglich zu besuchen, mit ihnen zu reden und zu beten, vor allem aber sie zu stärken und zu ermuntern, ein christliches Leben zu führen.

6. Einsam und allein.

Um diese Zeit — es war im April 1896 — konnte mein Mann wieder einmal daran denken, eine größere Predigtreise ins Land hinein zu unternehmen. Er brach am 15. April auf und ließ mich ganz allein auf der Station zurück. Seine Evangelistenfahrt sollte 14 Tage währen und er wollte auf ihr die fernen Ortschaften am Linyanti-Fluß aufsuchen, die während des hohen Wasserstandes nur auf dem Kanoe erreicht werden konnten. Es war ihm nur einmal im Jahr möglich, eine solche Predigtreise zu unternehmen. Sie war auch mit großen Strapazen verbunden. Oft mußte er sich der Schuhe und Socken entledigen und barfuß vom Kanoe aus durch den Schlamm aufs trockene, feste Land hinüberwaten. Natürlich konnte dies in einem Lande wie dem dortigen nicht ohne Schädigung der Gesundheit abgehen. Waren wir doch schon bei der vorsichtigsten Lebensweise dem Einfluß des ungesunden Klimas ausgesetzt. So war es nicht zu verwundern, daß mein armer Mann unterwegs von einem sehr starken Fieber befallen wurde und sich infolge dessen genötigt sah, seine Reise früher abzubrechen, als er geplant hatte. Am Abend des 21. April traf er in großer Fieberglut zu Hause ein. Er mußte sich sofort zu Bett begeben. Es war ein heftiger Fieberanfall, von dem er nicht mehr erstanden ist. Zwei Tage lang, während er fortwährend nach Wasser rief, schwebte er zwischen Leben und Tod. Dann aber, am 24. April, schien er etwas besser zu sein und der Kranke meinte, er sei nur der Ruhe bedürftig. Zugleich sprach er die Befürchtung aus, er werde wohl nun genötigt sein, in nicht allzuferner Zeit nach Europa zurückzukehren. Ich hoffte, der Anfall sei überstanden und der Kranke befinde sich auf dem Wege zur Besserung. Wie erschrocken war ich daher, als er am folgenden Tage, am 25. April, plötzlich in seiner ruhigen, gefaßten Weise zu mir sagte: „Meine Liebe, ich glaube, der Herr wird mich von dir wegnehmen und heimholen." — „O nein", erwiderte ich, „das ist nicht möglich, das kann nicht geschehen; denke doch, was sollte ich ganz allein in diesem Lande anfangen, allein mit unserem Kinde?" — „Ja", sagte er, „es ist nicht unmöglich, denn es ist des Herrn Wille. Er wird auch für dich und unsere kleine Lucie sorgen." — Dann sprach er von seiner

Hoffnung des ewigen Lebens und seiner Freude, beim Herrn zu sein allezeit. Hierauf gab er mir noch Grüße und Aufträge für alle seine Lieben in der Heimat auf und nannte eins nach dem andern beim Namen.

Der Abend kam heran, ohne daß eine Aenderung in seinem Befinden eingetreten wäre. Ich versammelte unsere Knaben und Mädchen im Krankenzimmer und wir beteten miteinander. Er selbst nahm noch teil daran und betete mit großer Innigkeit. Dann ließ er die Königin kommen und sprach mit ihr freundlich und eindringlich, wobei er sie ermahnte, doch dafür zu sorgen, daß ihr Dorf kein zweites Sodom werde.

Während der Nacht betete er wiederholt und zwar mit solcher Klarheit des Geistes, daß niemand sein Ende so nahe geglaubt hätte. Ab und zu forderte er mich auf, nach oben zu blicken und zu sehen, wie Scharen von Engeln ihm entgegen kämen. Ja, er ging gerne heim; er war hiezu bereit. Nur eins beunruhigte ihn noch kurz vor dem Ende: „Wir haben gepflügt", sagte er, „und haben gesät; aber ach, was wird wohl die Ernte sein? Wir haben im Dunkeln und Finstern gesät, wir haben im Licht den Samen ausgestreut, aber was wird die Ernte sein?" — Als sein Ende herannahte, sagte er: „da sieh, wie nahe die Engel schon sind; sie sind dicht hinter dir. Nun ist alles bereit. O, wie schön, wie herrlich!" Er bat mich um ein Glas Wasser, richtete sich noch selbst auf, nahm das Glas aus meiner Hand, trank es aus und legte sich nieder. Dann entschlummerte er zum besseren Leben.

Das war Sonntags den 26. April 1896. Da stand ich von aller Welt verlassen, ganz allein in einem fremden Land. Der Mosuto-Evangelist und seine Frau thaten zwar alles, was sie konnten, um mir in diesen schweren Augenblicken beizustehen, aber es war mir, als befände ich mich in der trostlosen Einöde einer weiten Wüste. Ja, diese ersten Augenblicke waren schwer, fast nicht zu ertragen. Der Evangelist sandte alsbald einen Knaben ins Dorf, um die Leute wissen zu lassen, daß der Moruti gestorben sei. In weniger denn einer Stunde hatten sich die Königin, die Häuptlinge, Männer, Frauen und Kinder in und außer dem Hause versammelt, um mir ihre Teilnahme zu bezeugen. Kein Laut ließ sich hören. Schweigend saßen sie stundenlang da; einige weinten still vor sich hin.

Hätte ich nicht aus Erfahrung gewußt und geglaubt, daß der Herr niemals etwas versieht und daß alles, was er thut, wohlgethan ist, ja, daß es zu unserem Besten und zur Förderung seines Reiches geschieht, ich wäre in meinem Jammer vergangen und völlig zusammengebrochen. So aber konnte ich mich aufraffen und an das Nächst-

liegende denken. Ich nahm selbst das Maß für den Sarg und das Grab. Dann ging ich hinaus, um einen passenden Platz für die Begräbnisstätte zu suchen und den Knaben zu zeigen, wie sie das Grab machen sollten. Schließlich suchte ich die Bretter für den Sarg zusammen. Der Evangelist ging mir dabei treulich zur Hand, aber allein konnte er den Sarg nicht machen. So zimmerten wir ihn gemeinschaftlich und betteten dann mit einander die irdischen Ueberreste meines geliebten Mannes hinein. Man kann sich denken, was das alles für mich heißen wollte.

Schon am Samstag hatte ich nach Kazungula, der nächsten Station geschickt und den dortigen Missionar Boiteux gebeten, wenn möglich nach Sescheke zu kommen. Er traf am Sonntag Abend nach Sonnenuntergang ein und hielt dann am Montag Morgen den Trauergottesdienst und das Begräbnis. Sein Ruheplätzlein fand mein entschlafener Gatte unter dem Schatten von drei schönen Waldbäumen. Da ruht er an den Ufern des Sambesi unter dem Volk der Barotsi, denen er neun Jahre lang das Heil Gottes in Christo Jesu verkündigen durfte. Ich aber fühlte aufs neue die ganze Schwere meines Verlusts. O wie verlassen kam ich mir vor! Ohne Eltern, ohne Geschwister, ohne Freunde! Niemand kann sich eine Vorstellung davon machen, wie ich in dieser Zeit der Vereinsamung litt und wie ich mich nach einer Aussprache mit meinen Lieben sehnte. Wie warf ich mich da in die Arme meines Heilandes, wie hielt ich mich an ihm fest. Seiner bedurfte ich jeden Augenblick, daß er mich aufrichtete und stärkte und mir immer wieder aufs neue die tröstenden Worte zurief: Fürchte dich nicht, sei getrost! Ich bin mit dir. Wie trösteten mich in jenen Tagen die Worte des Psalmisten: Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt. Meine Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.

Mein seliger Mann hing mit ganzer Seele an seiner Arbeit. Er liebte seine Station und pflegte sie mit großer Sorgfalt. Alles befand sich in schönster Ordnung. Und jetzt, nach seinem plötzlichen Heimgang, war alles sich selbst überlassen. O, es war zu traurig! Eine Woche später kam Fräulein Kiener von Kazungula für kurze Zeit zu mir, um meine Einsamkeit zu teilen. Sie blieb drei Wochen da, dann aber war ich wieder drei Monate lang allein auf der Station mit dem Evangelisten, der die Sonntagsgottesdienste versah, während ich die Schule übernahm.

Etwa sechs Wochen nach meines Gatten Heimgang geschah es, daß fast das ganze Dorf der Königin Mokwahe in Flammen aufging. Ich mußte sogleich an die Worte meines sterbenden Mannes denken, die Königin solle dafür sorgen, daß ihr Dorf nicht ein zweites

Sodom werde. Ich war deswegen unruhig und fürchtete, sie könnte mich jetzt für das Unglück verantwortlich machen. Aus diesem Grund eilte ich sofort, als ich vom Ausbruch des Feuers hörte, zu ihr. Ich fand die meisten Häuser schon lichterloh brennen und Mokwahe in einem Zustand größter Aufregung. Sie gebärdete sich wie eine Furie und raste wild umher. Ich ergriff ihre Hand und sagte: „du mußt dich nicht so aufregen lassen; alles was geschehen kann, um dem Feuer Einhalt zu gebieten, das wird geschehen." Dann erinnerte sie selbst an die warnenden Worte meines Mannes und fragte mich: „wird denn auch noch der übrige Teil des Dorfes niederbrennen?" Ich erwiderte ihr: „Ich hoffe nicht, aber die Leute müssen die größten Anstrengungen machen." Dann versuchte ich ihr die volle Wahrheit zu sagen, mußte dies aber in sehr vorsichtiger Weise thun und meine Worte genau abwägen. Sie war nicht unzugänglich während meiner Anwesenheit, aber ach, äußerst grausam gegen ihre Sklaven!

Während der acht Monate, die ich nach dem Tode meines Mannes ganz allein in Sescheke zubrachte, hatte ein Mädchen dem Befehl der Königin zuwider gehandelt. Da befahl Mokwahe, das arme Wesen zu erdrosseln. Der Befehl wurde ausgeführt, aber nicht vollständig, sodaß das unglückliche Mädchen halbtot liegen gelassen wurde. Als ihre grausame Herrin davon hörte, befahl sie ihren Leuten, das Werk zu vollenden und ihr Opfer sogleich zu beerdigen; denn sie fürchtete sich, den Leichnam über Nacht im Dorf zu haben. Als ich von dem Vorfall hörte, fühlte ich mich gedrungen, zu ihr zu gehen und ihr Vorstellungen zu machen. Ihre einzige Antwort aber war: „ich habe das Mädchen nicht umgebracht; die Männer da haben es gethan." — Die Christen hielten mich immer auf dem Laufenden über ihr Thun und wenn ich dann mit ihr über ihr böses Treiben sprach, war sie gewöhnlich sehr erstaunt, daß ich so genau unterrichtet war. Mokwahe lebt noch in Sescheke, aber ihr Neffe Litia hält sie jetzt im Zügel und sie darf nicht mehr wie ehedem ihre bösen Anschläge ausführen.

Im Oktober kam Fräulein Kiener wieder nach Sescheke und blieb nun bei mir, bis ich im Dezember das Land verließ und die Heimreise antrat. Mit ihr zusammen setzte ich die Arbeit auf der Station fort. Sie übernahm die Schule, der Evangelist hielt die Gottesdienste und ich versah das Hauswesen. Das Verhalten der Christen war in dieser Zeit höchst musterhaft. (Schluß folgt.)

Missions-Zeitung.

China. Gegen alle Erwartungen hat der kaiserlich-chinesische Hof auf seiner Rückreise von Singanfu nach Peking keinen längeren Aufenthalt in der alten Hauptstadt von Honan, in Kaifengfu genommen, sondern er hat seine Reise nach Peking unter Aufbietung aller verfügbaren Transportmittel fortgesetzt und ist inzwischen in der Hauptstadt eingetroffen. Das Bild, das die chinesischen Blätter von diesem Zuge entwerfen, ist bezeichnend für die Rücksichtslosigkeit der chinesischen Beamtenwelt. Es wird da u. a. berichtet: Unendliche Karawanen mit Tribut ziehen dem Hof entgegen und die Lokalbeamten haben Befehl, alle Wagen und Lasttiere, die sie nur auftreiben können, in den Dienst des Transportes zu stellen. Die Wagen der Handelsleute werden einfach von den Läufern der Mandarine in Beschlag genommen. Eine große Anzahl von Mandarinen befindet sich mit Geschenken für den Hof unterwegs, um diesem ihre Ehrerbietung zu erweisen und sich gelegentlich einen einträglichen Posten zu ergattern. Dabei herrscht das größte Chaos auf der Heerstraße, die der Hof gezogen ist. Die zahlreichen Eunuchen und Lakaien haben unterwegs ungescheut geplündert und geraubt, und zwar nicht nur an der Straße selbst, sondern auch meilenweit nach beiden Seiten hin. „Der Fuchs folgt den Fußstapfen des Tigers", sagt der bilderreiche chinesische Bericht. Das Geklirr des zerschlagenen Geschirrs und der Jammer der armen Bauern, denen der letzte Bissen vom Munde weggeschnappt wurde, erfüllt überall die Luft. Die höheren Beamten verlangen unterwegs ganz außerordentliche Bequemlichkeit. Selbst das Beste genügt meistens der unverschämten Dienerschaft nicht, und zwar lediglich, um für sich Geschenke herauszuquetschen. Und wenn ihr Herr wieder aufbricht, nachdem er die geradezu übermäßige Gastfreundschaft seines Quartierwirtes genossen hat, nehmen die Lakaien einfach alle Möbel, die ihrem Herrn von seinem Wirt zur Verfügung gestellt waren, mit. Besonders für die Eunuchen ist die Reise eine wahre Goldgrube. Hunderte von Beamten kommen aus weiter Ferne, um dem Hof ihre Ehrerbietung zu beweisen. Jeder möchte eine Audienz selbst bei untergeordneten Höflingen oder fernstehenden Prinzen haben. An eine solche ist aber nicht zu denken, ohne daß erst der eine oder andere Eunuch erkauft ist. Was für Summen aus diesen Quellen in die Taschen der Eunuchen und Lakaien gleiten, läßt sich garnicht übersehen.

— Ueber die letzten Augenblicke Li Hung Tschangs wird dem ostasiatischen Lloyd berichtet: Am Tage seines Todes ver-

langte Li die vor kurzer Zeit in der sichern Voraussicht seines Todes von ihm angefertigte Denkschrift noch einmal zu sehen, die nach seinem Ableben dem Thron überreicht werden sollte, und in der er eine Reihe von Beamten zur Verwendung empfohlen hatte. Er wollte sich wohl so nochmals davon überzeugen, ob er sich keinem verdienstvollen Manne gegenüber etwa undankbar erwiesen habe. Beim Durchlesen der Denkschrift wurde Li ohnmächtig, erholte sich aber wieder und sagte: „Yü Hsien, dieser Vaterlandsfeind, hat nicht wieder gutzumachendes Unheil über unser Land gebracht. Die Mandschurei-Angelegenheit ist noch nicht erledigt; Kaiser und Kaiserin wollen auch nicht nach der Hauptstadt zurückkehren". Der Minister stieß nach diesen Worten tiefe Seufzer aus, die allmählich schwächer wurden; ein neuer Ohnmachtsanfall trat ein. Der neben dem Lager des Sterbenden stehende Schatzmeister von Tschili Tschau-Yü-shan sagte laut weinend: „Ich habe noch etwas zu sagen. Ach, wie schnell geht es zu Ende!" Li öffnete die Augen wieder. Einer der Umstehenden wunderte sich, daß Tschau dem Sterbenden das Ende so schwer mache, es sei besser, ihm etwas Tröstliches zu sagen, um ihm den Tod zu erleichtern. Darauf sagte Tschau folgende Notlüge: „Der russische Gesandte hat gesagt, daß nach dem Tode Lis Rußland China keine Schwierigkeiten bereiten wird. Vom Prinzen Tsching ist ein Telegramm eingetroffen, wonach der Kaiser und die Kaiserin noch innerhalb des zehnten Monats nach Peking zurückkehren werden!" Als Li Hung Tschang diese Worte vernommen hatte, schloß er die Augen und verschied.

Römische Entschädigungs-Forderungen. Nachdem die Wirren und Unruhen in China beigelegt sind, taucht natürlich die Frage auf, inwieweit die Missionen und Christen für den erlittenen Schaden zu entschädigen sind. Die Regelung dieser Angelegenheit scheint bei dem gegenwärtigen Entgegenkommen der chinesischen Beamten und unter dem Druck des Friedensvertrags ziemlich leicht vor sich zu gehen, soweit sie die evangelischen Missionen betrifft. Nicht so einfach ist es bei der römisch-katholischen Mission in der Provinz Schansi der Fall. Hier in der Hauptstadt Taiyuenfu bestand ihr hauptsächlichster Verlust in der großen Kathedrale, die die Boxer eingeäschert haben. Die Katholiken stellten nun die Forderung, daß ihnen dafür das dortige Regierungsgebäude (the Governor's Yamen) oder das große Anwesen des Kollegs eingeräumt würde. Der Gouverneur, berichtet der North China Herald, stellte ihnen vor, daß er hiezu keine Erlaubnis habe, staatliches und öffentliches Eigentum aus den Händen zu geben. Hierauf erklärten die römischen Katholiken, daß sie an einem bestimmten Tag um 4 Uhr vom Kolleg Besitz er-

greifen würden; im Fall sie Widerstand fänden oder Unannehmlichkeiten entstünden, würden sie die Lokalbehörden dafür verantwortlich machen. Auf dieses hin ließen die Behörden, um etwaige Verwicklungen zu vermeiden, die Gebäulichkeiten räumen und die Studenten zogen mit ihrer Lehrerschaft ab, ehe die römischen Priester mit ihren Anhängern auf dem Platz erschienen und sich im Kolleg festsetzten. Auch sonst scheinen die Katholiken rücksichtslos vorzugehen. So befindet sich einige Wegstunden von Taiyuenfu entfernt eine große, wertvolle Quelle, deren Wasser in der ganzen Umgegend von den Bauern für die Bewässerung der Felder benützt wird und in deren Nähe sich ein Tempel befindet. Diese Quelle samt dem Tempel ist von den Römischen ohne weiteres beansprucht worden. Sollte es wirklich dazu kommen, daß beide in ihre Hände übergehen, so ist ein großer Teil der umwohnenden Bevölkerung um den freien Gebrauch des Wassers gebracht. Ein solches Auftreten muß natürlich die Chinesen aufbringen und die urteilslose Presse in der Heimat, die in ihren Berichten keinen Unterschied zwischen den verschiedenen Konfessionen macht, oder sich scheut, die römische Mission direkt zu beschuldigen, schreibt dann solche Vorkommnisse einfach „der christlichen Mission" zu und wirft damit einen Schatten auf alle Missionen. (The Missionary, Nov. 1901.)

Rückkehr der Missionare nach Taiyuenfu. Bekanntlich war es in Taiyuenfu, der Hauptstadt von Schansi, wo der Gouverneur Yü Hsien am 9. Juli 1900 über 30 Missionsleute mit ihren Kindern hinschlachten ließ. An seine Stelle ist nun ein anderer Gouverneur getreten, der den Missionaren freundlich gesinnt ist und das begangene Unrecht gutzumachen sucht. Aus diesem Grund ließ er auch die Vertreter der verschiedenen ev. Missionen, die in Schansi bis zu ihrer Vertreibung arbeiteten (American Board, englische Baptisten, China Inland und schwedische Missionare), wissen, daß sie ihn in Taiyuenfu besuchen möchten, damit er persönlich mit ihnen Rücksprache nehmen könnte. Infolgedessen machten sich denn auch diese auf den Weg und wurden von einer Schutzwache des Gouverneurs in ehrenvollster Weise bis in dessen Hauptstadt geleitet. Ueberall kam ihnen die Bevölkerung unterwegs mit Achtung und Freundlichkeit entgegen, im größten Gegensatz zu der Behandlung, die sie ein Jahr zuvor als Flüchtlinge und Geächtete zu erfahren hatten. Der Einzug der Missionare geschah am 9. Juli, dem Jahrestage des Blutbades von Taiyuenfu. Dr. Atwood, der Vertreter des American Board, schreibt darüber: „Gerade heute vor einem Jahr lagen die blutigen Leichname unserer Geschwister unbeachtet im Gehöft des Amthauses, nur einige hundert Meter von unserm heutigen Aufent-

haltsort entfernt. Dieselben Straßen, auf denen sie damals zum Tode geführt wurden, durchwandern wir heute unbelästigt und im Frieden." Die Tafel, die zur Erinnerung an Yü Hsiens blutige That über dem Thor angebracht war, ist entfernt worden und die Behörden haben statt dessen große seidene Banner gestiftet, auf denen die Namen der Märtyrer geschrieben stehen. Auf ihren Gräbern aber haben sie Blumenkränze niederlegen lassen und wollen ihnen ein Monument errichten. Das beste und bleibendste Denkmal aber ist wohl die Errichtung einer Hochschule für junge Chinesen, die nach dem Vorschlage von Missionar Richard in Taiyuenfu errichtet werden soll. Da es nämlich gegen das Gefühl der evangelischen Missionen ist, eine Sühne für die ermordeten Missionare zu fordern, so hat Miss. Richard vorgeschlagen, die chinesische Regierung solle wenigstens eine halbe Million Taels darreichen, um damit eine Hochschule für abendländische Bildung zu errichten, wo dann junge Chinesen eine geeignete Ausbildung für den Regierungsdienst und Lehrerstellen an andern ähnlichen Schulen erhalten könnten. Demzufolge hat, wie die North China Daily News berichten, der Vertreter des Schansi Gouverneurs in Shanghai ein Uebereinkommen mit dem betreffenden Missionar getroffen; auch ist bereits die Angelegenheit dem kaiserlichen Hofe unterbreitet worden. Die Universität soll in Taiyuenfu errichtet und für die nächsten zehn Jahre unter die Aufsicht von Miss. Richard gestellt werden. (The Missionary; Chinese Rec. Dez. 1901.)

Korea. Nach dem Jahresbericht der amerikanischen bischöflichen Methodisten wird der koreanischen Christengemeinde ein sehr gutes Zeugnis ausgestellt. Es waltet in ihr ein reger Missionsgeist, der darauf aus ist, so viele Volksgenossen als möglich für Christum zu gewinnen. Das Ergebnis davon ist, daß die Missionare nicht nur leicht Eingang unter der Bevölkerung finden, sondern auch von vielen aufgesucht werden, die Aufschluß über das Evangelium zu erhalten wünschen. Auch hat in der Hauptstadt Seoul im Aeußeren ein großer Umschwung stattgefunden, der zu der Hoffnung berechtigt, daß Korea mit der Zeit dieselbe Bahn einschlagen wird wie Japan, dem es im großen und ganzen die Initiative zu dem bisherigen Fortschritt verdankt.

Japan. Seit der Einführung einer Erziehungsbehörde im Jahre 1871 sind in Japan gegen 30 000 Elementarschulen gebaut worden. In ihnen werden zirka vier Millionen Schüler unterrichtet, von denen ein volles Viertel Mädchen sind. Seit dem Jahre 1880 besteht der Schulzwang für alle Kinder zwischen sechs und vierzehn

Jahren. Im Jahre 1888 gab es 46 Seminarien mit 4416 männlichen und 662 weiblichen Schülern. Wöchentlich werden 28 Unterrichtsstunden erteilt. Der Sonntag ist Ruhetag. Der Religionsunterricht fehlt in diesen staatlichen Schulen vollständig, weshalb auch die große Mehrheit der Studenten in Tokio den nationalen Glauben aufgegeben hat und an nichts mehr glaubt.

— Angesichts der religiösen Bewegung, die gegenwärtig infolge energischer Evangelisation große Kreise Japans ergriffen hat, sehen sich nun auch die Buddhisten zu größerer Thätigkeit veranlaßt. Hiezu haben sie im letzten Winter den Ostasiatischen Buddhistenbund gestiftet, der sich in seinem Programm die Aufgabe gestellt hat, die Lehre Buddhas mit allen möglichen Mitteln in Japan und weiterhin auszubreiten, sie aber auch von gewissen Mißbräuchen und Auswüchsen zu reinigen. Es wird von ihnen zugegeben, daß der Buddhismus unter den höheren und gebildeten Kreisen den Boden verloren hat und nur noch unter der niederen Volksschichte seine Anhänger zählt. Man findet es deshalb nötig, mit Reformen vorzugehen und besonders der höheren Bildung mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Auch sollen künftighin Vorträge gehalten und Sonntagsschulen eingerichtet werden. Selbst missioniert soll werden, indem Buddhistenprediger nach dem Osten ausziehen sollen. Ebenso will man eine Traktatgesellschaft ins Leben rufen und Wochenblätter, Flugschriften ꝛc. ausgeben. Vor allem aber soll eine große Predigthalle in Tokio errichtet werden. Das praktische Ergebnis von alle dem war aber zunächst eine große Bettelfahrt, die 42 Priester und 20 Laien in der Hauptstadt antraten, um das nötige Geld für das Werk ihrer Reform aufzubringen. Daß der Buddhismus in der That sehr im Niedergang begriffen ist, zeigt schon der Umstand, daß er von 393087 Tempeln, die er vor 188 Jahren in Japan besaß, jetzt nur noch 71947 aufzuweisen hat. Ein bemerkenswertes Zeichen ist, daß die sogenannten Neu-Buddhisten eine Allianz mit den amerikanischen Unitariern eingegangen haben sollen.

Indien. Nach der letzten Volkszählung in Indien hat die Bevölkerung der Madras-Präsidentschaft in den Jahren 1891 bis 1901 um $2^1/_2$ Millionen zugenommen und beträgt jetzt über $38^1/_2$ Millionen. Die Zunahme der verschiedenen Religionen wird so angegeben: Hindus = 6.34 Prozent, Mohammedaner = 9.11 Prozent und Christen = 18.13 Prozent. Demnach haben sich die Christen ums dreifache schneller vermehrt als die Hindus und die Gesamtbevölkerung, oder in Zahlen ausgedrückt: sie stiegen von 879 437 im Jahr 1891 auf 1 038 854 im Jahr 1901, also eine Zunahme von 159 417 Christen. Doch beschränkt sich diese Zahl wohl nur auf die britischen Provinzen. (Ev. luth. Miss.Bl. Leipzig.)

Labrador. Wieder haben sich einige Eskimo zu Ausstellungszwecken anwerben lassen! Noch wissen wir nicht, heißt es im Missionsblatt der Brüdergemeine (Jan. 1902), ob die in London, Paris, Madrid, Algier und Buffalo gezeigten nach jetzt zweijährigen Wanderungen ihre Heimat glücklich erreicht haben, und schon wieder haben sich zehn Bewohner der Station Nain überreden lassen, dem Werber nach Buffalo zu folgen. Es ist tief traurig! Ein gewisser Dr. Lauder war der Menschenfänger. Die Zahl der in Buffalo (im Staat New York) noch von der vorigen Gesellschaft vorhandenen Eskimo erschien ihm zu gering, um dem am 10. September dort eintreffenden englischen Thronfolger als Repräsentanten seiner arktischen Unterthanen vorgestellt zu werden. Verlockend für die Leute war nicht nur die Geldversprechung, sondern auch die Zusage, daß sie noch in diesem Jahr nach Nain zurückgebracht werden sollten. Letzteres schien den Missionaren ganz unmöglich, da Schiffe die Küste von Labrador so spät im Jahr nicht mehr anlaufen können. Ehe die Missionare Kunde davon erhielten, hatte der Agent, der mit Fischerschonern an der Küste entlang gereist war, bereits drei Familien gewonnen, von denen einige Glieder zu den besten Leuten gehören. Von diesen ließen sich zwar mehrere durch ihre Seelsorger zurückhalten, dafür sind aber andere: zwei Ehepaare, ein verheirateter Mann, zwei Burschen und drei Kinder dem Lockruf gefolgt.

Bücheranzeige.

Kunze, G. **Im Dienst des Kreuzes** auf ungebahnten Pfaden. 2. Auflage. C. Bertelsmann, Gütersloh. Mk. 1.80, geb.=Mk. 2.50.

Die Schilderungen, die hier den Verfasser als rheinischer Missionar von seinen Erlebnissen auf der einsamen Dampier-Insel unter den wilden Bewohnern von Neuguinea entwirft, gehören zu dem Interessantesten und Ergreifendsten, was sich in der neueren Missionslitteratur findet. Sie gewähren nicht nur dem Leser einen richtigen Einblick in die Schwierigkeiten und Erfordernisse der Pionierarbeit eines Missionars, sondern sie bieten auch viel Stoff für Missionsstunden, zum Erzählen und Vorlesen in Missionsvereinen.

Gloyer, E. **Jeypur**, das Hauptarbeitsfeld der Schleswig-Holsteinischen ev.-luth. Miss.-Ges. zu Breklum auf der Ostküste Vorderindiens. Herausgegeben durch Gen. Sup. D. Wallroth. Mit 32 Bildern. 171 S. — Sodann: **Karte** desselben Gebiets, gez. von D. Wallroth. Breklum, Verlag des Missionshauses.

Das Buch behandelt zwar nicht die Mission in jenem Gebiet, will aber den Missionsfreunden ein Führer und Ratgeber beim Lesen der Missions-

blätter sein, indem es eine eingehende Schilderung des Landes und seiner Bewohner giebt. Es kommen dabei zur Behandlung: die Geschichte Jeypurs, seine physikalische Gestalt, die Pflanzen- und Tierwelt, die verschiedenen Volksstämme und ihre Sprachen, ihre Feste und Religionsanschauungen ꝛc. — eine Fülle von ethnologischem und religionsgeschichtlichem Material. Eine Reihe charakteristischer, schöner Bilder veranschaulicht den Text. — Zur geographischen Orientierung dient die schön und klar ausgeführte Karte von D. Wallroth.

Kirchliche Wochenschrift für evangelische Christen. Herausgegeben von den Freunden der Positiven Union. Red. von Pfr. G. Lasson. Berlin, Trowitzsch u. Sohn. Preis vierteljährlich Mk. 1.50.

Nach dem, was der erste Jahrgang dieser trefflich redigierten Kirchlichen Wochenschrift geboten hat, auch aus dem Gebiet der Heidenmission, nehmen wir gern Veranlassung, auf dieselbe aufmerksam zu machen und sie weiteren Kreisen zu empfehlen.

NB. Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.

Anzeige. Mit dem Ablauf dieses Jahres wird das Organ des Evangelischen Afrika-Vereins, die Monatsschrift „Afrika", die bisher für den Schutz der Eingeborenen und die Wahrung ihrer Rechte eingetreten ist, in ihrer jetzigen Gestalt zu erscheinen aufhören und als Vierteljahrsblatt von dem genannten Vereine in wesentlich kleinerem Umfange herausgegeben werden. Es wird daher unmöglich sein, in der „Afrika" auch fernerhin in der wünschenswerten Weise für die Eingeborenen einzutreten. Und doch ist es jedem, der an die gesamte Kolonialpolitik den sittlichen Maßstab zu legen gewohnt ist, klar, daß auch wir in Deutschland ein Organ haben müssen, welches sich der Aufgabe unterzieht, nach jeder Seite hin die Interessen der Eingeborenen wahrzunehmen.

Wir nehmen daher mit Genugthuung von der Mitteilung Kenntnis, daß unter der Redaktion des bisherigen Herausgebers der „Afrika" im Verlage von C. Bertelsmann in Gütersloh unter dem Titel „Die deutschen Kolonien, Monatsschrift für die sittliche und soziale Hebung der Eingeborenen in den Schutzgebieten" (jährlich 3 Mk.) eine inhaltliche Fortsetzung der „Afrika" vom 1. Januar 1902 an erscheinen soll.

Nachdem uns der programmatische Eröffnungsartikel vorgelegen hat, kommen wir gern der Bitte nach, unsererseits die Missionskreise, welche an dem Schutze der Eingeborenen das größte Interesse haben, auf die neue Zeitschrift hinzuweisen und es ihnen an das Herz zu legen, dieselbe lebensfähig zu machen.

Der Ausschuß der deutschen Missionen:

D. Merensky, Missions-Inspektor; Prof. D. Warneck; Dr. Schreiber, Missions-Inspektor; Th. Oehler, Missions-Inspektor; D. Buchner, Missions-Direktor; von Schwartz, Missions-Direktor.

Hafenstadt Nagasaki in Japan.

Wie die Toten ihre Toten begraben.

Von Archidiakonus F. Büttner.

Auf jenes Jünglings Bitte: Herr, ich will deinem Ruf folgen, aber erlaube mir, daß ich zuvor hingehe und meinen Vater begrabe, hat der Heiland Bescheid gegeben: Laß die Toten ihre Toten begraben, gehe du aber hin und verkündige das Reich Gottes (Luk. 9, 59 f.). Mag nun, wie man fast allgemein annimmt, der Vater des Berufenen damals auf der Bahre gelegen haben, oder mag, was wohl richtiger ist, der Vater noch am Leben gewesen und des Jünglings Bitte dahin gegangen sein: Erlaube mir, daß ich erst meinen alten Vater zu Tode pflege, dann will ich dir folgen; das macht für unsern Zweck keinen Unterschied. In jedem Fall redet Jesus von den Leuten, die an ihn und sein Evangelium nicht glauben als von Toten. Zu den Toten gehört also nach Jesu Urteil heute die ganze Heidenwelt.

Kaum irgendwo tritt der Unterschied zwischen den geistlich Toten und geistlich Lebendigen so grell zu Tage, als wenn sie ihre Toten begraben. Bei denen, die an den Heiland glauben, ist das eine feierliche Handlung, welcher der Ernst des Todes und die Trauer um den Geschiedenen ihre düstre, schmerzvolle Weihe giebt, die aber auf der andern Seite durch den Glauben an den Herrn, welcher durch seinen Tod unserm Tode die Macht genommen und Leben und unvergängliches Wesen an das Licht gebracht hat, durch das Evangelium zu einem Bekenntnisakt freudiger Hoffnung gestempelt wird. Wir können auch an den Särgen und Gräbern unserer Lieben nicht trauern wie die Heiden, die keine Hoffnung haben. Uns sind die Stätten, da die Leiber der Entschlafenen ruhn, keine Stätten des Grauens und Schreckens und abergläubischer Furcht; denn die Hoffnung schwebt über den Gräbern und

über ihnen stehet geschrieben: Deine Toten werden leben und mit dem Leichnam auferstehn. Wir können die entseelten Leiber der Gläubigen nicht wie den toten Kadaver eines Tieres ansehen und uns mit Abscheu und Ekel abwenden. Denn wir haben die Verheißung: Christus wird unsern nichtigen Leib verklären, daß er ähnlich werde seinem verklärten Leibe nach der Wirkung, damit er kann auch alle Dinge sich unterthänig machen. Aber wir dürfen uns auch nicht mit ängstlicher Pein an die entseelten Leiber festklammern und nicht verzweiflungsvoll klagen, wenn er ins Grab gesenkt wird. Denn wir wissen, es ist ein Leib des Todes, der zum Staube zurückkehren muß, davon er genommen ist. Und unser Heiland hat uns gelehrt: Es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt es allein. Wo es aber erstirbt, so bringt es viele Frucht (Joh. 12, 24).

Von alledem wissen die Heiden nichts. Und weil sie nichts davon wissen, müssen sie über das Sterben ganz andere Gedanken haben wie wir Christen, welche von Gott gelehrt sind. Weil sie nun über das Sterben anders denken, müssen auch ihre Sitten und Gebräuche beim Begräbnis ganz andere sein als die der Jünger Jesu. Es ist nicht nur vom Standpunkt der Ethnologie, sondern mehr noch von dem der Religion beachtenswert, wie die Toten ihre Toten begraben. Es kann uns nicht einfallen, hier eine erschöpfende Darlegung heidnischer Begräbnissitten oder Unsitten bieten zu wollen. Denn das würde eine ganz unübersehbare Arbeit werden. Aber wir wollen versuchen, die springenden Punkte und Richtlinien festzustellen, welche bei heidnischen Begräbnisbräuchen zu Tage treten.

Es kommt bei den oft wunderlichen, einander widersprechenden und für christliches, ja auch für nur humanistisch gebildetes Empfinden abstoßenden heidnischen Totenbräuchen alles darauf an, wie sich der Heide das Verhältnis von Leib und Seele vorstellt. Je nach der Wertschätzung der Leiblichkeit wird man mit der entseelten Leibeshülle so oder anders umgehen. Je nachdem man an ein Fortleben der Seele nach dem Tode glaubt oder nicht, je nachdem man sich die Lösung der Seele vom Leibe als ein Gut oder Uebel denkt, wird sich das Verhalten beim Begräbnis verschieden gestalten. Man darf sich dabei nicht durch die allerdings zunächst recht befremdliche Erscheinung beirren lassen, daß

die niederste Schätzung der Seele zu ganz ähnlichen Begräbnisbräuchen führt, wie die höchste, und wiederum, daß die Völker, die den Leibern gar wenig Wert beilegen, bei seiner Bestattung ähnlich verfahren, wie solche, die von der Leiblichkeit sehr hohe Gedanken haben. Beispiele zeigen das am deutlichsten.

I.

In Melanesien besteht bei den schwarzen Bewohnern der Torresstraße der Brauch, daß die Mütter die Leichname ihrer verstorbenen Kinder auf einem Bambusgestell mit sich herumtragen, bis dieselben unter der heißen Sonnenglut zu Mumien eindörren. Bei einzelnen Stämmen werden die Leichname zu diesem Zweck gar geräuchert. Was ist der gräßlichen, widerwärtigen Sitte Sinn? Von einem Fortleben der Seele nach dem Tode wissen diese verkommenen, fast zu tierischem Stumpfsinn herabgekommenen Schwarzen nichts. Aber eben deshalb klammert sich die Mutterliebe an den irdischen Rest, an den entseelten Leib und will ihn um keinen Preis lassen. Was bei den Bewohnern der Torresstraße die Sonnenglut bewirken muß, suchen die heidnischen Madagassen und die Bewohner von Neuguinea durch Auspressen des Leichnams zu erreichen. Die alten Aegypter wollten durch kunstvolles Balsamieren den Leichnam möglichst lange vor Verwesung schützen. Aber welch verschiedener Beweggrund hier und dort. Der Aegypter glaubt ja an ein Fortleben, an eine Wanderung der Seele. Deshalb sucht er den Behälter der Seele möglich lange zu erhalten. Denn die Seele findet nach altägyptischem Glauben keine Ruhe, wenn ihr irdischer Leib zerstört ist. Sie trägt ja im Totenreich als Leib ein genaues Abbild des irdischen Leibes. Der Krüppel bleibt dort Krüppel, der König, der Handwerker, der Mann, das Weib, das Kind — jeder bleibt nach dem Tode, was er auf Erden war. Darum ist die Erhaltung des Leibes notwendig, die Leiche darf nicht verwesen. Besonderer Wert wird auf die Erhaltung des Herzens gelegt, da dieses im Totenreich gewogen wird. Fehlt das Herz, so kann der Mensch nicht gerichtet werden und deshalb nicht zur Seligkeit eingehen. Dagegen gelten die Eingeweide als Sitz der Lüste und Leidenschaften. Sie müssen deshalb entfernt werden, wenn anders der Verstorbene im Reich der Seligen selig werden soll. Doch wird die Verletzung des Leichnams als Versündigung empfunden. Die Tempeldiener, welchen die Aufgabe zufällt, mit dem Feuersteinmesser den Unterleib zu öffnen, stehn in allgemeiner Verachtung und werden von den Verwandten des Toten, an welchem

sie ihres Amts gewaltet haben, mit Schmähungen, auch wohl mit Steinwürfen verfolgt. Sind die Eingeweide, welche bis auf das Herz vergraben oder ins Wasser geworfen werden, entfernt und die Bauchhöhle mit Spezereien und Hobelspähnen gefüllt, so kann der Tote rein ins Totenreich eingehen. Der Leichnam wurde 40 bis 70 Tage in der am Westufer des Nils gelegenen Totenstadt einbalsamiert, wohl verschnürt in einen Sarg gelegt, in welchen allerlei Geräte nebst dem Verzeichnis der Besitztümer des Toten sowie das Totenbuch gelegt wurden. Nach Ablauf der bestimmten Zeit wurde die Leiche in feierlichem Zuge von Priestern und Klageweibern auf einem von Ochsen gezogenen Schlitten ins Trauerhaus zurückgebracht, von wo sie zu Grabe geleitet wurde. Das Grab ließ, wer es irgend vermochte, jeder schon bei Lebzeiten in den Fels hauen. Die Gänge und Kammern des Grabes wurden gern mit bildlichen Darstellungen aus dem Leben des Verstorbenen geschmückt. Am Grabe ward ein Totenopfer gebracht und eine Lobrede zu Ehren des Verstorbenen gehalten. Dem Leichnam wurden als Wegzehrung in die hinterste Grabkammer, in welcher er beigesetzt wurde, Lebensmittel hingestellt. Dann ward die Thür vermauert, und das Gefolge gab sich im Vorraum des Grabes einem möglichst ausgelassenen Leichenschmause hin.

Sucht heidnischer Glaube und Aberglaube hier den Leib möglichst lange zu erhalten, sei es weil er von der Seele und ihrem Leben außer der Leiblichkeit nichts weiß, sei es weil er sich der Seelen Seligkeit ohne Leiblichkeit nicht vorstellen kann, so findet sich bei andern Heidenvölkern eine vollständige, unser Gefühl empörende Gleichgültigkeit gegen den entseelten Leib. Die Wakamba in Deutsch-Ostafrika werfen die Leiber der Toten in den Busch, den Hyänen und Geiern zum Fraße hin. Ja oft treibt man die Alten und Schwachen, denen der Tod auf dem Angesicht steht, in den Busch hinaus, daß sie dort sterben oder von den Raubtieren getötet werden, weil im Heidenherz auch das kindliche Gefühl häufig bis auf den letzten Funken ausgelöscht ist. Die Reisenden Ostafrikas wissen davon zu erzählen, daß in der Nähe der Wakamba-Dörfer häufig bleichende Menschenknochen zu sehen sind. Kein Mensch nimmt sich die Mühe, sie zu begraben.

Da geht es bei unsern schwarzbraunen Landsleuten in Südwestafrika bei den Hereros schon etwas besser her. Wie es dort mit dem Begräbnis bestellt ist, darüber wollen wir einen Augenzeugen, den Missionar Diehl hören. Der berichtet: „Wenige Tage, nachdem ich nach Okahandja gekommen war, lag dort ein angesehener Mann auf dem Sterbebett. Zwar versicherten die Zauberer mit ihrer Geheimkrämerei ihm das Leben zu retten, deshalb hatte er

kein Ohr für meinen Zuspruch. Als er nach einigen Tagen gestorben war, schlug man ihm mit einem Beil das Rückgrat durch, schnürte den Leichnam mit Riemen zu einem unförmlichen Klumpen zusammen und verscharrte ihn unter einem Dornbaum. Damit hatte man es sehr eilig, denn das Totenmahl sollte beginnen. Mehr als 100 Stück Rindvieh wurden geschlachtet und 4 Wochen lang ward bei Tage gegessen, des Nachts aber wüstes Klagegeheul angestimmt. Die Hörner der verzehrten Ochsen befestigte man an dem Dornbaum als Denkmal für den Toten. Das Brechen des Rückgrats und das Zusammenschnüren des Leichnams findet statt, damit dem Verstorbenen die Rückkehr ins Leben, das Erscheinen auf Erden gewehrt werde, ein Aberglaube, welchem wir auch anderwärts noch vielfach begegnen werden. Hier verrät sich wenigstens noch eine rohe Vorstellung vom Fortleben der Seele. Denn man denkt doch an die Möglichkeit ihrer Rückkehr in den entseelten Leib. Davon finden sich auch Spuren bei den verkommensten Völkern. Bei den tief gesunkenen Buschleuten herrschte der Brauch, daß ein Kraal, in welchem ein Mensch gestorben war, abgebrochen werden mußte, damit nicht der abgeschiedene Geist an die Stätte seines Lebens und Sterbens zurückkehre und die Ueberlebenden erschrecken und beunruhigen könnte. Da man begreiflicher Weise die Unruhe und Umstände des Umzuges, wie leicht derselbe auch den Buschmännern fallen mag, nicht ohne Grund scheute, so war die natürliche Folge, daß man sich der Kranken, mit welchen es zum Sterben ging, in ganz natürlicher Weise zu entledigen suchte, wie wir es bei den Wakamba kennen gelernt haben.

Auch bei den Sulukaffern finden wir denselben Brauch. Ihre Sprache hat ein eigenes Wort, das hat die Bedeutung „nach Hause schicken." Wird ein Mann zu alt und zu schwach, um dem Ruf seines Königs Folge zu leisten, dann giebt derselbe den Befehl: „Gehe hin, schicke ihn nach Hause;" das ist das Todesurteil. Pflichtbewußt folgen die Kaffern dem Vorbild ihrer göttlich verehrten Könige. So berichtet Missionar Minkner von Emmaus in Natal: Einst hatten zwei Söhne unter den Sulu beschlossen, ihre alte hilflose Mutter, die ihnen lästig geworden war, „nach Hause zu schicken." Sie lockten sie auf einen steil abfallenden Berg in der Nähe ihrer Wohnung und stürzten sie von der Höhe in eine tiefe, jählings abfallende Schlucht. Durch den Sturz verletzt und betäubt lag sie eine Zeit bewußtlos. Welch schreckliches Erwachen für sie! Zwei Tage und zwei Nächte verbrachte das arme Weib dort ohne Speise, ohne Trank in der Gluthitze afrikanischer Sonne, die von der steilen Felswand der Schlucht doppelt heiß zurückgeworfen wurde. Halb wahnsinnig vor Hunger und Durst versuchte sie endlich herauszukriechen. Das aus-

sichtslose Unterfangen gelang der Verzweifelten. An Beeren und wilden Früchten stillte sie den nagenden Hunger, den brennenden Durst. Dadurch gestärkt schleppte sie sich, weil sie bei den Ihrigen kein Erbarmen fand, zur nächsten Missionsstation, wo sie gepflegt, unterwiesen und getauft wurde. Rührend war es dem Missionar zu hören, wie sie in ihrem Morgengebet stets ihrer Söhne gedachte und flehte, daß der Herr ihrer Sünde nicht gedenken, sondern sie zu seinem Heil führen möge.

Wenn aber der Tod eintritt, bevor der Mensch nach Hause geschickt werden kann, macht man bei den Kaffern nicht viel Umstände mit dem Begräbnis. — „Ich kam," so berichtet der Berliner Missionar Kahle in Neu-Halle, „in ein heidnisches Haus. Da war in der Nacht jemand gestorben. Hinten auf dem Hof hatten sie den Leichnam eingescharrt und dann die Erde darüber wieder schön glatt gestrichen. Nur die nasse Stelle zeigt an, daß sich hier ein Grab befindet. In zwei Tagen ist bei der Sonnenglut auch dies letzte Zeichen verschwunden. Dann sieht kein Mensch mehr, daß hier ein Toter ruht. Nach vier Wochen, wenn das Korn erst reif ist, werden dort die vollen Biertöpfe stehen und die Lebenden werden auf dem Toten sitzen und schwatzen und singen und rufen." Bisweilen spart man sich die Mühe, die Erde über dem Leichnam zu glätten. Wangemann berichtet in seinem ersten Reisejahr von Kaffergräbern: „Sie machen eine ganz flache Grube, werfen etwas Erde auf, sodaß bisweilen noch das Gebein hervorsieht, und setzen einen Stein darauf. Das ist das ganze Begräbnis."

So formlos und nichtachtend geht es freilich nur dann zu, wenn ein geringer Mann im Volk gestorben ist. Das Begräbnis der Großen erfordert andere Anstalten. Hören wir, was uns aus der Zeit, wo das Kaffernreich auf der Höhe seiner Macht stand, von der Bestattung einer Königinmutter berichtet wird. Im Jahre 1828 starb die Mutter des Kaffernkönig Tshaka. Dem Sohne ward die Nachricht von der schweren Erkrankung seiner Mutter gebracht, als er mit einem Teil seiner Truppen sich auf der Elefantenjagd befand. Sofort kehrte er im Eilmarsche um. Er traf die Kranke hoffnungslos. Seine Krieger stellten sich im Halbkreise um die Hütte der Sterbenden auf. Tshaka selbst saß zwei Stunden lang in sich gekehrt in stummem Brüten da. Auf die Nachricht, daß der Tod eingetreten sei, legte der König und nach seinem Beispiel die Krieger den vollen Kriegsschmuck an. Lange stand er dann schweigend vor der Sterbehütte. Die Thränen rannen ihm über die schwarzbraunen Wangen. Plötzlich brach er in ein wildes, gellendes Jammergeheul aus, das sofort von den versammelten Untergebenen, 15 000 an der

Zahl, aufgenommen wurde. Auf dies Signal eilten alle, die es hörten, zum Trauerplatz, wo sich, als der Morgen nach der ersten Klagenacht graute, gegen 60 000 Menschen befunden haben sollen, alle schreiend und heulend. Gegen Mittag gab der König Befehl die ersten Totenopfer zu schlachten. Das war das Zeichen zu einem entsetzlichen Blutbade. Die Trauernden schlugen sich selbst mit Keulen und stachen sich Wunden, damit Blut flösse. Wer nicht laut genug klagte und nicht Thränen genug vergaß, ward angeschrieen: „Warum bist du so hart, daß du keine Thränen weinen kannst? Nieder mit dir, damit die deinen um dich weinen." Mit den Worten wurde er niedergestochen. Etliche, die in der Erschöpfung nach dem nahen Fluß gegangen waren, um zu trinken, wurden, weil ihre Trauer lässig sei, niedergemetzelt. An 20 000 Menschen sollen das Opfer der ersten 12 Trauertage gewesen sein. Ja, um dem Schmerz noch einen lebendigeren Ausdruck zu geben, wurden einige Hunderte von säugenden Kühen getötet, damit die Kälber solange nach der Mutter brüllten, bis sie davon starben. Das Seufzen der vernunftlosen Kreatur sollte das Volk belehren, was für ein Schmerz es sei, wenn ein Land seine Mutter durch den Tod verliere.

Die Begräbnisfeierlichkeiten wurden von Tshaka und seinen Großen umständlich beraten. In sitzender Stellung ward die Leiche unweit des Sterbeorts begraben, zehn der schönsten Mädchen lebendig mit ihr. 12 000 ausgewählter Mannschaften mußten 12 Monate lang Ehrenwache am Grabe thun. 12 000 Ochsen wurden zu ihrem Gebrauch bestimmt. Die Viehhalter des ganzen Landes hatten dieselben als Opfer für den Geist der Verstorbenen gebracht. Denn als des Königs Mutter galt die Tote als unter die Geister versetzt.

Doch dies alles genügte dem König noch lange nicht. Er sann auf größere Trauerfeierlichkeiten. Sein alter Freund Gomana machte den Vorschlag: Da „die große Elefantin mit den kleinen Brüsten", der „allmächtige Gott des Wachstums" gestorben sei, und es wahrscheinlich wäre, daß Himmel und Erde vereint ihren Tod beweinen würden, so müßte das Opfer so groß wie möglich sein. Deshalb sollte vom Todestage ab ein Jahr hindurch das Land nicht bestellt, keine Milch genossen, sondern sofort nach dem Melken auf die Erde gegossen werden, und alle Weiber, welche in dem Jahr entbunden würden, sollten sammt Kindern und Männern erschlagen werden. Der Rat fand Beifall. Ihn zu verkünden zogen Tshakas Krieger durch das ganze Land, zugleich mit dem Auftrage alle, welche bei der Trauerfeier nicht zugegen gewesen waren, zu töten. 14 Tage wurde die Metzelei fortgesetzt. 3 Monate wurden die beiden ersten Vorschläge zur Landestrauer genau durchgeführt. Später jedoch

kauften sich die Häuptlinge durch große Opfer von Ochsen, welche sie Tshaka zum Geschenk brachten, von der Pflicht los. Der dritte Befehl aber wurde genau ausgeführt, so daß das ganze Jahr hindurch des Geschreies um die Erschlagenen im Lande kein Ende war. Auch wurden wieder Tausende von Kühen erschlagen, damit ihre Kälber unter den Qualen des Verschmachtens die Luft weit und breit mit ihrem Blöken erfüllten.

Erst nach Jahresfrist ward Tshaka von der Unreinigkeit befreit, in welche er durch seine Toten gekommen war. Ein jeder, der Vieh besaß, hatte zu dem Zweck Kälber gebracht, denen die rechte Seite aufgerissen und bei lebendigem Leibe die Galle herausgenommen wurde. Dann ließ man die Tiere im Todeskampf liegen, durfte auch nichts von ihnen essen. Der Reihe nach präsentierten sich hierauf die Regimenter dem Könige. Sie umkreisten ihn, und jeder Krieger mit der Gallenblase in der Hand sprengte Galle auf Tshaka. Dann hielt Gomana, des Königs weiser Rat, eine Ansprache, in welcher er entwickelte, der Stamm habe nun ein Jahr lang den Tod der großen Frau betrauert, die jetzt ein Geist geworden sei und fortfahre für Tshaka's Wohlfahrt zu wachen. Nach Aufführung des Kriegstanzes wurde der König mit einem gewissen, eigens zu diesem Zweck bereiteten Wasser gewaschen. Damit hatte Tshakas Trauer um seine Mutter ein Ende. (Wangemann, die Berliner Mission; III S. 48 f.)

Das ist trotz der großen Opfer und der Worte ein recht charakteristisches Heidenbegräbnis von Trauernden, die keine Hoffnung haben.

Stellen wir zur Vergleichung daneben einen Bericht über das Begräbnis einer Kaffernfürstin aus neuerer Zeit, wie es Missionssuperintendent Grützner (Krankheit und Tod bei Christen und Heiden) beschreibt. In der Nähe von Ga-Matlali in Nordtransvaal ist die „große Frau" des Königs Mangoati gestorben. Nachdem ihr Tod dem König gemeldet war, ward derselbe in seine Hütte gebracht, welche von außen fest verschlossen wurde. Dann wurde der Leichnam so zusammengebunden, daß die Kniee gegen die Brust zu liegen kamen, der rechte Ellbogen wurde gegen das Knie gelegt, so daß die Finger der Hand neben dem Haupte nach oben wiesen. Die linke Hand ward auf die Schulter gelegt. Inzwischen waren ein Schaf und ein schwarzer Ochse geschlachtet und enthäutet. Mit dem Schaffell wurden die Hüften des Leichnams bekleidet, und hierauf der ganze Leib in das schwarze Ochsenfell gehüllt. Andre Leute brachen indessen die eine Wand des Viehkraals, die aus langen Pfählen besteht, ab und an der Stelle, wo die Pfähle gestanden, gruben sie das Grab. Denn die Königsfamilie muß daheim, in-

mitten des Kraals begraben werden, nicht wie alle andern erwachsenen Leute im Felde. Nun ward der Leichnam in das Grab gelegt, und die Pfähle um dasselbe von allen Seiten so eingepflanzt, daß sie oben zusammenkamen und eine Spitze bildeten. Als dies gethan war, machte man sich an das Fleisch des Ochsen und des Schafes. Da eine ziemliche Versammlung sich eingefunden — denn nur Mädchen und junge Frauen dürfen nicht dabei sein — so wurde auch sämtliches Fleisch noch vor Tage aufgegessen. Endlich kam der Morgen heran. Da ging das Totengeheul an. Es ist wirklich zum Steinerbarmen, wie sie schreien, die Thränen laufen in Strömen über das Gesicht; eine der Frauen beginnt: Jo—o, jo—o! (o weh, o weh!) du unsere Mutter, wo bist du hingegangen? — Und nun fällt der ganze Chor ein: Wo bist du hingegangen, du unsre Mutter? jo—o! jo—o! O, wir Armen, was werden wir nur anfangen ohne dich? jo—o! jo—o! O, wann kommst du wieder, du unsre Mutter, du bist schon so lange fort? joo—o! jo—o! Je länger sie schreien, desto größer wird die Aufregung, bis zuletzt alle Fibern des Körpers zittern und bei manchen die Stimme heiser wird. — „Als die keine Hoffnung haben!“ Das ist die durchaus richtige, in kurzen Worten gegebene Beschreibung dieses Klagegeschreies.

Waren am ersten Morgen nur die nächst wohnenden zur Totenklage gekommen, so versammelten sich am zweiten, dritten und vierten Morgen die Weiber von den ferneren von Mangoati beherrschten Kraalen. Auch die Männer kamen, setzten sich aber gesondert mit ernsten und betrübten Mienen nieder, meist noch die rechte Hand als Zeichen besonderer Trauer vor den Mund haltend. Wieder beginnt das Geklage und wieder fallen die anderen in dasselbe ein. Diesmal ist schon viel gemachte Trauer dazwischen, ja einzelne Weiber, bei denen keine Thränen fließen wollen, machen wohl heimlich mit Speichel die Wangen naß, denn sonst würde man sagen: „Sehet doch die und die, die weinen nicht einmal! Die freuen sich, daß unsere Mutter gestorben ist!“

Während des ersten Leichenschmauses und der ersten Totenklage sitzt der Witwer in seiner Hütte verschlossen. Er darf bei der Bestattung nicht zugegen sein. Erst wenn die Sonne zur Mittagshöhe steigt wird er aus seinem Gefängnis befreit. Wieder wird nun ein Ochse geschlachtet, dessen vom Zauberdoktor gekochtes und mit schwarzem Pulver bestreutes Fleisch der Witwer essen muß. Dann werden ihm durch das Haupthaar ein Paar fingerbreite Streifen geschoren, einer längs, zwei quer über den Kopf. Darauf wird der ganze Leib mit dem reichlich mit Fett gemischten schwarzen Pulver eingerieben und der Häuptling ist über seiner Toten gereinigt.

Nun blieb noch übrig die Waffen der Krieger zu reinigen. Würde das versäumt werden, so würden die Waffen nicht mehr töten können. „Unsere Herrin ist gestorben, dadurch sind unsere Waffen stumpf geworden!“ so sagen die Krieger. Ungefähr nach einem Monat vom Todestage ab gerechnet, zogen die waffenfähigen Leute von allen Seiten zum Häuptlingskraal. Als die Sonne sich zum Untergange neigte, war alles versammelt. Die Zeremonie konnte beginnen. Ein dreijähriger Ochse ward dem Zauberer vorgeführt, der muß heute auch Schmerz empfinden so gut wie das Volk über den Tod der Königin. Nachdem das Tier gewaschen und wie vorhin der König mit Medizin bestrichen worden ist, zerschneidet der Zauberdoktor mit scharfem Messer die Sehnen des Kniegelenkes am rechten Vorderbein. Brüllend vor Schmerz hinkt das gequälte Tier im Kreise der Krieger herum. Ein rechter Heidenlärm bricht nun los. Alles schreit, kreischt und pfeift vor freudiger Erregung: A hé—e! a hé—e! Gieb uns Kraft, gieb uns Kraft! Hat man das arme Vieh genug gemartert, so wird es getötet! Haut und Fleisch sind Eigentum des Zauberers. Nun stellen sich die Männer im Kreise auf, der Doktor nimmt einen Wildebeestschwanz, taucht ihn in geweihtes Wasser und besprengt damit die waffentragenden Leute. Dadurch soll ihnen Kraft und ihren Waffen Schärfe verliehen werden. Mit dieser Zeremonie findet die Begräbnisfeierlichkeit ihren Abschluß. (Fortsetzung folgt.)

Eine Erweckung in Japan.

Daß Japan, dessen Christianisierung im letzten Jahrzehnt einen merklichen Stillstand aufwies, neuerdings einen Umschwung erlebt hat, der sich in einer großen Erweckung äußert, das ist eine Thatsache, die ebenso erfreulich als hoffnungerweckend ist. Das Interesse für das Christentum, das sich mit einem Male in weiten Kreisen Japans kundgiebt, beschäftigt selbst die japanische Presse und die öffentliche Meinung fängt an sich für religiöse Dinge zu interessieren. Sogar buddhistische Zeitungen haben christliche Ansprachen und Predigten abgedruckt und auf allen Seiten wird darüber verhandelt, ob nicht am Ende doch das Christentum die wahre Religion, ja die allein wahre auch für Japan sei.

Wie ist das gekommen? Und wie tief geht wohl diese Bewegung? Was sind voraussichtlich die Ergebnisse davon für die Zukunft? Welche Hoffnungen lassen sich daran knüpfen? — Die Antwort auf diese Fragen ergiebt sich zum Teil von selbst aus der Darstellung, die uns von der Bewegung aus unterrichteten Kreisen gegeben wird. Wir beschränken uns dabei hauptsächlich auf die Hauptstadt Tokijo.

Es war im April 1900, daß man bei einer Zusammenkunft der japanischen Allianz in Osaka den Entschluß faßte, das neue Jahrhundert mit einer energischen evangelistischen Thätigkeit in ganz Japan zu eröffnen. Zu diesem Zweck wählte die General-Konferenz der Missionare, die im Oktober 1900 in Tokijo zusammentrat, auf Wunsch des Allianz-Komitees einen Ausschuß von zehn Männern, die gemeinschaftlich mit diesem die Sache in die Hand nahm. Es wurde ein Plan entworfen und hierauf während des Winters ein Anfang damit gemacht.

Das erste was in Tokijo geschah war, daß man zunächst unter allen Christen der Stadt ein allgemeines Interesse für die Bewegung zu wecken suchte. Zu dem Zweck wurden überall öffentliche Versammlungen und besonders Gebetstunden gehalten. Dies wurde eine Zeitlang fortgesetzt, aber mit wenig sichtbarem Erfolg. Das lag zum Teil daran, daß in Tokijo die Entfernungen zu groß sind und die allgemeinen Versammlungen nicht genügend besucht werden konnten.

Das nächste was geschah war, daß man sich auf einen bestimmten Stadtteil beschränkte und auf ihn alle Thätigkeit konzentrierte. Auch schlug man, durch die Erfahrung von früher belehrt, neue Wege ein. Es währte auch nur wenige Tage, so war die allgemeine Aufmerksamkeit des christlichen Gemeinwesens dafür geweckt und innerhalb von zwei Wochen trat dasselbe schon an die Spitze der Bewegung. Hierauf versuchte man das Gleiche in den anderen einzelnen Stadtteilen, und jetzt sind es drei Centren in der Stadt, von wo aus man die Massen der Bevölkerung zu bearbeiten sucht.

Vor Jahren, als sich das allgemeine Interesse für das Christentum noch in hervorragendem Maße kund gab, hielt man gewöhnlich die großen Versammlungen in Theaterräumen und großen Hallen. Davon sieht man diesmal in Tokijo ab. Statt dessen hält man jetzt in allen Kirchen und Kapellen des betreffenden Stadtteils jeden Abend Gottesdienst. Zugleich haben sich in jeder Gemeinde eine Anzahl von freiwilligen Christen mit einander verbunden, um jeden Morgen und Abend um die Leitung und den Segen Gottes zu beten und das Zustandekommen der Versammlungen in die Hand zu nehmen. Auf diese Weise wird die Gemeinde selbst an Ort und Stelle zum Mittel- und Ausgangspunkt der Evangelisationsthätigkeit gemacht.

Um Besucher zu diesen Abendversammlungen heranzuziehen, werden verschiedene Mittel angewandt. So werden z. B. Plakate an den Herbergen, in den Barbierstuben, Badehäusern und an andern öffentlichen Plätzen angeschlagen. Diese Plakate sind zirka 15 Zoll breit und 20 Zoll lang. Manche sind mit besonderer Sorgfalt hergestellt. So zeigt z. B. das eine auf lichtblauem Grunde oben zwei gekreuzte weiße Flaggen; die eine stellt die japanische mit der roten aufgehenden Sonne in der Mitte dar, während die andere in der Mitte ein rotes griechisches Kreuz zeigt. Die beiden Flaggenstangen werden von einer rotschwarzen silbernen Schnur mit Quaste zusammengehalten, worunter in großen, roten chinesischen Schriftzeichen die Anzeige des Gottesdienstes zu lesen ist. Links von dieser Anzeige ist in schwarzer Schrift die Zeit und der Ort der Versammlungen angegeben; auf der rechten Seite sind dann noch besondere Einladungen mit Aufrufen ꝛc. angebracht.

Außer diesen Anschlagzetteln werden noch eine Menge Einladungen, die auf dünnes rotes Papier gedruckt sind, verteilt und weithin verbreitet. Einer dieser Zettel, der in mehr als 100 000 Exemplaren verteilt worden ist, enthält außer der Einladung folgenden Text: „Es giebt niemanden in der Welt, der nicht glücklich sein möchte; aber wie kommst du dazu? — Jeder möchte gewiß lieber recht thun, als Böses vollbringen; allein wie ist das möglich? — Der Tod kommt zu allen Menschen; bist du zum Sterben bereit? — Welches ist der rechte Weg, den der Mensch einschlagen soll? — Wie erlangt einer das wahre Glück? — Welche Lehre giebt dem Herzen Frieden? Nur das Christentum, die Gabe des wahren Gottes."

Natürlich werden auch zahlreiche Hausbesuche gemacht, um alle erreichbaren Leute einzuladen. So ließ z. B. ein Pastor durch seine Gemeindeglieder über 300 Besuche bei Personen machen, die mehr oder weniger schon etwas vom Christentum wissen. Ebenso finden Ansprachen und Predigten auf den Straßen statt. In Verbindung damit werden auch Prozessionen veranstaltet, die mit vorangetragenen weißen Bannern die Straßen entlang ziehen. Und das alles geschieht heute in einer Stadt, wo vor 30 Jahren die Gesetze das Christentum als ein Todesverbrechen erklärten und in deren öffentlichem Museum heutzutage die Messingplatten mit dem Bild des Gekreuzigten ausgestellt sind, wovon die ursprünglich erhabenen Figuren fast gänzlich abgeplattet erscheinen, weil sie von denen mit Füßen getreten werden mußten, die sich als Nichtchristen ausweisen sollten.

Die öffentlichen Abendversammlungen, denen meist solche für Kinder vorausgehen, beginnen um $7\frac{1}{2}$ Uhr. Die Gotteshäuser sind jedesmal gefüllt; ja in manchen Fällen finden die Leute nicht einmal

mehr Platz. So etwas hat man seit 12 oder 15 Jahren gar nie mehr erlebt, und während in den früheren Zeiten mehr oder weniger Unruhen und Störungen vorkamen, ist davon diesmal keine Rede. Fast ohne Ausnahme hört alles aufmerksam und achtungsvoll zu. Der Charakter der Ansprachen ist durchaus evangelisch und ohne alle Einseitigkeit. Natürlich betont der eine Prediger mehr die eine, der andere wieder eine andere Wahrheit. Es herrscht auch keinerlei Erregung, eine Thatsache, die vielen zur Beruhigung dient.

Die Art und Weise, wie die Gottesdienste abgehalten werden und ihr Verlauf ist ähnlich dem unserer Evangelisationsversammlungen in der Heimat. Am Schluß derselben werden die, welche gewillt sind Christen zu werden, aufgefordert sich zu erheben oder die Hand emporzustrecken; bisweilen erfolgt nichts derart, aber in den meisten Fällen finden sich doch immer einzelne, die sich melden. Hat sich dann der eine oder der andere dazu ermannt, den Anfang zu machen, so folgen ihm gewöhnlich auch noch andere nach, sodaß es deren schließlich oft eine ganze Anzahl ist. Diese werden dann aufgefordert zu Gruppen zusammenzutreten, mit denen man Privatbesprechungen hält. Männer und Frauen werden gesondert in die Seitengalerien geführt, jede Gruppe erhält ihren Leiter, der mit den einzelnen spricht, weitere Auskunft erteilt und die empfangenen Eindrücke zu vertiefen sucht. Er spricht ihnen auch zu, die weiteren Versammlungen regelmäßig zu besuchen und schreibt sich ihren Namen und Wohnort auf, damit die Gemeinde in Berührung mit ihnen bleibt. Während dieser Besprechungen bleiben die übrigen Christen und Gemeindeglieder im Gebet beieinander. Daran nehmen sowohl Männer wie Frauen teil, oft beten zwei oder drei zu gleicher Zeit (!). Doch kommt dabei keine Störung vor. Die Versammlung schließt gewöhnlich zwischen neun und zehn Uhr.

Außer diesen Abendversammlungen kommt man noch in jedem Stadtteil, wo die Evangelisation betrieben wird, am Nachmittag zu einer Gebetstunde zusammen. Auch diese Zusammenkünfte sind gut besucht, oft von 250—300 Leuten. Ihnen mißt man besondere Bedeutung zu. Ueber den Verlauf und Erfolg dieser Evangelisation erstattet jede Gemeinde einen kurzen Bericht, worin auch die Zahl der Erweckten oder Inquirers genannt ist. Diese belaufen sich hienach in Tokijo und Jokohama zur Zeit auf zirka 4000 Personen.

Was nun die sogenannten Inquirers (Wahrheitsucher) betrifft, so werden diese häufig als Uebergetretene, oder als solche, die sich zu Christo bekannt haben, oder auch als Christen aufgeführt. Das mag auch für einzelne, ja für viele die richtige Bezeichnung sein. Aber im allgemeinen sind es doch erst nur Wahrheitsucher. Auf

wie viele Prozent unter ihnen wirklich zu rechnen ist, darüber gehen die Meinungen bis jetzt noch auseinander; doch sind im allgemeinen die Aussichten hoffnungsvoll.

Nun erhebt sich aber noch die Frage: Sind diese Wahrheitsucher denn schon vorher mit dem Christentum einigermaßen bekannt gewesen, oder tritt es als etwas ganz Neues und Unbekanntes an sie heran? Darauf ist zu antworten: Es sind im großen und ganzen drei Klassen zu unterscheiden. 1. Vielen von ihnen ist das Christentum nur dem Namen nach bekannt; 2. andere — und sie bilden wohl die Mehrzahl — sind im allgemeinen damit bekannt; 3. einige von ihnen haben eine ziemlich genaue Kenntnis davon. Dies hat seinen Grund in der heutigen allgemeinen Verbreitung christlicher Ideen durch die fremde Litteratur, die unter dem Volk Eingang gefunden hat, sowie durch die Presse überhaupt und durch die mannigfache Berührung mit der christlichen Zivilisation. Namentlich kommt die Wirkung der spezifisch christlichen Litteratur, die in Japan verbreitet wird, in Betracht und der direkte und indirekte Einfluß der christlichen Schulen. Schließlich kommt noch hinzu der Verkehr mit christlichen Angehörigen und Freunden, sowie die gelegentliche Teilnahme an religiösen Vorträgen und Gottesdiensten. Denn der Fall ist gar nicht so selten, daß manche dieser Leute schon ab und zu eine Kirche besucht haben oder aber, daß sie in ihrer Kindheit getauft worden sind, weil ihre Eltern Christen waren.

Was ist nun aber zu thun, um alle diese Angefaßten wirklich für die christliche Kirche zu gewinnen und sie zu würdigen Gemeindegliedern zu machen? Das ist die Frage, die jetzt alle beschäftigt. Ein günstiger Umstand ist, daß in vielen Fällen die Leute in der Nähe der Kirche wohnen, auf deren Liste sie stehen. Der eine Pastor stellte fest, daß es keinen einzigen Häuserkomplex in der Nachbarschaft seiner Kirche giebt, wo nicht wenigstens einer der Bewohner auf der Liste steht, und daß es in dem einem Fall ihrer sechszehn sind. Dadurch sind die Wahrheitsucher zu einem großen Teil örtlich so nahe gerückt, daß sie leicht zu erreichen sind. In einigen Kirchspielen sind auch bereits Familienabende veranstaltet worden, um die Gemeindeglieder mit den Erweckten bekannt zu machen. Diese Zusammenkünfte können vorderhand auch nur am Abend stattfinden, da die meisten der neu Angefaßten den Tag über, selbst am Sonntag, irgendwie beschäftigt sind und deshalb nicht abkommen können. Man hat auch seine Aufmerksamkeit auf die Einführung eines systematischen katechetischen Unterrichts gerichtet und in einigen Gemeinden bestehen bereits solche Klassen für die Katechumenen; denn alle sind davon überzeugt, daß auf einem guten Unterricht und in sorgfältiger

Pflege der vielen Erweckten nicht sowohl die Hauptschwierigkeit, sondern auch die Hoffnung auf eine bleibende Frucht der Bewegung beruht.

Die Erweckung ist nicht auf Tokijo beschränkt geblieben. Nein, aus Yokohama, Osaka, Nagasaki und andern Orten kommen ähnliche Berichte. Zahlreiche Missionare schreiben voll Freude und Dank davon, zum Teil in etwas überschwänglichen Ausdrücken. Aber auch sehr nüchterne Männer geben zu, daß offenbar ein Umschwung eingetreten und nun endlich eine Zeit gekommen sei, in der es nach langem Stillstand wieder vorangeht.

Welchen Ursachen aber hat man diese plötzliche Wendung zuzuschreiben? Neun Zehntel der japanischen Christen würden hierauf einstimmig die Antwort geben: es ist eine Gebetserhörung. Aber es hat auch noch anderes mitgewirkt, das nicht ohne Einfluß auf die Bewegung geblieben ist: 1. Die Geistlichkeit der verschiedenen Kirchen hat sich in der letzten Zeit zu einer innigeren Gemeinschaft zusammengeschlossen. 2. Ferner ist es das in weiten Kreisen sich bemerklich machende Gefühl im Volk, daß Japan in sittlicher Beziehung nicht mehr das ist, was es vor Jahren war, die Ueberzeugung, daß neue sittliche Kräfte nötig sind und diese nur aus der Religion und zwar aus dem Christentum geschöpft werden können, daß überhaupt das Christentum die einzige Religion sei, die es wert ist, in Betracht gezogen zu werden. 3. Die Beachtung, die die Regierung seit einigen Jahren dem Christentum schenkt und wodurch dieses indirekt gesetzlich anerkannt worden ist, sodaß infolge dessen viele nicht mehr eine Schädigung ihrer sozialen oder amtlichen Stellung durch das Christentum zu fürchten brauchen. 4. Besonders hat die Bewegung ihren Boden unter jenen zunehmenden Klassen der Bevölkerung, die zwar außerhalb des Schattens der Kirche stehen, aber doch etwas vom Christentum wissen und demselben zugethan sind. Es sind das Kreise, die gewissermaßen jenen Männern und Frauen im römischen Reiche gleichen, die irgendwie unter den Einfluß der jüdischen Synagogen gekommen waren und unter denen der Apostel Paulus besonders Eingang fand mit seinem Evangelium. —

Wir sind in vorstehender Darstellung dem Bericht eines japanischen Missionars gefolgt, den er kürzlich im Chinese Recorder veröffentlicht hat. Wir freuen uns mit ihm darüber, daß endlich nach langem Stillstand eine frische Bewegung in den Prozeß der Christianisierung Japans gekommen ist und erhoffen auch, daß eine bleibende Frucht daraus hervorgehen wird. Aber anderseits erscheinen uns doch manche Mittel und Wege, wodurch die Bewegung hervorgerufen worden ist und unterhalten wird, als solche, wie sie hie und da auf

den Missionsfeldern von den Methodisten in Scene gesetzt werden und wodurch meist nur ein aufloderndes Feuer entzündet wird. Die öffentlichen Umzüge erinnern stark an das Auftreten der Heilsarmee, wie überhaupt an den Hochdruck der englisch-amerikanischen Evangelisierung, dem oft später ein Erlahmen der Spannkraft zu folgen pflegt. Hoffentlich lassen es die kirchlichen Kreise Japans nicht am gründlichen Unterricht und an der Vertiefung des christlichen Lebens der neu gewonnenen Leute fehlen, denn sonst bleibt es bei vorübergehenden Eindrücken, die nur das Gemüt erfassen und nichts Nachhaltiges wirken.

Allein in Afrika.

(Schluß)

7. In der Wildnis.

Die Rinderpest brach wie gesagt im Februar aus. Infolge dieser schrecklichen Seuche waren wir, da der Verkehr in jenen Gebieten durch Fuhrwerke, die mit Ochsen bespannt sind, hergestellt wird, gänzlich von der Außenwelt abgeschnitten. Lag doch schon unsere nächste Station zirka 13 Wegstunden von uns entfernt. Der Rinderpest folgte dann noch Teurung und Hungersnot, sodaß das Elend groß war. Es fehlten uns nicht nur europäische Lebensmittel, sondern, was noch schlimmer war, auch europäische Baumwollstoffe, die uns als Tauschartikel dienten, um damit Korn und andere Landesprodukte von den Eingeborenen einzuhandeln. Wir lebten meist von Kafferkorn, Kürbissen und süßen Kartoffeln. Zucker war sehr rar und manche der Missionare behalfen sich mit wildem Honig. Zum Glück war ich noch genügend mit Kaffee und Thee versehen.

In Sescheke konnte ich unter den Verhältnissen, in die mich der Tod meines Mannes versetzt hatte, nicht wohl bleiben und ich mußte an die Rückkehr in die Heimat denken. Aber wie sollte ich diese bewerkstelligen? Alle unsere Ochsen waren der Rinderpest erlegen und es war mir dadurch alle Möglichkeit benommen, die Station zu verlassen. Die Missionare auf den andern Stationen versuchten deshalb alles, um anderwärts die nötigen Zugtiere aufzutreiben. Endlich gelang es, ein Gespann von 20 Ochsen zu erhalten. Sie sollten mich nach dem Süden bringen und dann auf dem Rückweg

den Missionaren Lebensmittel zuführen. Missionar Jalla schickte sie mir im September von der Station Sefula zu, wo sie der Rinderpest glücklich entgangen waren.*) Um aber ganz sicher zu sein, daß sie nicht doch noch davon befallen würden, wartete ich mit der Abreise noch drei Monate.

Wir waren nun zwar mit den nötigen Zugtieren versehen, aber woher den Wagen nehmen? Das war eine weitere schwierige Frage. In dieser Klemme fiel mir ein, daß ein Händler vor Jahren zwei Hinterräder eines Wagens in Sescheke zurückgelassen hatte. Sie ließen sich möglicherweise verwerten. Ich ließ sie unter einem Wagengestell anbringen, das etwa sechs Fuß lang war und konstruierte ein Zeltdach, mit dem ich den Karren deckte. Dann ließ ich einen passenden Baum im Walde fällen und befestigte den Stamm als Dissel-boom oder Deichsel an den Karren. Nun wurde unser einfaches Gefährt mit dem Gepäck beladen und alles zur Abfahrt fertig gemacht. Während ich aber noch für einen Augenblick ins Haus ging, hörte ich einen Krach und ein Gepolter. Ich eilte zur Thür und sah hier zu meiner großen Bestürzung die Deichsel gerade in die Höhe stehen, den Karren aber nach hinten hinübergeschnappt und all mein Gepäck in buntem Durcheinander am Boden liegen. Der Wagen mußte aufs neue beladen werden, aber um dem Ueberschlagen vorzubeugen, brachten wir jetzt zwei hölzerne Stützen hinten an. Dann schickte ich die Karre auf dem Landweg voraus, ich selbst fuhr mit meinem Kinde den Sambesi hinab bis Kazungula.

Als wir hier angekommen waren, galt es den Sambesi-Strom zu kreuzen, der an dieser Stelle gegen 500 m breit ist. Zu diesem Zwecke mußten die Räder vom Karren abgenommen werden, das Wagengestell dagegen wurde auf ein Kanoe gesetzt. Während der Ueberfahrt war dann das Kanoe von vier andern Baumbooten umgeben, in denen je ein Mann den Wagen an Lederriemen festhielt, während drei andere die schwere und wertvolle Bootsladung hinüberruderten. Die Ochsen wurden wie gewöhnlich an Riemen, die an den Hörnern befestigt waren, hinüberbugsiert. Sie schwammen anfangs ohne Anstand, mußten aber schließlich einfach durchs Wasser gezogen werden,

*) Es ist interessant zu hören, wie man zu diesen Ochsen gekommen war. Missionar Coillard in Sefula besaß einige Neue Testamente und Gesangbücher. Sobald seine Schüler hörten, daß er sie ihnen verkaufe, war die Freude groß. Der eine brachte einen Ochsen, der andere ein Kalb. Jeder empfing dafür ein kleines Paket Bücher und etwas Kleiderstoff im Wert der angebotenen Tiere. Auf diese Weise erhielt man 18 junge Ochsen, die gerade zu einem Gespann ausreichten.

bis sie in größter Erschöpfung ans andere Ufer gelangten. Die Zerlegung des Karrens, die Ueberſetzung über den Fluß und dann wieder die Zuſammenfügung der einzelnen Wagenteile mußte ich allein überwachen und leiten. Es war das alles eine ſehr umſtändliche Geſchichte und es währte zwei volle Tage, bis wir ſo weit waren die Landreiſe anzutreten.

Mit ſchwerem Herzen ſagte ich dem Sambeſi Lebewohl. Meine kleine Lucie und ich ſchliefen des Nachts in der Karre auf einer Matratze, die auf den Kiſten ausgebreitet lag. Wegen der im Lande herrſchenden Hungersnot hatte ich nur ſehr wenig Lebensmittel mit auf die Reiſe nehmen können, aber wir führten eine Kuh von Seſcheke mit uns, die mein $2\,^1/_2$ jähriges Töchterchen mit Milch verſorgen ſollte. Von Begleitern waren acht junge Barotſi bei mir, von denen fünf ſpäterhin die Karre mit Proviant für die Miſſionare zurückführen ſollten. Der eine von ihnen hatte auf unſerer Station gearbeitet und das Fahren mit Ochſen gelernt, ſodaß ich ſehr froh war, ihn als Ochſentreiber mit zu haben. Die drei übrigen Jünglinge waren fünf Jahre bei uns im Haus geweſen und ich wollte ſie nun mit ins Baſuto-Land nehmen, damit ſie hier die Schule weiter beſuchten.

Drei Wochen lang reiſten wir Tag für Tag durch eine endlos ſcheinende Waldung. Bei Nacht ſchlugen wir in dieſer Wildnis unſer Lager auf und zündeten Feuer auf allen Seiten an, um uns vor den wilden Tieren zu ſchützen. Der Weg war nicht ſchwer zu finden und ein Verirren unmöglich; denn ein Händler hatte eine Art von Fahrweg durch die Waldung hergeſtellt und Miſſionar Coillard hatte ihn ſo viel als möglich ausbeſſern laſſen. Aber er war trotzdem da und dort recht verwachſen und unſer Karren blieb oft genug im Geſtrüpp ſtecken, und überhängendes Gezweig mußte erſt weggehauen werden, bis wir wieder weiterfahren konnten.

Endlich nach dreiwöchiger Fahrt erreichten wir glücklich den Nata-Fluß. Hier trafen wir zwei Poſtboten, die auf dem Wege nach dem Sambeſi waren. Das war ein glückliches Zuſammentreffen, denn die Leute hatten auch Briefe für mich mitgebracht. Dagegen erhielt ich zugleich die beunruhigende Nachricht, daß auf einem Viehpoſten, nur drei Tagereiſen vor uns die Rinderpeſt ausgebrochen wäre, und daß auf dem Wege bis nach Palapye alles Vieh der Seuche erläge. Was ſollte ich thun? Fuhr ich mit meinen Ochſen weiter, ſo bedeutete das ſichern Untergang für die Tiere, da ſie die Krankheit noch nicht gehabt hatten und darum nicht anſteckungsfrei waren. Und doch mußte auch den Miſſionaren über dem Sambeſi drüben Proviant zugeführt werden, wenn

sie nicht in die größte Notlage geraten sollten. Anderseits dachte ich aber auch an mein kleines Töchterchen, an mich selbst und an meine geringe Kraft, die den Strapazen einer Fußreise kaum gewachsen war. Mutterliebe und der eigene Selbsterhaltungstrieb ließen mir fast keine andere Wahl, als im Karren die Reise fortzusetzen. Ich schloß meine kleine Lucie in die Arme und rief zu Gott in meiner Not, daß er mir einen Ausweg zeigen möchte. Dann entschloß ich mich, den Karren mit den Ochsen unter der Obhut von zwei Barotsi am Natafluß zurückzulassen und die Reise zu Fuß bis Palapye fortzusetzen, wiewohl eine Wüste von zirka 70 Wegstunden vor mir lag. In Palapye wollte ich dann versuchen ein Maultiergefährt zu mieten, auf dem meinen Leuten am Natafluß Proviant zugeführt werden konnte. Von da aus sollte derselbe dann weiter an den Sambesi befördert werden.

Inzwischen hatte sich unsere kleine Karawane um einige Leute gemehrt. Etwa zwei Tage, bevor wir den Nata erreichten, waren wir auf neun junge Barotsi gestoßen, die vor uns von Sescheke aus aufgebrochen waren und nach den Goldfeldern wollten. Sie waren am Verhungern und hatten sich seit einigen Tagen nur noch von Raupen genährt. Sie baten mich um Nahrung, und obschon ich Rücksicht auf meine eigenen Leute und unsern geringen Vorrat von Lebensmitteln nehmen mußte, konnte ich doch die armen Leute nicht ihrem Schicksal überlassen. Auf ihre Bitte hin erlaubte ich ihnen, sich meiner Karawane anzuschließen; sie versprachen mir dafür ihre Dienste unterwegs.

Ich teilte nun den Leuten meinen Plan mit, wonach zwei von ihnen mit der Karre und den Ochsen am Natafluß zurückbleiben sollten, während wir anderen zu Fuß weiter wollten. Sie waren einverstanden und wir setzten einen Tag für die Weiterreise fest. Während dem stellte ich eine Art von Tragbahre her, an der ich querüber lederne Riemen befestigte und zwei Kissen darauf legte. Von beiden Seiten her wurden dünne Stecken gebogen und Leinwand darüber gespannt, sodaß dadurch ein dürftiges Schutzdach hergestellt war. Das Ganze ruhte auf vier Stützen und ließ sich recht wohl als Tragbahre benützen. Meine Leute versprachen mir, mich mit dem Kinde darauf so viel als möglich zu tragen. Wir brachen am 5. Januar (1897) auf, waren aber kaum eine halbe Stunde weit gekommen, als die Leute — es waren ihrer 15 — schon genug vom Tragen hatten und mir erklärten: „Mutter, es ist zu schwer." Es war kein Wunder, daß ihre Kraft der Last nicht gewachsen war, denn es waren noch ganz junge Burschen, fast noch Knaben, und dazu nicht gut genährt. Aber was war nun zu thun? Sollte ich

zum Wagen zurückkehren? Nein, das durfte ich nicht, denn was sollte aus den Missionsgeschwistern werden, wenn sie nicht in kurzem Zufuhr von Proviant erhielten. Dieser Gedanke verfolgte mich beständig; zugleich aber spürte ich auch eine ungewöhnliche Kraft in mir, allen Strapazen und Schwierigkeiten zu trotzen. Ich war entschlossen, in Gottes Namen den weiten Weg von 70 Stunden zu Fuß zurückzulegen und blieb dabei.

So wanderten wir denn mit einander: ich marschierte voran, meine Begleiter folgten hinterdrein; einer der Leute trug meine kleine Lucie auf dem Rücken. Unser Mundvorrat war in Blechbüchsen verpackt; außerdem führten wir drei Schafe und die Kuh mit uns. Letztere sollte wie gesagt Lucie mit Milch versorgen und uns im äußersten Notfall mit Fleisch versehen. Allein schon nach zwei Tagen erkrankte die Kuh an der Rinderpest und ging drauf. Die Eingeborenen häuteten sie ab und nahmen das Fleisch mit, das für fünf Tage reichte. Während dem quälte mich beständig die Sorge um die zurückgelassenen Ochsen, ob sie wohl erhalten bleiben würden. Waren am Ende all die Strapazen nicht doch umsonst? Unser Weg führte fortwährend durch heißen Sand, durch den wir knöcheltief mühsam zu waten hatten. Wir marschierten immer zwei Stunden lang und ruhten dann wieder ebenso lange. Am Abend schlugen wir an einer geschützten Stelle unser Nachtlager auf.

Das dortige Gebiet ist durchweg mit losem Sand bedeckt und weist keinerlei Gestein auf. Ich war mit zwei Paar Schuhen versehen; das erste Paar hielt etwa zwei Wochen aus, mit dem andern erreichte ich glücklich Palapye. Wir hatten bald den einen bald den andern Fluß zu überschreiten; in diesem Fall zog ich einfach Schuhe und Strümpfe aus und watete barfuß hindurch. Regnete es, so war zwar am ersten Tage der Boden sehr durchweicht und voll Wasser, aber schon am folgenden Morgen hatte der Sand alles Wasser aufgesogen. Obschon wir der Hitze und der Nässe ausgesetzt waren, blieben wir doch alle gottlob gesund; auch meine Füße wurden nie wund. Unser Trinkwasser mußten wir immer mit uns führen und wir durften nicht vergessen, solches bei einem Regenfall zu sammeln, denn sonst hätten wir in große Not kommen können.

In der Nacht benützte ich die Tragbahre als Schlafstätte und sie that da ihren guten Dienst. Sie ruhte auf vier Pfählen, die in den Boden getrieben wurden, sodaß sie nicht die bloße Erde berührte und trocken blieb. Ueber die Bogen, die darüber ausgespannt waren, warf ich eine Ochsenhaut und erhielt dadurch ein wasserdichtes Dach. Trotzdem kam es vor, daß in einer Nacht, als wir an einer sehr ungünstigen Stelle kampierten, das Wasser hereinlief und alles durch-

näßte. Es half nichts; wir mußten unsere nassen Sachen anbehalten und darin weiter marschieren. Dessenungeachtet erkältete sich doch niemand von uns und selbst vom Fieber blieben wir verschont. Ich spürte es: der Herr war mit uns und er legte uns täglich neue Kraft zu auf unserer ermüdenden Reise. Bisweilen waren wir nicht wenig in Sorge, wenn wir unversehens auf Eingeborene stießen; denn wir befanden uns nicht sehr weit vom Matabelen-Land und fürchteten in die Hände dieser Wilden zu fallen. Ab und zu kamen uns auch einige herumstreifende Buschmänner in den Weg; aber sie waren sehr scheu und furchtsam. Ihren Angaben durfte man nie Glauben schenken. So oft man sie nach einem Wasserplatz fragte, gaben sie jedesmal gerade die entgegengesetzte Richtung an.

Unsere einzige Waffe, eine Flinte, hatten wir am Natafluſſe zurückgelassen und wir waren somit völlig wehr- und schutzlos. Aber obschon um diese Jahreszeit gewöhnlich wilde Tiere diese Gegenden durchstreifen, bekamen wir doch kein einziges während der ganzen Reise zu Gesicht, hörten nicht einmal das Brüllen der Löwen. Nur die Spuren des „Wüstenkönigs" sahen wir ab und zu am Morgen in der Nähe unseres Lagers. Meine Begleiter sagten dann jedesmal: „Sieh, Mutter, wie nahe uns wieder die Löwen gewesen sind." Als ich sieben Jahre zuvor mit meinem Mann nach dem Sambesi reiste, hörten wir oft das Brüllen von Löwen und Leoparden und wir konnten die Bestien nur durch ein Feuer von uns ferne halten, und jetzt, wo wir nicht einmal eine Schußwaffe mit uns führten, durfte uns keiner in den Weg kommen.

O, der Herr nahm sich unserer gnädig an. Unser himmlischer Vater ließ es nicht an seiner Fürsorge fehlen. Jeden Abend empfahlen wir uns seines besonderen Schutzes. Ich rief da alle meine 15 Burschen zusammen und dann sangen und beteten wir mit einander, und ich hatte das bestimmte Gefühl, daß uns Gott erhörte. In dieser Zuversicht konnte ich auch, als die bittere Not an uns herantrat, meine Leute bestimmt versichern, daß seine Hilfe nicht ausbleiben würde. Sie selbst waren dessen auch so gewiß, daß sie dann ihrerseits mich auf den Beistand Gottes vertrösten konnten. Wie tröstlich war es mir da, ihnen sagen zu können, daß ich ohne Sorge sei, Hilfe und Rettung werde gewißlich erscheinen, wenn ich auch noch nicht wisse wann und auf welche Weise. Selbst die Heiden unter uns begaben sich nicht zur Ruhe, ehe wir nicht unsere Abendandacht gehalten hatten. Den Sonntag über rasteten wir.

8. Glaubensproben. Hilfe in der Not.

Meine drei christlichen Jünglinge trugen die kleine Lucie nach Landessitte auf dem Rücken, nur daß sie statt einem Fell einen Shawl um sie geschlungen hatten. Sie ermüdete natürlich sehr durch diese hockende Stellung und weinte deshalb viel auf der letzten Strecke. Aber wir durften uns ihretwegen nicht aufhalten lassen, sondern waren wegen Wassermangels genötigt, möglichst schnell zu marschieren. Nach und nach gingen auch die Lebensmittel auf die Neige. Zweimal kamen wir durch Gegenden, wo auf zwei Tagereisen weit kein Tropfen Wasser anzutreffen war und in denen wir das Wasser mit uns führen mußten. An leeren Blechbehältern, in denen wir vorher den Mundvorrat aufbewahrt hatten, fehlte es uns hiefür nicht. Ich ließ den Wasserträger dicht vor mir hergehen aus Furcht, das kostbare Naß könnte verschüttet oder sonstwie vergeudet werden. Ich mußte das Wasser in bestimmten Quantitäten und in gewissen Zwischenräumen jedem von uns zumessen. Eines Tages erreichten wir ein Dörflein, das von Buschmännern bewohnt war. Hier konnte ich für zehn Mark fünf Päckchen gedörrtes Fleisch kaufen, das von einem Tier stammte, das an der Rinderpest draufgegangen war. Das gab ich meinen Leuten und ergänzte dadurch den zu Ende gehenden Proviant für zwei weitere Tage.

Kurz vorher hatten wir Furchtbares durchzumachen, wodurch die drohende Gefahr des Verhungerns auf dem Wege bedenklich gesteigert wurde. Wir wurden nämlich vier volle Tage lang durch einen heftigen Regen, der kein Ende nehmen wollte, zu einer unfreiwilligen Rast gezwungen. Meine armen Begleiter hatten sich ein höchst notdürftiges Obdach zurechtgemacht, während ich mich glücklich schätzte, unter einer Ochsenhaut, die ich über vier Pflöcke ausgespannt hatte, einigermaßen im Trockenen zu sitzen. Aber wie unbehaglich war uns bei der naßkalten Witterung zu Mute! Dabei mußte ich sehen, wie die Lebensmittel immer mehr zusammen schmolzen, und doch konnten wir nicht weiter, sondern waren in der Wüste festgehalten. Als der Regen endlich nachließ, versah ich zwei meiner jungen Leute mit etwas Lebensmitteln und schickte sie voraus mit einem Briefe an König Khama in Palapye, worin ich ihn um Hilfe bat.

Zwei Tage später, als das gedörrte Fleisch zu Ende war und ich nur noch etwas Maccaroni und Reis für Lucie und mich übrig hatte, sodaß wir fast keinen Ausweg mehr vor uns sahen, erreichten wir ein weiteres Dorf von Buschmännern, deren Häuptling zu Khamas Leuten gehörte. Die Bewohner nahmen uns sehr freundlich auf und bewirteten uns mit Milch, die sie uns in einer Schildkröten-

schale darreichten. Der Häuptling besaß Kühe, Schafe und Ziegen, aber als ich ihn bat, mir ein Schaf zu verkaufen, weigerte er sich und meinte, die Schafe gehörten dem König Khama. Etwa eine halbe Stunde später wiederholte ich meine Bitte und stellte ihm unsere Not vor und wie wir nichts mehr zu essen hätten. Daraufhin rief er einen seiner Leute und befahl ihm, eins der besten Schafe zu schlachten. Als dies geschehen, überreichte er mir dasselbe mit den Worten: „da hast du das Schaf; aber ich gebe dirs als Geschenk, denn Missionaren kann ich keine Bezahlung abfordern."

Im Dorf versahen wir uns auch mit Wasser und setzten unsere Reise fort. Aber es war bald zu Ende bis auf eine Blechbüchse voll, das für die Kleine bestimmt war. Unsere Not steigerte sich, sodaß der junge Barotsi, der den Rest Wasser trug, eines Abends den Blechbehälter mit dem Wasser zu mir brachte und sagte: „Mutter, da ist das Wasser; nimm es lieber unter deine Obhut, denn ich bin so durstig, daß, wenn ichs bei mir habe, ich es in der Nacht nicht länger aushalte und es austrinken könnte." Wir marschierten einen ganzen Tag und eine Nacht ohne Wasser und es war vorauszusehen, daß wirs nicht mehr lange aushalten würden. Da kam einer meiner Leute zu mir und sagte: „Jetzt, Mutter, kannst du nicht mehr weiter gehen. Bleib hier, wir wollen mit diesen beiden Kalebaschen (Kürbisflaschen) ausgehen und sehen, wo wir Wasser finden." Sie gingen, stießen aber erst am Abend des folgenden Tages wieder zu uns. Zu unserer Freude brachten sie wirklich Wasser mit und es war rührend zu sehen, wie sie zu mir traten und sagten: „Mutter, Gott hat uns Wasser finden lassen." Dann stellten sie die Kalebaschen nieder und forderten mich auf, Gott dafür zu danken. Wie froh waren wir, Wasser zu haben und unsern brennenden Durst löschen zu können! Aber nun fehlte es uns an Lebensmitteln, um den Hunger zu stillen!

Vier Tage dieser Prüfungszeit gingen dahin. Eine Hand voll Reis und ein Löffel voll Schmalz in einem Topf voll Wasser war alles, was ich täglich an meine dreizehn Leute austeilen konnte. Für mich selbst und mein Töchterchen hatte ich noch ein klein wenig Maccaroni aufsparen können. Trotz dieser schmalen Kost, die natürlich nur den ärgsten Hunger einigermaßen befriedigte, benahmen sich meine Leute doch aufs wackerste. Nie hörte ich ein Wort der Klage oder der Unzufriedenheit während dieser Zeit. Die meisten von ihnen waren Heiden, aber die Durchhilfe Gottes, die wir bis jetzt so vielfach erfahren hatten, hatte offenbar einen tiefen Eindruck auf sie gemacht, sodaß wenn es einmal später als gewöhnlich für die Abendandacht wurde, sie jedesmal zu mir kamen und mich daran mahnten und sagten: „Mutter, wollen wir nicht jetzt Gott um seinen Schutz

und Durchhilfe bitten?“ Wir schleppten uns einige Tage weiter. Aber schließlich versagte uns die Kraft und wir blieben erschöpft liegen. Wir konnten nicht mehr weiter und warteten auf die Hilfe, die wir von Palappe her erhofften.

Es war an einem Samstag, daß uns die letzten Nahrungsmittel ausgingen. Am folgenden Tage, Sonntags, machten wir am Wege halt und ich hielt einen kleinen Gottesdienst, wie ich dies an Sonntagen gethan hatte. Am Montag Morgen erklärten die Leute, daß sie zu entkräftet seien, um weiter zu gehen. Sie kochten eine Lederpeitsche, die sie bei sich hatten, und verzehrten sie. Der Hungertod starrte uns entgegen, wenn nicht bald Rettung nahte. Währenddem hörte ich einen der Leute, der unter einem großen Baume saß, zu einem andern sagen: „Wir bleiben hier, denn sie ist unsere Mutter; wäre sie aber irgend eine andere weiße Person, so würden wir sie verlassen und davon gehen.“ Daraufhin ging ich zu ihm und sagte: „ihr wollt mich doch nicht etwa im Stich lassen?“ „Nein,“ antworteten sie, „das thun wir nicht; aber wann werden wir etwas zu essen bekommen?“ — Ich vertröstete sie und sagte: „ich hoffe, bis zum Abend wird Hilfe da sein.“ Dann setzte ich mich mit meiner kleinen Lucie unter einen Baum und wartete Stunde um Stunde. Während ich so da saß, hörte ich einen der Leute sagen: „Wie lustig doch die Vögel in dieser Gegend singen.“ — Nicht lange darauf wurden wieder Laute in der Einöde hörbar: Ha—i, Ha—i! — „Das ist kein Vogelgesang“, meinte ein anderer, „sondern es klingt fast wie der Zuruf eines Ochsentreibers.“ — Bei diesen Worten sprang ich auf und ging einige Schritte in der Richtung, von wo sich die Laute hören ließen. Und richtig, da kam ein Wagen mit zwei Treibern eben hinter den Bäumen hervor. Gott sei Dank! Die Hilfe nahte! Unsere Freude und Dankbarkeit kannte keine Grenzen. König Khama schickte uns einen Wagen mit Lebensmitteln. Acht stattliche Ochsen zogen das Gefährt; unter Anführung von des Königs eigenem Schwiegersohn Ratschoka zogen sie langsam daher. Sobald er mich erblickte, kam er auf mich zu und sagte: „Nicht wahr, du bist doch die Moruti (Missionarsfrau), der ich entgegenfahren soll?“ — „Ja“, erwiderte ich, „die bin ich.“ Dann ließ er den Wagen an unser Lager heranfahren, breitete die mitgebrachten Lebensmittel auf dem Boden vor mir aus und sagte: „Khama schickt dir seine Grüße und bittet dich, dieses da als Geschenk von ihm anzunehmen. Auch sollen wir dich so schnell als möglich nach Palappe bringen.“

O, all die Herrlichkeiten, die der Wagen enthielt! Da war ein halbes Fäßchen Mehl, eine Büchse mit Thee, eine weitere mit Zucker, Konservenobst, kondensierte Milch, Konservenfleisch, Zwiebäcke, einge-

machte Früchte u. a. m. Selbst für eine gute Matratze, die uns die liebe Mrs. Willoughby, die Frau des Missionars in Palapye geschickt hatte, war gesorgt. Als ich alles in Empfang genommen hatte, wandte ich mich an meine Leute und sagte: „Was müssen wir jetzt vor allem thun?“ — „Wir wollen Gott danken“, war die sofortige Antwort. Dann gab ich ihnen eine Portion Mehl, von dem sie sich zweimal Brei kochten und damit ihren Hunger stillten. Als sie ihre zweite Portion verzehrt hatten, sagten sie: „Mutter, jetzt sind wir gesättigt.“ Ich öffnete nun eine Büchse und reichte noch jedem zwei Zwiebäcke, wobei sie in rührender Weise alle beide Hände ausstreckten, um sie in Empfang zu nehmen.

Die Sachen waren bald wieder verpackt und auf dem Wagen untergebracht. Eine Stunde später wurde eingespannt und die Reise nach Palapye angetreten. Meine Leute hatten alle ihre Lasten auf den Wagen verladen und marschierten nun fröhlich singend nebenher, während ich mich mit meiner kleinen Lucie einem wohlthätigen Schlummer überließ. Wir brauchten noch zwei und einen halben Tag bis Palapye, wo wir vom dortigen Missionar Willoughby und seiner Frau aufs herzlichste aufgenommen wurden und acht Tage bei ihnen ausruhten. Wir waren achtzehn Tage vom Natasluß bis hierher unterwegs gewesen.

9. Endlich am Ziel.

Bald nach unserer Ankunft in Palapye kam König Khama, um mich zu besuchen. Am nächsten Tage begab ich mich in seine Wohnung und machte ihm den Gegenbesuch. Als ich ihm für seine große Hilfe dankte, sagte er: „O, sprich nicht davon; das ist nicht der Rede wert, was ich gethan habe.“ Selbst eine Bezahlung für die beiden Ochsentreiber, die er mit dem Wagen geschickt hatte, wies er beharrlich zurück, indem er meinte: „Nein, du darfst mir nichts wieder erstatten; die Leute gehören mir, ebenso der Wagen und die Ochsen.“

Nun durfte ich aber meine Freunde am Sambesi und die beiden Getreuen, die ich am Natasluß zurückgelassen hatte, nicht vergessen. Ich sah mich deshalb nach einer Fahrgelegenheit um, mit der ich ihnen möglichst schnell Lebensmittel zuschicken konnte. Proviant für die Missionare fand ich in Palapye genug vor, denn solcher lag schon seit einem Jahr hier auf Lager, weil er wegen der Rinderpest nicht hatte weiter befördert können. Die Schwierigkeit war nur, ein Gespann Ochsen aufzutreiben, die ansteckungsfrei waren. Sie wurden

endlich gefunden, und so schickte ich denn eine Ladung an den Natafluß, wo meine zurückgebliebenen Leute die Sachen auf den dort wartenden Wagen umluden und damit an den Sambesi zurückkehrten. Zugleich brachten Khamas Leute in ihrem Wagen meine am Nata zurückgebliebenen Kisten als Rückladung nach Palapye mit.

Während ich noch hier weilte, schickte ich ein Telegramm an meine Schwestern im Oranje-Freistaat ab und meldete ihnen unsere glückliche Ankunft in Palapye. Es war dies überhaupt die erste Nachricht, die sie von meiner Abreise vom Sambesi erhielten. Drei Wochen später traf ich bei ihnen in New-Vale, ihrem kleinen Landgut an der Grenze des Basuto-Landes ein. Hier durfte ich auch meine kleine Florette wieder in die Arme schließen. Damals führte noch keine Eisenbahn von Palapye nach dem Süden und ich mußte in einer Kutsche bis Magalabye fahren, von wo ich dann einen Güterzug bis Gaberones benützen konnte. Wir kamen hier etwa um 2 Uhr morgens an und wurden deshalb von niemand in Empfang genommen. Da es überhaupt keine eigentliche Station, sondern nur ein Haltepunkt mit einigen wenigen Lagerzelten war, so verbrachte ich den übrigen Teil der Nacht mit Lucie und den drei Barotsi-Jünglingen unter einem Baum. Am Morgen sandte ich dann einen meiner Leute zur Frau des dortigen Distriktsbeamten, die uns sogleich in ihrer Karre abholen ließ. Bei ihr hielten wir uns einige Tage auf und reisten dann mit der Bahn weiter nach Kimberley, wo ich vier köstliche Tage bei einer alten Schulfreundin zubrachte. In jeder Beziehung erfrischt durch diesen Besuch reiste ich nun vollends nach Bloemfontein, wo der Wagen meiner Schwestern mich erwartete. Sie selbst kamen mir entgegengefahren und wir trafen uns einige Stunden vor New-Vale mitten auf dem „Veldt." Man kann sich denken, was das für ein Zusammentreffen, eine Freude, ein Begrüßen war; und als ich vollends unser altes Heim erreichte und meine kleine Florette wieder sah! Ich kann dieses Wiedersehen nicht mit Worten schildern. Es war nun ein Jahr her, daß ich mein älteres Töchterchen nicht mehr gesehen hatte. Sie erkannte mich nicht mehr wieder und als sie auf mich zukam, hielt sie mich für eine Fremde, machte wieder Kehrt und lief zu ihrer Tante zurück. Es gab überhaupt viele alte Bekannte zu grüßen und wir dankten mit einander Gott, dessen Gnadenhand uns auf dem weiten gefahrvollen Weg so offenbarlich beschützt hatte.

Es war acht Monate nach meines Gatten Heimgang, daß ich unsere liebe Station verlassen mußte, unser Sescheke, wo wir gehofft hatten, mit einander viele Jahre dem Herrn in seinem Weinberg zu dienen. Aber es waren mir nur sieben Jahre vergönnt

gewesen, in denen wir mit der Arbeit bloß einen Anfang machen durften. Von unserer Aussaat war indes doch einiger Same aufgegangen und es wäre unsere größte Freude gewesen, seine Frucht heranreifen zu sehen. Aber der Herr hatte es anders beschlossen. Er hatte seinen Knecht zu sich genommen und ich war genötigt, vom Arbeitsfelde abzuziehen. Und doch hängt mein ganzes Herz daran und es ist schwer für mich, nun auf die Seite gestellt zu sein. Denn wenn ich daran denke, wie viel noch dort am Sambesi zu thun ist, so zieht es mich wieder an jene Arbeitsstätte hinaus. Wer einmal das „afrikanische Fieber" gehabt hat, der wird es nimmer los. Ja, man lernt selbst jene armen Schwarzen lieben. Doch muß diese Liebe von Gott geschenkt sein; sonst ist es nicht möglich. Aber wenn auch eins nach dem andern von uns im Kampfe fällt, oder vom Kampfplatz wieder abziehen muß, der Herr selbst schickt immer wieder neue Truppen in den Streit. Wir aber wollen nicht aufhören zu flehen: Dein Reich komme.

Missions-Zeitung.

Wieder in Kumase! So darf der alte Asantemissionar Fr. Ramseyer wieder berichten. Seine Liebe zum Asantevolk, mit dem seine Lebensschicksale so eng verknüpft sind, hat ihn aufs neue dahin ausziehen lassen, nachdem er infolge des Asanteaufstandes und nach achtwöchiger Belagerung im Fort von Kumase hatte an die Küste flüchten und in Europa Erholung suchen müssen. Nun ist er am 13. Dezember v. J. wieder in Kumase, seinem ehemaligen Kerker und späteren Arbeitsposten eingezogen, vorderhand allerdings nur, um sich über die Lage der Dinge zu orientieren. Seine Frau ist zunächst im Grenzland Okwao, auf der Station Abetifi zurückgeblieben. Man kann sich denken, mit welchen Gefühlen er sich seiner ehemaligen Station, die von den aufständischen Asanteern im Juni 1900 eingeäschert wurde, näherte. Zuerst kam die Ruine des Katechistenhauses zum Vorschein, die notdürftig mit Palmzweigen gedeckt, als provisorische Wohnung diente; dann etwas weiter ein Viereck von Ruinen: die Kapelle. Mit klopfendem Herzen bahnte er sich einen Weg durch das Gestrüpp, das ringsum wucherte, zu den Mauern des ehemaligen schönen Missionshauses, die gespensterhaft aus dem Gestrüpp und hohen Grase hervorschauten. Während er mit blutendem Herzen vor den Ruinen stand, bemerkte er plötzlich im Garten, hoch über Trümmern und Gestrüpp prachtvolle Rosen. Es war, als ob sie ihm den

Willkomm böten und er verstand ihre Stimme: „Die Wüste und Einöde wird lustig sein, und das Gefilde wird blühen und fröhlich stehen in aller Lust und Freude." (Jes. 35, 1. 2.) — In dieser Hoffnung und Zuversicht gedenkt auch Miss. Ramseyer die Arbeit in Asante wieder aufzunehmen.

Die Pariser Missionsgesellschaft befindet sich gegenwärtig in einer recht kritischen Lage, in die sie durch die Verluste an Missionsarbeitern, sowie durch ihre unzureichenden Finanzen versetzt worden ist. Am Sambesi hat sie allein sieben Frauen und zwei Missionare verloren, abgesehen von den vielen, die in die Heimat zurückkehren mußten. Von den 18 Missionsarbeitern, die im Jahr 1898 mit Miss. Coillard an den Sambesi auszogen, befinden sich nur noch die beiden Witwer Hr. Bouchet und Dr. v. Prosch im Lande. Was aber die finanzielle Lage betrifft, so mußte die Gesellschaft das Jahr 1901 mit einem Defizit von Fr. 110 000 beginnen und nun ist der Fehlbetrag auf Fr. 850 000 angewachsen. Das Budget für das laufende Jahr aber beträgt Fr. 1 130 000. Dieses ungeheure Anwachsen des Jahresbudgets ist ihr hauptsächlich durch die in Madagaskar gewordenen Aufgaben erwachsen, wo sie bekanntlich die eingeborenen Christengemeinden der Londoner Mission vor den Jesuiten zu retten suchte. Zwar haben in den letzten Jahren die evangelischen Kirchen Frankreichs in der opferwilligsten Weise die erforderlichen Geldmittel zusammengebracht, aber die wachsenden Bedürfnisse überschreiten nun doch ihre Kräfte.

Südafrika. In der Januarnummer der englischen Missionszeitschrift „The Mission World" brachte der Herausgeber eine kurze Zusammenstellung der Verluste, die die deutschen Missionen durch den südafrikanischen Krieg erlitten haben. Als Quelle waren genannt: „Neue Nachrichten aus der Heidenmission." Zugleich aber war auf eine redaktionelle Notiz hingewiesen, in der es heißt: „Herr Hitjen hat auf unsern Wunsch eine Darstellung der Unglücksfälle übersetzt, welche die trefflichen deutschen Missionen im südafrikanischen Kriege betroffen haben. Es ist billig, daß die Berichte bekannt werden. Die Buren haben ohne Zweifel die deutschen Missionare als ihre Verbündeten angesehen — in vielen Fällen, wie wir glauben, ohne Grund — und haben ihre Stationen als strategische Positionen benützt; daher die Schwierigkeiten. Aber nicht allein durch die Engländer haben die Stationen gelitten, sondern auch zum Teil durch die Buren. Ebenso sind verschiedene britische Missionsstationen durch den Krieg in dieser Zeit zerstört worden. Doch wir zweifeln nicht, daß, sobald der Friede glücklich wieder hergestellt sein wird, die deutschen Missionare auch unbehelligt zu ihrer Arbeit zurückkehren

können." — Diesen Auslassungen der Mission World gegenüber schreibt der alte Hermannsburger Missionar Kaiser, der auf eine vierzigjährige afrikanische Lebenszeit zurückblicken kann, im Hermannsburger Missionsblatt (Nr. 3):

Wir freuen uns, daß die englischen Missionskreise Kenntnis von unsern Leiden nehmen und daß sie offenbar Teilnahme für uns haben, und wir hoffen mit ihnen, daß die deutschen Missionare nach dem Kriege ihre Arbeit in Frieden wieder aufnehmen und fortsetzen können. Aber wir müssen entschieden darauf hinweisen, daß unsere Missionare sich stets neutral verhalten haben und daß von unsern Stationen keine von den Buren zu einer strategischen Position gemacht worden ist. Auch ist uns kein Fall bekannt, daß unsere Stationen durch die Buren Schaden erlitten haben. Nur vereinzelt sind den Missionaren Pferde und anderes Vieh von denselben abgenommen worden. Wenn die Missionare in Transvaal mit den Buren sympathisierten, so darf das die Engländer nicht wundern; waren sie doch seit langen Jahren Einwohner des Landes, und seit dem unheilvollen Einbruch des Dr. Jameson in Transvaal war dort überall Erregung und Furcht vor England vorhanden. Und zogen ihre Söhne mit in den Krieg, so erfüllten sie damit nur ihre Unterthanenpflicht, denn sie waren Bürger des Landes und zu seiner Verteidigung verpflichtet. Das kann keiner tadeln, im Gegenteil, das kann auch ein Engländer nur ehren und achten; und vollends sollte das niemand den Vätern, den Missionaren zur Last legen und diese darunter leiden lassen, wie das mehrfach geschehen ist. Aus diesem Verhältnis mußten sich Konflikte ergeben und Knoten schlingen, die man nur mit ruhiger und gütiger Hand lösen kann, und das sollte man von England umsomehr erwarten, als es sich dabei nicht nur um das Geschick einzelner Familien, sondern um die Stationen und die großen heidenchristlichen Gemeinden handelt, die vielfach ohne Hirten und Lehrer sind, und um die gesegnete Arbeit zur Ausbreitung und Erbauung des Reiches Gottes."

China. Nach der Daily Press in Hongkong arbeiten in China und Japan 3400 protestantische Missionare und Missionarinnen (incl. Missionarsfrauen). Davon kommen auf China 2629. Von den letzteren gehören den deutschen evang. Missionen 130 Personen an. Es kommen somit noch nicht fünf Prozent der in China ansässigen Missionare auf die deutschen Missionen. Allerdings ist dabei zu berücksichtigen, daß einige wenige Deutsche auch in nichtdeutschen Missionen wirken, so namentlich in der China Inland Mission und in der bischöflichen Methodisten-Mission. Die weitaus größte protestantische Mission, die in China arbeitet, ist die China Inland Mission,

zu der fast ein Viertel der gesamten evangelischen Missionare Chinas gehört. Es folgen dann die amerikanische Presbyterianer-Mission, die der bischöflichen Methodisten und der Londoner Mission, von denen jede über hundert Mitglieder zählt, und die zusammen wieder beinahe 25 Prozent der evang. Missionare stellen. Die übrige Hälfte derselben verteilt sich auf 78 verschiedene Gesellschaften und Vereine.

Bücheranzeige.

Dilger, W. Die Erlösung des Menschen nach Hinduismus und Christentum. Eine vergleichende Untersuchung auf Grund der beiderseitigen Urkunden. Von der sächsischen Missionskonferenz gekrönte Preisschrift. 464 S. Basel. Missionsbuchhandlung. Geh. Fr. 10 = Mk. 8.

Vorliegende Schrift ist eine Bearbeitung des von der sächsischen Missionskonferenz im Juli 1899 ausgegebenen Themas zu einer Preisschrift über „die religiösen und philosophischen Grundanschauungen der Inder nach den Veden, Upanischads und der brahmanischen (insbesondere Vedanta-) Philosophie", wobei zugleich eine Beurteilung vom christlichen Standpunkt verlangt war. Der Verfasser, seit 20 Jahren im indischen Missionsdienst stehend, hat in derselben das Resultat seiner eingehenden Studien über die indische Religion verarbeitet zu einer Apologie des Evangeliums gegenüber dem Hinduismus. Wenn Professor Warneck in seiner Missionslehre I, 42 ff. auf das Bedürfnis einer missionarischen Apologetik aufmerksam macht, deren Aufgabe es ist, die Wahrheit des christlichen Glaubens gegenüber den verschiedenen nicht-christlichen Religionen zu erweisen, so hat der Verfasser in vorliegender Schrift dem Hinduismus gegenüber diese Aufgabe zu lösen versucht. Daß er sich dabei auf die Grundlehren des philosophischen Hinduismus beschränkt und die Lehre der Veden nur so weit berücksichtigt, als sie die geschichtliche Voraussetzung und dogmatische Grundlage des ersteren bildet, ist nicht nur in der Fassung des Themas, sondern auch in dem Umstande begründet, daß der populäre Hinduismus mit all seinen grobsinnlichen Auswüchsen doch durchweg auf jenen philosophischen Grundanschauungen beruht oder doch wenigstens stark von ihnen durchzogen ist. Die Argumente, mit denen der Hindu, auch der nicht philosophisch gebildete, seine Religion verteidigt und die Predigt des Evangeliums ablehnt, sind in der Regel jenen pantheistischen Anschauungen entnommen, die dem indischen Volk durch seine religiöse Philosophie in Fleisch und Blut übergegangen sind. In dieser beruht die Kraft und Lebensfähigkeit des Hinduismus. Auch die neuesten religiösen Bewegungen innerhalb desselben zeigen, welche Bedeutung die modern aufgeklärten Hindu den philosophischen Grundlehren ihrer väterlichen Religion beimessen. In dieser Philosophie mit ihrem sublimen intellektuellen Spiritualismus und ihrer religiösen Mystik glauben sie dem Christentum, dessen geistiger Gehalt und sittliche Kraft dem populären Hinduismus, wie sie zugestehen müssen, weit überlegen ist, einen ebenbürtigen, wenn nicht überlegenen Gegner entgegenstellen zu können. Eben deshalb ist es heutzutage eine unabweisbare Aufgabe der indischen Mission, sich in eingehender Weise mit den philosophischen Grundanschauungen der indischen Religion auseinanderzusetzen, und zwar nicht nur in populärer,

praktischer Weise, wozu sich bei der gewöhnlichen Missionspredigt reichliche Gelegenheit darbietet, sondern auch durch eine eindringende wissenschaftliche Widerlegung derselben.

Die Arbeit des Verfassers ist nicht die erste missionsapologetische Schrift wissenschaftlicher Art, die auf dem Boden der indischen Mission erschienen ist. Die Verschiedenheiten zwischen Hinduismus und Christentum sind schon früher von indischen Missionaren wie Wilson, Mullens, Robson und andern, auch von einigen gelehrten eingeborenen Christen wie Banerdschi, Nilakantha Goreh, Ramatschandra Bose und andern zum Gegenstand eingehender Untersuchungen gemacht worden. Im Deutschen aber hat es bisher an einer solchen Arbeit gefehlt. Aber auch gegenüber den genannten englischen Werken füllt die Arbeit Missionar Dilgers eine Lücke aus. Die Forschungen auf dem Gebiet der indischen Religionsgeschichte sind bekanntlich in den letzten 25 Jahren durch die von Max Müller unternommene Veröffentlichung und Uebersetzung der wichtigsten Quellenschriften der indischen Religion in ein neues Stadium getreten. Vorliegende Schrift berücksichtigt durchweg diese neueren Forschungen und zeichnet auf Grund umfassender Quellenstudien nicht nur überhaupt ein anschauliches Bild der philosophischen und religiösen Grundanschauungen des Hinduismus, sondern sie sucht auch durch eingehende Detailuntersuchungen mit reichlichen Citaten aus den in Betracht kommenden Quellenschriften über die Entstehung und Entwicklung der wichtigsten Begriffe und Lehren, die heutzutage die Denkweise des indischen Volkes beherrschen, Licht zu verbreiten. Es sei Beispiels halber erinnert an die Untersuchungen über „das absolute Selbst" der theosophischen Spekulation, die vedantistische Majalehre, die Lehre von der Seelenwanderung, den Heilsweg der Gnosis u. s. w. Wer selbst schon mit den philosophischen Grundanschauungen des Hinduismus sich beschäftigt und das Bedürfnis empfunden hat, bei den unvermittelten Widersprüchen, die zwischen verschiedenen allgemein anerkannten Lehren des Hinduismus herrschen, Klarheit zu bekommen über die ursprüngliche Bedeutung solcher Begriffe und den geschichtlichen Zusammenhang, in den sie gehören, der wird dem Verfasser gerade für diesen Teil seiner Arbeit besonders dankbar sein.

Die Schrift verfolgt einen doppelten Zweck, wie sie denn für deutsche sowohl als indische, für christliche sowohl als nichtchristliche Leser bestimmt ist. Für letztere soll sie ins Englische, die Sprache der Gebildeten Indiens, übersetzt, eine Apologie des Christentums sein. Die Methode, die der Verfasser dabei befolgt, ist die einfache Gegenüberstellung der indischen und christlichen Anschauungen über die Erlösung des Menschen und die damit im Zusammenhang stehenden Lehren von Gott, Weltschöpfung, Sünde und dem höchsten Gut. Daß der Verfasser den auch der indischen Philosophie zu Grunde liegenden Begriff der Erlösung zum Angelpunkte seiner Untersuchung gemacht hat, ist ein glücklicher Griff und zugleich ein Hinweis auf den missionarischen Charakter der Schrift. Die Darstellung der Anschauungen des Hinduismus ist in ihrer geschichtlichen Objektivität an und für sich schon eine vernichtende Kritik derselben. Der Verfasser unterläßt es aber auch nicht, wiederholt in nachdrücklichster Weise hinzuweisen teils auf die ungelösten Widersprüche in der indischen Weltanschauung, auf den Gegensatz, in den sie zu den realen Bedürfnissen des menschlichen Geistes tritt, teils auf die Trostlosigkeit eines Glaubens, dem Gott ein unpersönliches Abstraktum und dessen Lebensziel in der Vernichtung des persönlichen Bewußtseins besteht. Namentlich an der vielgepriesenen Vedantaphilosophie, welche die indische Gedankenwelt in schärfster Konsequenz ausgeprägt hat, übt er scharfe Kritik, indem er unermüdlich ihre logische und praktische Unhaltbarkeit nachweist und die zweideutigen Künsteleien,

mit denen der berühmte Vorkämpfer dieser Philosophie, Schankaratschari, dieselbe zu rechtfertigen sucht, schonungslos aufdeckt. Dabei ist er in seiner Beurteilung des Hinduismus fern von Unbilligkeit. Er erkennt gerne das Gute an, wo es sich findet, und hebt wiederholt den Ernst hervor, mit dem die alten indischen Weisen Gott und die Vereinigung mit ihm gesucht hätten, trotz den gefährlichen Irrwegen, auf die sie dabei geraten sind. Bei der Darstellung der christlichen Anschauungen ist es dem Verfasser darum zu thun, den nichtchristlichen Lesern zu einer klaren Erkenntnis der christlichen Heilswahrheit zu verhelfen. Zu diesem Zweck hält er sich an die klaren biblischen Aussagen, legt ihren Inhalt dar und stellt sie in ihrem innern Zusammenhang dem widerspruchsvollen Wirrwar der indischen Anschauungen einfach entgegen, wobei er namentlich den ethischen Gehalt des Evangeliums hervorhebt.

Deutschen und christlichen Lesern kann die Schrift, je nach dem Standpunkt und Bedürfnis derselben, nach verschiedenen Seiten hin wertvolle Dienste leisten. Für indische Missionare ist sie eine wahre Fundgrube von Aufschlüssen über die indische Gedankenwelt. Missionsfreunde ferner können durch das Studium des Buchs einen Blick gewinnen in die besondern Aufgaben, die der Missionspredigt in Indien durch die pantheistischen Grundanschauungen des Hinduismus gestellt werden, und in die Art und Weise, wie die evangelische Mission ihre Botschaft auszurichten sucht. Theologen und gebildeten Christen, die sich für religionsvergleichende Studien interessieren, kann das Werk durch seine Gegenüberstellung indischer und christlicher Anschauungen zur Klarheit verhelfen über das, was christlich und was nicht christlich ist, und über das kostbare Gut, das uns in der evangelischen Wahrheit gegeben ist. Endlich ist zu wünschen, daß auch die Wissenschaft als solche von dem auf gründlichen Studien beruhenden Werke Notiz nehme, und zwar die theologische sowohl als auch die religionswissenschaftliche. Jene wird in demselben manche Beiträge zur christlichen Apologetik, diese zur Kenntnis der indischen Religion finden.

Wir danken dem Verfasser namens der indischen Missionare für die Mühe, die er darauf verwendet hat, sich in die uns Abendländern so schwer verständliche Gedankenwelt der indischen Philosophie einzuarbeiten und einen in mancher Beziehung undankbaren und abstoßenden Stoff so darzustellen, daß viele reichen Gewinn davon haben können. Der schönste Lohn aber, den wir ihm für seine Mühe wünschen können, wäre es, wenn das Buch, für die Gebildeten Indiens besonders bearbeitet und veröffentlicht, vielen ein Wegweiser zu Christus würde.

Das 464 Seiten umfassende Werk zerfällt, abgesehen von der Einleitung, die über die Litteratur und den Zweck der Untersuchung orientiert, in fünf Teile, welche folgende Ueberschriften tragen: 1) Der Gottesglaube; 2) Die Anschauung von der Welt; 3) Die Anschauung vom Bösen; 4) Die Anschauung vom höchsten Gut; 5) Der Weg zur Erlösung. Jeder Teil zerfällt in zwei Unterabteilungen, von denen der erste die Anschauung des philosophischen Hinduismus in ihrer geschichtlichen Entwicklung durch die drei Stufen der Veden, der theosophischen Spekulation und der ausgebildeten philosophischen Schulen, der zweite diejenige des Christentums und zwar mit Berücksichtigung des geschichtlichen Ganges der Offenbarung im alten und im neuen Testamente vorführt. M. H.

NB. Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.

Massengrab ermordeter Missionare in China.

Kulturversuche der Basler Mission
auf der Goldküste.

Jeder, der einigermaßen mit dem Betrieb einer Mission bekannt ist, weiß auch, wie mannigfaltig die Missionsthätigkeit in der Praxis ist. Die verschiedenartigsten Arbeitszweige greifen da ineinander, die teils von den örtlichen Verhältnissen geboten, teils auch im Arbeitsprogramm einer Missionsgesellschaft enthalten sind. Diese Mannigfaltigkeit der missionarischen Thätigkeit auf dem Gebiet der Predigt und Seelsorge, der Gemeindegründung und Gemeindepflege, der medizinischen Mission, der Litteratur und des Schulwesens, der Industrie und Landwirtschaft — ich sage: diese Mannigfaltigkeit ist vorhanden, wenn auch nicht überall gleich vertreten. Die verschiedenen Arbeitszweige werden aber auch hinsichtlich ihrer Bedeutung und Berechtigung für die Mission sehr verschieden beurteilt. Es ist dies besonders der Fall bei denjenigen, die nicht das Centrum der Missionsthätigkeit bilden, sondern in die Peripherie derselben fallen und bei denen man sich fragen kann, ob sie überhaupt für den Missionsbetrieb herbeizuziehen seien.

Diese Frage könnte zunächst erhoben werden in Bezug auf die industriellen und landwirtschaftlichen Missionsunternehmungen, von denen bekanntlich die Missionsgeschichte mehrfache Beispiele aufweist, wonach Missionen diesen Zweig ihrer Arbeit angliederten und schließlich die Sache wieder fallen lassen mußten. Es könnte demnach scheinen, als habe die Mission mit derartigen sogenannten Kulturaufgaben nichts zu thun. Und in der That, wenn es sich bloß um den innersten Kern der Mission handelt, wonach alles auf die durch das Evangelium hervorgerufenen geistlichen Wirkungen ankommt, so wird man sagen müssen: ihre erste

und vornehmste Aufgabe liegt zunächst auf dem religiösen Gebiet, und in dem Missionsbefehl unsers Herrn und Meisters ist weder von Plantagenarbeit, noch von Handwerkerschulen die Rede. Wir sind deshalb auch weit entfernt, einer sogenannten Kulturmission das Wort zu reden, worunter heutzutage manche Kreise aus Mangel an Sachkenntnis und Klarheit die Aufgabe einer Mission verstanden wissen wollen und wobei es sich lediglich um Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit behufs der Entwicklung der Kolonialgebiete zu Gunsten des Mutterlandes handelt. Die Kulturarbeit in diesem Sinne verstanden, kann natürlich nicht Aufgabe der Mission sein und wir beneiden die katholischen Missionare nicht um den Ehrentitel, den sie sich als „Apostel der Kultur" um ihrer vorzugsweise in dieser Richtung liegenden Thätigkeit willen beilegen. Denn mit der Kultur allein ist den kulturlosen Völkern nicht gedient. Im Gegenteil, tritt dieselbe unvermittelt, als rein europäisches Produkt und ohne den Lebensgehalt des Evangeliums an die Naturvölker heran, so reibt sie entweder die haltlosen Stämme auf, oder gestaltet sie zu widerlichen Karrikaturen, sodaß sie für ihr nationales Volkstum und die wahre christliche Kultur für immer verloren sind.

Dagegen ist es außer allem Zweifel, daß die Mission durch ihre Einwirkung auf den Einzelnen wie aufs Volksganze eine soziale Umwandlung herbeiführt und dadurch ein Stück Kulturleben schafft, wo vorher keines war. Denn durch das Christentum werden alle Lebensverhältnisse beeinflußt und nach und nach durchdrungen. Und wie das Heidentum nach seinem innersten Wesen Unkultur ist und die heidnischen Völker abwärts führt, so erweist sich das durch die Mission gepflanzte Christentum mit seiner erneuernden Lebenskraft als eine Kulturmacht, in deren Dienst eben die verschiedenen Arbeitszweige der Mission zur Verwendung kommen. So ist jede Missionsstation eine wichtige Kulturstätte, deren Wirkungskreis ein weit umfangreicherer ist, als nur den Ausgangspunkt einer rein geistlichen Arbeit zu bilden. Zwar ist die Gewinnung der Heiden zu Jüngern Jesu ihre erste und vornehmste Aufgabe, aber die Mission hat doch auch bei aller Wahrung ihres geistlichen Charakters ihre andere Seite, mit der sie der irdisch sichtbaren Welt angehört und wonach mit ihrem Betrieb viele irdische Geschäfte verbunden sind, deren sie sich nicht

entschlagen kann. Geistliche und irdische Arbeit greift da notwendig ineinander und das Missionswerk kann der geschäftigen Gehilfin im großen Haushalt nicht entraten. Schon die Errichtung und der Ausbau einer Station, ihre Unterhaltung und Ausdehnung erfordert eine Summe von äußeren Geschäften.

Aber hat die Mission Recht und Pflicht, darin noch weiter zu gehen und sich auch prinzipiell mit industriellen und ökonomischen Unternehmungen auf dem Missionsfelde zu befassen, die nicht ohne weiteres zum Betrieb einer Mission gehören? Die Antwort darauf soll das kurze Geschichtsbild geben, das wir von der Kulturarbeit der Basler Mission an der Goldküste vorführen möchten.

Die Basler Mission ist schon frühzeitig dazu geführt worden, auf jenem Gebiet Industrie, Landwirtschaft und selbst den Handel unter ihre Arbeitszweige aufzunehmen. Es lag das nicht von Anfang an in ihrem Programm, aber die Verhältnisse drängten dazu, sei es der Selbstzweck, sei es die mit den Jahren erkannte Notwendigkeit, dem dortigen kulturlosen Volk eine Lehrmeisterin auf dem gewerblichen und wirtschaftlichen Gebiet zu sein und so zur sozialen und ökonomischen Hebung des Landes mitzuwirken. Hiezu lagen auch einige Anknüpfungspunkte vor. Die dänische Regierung, unter deren Oberhoheit die von der Basler Mission 1843 besetzte östliche Goldküste damals stand, hatte — im Gegensatz zu der englischen — sich von jeher die für ihre Zwecke nötigsten eingebornen Handwerker in Dänemark herangebildet. Besonders aber hatte man, seit die Sklavenausfuhr gesetzlich untersagt war, dem Plantagenbau seine Aufmerksamkeit zugewandt, indem man im Lande selbst die Kolonialprodukte kultivieren wollte, die man bisher in Westindien durch die dort eingeführten Sklaven gewonnen hatte. Dadurch hoffte man der Entwertung der afrikanischen Besitzungen, die bis jetzt nur durch den Sklavenhandel eine Bedeutung für das Mutterland gehabt hatten, vorzubeugen. Aber alle diese „Kulturanlagen", für die große Summen ausgeworfen wurden, machten sämtlich Fiasko. Denn erstlich lagen sie gewöhnlich in der Hand der oft wechselnden Gouverneure, die lieber das Geld in die eigene Tasche steckten, als damit landwirtschaftliche Versuche anzustellen; sodann beschränkte man sich beim Plantagenbau auf den Küstenstrich, um in erreichbarer Nähe der dänischen Forts

und ihrer Besatzung zu sein, wo aber die Boden- und Regenverhältnisse zu ungünstig lagen. Selbst Wegbau und Ansätze zu Viehzucht wurden von den Dänen versucht, aber bei den damaligen unsicheren Verhältnissen in keiner Weise festgehalten noch fortgesetzt. Ueberhaupt fehlte es an einer geordneten Kolonialverwaltung, als daß derlei Kulturunternehmungen hätten gedeihen können.

Als die Basler Mission im Jahr 1843 in Akropong auf dem Akwapemgebirge, 12 Stunden landeinwärts von der Küste, mit ihrer Arbeit einsetzte, fand sie vollständig kulturlose Zustände vor. Diese aufzuheben war man nicht gekommen, sondern dem Volk, das im finstersten Heidentum saß, das Evangelium zu bringen und erst auf diesem Wege auch bessere soziale Verhältnisse herbeizuführen. Aber die Missionare mußten eine Heimstätte haben, und die Errichtung der Station bei dem damaligen gänzlichen Mangel an Bauhandwerkern unter den Eingebornen gehörte zu den Schwierigkeiten des Anfangs, wie sie jetzt gottlob an der ganzen afrikanischen Westküste unbekannt sind. Zwar half man sich anfangs mit leichten Hütten, wie sie mit Hilfe der Neger leicht erstellt werden konnten; aber auf die Länge ging das nicht. Das erste Steinhaus, das man dann 1846 erbaute, war deshalb ein Ereignis für Neger und Europäer. Dem ersten Bau folgten bald weitere. Dadurch sah man sich genötigt, aus den Eingebornen sich die unerläßlichen Holz- und Eisenarbeiter, Maurer, Säger und Schindelspalter mühsam heranzuziehen. Diese Aufgabe fiel natürlich zunächst dem Missionar zu, der vielleicht durch seine frühere Lebensstellung mit derlei Künsten vertraut war oder doch Geschick hiefür hatte. Auch unterließ es die heimatliche Leitung nicht, von Anfang an den ordinierten Brüdern zur Unterstützung für die äußern Arbeiten einen Baumeister beizugeben.

Die ersten Missionsbauten brachten es auch mit sich, daß auf jeder Station eine kleine Werkstätte eingerichtet wurde, in der gelegentlich vom Missionar die nötigsten Holz- und Eisenarbeiten, besonders Reparaturen, ausgeführt werden konnten, wobei einzelne Eingeborne gelegentlich Anleitung in diesen Arbeiten erhielten. Das war aber keine gründliche Ausbildung und erwies sich als unzulänglich. Dieses und das Wachstum des Werks, das neue Bauten auf Stationen und Außenplätzen erforderte, ließ schließlich in Inspektor Josenhans den Plan reifen, eigentliche Handwerker-

schulen mit Werkstätten und europäischen Fachleuten als Leitern derselben ins Dasein zu rufen. Er hatte dabei als Ziel im Auge, im kulturlosen Lande nicht nur die nötigsten Industriezweige einzuführen und allgemein heimisch zu machen, sondern es sollten auch dadurch den entstehenden Christengemeinden die Mittel zufließen, mit der Zeit soweit selbständig zu werden, daß sie ihre eigenen Lehrer und Prediger besolden könnten. Ueberhaupt erwartete man, daß durch eine Hebung des sozialen Lebens mittelst eines christlichen Handwerkerstandes und der Industrie auch das christliche Gemeindeleben sich kräftiger entwickeln und eine solide Grundlage erhalten werde. Man hat hierin vielleicht zu viel erwartet, aber einen bedeutenden Einfluß auf die Landes- und Lebensverhältnisse hat die Industrie in der Folgezeit unstreitig ausgeübt, wogegen sie dem Gemeindeleben nur in seinen einzelnen Gliedern einen materiellen Gewinn eingebracht hat.

Mit gewohnter Energie ging Inspektor Josenhans an die Ausführung seines Plans. Es wurde die Errichtung mehrerer Werkstätten beschlossen und als Sitz dieser industriellen Unternehmungen die Küstenstation Christiansborg ausersehen. Die an den Werkstätten stehenden europäischen Meister sollten während des ersten Jahres, bis sie sich in ihre Aufgabe eingelebt hätten, eine persönliche Verwilligung gleich den Missionaren beziehen, von da an aber auf eigene Rechnung arbeiten, wogegen das Komitee einen etwaigen Ausfall zu decken bereit war. Im andern Fall sollte ihnen der Gewinn gutgeschrieben werden. Für den Geschäftsbetrieb stellte das Komitee Kapital, Wohnung, Werkstätte und Betriebsmaterial, das natürlich verzinst werden mußte. In ihrer Stellung waren die Handwerksbrüder den Missionaren koordiniert, unterstanden der Stationskonferenz und ihrem Präses, hatten wie jene ihre Berichte zu schreiben und alljährlich Rechnung von ihrem Geschäft abzulegen. — Der Betrieb der Werkstätten sollte im Geist der Mission geschehen, weshalb auch der Werkmeister angehalten sein sollte, seine Leute christlich zu beeinflussen und durch regelmäßige Andachten dem Ganzen die christliche Weihe zu geben. Als Ziel sollte im Auge behalten werden, daß man einen Grundstock tüchtig geschulter, christlicher eingeborner Handwerker heranzuziehen habe, die mit der Zeit ihr Handwerk selbständig betreiben und die europäische Leitung überflüssig machen könnten.

Man ersieht hieraus, das Ganze war nicht darauf angelegt, die Sache ins Große und Fabrikmäßige anwachsen zu lassen, sondern man hatte nur einfache Handwerkerschulen im Auge, die dazu dienen sollten, der Industrie im kulturlosen Lande Bahn zu brechen und sie dann sich weiter im Volk entwickeln zu lassen.

Im Jahr 1857 zogen die ersten Werkmeister, ein Schreiner und ein Zimmermann, nach der Goldküste aus. Ihnen folgten 1859 ein Wagner und 1860 ein Schlosser. In Christiansborg wurden die nötigen Gebäulichkeiten erstellt und die Werkstätten eingerichtet. An Lehrjungen fehlte es nicht, zumal auch die Knabenanstalten aus der Reihe der Schüler solche lieferten. Hand in Hand mit der Schreinerei ging zur Beschaffung des Rohmaterials aus dem Lande selbst die weitere Ausbildung der Eingebornen im Sägen von Balken und Brettern. Mit dem Jahr 1863 wurde dann auch ein Versuch mit der Schuhmacherei, ebenfalls in Christiansborg, angestellt, wovon sich noch Ueberreste aus der dänischen Zeit vorfanden. Je mehr sich das Schulwesen entwickelte und die litterarische Thätigkeit einiger Missionare eine Litteratur in den beiden Landessprachen, des Gä und Tschi, geschaffen hatte, wurde auch eine Buchbinderei zum Bedürfnis, wofür ein Eingeborner in Europa ausgebildet wurde, der sich in Christiansborg etablierte und sein Handwerk im kleinen betrieb. Selbst mit der Strohflechterei und Töpferei, wofür sich im Lande selbst unter den Eingebornen bereits rohe Anfänge vorfanden, wurden vorübergehend Versuche angestellt, die aber keinen Bestand hatten.

Wir können hier die Entwicklung der Werkstätten nicht im einzelnen durch die Jahrzehnte hindurch verfolgen, und wir müssen uns darauf beschränken, ihr Ergebnis im großen und ganzen zu skizzieren.

Die Schreinerei, Wagnerei und Schlosserei blühte schnell auf, stellte aber an die Geduld und Ausdauer der europäischen Vorsteher keine geringen Anforderungen. Die eingeborenen Arbeiter, an eine geregelte und anstrengende Beschäftigung nicht gewöhnt, im Denken nicht geübt, aller Erfindungsgabe bar, der Sorgfalt und Genauigkeit ungewohnt, waren schwer anzuleiten und es war ein beständiger Kampf mit den Nationalschwächen der Eingebornen. Und doch hat auch hier der geduldigen Missions- und Kulturarbeit der Segen nicht gefehlt. Es gelang im Laufe der Jahre eine

große Anzahl von Handwerkern heranzubilden, die sowohl bei den Bauten der Mission, als bei der Regierung und unter dem eigenen Volk ihre Kunst auszuüben verstanden. Zu öffentlicher Anerkennung gelangte die Missionsindustrie besonders in der Zeit der Asanteexpedition im Jahr 1873/74, in deren Dienst sie sich stellte. Die Schuster flickten da Patrontaschen, Stiefel und Riemenzeug, die Schlosser reparierten alte Kanonen und Gewehre, beschlugen Pferde und waren sonstwie beschäftigt; die Schreiner errichteten am Voltafluß ein großes Proviant- und Munitionsmagazin und erstellten sonstige Baulichkeiten. Durch die Missionsschreinerei erstand auch der erste Leuchtturm an der östlichen Goldküste. Ueberhaupt erhielt die Basler Mission nach und nach durch die von ihr ausgebildeten Handwerker einen Ruf längs der ganzen Westküste. Es war natürlich, daß die Leute, die in den Christiansborger Werkstätten etwas gelernt hatten, nicht für immer in diesen verblieben. Viele von ihnen zogen, dem Wandertriebe ihres Volkes folgend, hinaus ins Weite, um an den verschiedensten Küstenplätzen Arbeit und Verdienst zu suchen. Sie fanden beides reichlich in den zahlreichen Faktoreien, in den Missionen, bei der Regierung und unter fremden Volksstämmen. Wo immer ein Schmied hämmerte und ein Schreiner hobelte, da waren es Handwerker aus der Basler Mission. Andere zogen mit ihrem Handwerkszeug ins Innere des Landes, schlugen unter einem offenen Schuppen ihre Werkstätte auf, nahmen Lehrjungen an und versahen die umwohnenden Eingebornen mit den Erzeugnissen ihrer Kunst. So trifft man heutzutage im ganzen Lande fast in allen größern Ortschaften einen Schreiner- und Schmiedeschuppen an. Zu bedauern ist nur, daß die Industrie fast nur unter dem Küstenstamm der Gäer Eingang fand und daß von den Inlandstämmen sich nur Einzelne dafür gewinnen ließen. Auch hatte das Bestreben, möglichst bald selbständig zu werden und den Meister zu spielen, zur Folge, daß viele der Leute zu früh die Werkstätten verließen, noch ehe sie sich eine gründliche, allseitige Ausbildung angeeignet hatten und deshalb nicht über die Stufe eines Stümpers hinauskamen. Indes, die Anforderungen an die Leistungsfähigkeit und Kunstfertigkeit waren keine allzugroßen. Doch sind aus den Werkstätten verschiedene eingeborne Arbeiter und Meister hervorgegangen, die alle Achtung verdienen.

Die Stellung der europäischen Vorsteher der Werkstätten wurde mit der Zeit eine etwas andere. Sie hatten — um hier gleich das finanzielle Ergebnis zu erwähnen — zeitenweise Mühe, trotz redlicher Arbeit sich über dem Wasser zu halten, zumal seit die englische Regierung ihre eigenen Reparaturwerkstätten einzurichten begann und die Konkurrenz im Lande selbst sich fühlbar machte. Den Ausfall mußte gewöhnlich ein kleiner Handel mit Werkzeugen und Eisenwaren decken helfen. Dies führte später dazu, daß schließlich die Werkstätten der Missionshandlung unterstellt wurden und die Handwerksbrüder eine bestimmte Jahres-Verwilligung erhielten. Zugleich wurden um der Verhältnisse willen die bisher örtlich getrennten Werkstätten der Schreinerei, Wagnerei und Schlosserei in einem Anwesen vereinigt. Die Schuhmacherei verlor schon 1873 ihren europäischen Meister und wurde von da an von Eingebornen in kleinem Maßstab fortgeführt. Die Buchbinderei dagegen ging ganz ein, seit die Regierung eine solche für ihre Zwecke errichtet hatte.

Welches ist nun das kulturelle Ergebnis dieser Werkstätten bis jetzt gewesen? Wir haben da zunächst nur die beiden Hauptindustriezweige der Holz- und Eisenarbeit im Auge.

In erster Linie haben sie der Mission nach ihrer äußern Seite hin sehr wesentliche Dienste geleistet; denn mit ihrer Hilfe wurden die vielen Stationsbauten, Kirchen, Kapellen, Schul- und Katechistenhäuser aufgeführt. Selbst die Bremer Mission über dem Volta drüben hat sich ihrer mit Nutzen bedient. — Außerdem hat die Missionsindustrie dem Lande zu bessern Wohnungsverhältnissen verholfen. Während man früher nirgends etwas von soliden Fensterläden, verschließbaren Thüren und von Bretterböden wußte, ist heutzutage in dieser Beziehung ein großer Fortschritt wahrzunehmen. Größere Wohnungen mit solidem Dachgerüst, Balkenwerk und Fußböden sind nichts Seltenes, wo früher die Eingebornen, selbst die Häuptlinge, nur in elenden, schlecht verwahrten, ungesunden, feuchten Hütten lebten. Und wenn das Hausgerät ehedem oft nur in einigen Körben und Matten bestand, da setzt heute der Neger seinen Stolz darein, einiges der Civilisation entsprechendes Mobiliar zu besitzen, und keine Negerbraut wird auf eine schön polierte Holztruhe, in der sie ihren Brautschatz birgt, verzichten. — Ferner ist durch die Industrie den Gewerbe-

treibenden eine namhafte Erwerbsquelle erschlossen worden, wodurch zugleich der Wohlstand weiter Familienkreise gehoben worden ist. Auch ist damit ein gesellschaftlicher Stand geschaffen worden, der die Achtung seiner Volksgenossen genießt.

Dann darf das sittliche Moment nicht vergessen werden, und der Segen, der in einer geregelten, mit Denken und Aufmerksamkeit verbundenen Arbeit, wie sie die Ausübung eines Gewerbes erfordert, liegt und die sonst dem gedankenlosen, oberflächlichen Neger meist unbekannt ist. Schon die Lehrzeit in der Werkstätte ist für ihn eine Zeit heilsamer Zucht und Erziehung, wozu noch die christliche Beeinflussung durch Wort und Vorbild kommt. Zur Ehre der Werkstätten sei's auch gesagt, daß mancher aus ihnen hervorgegangene Meister und Arbeiter zu den besten und bewährtesten Christen gehört. — Im Rückblick aber auf die 45jährige Missionsthätigkeit auf diesem Gebiet darf man kühnlich sagen: Die Industrie hat als Helferin der Basler Mission ihre kulturelle Aufgabe im großen und ganzen gelöst.

Noch auf einem andern Gebiet hat die Basler Mission Kulturarbeit getrieben. In einem Lande, da weder die Eingebornen noch die englische Regierung etwas für den Straßenbau that, stellte sich mit dem Eintritt der Mission auch bald die Notwendigkeit heraus, gangbare Verkehrswege zwischen der Küste und den im Innern gelegenen Missionsstationen herzustellen. Von den Missionaren wurde zwar mit Hilfe von Schülern und Arbeitern in der nächsten Umgebung der Stationen das Allernötigste hierin gethan, aber für größere Entfernungen bedurfte es namhafter Geldsummen und europäischer Leiter. Deshalb wurden in den 50er und 60er Jahren zwei Laienmissionare zeitweise mit der Aufgabe betraut, eine Verkehrsstraße von Christiansborg an der Küste bis nach dem 18 Stunden landeinwärts gelegenen Odumase im palmenreichen Kroboland herzustellen. Sie führte vom Seestrand zwei Stunden lang durch die Prairie, dann vier Stunden weit durch niedriges Buschland bis an den Fuß des Gebirges, an diesem hinauf und ca. 8 Stunden auf dem Bergrücken entlang über die zwei Missionsstationen Aburi und Akropong, bis sie sich das Gebirge hinab durch die Palmenwälder Krobos nach Odumase hinzog. Zugleich wurde eine weitere Straße zwei Stunden landeinwärts von der ersteren abgezweigt, um dieselbe

durch die Ebene längs dem Fuß des Gebirges nach dem Volta hin zu führen. Allein der Leiter des letzteren Wegbaus erlag dem Klima, ehe er nur ein Drittel der Wegstrecke fertig gestellt hatte, und so blieb der Rest unausgeführt.

Diese Wegbauten, mit denen natürlich auch die Aufführung von Dämmen und Brücken verbunden war, kosteten große Geldopfer und es wäre vielmehr Pflicht und Aufgabe der englischen Regierung gewesen, von sich aus die nötigen Verkehrswege im Lande herzustellen und im Stand zu erhalten. Das hätte schon im Interesse des Handels gelegen; aber Englands Kolonialpolitik befaßte sich damals auf der Goldküste nur mit dem äußersten Küstenrand und soweit seine verrosteten Kanonen reichten. Doch ließ man sich soweit herbei, auf schriftliche und mündliche Bitten der Missionare hin mehrmals Unterstützungsgelder für den Straßenbau darzureichen und war froh, dieser Pflicht auf dem bequemsten Wege überhoben zu sein. Zugleich suchte man in einer Küstenzeitung Propaganda für das Unternehmen zu machen. Gelegentlich bereiste auch ein nach Europa zurückgekehrter Missionar die Städte Englands und suchte daselbst Gönner und Freunde für die kulturellen Aufgaben an der Goldküste zu gewinnen und Geldmittel flüssig zu machen. Er fand solche besonders in den Kreisen der Quäker.

Der Straßenbau führte dann notwendig dazu, sich auch mit der Viehzucht zu befassen. Denn sollten die Wege gangbar erhalten werden, so konnte dies auf keine Weise besser geschehen, als daß sie befahren wurden. Dadurch dienten sie einerseits einem leichteren und billigeren Transport der Güter von Station zu Station und anderseits wurde dem in jener Zone so rapiden Verwachsen der gebahnten Wege vorgebeugt. Denn auf das Begangenwerden durch die Eingebornen konnte man nicht rechnen, da dieselben, ihre Lasten auf dem Kopfe tragend, stets im Gänsemarsch daherschreiten. Das alles erforderte die Einführung von Zugvieh. Zunächst wurde, wie schon bemerkt, ein Wagner hinausgesandt, der die nötigen Gefährte herstellen und dieses Kulturmittel im Lande einführen sollte. Ihm folgte ein Oekonom, der die Viehzucht in die Hand zu nehmen hatte. Der Reihe nach wurden allerlei Zugtiere: Pferde, Maultiere, Ochsen und Esel von den Azoren und den kanarischen Inseln eingeführt — es

fehlten nur noch die Kamele und Elefanten. Man versuchte es auch mit dem Fuhrwerk, aber trotz wiederholter Experimente schlug doch die Sache fehl, da das Vieh jedesmal der Tsetse-Fliege erlag. Selbst die unmittelbar an der Küste betriebene Viehzucht, wo die Tsetse nicht vorkommt, endete schließlich damit, daß eine Seuche die stattliche Herde Rinder hinwegraffte. Die angelegten Straßen verwilderten mit der Zeit wieder und wurden erst 20 Jahre später, nachdem die Küste 1874 zur englischen Kolonie erhoben worden war, von der Kolonialregierung wieder in Stand gesetzt und erweitert.

Etwas mehr Erfolg errang die Mission auf dem Gebiet der Agrikultur, des Plantagenbaus, dem sie Jahrzehnte lang ihre Aufmerksamkeit schenkte. Den Anfang damit machte man mit Hilfe einer kleinen Schar westindischer Negerchristen, die 1843 zur Neubegründung der im Jahr 1839 abgebrochenen Mission auf dem Akwapemgebirge bei Akropong angesiedelt wurden. Von früherher mit der Pflanzerarbeit unter ähnlichen Klima- und Bodenverhältnissen vertraut, waren sie von vornherein darauf angewiesen, sich ihre Existenz in der neuen Heimat durch Plantagenbau zu sichern. Es wurden auch von ihnen verschiedene Nutz- und Nährpflanzen eingeführt, Kaffee- und Tabakpflanzungen angelegt, Kakao, Pfeilwurz u. a. kultiviert. Durch sie wurden auch allerhand Fruchtbäume, wie Orangen- und Mangobäume im Lande heimisch. Indes zwei Umstände ließen die Kulturarbeit dieser westindischen Christen nicht recht zur Blüte kommen: es fehlte ihnen — wie überhaupt dem Neger — an Ausdauer und Unternehmungsgeist, an der Lust zu mühevoller Feldarbeit, zu der sie sich als leidlich civilisierte Westindier und zur Mission gehörig nicht berufen glaubten. Es wirkte da offenbar noch die Ansicht aus der Zeit der Sklaverei mit, daß jede harte Arbeit entehrend und Sache von Sklaven sei. Zum andern hinderte die damalige Unsicherheit des Eigentums das Gedeihen der Landwirtschaft. Die Missionare erkannten, daß in einem solchen Erdstrich die Kulturarbeit zuerst vom Europäer in die Hand genommen werden müsse, bis man mit der Thatsache des Erfolgs vor den Eingebornen treten und von ihm Nachahmung erwarten könne.

So ging man denn selbst daran, indem anfangs ein Bauhandwerker nebenher den Plantagenbau in Akropong betrieb.

Späterhin, im Jahre 1857, erhielt die Station einen Landwirt, dem die ausschließliche Aufgabe oblag, die Landwirtschaft rationell zu betreiben. Zugleich wurde eine Anstalt errichtet, worin Jünglinge zu Handwerkern und Pflanzern erzogen werden sollten. Zwei Jahre später wies dieselbe 12 Zöglinge auf. Die Mission hatte dabei nicht den Selbstzweck im Auge, denn die Kosten des Unternehmens überwogen vorerst die Einnahmen bei weitem — sondern man bezweckte vor allem die Erschließung der Erwerbsquellen und die Angewöhnung des Volks, vor allem der Christen, an eine geordnete und fleißige Berufsarbeit, die dort besonders auf den Landbau hinwies.

Man suchte vorerst die Natur des Bodens, seine Ertragfähigkeit und sein Verhältnis zu ausländischen Kulturpflanzen zu erkunden. So pflanzte man z. B. außer den einheimischen Nährpflanzen nicht weniger als 24 Sorten von Getreide und Hülsefrüchten. Von diesen gingen 12 auf, aber nur 7 Arten, meist Hülsenfrüchte, kamen fort und gediehen. Auch fand sich, daß alle Kohl- und Gemüsearten den Anbau trefflich lohnten. Von Baumsorten wurden gepflanzt: Mango-, Orangen-, Citronen-, Feigen-, Pflaumen-, Aepfel-, Birn- und Teakbäume, der Oelbaum, die Fächer- und Kokospalme, ja selbst eine Tanne, die aber nicht gedieh; an Staudengewächsen: die Baumwollen- und Gummiarabicumstaude, die beide sehr gut fortkamen. Ebenso kultivierte man Reis, Tabak und Kakao und machte einen kleinen Versuch mit der Weinrebe. Ganz besonders aber warf man sich auf den Anbau von Kaffee, wovon im Jahr 1857 13 Zentner erzielt wurden. 1858 zählte die Plantage nicht weniger als 5000 fruchttragende und 3000 junge Bäumchen. Eine prächtige Orangen- und Mangoallee führte durch das Stationsanwesen.

Der Plantagenbau in Akropong wurde unter den erschwerendsten Verhältnissen bis zum Jahr 1878 von der Mission betrieben. Ein europäischer Oekonom löste den andern in der heißen Arbeit ab, sodaß von 1857—1878 nicht weniger als sechs derselben vorstanden. Zwei erlagen dem Klima, die andern traten nach längerer oder kürzerer Zeit mit gebrochener Gesundheit oder entmutigt vom Schauplatz ab. Als der letzte 1878 dem Klimafieber erlag, glaubte man den Zeitpunkt gekommen, die Plantagenwirtschaft in die Hände der christlichen Eingebornen übergeben zu

dürfen. Es geschah dies in der Weise, daß man die Kaffeepflanzungen an sie verpachtete und die Pachtgelder in die Kirchenkasse fließen ließ. Zugleich wurden solche auch an die Anstalten der Station verpachtet, deren Schüler unter Aufsicht ihres Vorstehers bis heute den Landbau betreiben und dadurch alljährlich einen hübschen Ertrag zur Unterhaltung der Anstalten herausschlagen. Nur ist an Stelle des Kaffeebaus jetzt eine bedeutende Kakaokultur getreten.

Während so die Station Akropong das ökonomische Centrum der Mission während mehrerer Jahrzehnte war, unterließ man nicht, auf den andern Stationen des Inlands nebenher im kleineren Stil zu pflanzen, je nachdem der betreffende Missionar Lust und Geschick dazu besaß. Der eine derselben, Simon Süß, glaubte sogar, auf diesem Wege unabhängig von den finanziellen Mitteln der Missionsgesellschaft seiner Aufgabe als Missionar leben zu können. Einzig und allein ließ er sich in Gyadam, im nördlichen Akem, ca. 30 Stunden von der Küste entfernt, nieder und trieb dort Missions- und Kulturarbeit. Mit eigener Hand fällte er Bäume, rodete den von mächtigen Wurzeln durchsetzten Boden um, pflanzte Tabak, Futtergräser und europäische Getreide- und Gemüsesorten, spaltete Bäume und machte Zäune, legte Jam- und Pisangplantagen an, strich Backsteine, baute Häuser, trieb Schaf- und Schweinezucht und erwarb sich durch Ackerbau und etwas Tauschhandel den nötigsten Lebensunterhalt. Er trieb es freilich nicht auf die Länge; er verzog später an den Voltafluß, um an dieser ins Innere führenden Verkehrsstraße missionierend und kultivierend zu wirken, bis er nach Europa zurückkehrte und dann nach Amerika übersiedelte. Seine Missionsmethode hat keine Nachahmung gefunden, weil ihr der bleibende Erfolg fehlte, aber sie regte zu neuen Ideen an und war zugleich die Aeußerung allseitig empfundener Bedürfnisse für ein kulturloses Land und dessen Bewohner.

Ein weniger praktisch, als ideal angelegter Vertreter des Gedankens einer Kulturmission war der in Abokobi stationierte Missionar Joh. Zimmermann, dessen Stellung zur kolonisatorischen und wirtschaftlichen Frage im Zusammenhang mit der Christianisierung Westafrikas hier erwähnt werden muß. Aus dem pietistischen Bauernstande Württembergs hervorgegangen, be-

wahrte er demselben auch als Missionar und Sprachgelehrter seine ganz besondere Vorliebe und betonte, daß auf dem Ackerbau der spezielle Segen Gottes ruhe und daß derselbe die unzerstörbare äußere Grundlage bilde, auf der sich Gesittung und Bildung, Wohlfahrt und Ordnung für die Völker aufbaue. Höchst ideal angelegt, übertrug er alle seine Ideale auf das ihm zur zweiten Heimat gewordene Afrika. In ihm ersah er die Welt der Zukunft, der großartigsten Entwicklung, wie er denn auch den Ausgangspunkt, die Wiege des Menschengeschlechts, das Paradies, dort suchte. Afrika, bisher ausgebeutet und mit Füßen getreten, sollte wieder zu Ehren kommen, seine Schätze sollten gehoben und verwertet werden. Wie Aegypten und Nordafrika vor uralters sollte es eine hervorragende Stellung in der Völkergeschichte einnehmen und in den letzten Zeiten des Antichrists den Zufluchtsort in der Wüste bieten. In den weiten, fruchtbaren Gebieten des tropischen Afrikas sollten zugleich die sozialen Fragen Europas — speziell Deutschlands — gelöst werden und zwar durch Einwanderung der überschüssigen, mittellosen, gedrückten und um die Existenz ringenden Volkselemente der europäischen Kulturländer. Die Verwirklichung dieser weitgehenden Pläne erhoffte er von der aufstrebenden Macht seines deutschen Vaterlandes. Er hat es leider nicht mehr erlebt, daß Deutschland im westlichen und östlichen Afrika Kolonialbesitz erwarb, aber schon lange zuvor warb er für diesen Gedanken in Wort und Lied und sagte es mit prophetischem Blick voraus, wobei er freilich mit seinen Ideen meist allein dastand und als Idealist belächelt wurde.

Bei seinem Tode 1876 hinterließ er ein interessantes Schriftstück, das als sein letztes Wort an sein deutsches Vaterland im Miss.-Mag. 1877 veröffentlicht worden ist, worin er das umfangreichste Missionsprogramm für Deutschlands Volk aufstellt und das zugleich ein Mahnruf an dasselbe sein soll, seiner Weltmission in Afrika eingedenk zu sein. Ausgehend von dem göttlichen Urmissionsbefehl: „Seid fruchtbar und mehret euch, und erfüllet die Erde, und machet sie euch unterthan und herrschet über sie," weist er an Hand der Geschichte nach, wie gerade der Deutsche — im Gegensatz zum stolzen, spröden Inselvolk der Engländer — als geborner Kosmopolit und Binnenbewohner mit besondern Gaben der Accommodationsfähigkeit ausgerüstet, in provi-

dentieller Weise mit seiner Weltmission auf Afrika hingewiesen sei. Dieses brauche vor allem mehr Menschen, und die dort wohnende, noch ganz von der rohen Natur, dem Heidentum und Islam beherrschte Menschheit bedürfe des Anstoßes und des Sauerteigs der christlichen Kultur, der Beeinflussung durch leitende Persönlichkeiten und der Erschließung durch ein auf Landverbindungen, Ackerbau und Gewerbe gerichtetes Binnenvolk, wie es die Deutschen seien. Anderseits biete aber auch Afrika den Deutschen, was ihnen fehle, nämlich: Raum zur Ausdehnung und einen empfänglichen Gegenstand für ihren Missionsberuf.

Diese Weltmission der Deutschen denkt sich Zimmermann allerdings zunächst als Pflanzung des Christentums unter den heidnischen Völkern Afrikas, aber sein Programm geht doch darüber hinaus und schließt die Entfaltung einer deutschen Kolonial- und Kulturmacht ein. Wie er sich dabei das wechselseitige Verhältnis der beiden denkt, geht aus folgender Aeußerung hervor: „Die eigentliche Mission," sagt er, „sollte zunächst nur mit dem Evangelium in ein Land eindringen, Stationen, Schulen, Gemeinden gründen. Ist aber der Zugang einmal gewonnen und der Grund gelegt, so wird sich bei unzivilisierten Tropenvölkern gar bald das Bedürfnis herausstellen, frische christliche Arbeitskräfte, Pflanzer, Handwerker, Kaufleute und für diese wieder eine christliche Obrigkeit, Zucht und Schutz zu haben. Um dies zu erlangen, sollte die Mission sobald als möglich an ihr Volk, an ihre Heimatregierung sich wenden, um diesen Teil der Volkswiedergeburt den eigentlichen Missionaren abzunehmen. Eine derartige Kolonisation würde einerseits der Mission freie Hand schaffen für ihren geistlichen Beruf und dafür anderseits an den Missionaren und ihren Gemeinden eine Stütze finden, die sie in den meisten Auswanderungsländern entbehrt."

In Bezug auf die Bedenken aber, die man hinsichtlich des ungesunden Klimas im tropischen Westafrika hegen könnte, meint er: „Nicht das Klima, sondern die Unkultur, die Unreinigkeit und Unreinlichkeit des Heidentums, die Sünde, die Entvölkerung und Knechtung der Tropenländer und Völker unter die wilde Natur, die Trägheit, sie zu beherrschen und ihre Schätze zu heben, macht die üppige Gesundheits- und Segensfülle des Tropenklimas zu einer Pest- und Todesquelle. Die Bäche werden zu Sümpfen,

die Wohnungen der Menschen zu Kloaken, die Wälder zu riesigen Pflanzengräbern, wo eine Generation der herrlichsten Nutzbäume auf der andern verfault. Und dieser äußern Verwilderung entspricht die innere Versunkenheit der Menschen, die gleichfalls zu Tod und Verderben führt. Dagegen bevölkere man eine Tropengegend mit einer genügenden Anzahl fleißiger, gesitteter, christlicher Menschen — und sie werden einen Garten Gottes aus ihr machen."

Darin liegt viel Wahres, aber die faktische Unmöglichkeit einer Ansiedlung von deutschen Kolonisten im ungesunden tropischen Westafrika ist damit nicht widerlegt. Zimmermann war jedoch davon überzeugt und ging darin so weit, diesen seinen Lieblingsgedanken praktisch auszuführen.

Gelegenheit hiezu bot sich im Jahr 1854. Im September jenes Jahres wurde die Küstenstadt Christiansborg, wo damals Zimmermann stationiert war, von den Engländern beschossen und eingeäschert. Infolge dessen flüchtete die Stadtbevölkerung landeinwärts und ließ sich hier auf ihren Plantagen nieder, worauf Zimmermann und sein Kollege Steinhauser Christiansborg verließen und ihr ins sogenannte Buschland nachzogen. Hier, vier Stunden von der Küste entfernt, besaß die Mission schon seit Jahren ein Stück Land, auf dem sich nun die Beiden häuslich niederließen. Zwar befand sich an Ort und Stelle noch keine Ansiedlung, aber es war wegen seiner centralen Lage inmitten zahlreicher Negerdörfer für die Missionsarbeit günstig gelegen. Die Ansiedlung der Missionsfamilie wurde in größter Eile und in einfachster Weise bewerkstelligt. Zugleich suchte man die zersprengten Christen der Küste auf dem Missionslande zu sammeln, einesteils um sie vor den übeln Folgen der Zerstreuung zu bewahren und anderseits, um durch ihre feste Ansiedlung einen selbstständigen Bauernstand auf dem bisher brachliegenden Missionsgut zu gründen. Auf diese Weise sollten die Ländereien verwertet und den Christen durch den Ackerbau zu einem selbständigen Durch kommen verholfen werden. Ueberdies konnte diese Kolonie vo christlichen Negerbauern unter Zucht und Leitung genommen werd und sie sollte zugleich den Typus eines afrikanischen Christendorf darstellen. Als Entschädigung für die Nutznießung des Missio landes wollte Zimmermann das alttestamentliche und altdeut Feudalsystem des Zehnten eingeführt wissen. Die damalige W

losigkeit der Ländereien aber, sowie der spätere Wechsel im Personal der Missionare ließ es schließlich bei der weniger umständlichen Entrichtung eines kleinen Pachtzinses bewenden. Der entstehende Ort wurde unter dem Namen Abokobi zur Missionsstation erhoben.

Zimmermann genügte die Ansiedlung einiger weniger Negerbauern nicht. Angesichts der weiten unbebauten, ertragreichen Ländereien glaubte er wenigstens im kleinen seine Ideen der Kolonisation ins Werk setzen zu können. Nicht, daß er den Strom der Einwanderung in seiner ganzen und vollen Breite und Tiefe in sein Gebiet lenken wollte, sein Wunsch ging vorderhand nur dahin, eine kleine Anzahl junger Leute von christlicher Gesinnung aus dem heimatlichen Bauern- und Handwerkerstande in seiner Nähe anzusiedeln. Diese sollten durch ihr Vorbild, durch christliches Familienleben, durch ihre Kulturarbeit auf eigene Kosten die geistliche Thätigkeit der Missionare unter der heidnischen und christlichen Negerbevölkerung unterstützen und das Volksleben heben. Dabei setzte er voraus, daß die Ansiedler die von ihnen besetzte afrikanische Scholle als ihre bleibende Heimat anzusehen hätten. Zugleich wünschte er, daß sich neben der Landwirtschaft ein kleiner Detailhandel entwickle, sowie verschiedene Gewerbe: wie das Schreiner-, Wagner-, Zimmer-, Schmiede-, Sattler-, Schlosser-, Schuhmacher-, Schneider- und Weberhandwerk, sowie die Tabak- und Cigarrenfabrikation, Holzsägerei und Oelbereitung. Zu allen diesen Gewerben, wies er nach, fänden sich die Grundlagen schon vor; der Europäer hätte nicht von vorn anzufangen, sondern nur zu verbessern und zu heben, hätte nicht selbst zu arbeiten, sondern zu leiten. Eisen und Bauholz, Baumwolle und andere Stoffe für die Weberei und Seilerei, Häute zu Lederarbeiten und Rohstoffe für Zucker, Seife, Lichter und Oel seien in Menge vorhanden. So erhoffte er von europäischen Ansiedlern eine allseitige Vervollkommnung des Landbaus und der in den Anfängen bestehenden Gewerbe, Verwertung des Landes und der Arbeitskräfte, einen erhöhten Export, christliche Einwirkung und allgemeine soziale Hebung des Volkslebens.

Das Missionskomitee wollte und konnte aber zu solchen gewagten Unternehmungen nicht die Hand bieten, trat jedoch Zimmermanns Plänen, wie er sie von sich aus ins Werk setzen wollte,

nicht entgegen. Dieser erwarb zunächst aus seinen Privatmitteln in der Nähe der Station Abokobi ein großes Areal von ca. 100 Morgen um 250 Gulden und warb dann unter der Hand um einige junge Bauern von christlicher Gesinnung in seiner schwäbischen Heimat, die sich denn auch fanden. Zugleich gewann er seinen Kollegen Steinhauser für das Projekt, der seinerseits seine Familie im Badischen zu bestimmen wußte, sich auf der Goldküste ein neues Heim zu gründen. Die Sache war bereits eingeleitet, die erforderlichen Gebäulichkeiten in Abokobi schon in Angriff genommen und nahezu vollendet, alles geordnet und vorgesehen, als im letzten Augenblick, ehe die Auswanderung der Betreffenden zur Ausführung kam, das Klima den tüchtigen und energischen Steinhauser wie im Sturm hinwegraffte. Das genügte, um den ganzen Plan zu vereiteln. Das Missionskomitee sah sich nun veranlaßt, angesichts der ungesunden klimatischen Verhältnisse von einer Ansiedlung europäischer Kolonisten dringend abzumahnen, und so unterblieb dieselbe. Das Fehlschlagen dieses von Zimmermann so warm und nachhaltig vertretenen Projekts war eine der vielen Enttäuschungen, wie sie Afrika seinen begeistertsten Verehrern schon vielfach bereitet hat, und Zimmermann nicht am wenigsten hat manche seiner Ideale zu Grabe tragen sehen. Bald darauf führten die Umstände Zimmermanns Versetzung in ein anderes Gebiet herbei und so war er selbst dem Schauplatz seiner Kolonisationsprobleme für lange entrückt.

Immerhin wurden auf der Station Abokobi neben der eigentlichen Missionsarbeit mancherlei Versuche in der Oekonomie angestellt. Man pflanzte Kaffee, Pfeilwurz, Baumwolle u. a., versuchte es mit der Viehzucht und wußte auch die Christen dafür zu interessieren. Auch wurde, da jene Gegend sehr wasserarm ist, mit großer Ausdauer und vielen Kosten ein 110 Fuß tiefer Brunnenschacht gegraben, der viele Jahre hindurch der Station das nötige Wasser geliefert hat, bis ein Erdbeben im Jahr 1872 die Quelle plötzlich versiegen ließ. Artesische Brunnen, die man an der wasserarmen Küste bohrte, ergaben leider nur salziges Wasser. Die Oekonomie in und um Abokobi ging nach kurzem Bestande ein, als das Klima den damit betrauten Laienbruder hinwegraffte.

Die jahrelangen Bemühungen der Basler Mission auf diesem Gebiet wären es wert gewesen, daß sie größere und nachhaltigere

Resultate in der Agrikultur erzielt hätte — auf dem des Gewerbes ist es ja der Fall gewesen — aber der Kampf gegen die eigenartigen Verhältnisse haben vielfach genötigt, die Segel zu streichen, ohne daß man gerade von der absoluten Unmöglichkeit der Ausführung überzeugt gewesen wäre. Es wird deshalb nicht unangebracht sein, in Kürze die Momente klarzulegen, warum die ökonomischen Unternehmungen keinen bessern Erfolg hatten.

Vor allem muß konstatiert werden, daß dieselben doch nicht ganz ohne Einfluß auf die Eingebornen geblieben sind. Manche der Christen lernten dadurch den Landbau wertschätzen und fingen mit den Jahren an, sich des Kaffeebaus zu befleißigen. Besonders als der Palmölhandel herunterging und die Gewinnung des Kautschuks sich verminderte, da richtete sich die Aufmerksamkeit vieler Eingebornen, sonderlich der Christen, auf den Kaffee- und Kakaobau, und was die Mission vor Jahren in dieser Richtung anstrebte, das kann und wird vielleicht noch als Spätlingsfrucht heranreifen.

Worin lagen aber die Schwierigkeiten? 1. war es die allgemeine wirtschaftliche Lage, die wir hier nur kurz andeuten wollen. Der natürliche Reichtum der westafrikanischen Gebiete zwingt die Bewohner nicht zur Anspannung aller Kräfte und Anwendung aller Mittel, um dem Boden die möglichst höchsten Erträge abzuringen und fremdländischen Kulturpflanzen mit Beobachtung aller Erfordernisse eine Heimat zu bereiten. Man konnte beim Neger nicht auf Nachahmung rechnen, so lange ihm das üppige Treibhaus der Natur bei wenig Mühe und Fleiß die Fülle der einheimischen Produkte in den Schoß fallen ließ und ihm den nötigsten Lebensunterhalt gewährte. Dazu trat als hindernder Umstand:

2. Die Arbeiterfrage. Der Europäer konnte sich an den landwirtschaftlichen Unternehmungen natürlich nur als Leiter beteiligen. Für die Arbeit selbst war man auf die Eingebornen angewiesen. Zu dieser waren dieselben aber bei ihrer Bedürfnislosigkeit und den patriarchalischen Volks- und Landesverhältnissen in keiner Weise genötigt. Selbst hohe Löhne waren nicht im Stande, sie an eine anhaltende Arbeit zu fesseln, zumal wenn es im Dienst eines Europäers geschehen sollte. Jedes Stadtpalaver oder Familienereignis, ja die geringste Indisposition — und diese ist beim Neger fast immer vorhanden — genügten, um den Pflanzer

im Stich zu lassen. Ueberdies galt die regelrechte Arbeit im Dienst eines andern damals als etwas, das nur dem Sklaven zukomme. Solchen Mißständen gegenüber war der Oekonom geradezu machtlos und es darf nicht Wunder nehmen, wenn einer der Oekonomiebrüder dem Komitee erklärte, er könne den Plantagenbau nur mit Hilfe von Sklaven weiterführen. Davon konnte aber natürlich keine Rede sein, so wenig als von Einführung fremder Kulis.

3. Ein weiterer Grund des geringen Erfolges lag für die Basler Missionsökonomie im Mangel an größeren Kapitalien, die sie notwendig für die Sache hätte aufwenden müssen. Diese standen ihr aber nicht zu Gebote. Zudem war es nicht ihre Aufgabe, alle Kräfte und Mittel in den Dienst der Kulturarbeit zu stellen, die ja nur in der Peripherie, nicht aber im Centrum ihres Wirkungskreises lag. Sie that, was sie konnte, indem sie den Eingebornen, sonderlich den Christen, die Ziele, Mittel und Wege auf diesem Gebiete angab. Insofern hat sie auch ihre Aufgabe gelöst. Das Problem in größerem Maßstab aufzunehmen und durchzuführen ist Sache der Kolonialregierung oder großer Plantagengesellschaften, wie sie derzeit in Kamerun bestehen.

4. Schließlich ist noch das ungesunde Klima zu nennen, dem die Leiter des Unternehmens teils erlagen oder gesundheitshalber weichen mußten. Es liegt auf der Hand, daß der häufige Wechsel im Personal, zeitweilige Unterbrechung der Arbeit bei fehlendem augenblicklichen Ersatz die nachteiligsten Folgen nach sich ziehen mußte. Mit Krankheit und Tod aber muß man im dortigen Himmelsstrich rechnen, wie mit Ebbe und Flut.

* * *

Unsere Skizze von der Kulturarbeit der Basler Mission an der Goldküste wäre keine vollständige, würde man nicht noch mit einem kurzen Wort des Handels Erwähnung thun, den die Mission dort treibt.

Auch er ist aus den Bedürfnissen der Mission herausgewachsen und verdankt seine Entstehung nicht etwa der Spekulation auf Gewinn. Die Verproviantierung der Missionsstationen im Innern, die Spedition der Güter, der Bezug der Waren aus Europa, der

in Afrika nicht zu vermeidende Tauschhandel, die Unterhaltung einer Postverbindung zwischen den einzelnen Stationen mit der Küste u. a. m., wofür kaufmännische Kräfte notwendig wurden und wodurch die zuerst mit diesen Geschäften betrauten Missionare entlastet werden mußten — alles das rief mit dem wachsenden Werke seit Ende der 50er Jahre diesen Geschäftszweig ins Dasein.

Dazu kam noch ein sittlicher Grund. Die Mission wollte dem an der Küste florierenden Umsatz von Schnaps, Munition und Waffen einen nach christlichen Grundsätzen betriebenen Handel gegenüberstellen und durch ihre kaufmännischen Angestellten den Eingebornen und Europäern den Thatbeweis liefern, daß der europäische Handel nicht mit Notwendigkeit von entsittlichendem Einfluß auf die afrikanischen Gebiete sein müsse. — An diesem Prinzip ist denn auch von Anfang an bis auf den heutigen Tag festgehalten worden und erst in letzter Instanz kommt der materielle Gewinn, den dieser geschäftliche Zweig unter Gottes Segen abwirft, der Missionskasse und damit dem Missionsbetrieb zugute. Daß aber der Handel mehr Erfolg gehabt hat als die Industrie und besonders die Landwirtschaft, das liegt in den Verhältnissen des Landes, an dessen Küsten wie im Innern der Handel seit alters eine hervorragende Rolle spielt. Vielleicht aber kommt die Zeit, und sie scheint nicht mehr ferne zu sein, da auch das Gewerbe und der Ackerbau bei den Völkern Afrikas zu seinen Ehren kommen wird.

In einer Legende werden in sinniger Weise das Kreuz und die Pflugschar als die Symbole der wahren Kultur genannt, durch die die Welt sicherer zu erobern sei, als durch die Schärfe des Schwerts. — Durch das Kreuz und die Pflugschar hat auch die Basler Mission auf der Goldküste ihre Eroberungen gemacht, ihre Siege errungen.

Wie die Toten ihre Toten begraben.

Von Archidiakonus F. Büttner.

(Fortsetzung)

II.

Auch an den Opfern, die den Toten mit ins Grab gegeben werden, bekundet sich der heidnische Sinn. Denn wo dem Heiden noch eine dunkle Ahnung vom Fortleben nach dem Tode geblieben ist, denkt er sich dasselbe ganz ähnlich, wie das Leben auf Erden. So finden wir es bei allen naiv fühlenden, durch keine philosophischen Ideen, soll ich sagen gebildeten oder verbildeten Völkern. Bezeichnender Weise kennt das klassische Griechentum als Strafe der Verdammten nur leiblich fühlbare, körperlich quälende Schmerzen. Vor Durstesqualen vergeht der grausam gemarterte Tantalus ohne sterben zu können. Auf ein rollendes Rad ward Ixion geflochten. Des Tityus Leber wurde von den Geiern zerfleischt. Sisyphus und des Danaus Töchter haben ewiglich die Qual unfruchtbarer, unruhvoller Arbeit zu leisten. Ganz ähnlich haben sich unsere heidnischen Vorfahren das Leben in Walhalla als ein durch fröhlichen Kampf unterbrochenes, stetes Gastgelage vorgestellt. Den Ort der Pein aber beschreibt die Edda also:

Einen Saal seh' ich fern der Sonne stehen,
Das Thor gegen Norden am Totenstrand.
Dem trieft durch die Fenster in Tropfen der Eiter;
Denn Schlangenrücken umringen den Raum.
Dort treibt er im Osten durch Eiterthale
Mit Schlamm und Schwertern, der Schlingerstrom.
Da seh' ich sie waten in sumpfdicken Wogen,
Die Männer, die Meineid und Mord verübt,
Und zur Untreu verleitet des andern Geliebte.
Da saugt und frißt an entseelten Leichen
Der wölfische Neidhart.

Aehnliche Vorstellungen über das Fortleben nach dem Tode finden sich bei den Völkern in aller Welt Ende. Deshalb trägt man Sorge, daß den Verstorbenen bei ihrem Begräbnis mit auf den Weg gegeben wird, was sie in der jenseitigen Welt brauchen können. In der nadoveſſiſchen Totenklage legt der Sänger den Trauernden folgende Worte auf die Lippen:

Bringet her die letzten Gaben,
Stimmt an Totenklag!
Alles sei mit ihm begraben,
Was ihn freuen mag.
Legt ihm unters Haupt die Beile,
Die er tapfer schwang,
Auch des Bären fette Keule,
Denn der Weg ist lang!

Auch das Messer scharf geschliffen,
Das vom Feindeskopf
Rasch mit drei geschickten Griffen
Schnitt Hut und Schopf.
Farbe auch, den Leib zu malen,
Steckt ihm in die Hand,
Daß er rötlich möge strahlen
In der Seelen Land.

Daß diese Vorstellungen nicht erdichtet sind, beweisen die indianischen Totenbräuche bis auf den heutigen Tag. Viele Indianer legen ihre Toten überhaupt nicht in die Erde, sondern stellen sie auf Gerüste in der Luft auf. Der Leichnam wird luftdicht verschlossen, in Büffelfelle eingenäht und oben befestigt. Die Anverwandten lieben es stundenlang bei diesem Gerüst zu sitzen und zu plaudern. Eine Frau wird, wenn sie ein gutes Stück Fleisch im Kessel hat, nicht versäumen, am Abend eine Schüssel davon zum Leichengerüst herauszutragen, die sie dann am folgenden Tag zurückholt. Mütter, welche ihre Kinder bestatten mußten, sitzen ganze Tage draußen in tiefstem Schmerz, erzählen ihrem verstorbenen Liebling all ihre Erlebnisse und plaudern mit ihm, als würden sie ganz genau verstanden. Sind die Büffelhäute durch Sturm und Wetter mürbe geworden, und haben die Geier das Fleisch von den Knochen der Leiche abgenagt, dann gräbt man die Knochenreste in die Erde. Die Schädel werden geputzt, sorgfältig bemalt und mit einem Salbeistrauß geschmückt. So hergerichtet legt man sie an den heiligen Stätten in der Nähe der Ortschaft zu Dutzenden, ja zu Hunderten im Kreise herum; einige Büffelschädel, Opferstangen mit Maiskolben und andere Opfergaben, in die Erde gesteckte Skalpmesser vervollständigen die Ausstellung eines Indianerbegräbnisplatzes. Das sind die heiligsten Stätten des Stammes. (Evangel. Missionen 1898).

Dieselbe Anschauung liegt den Begräbnisgebräuchen der Schokas zu Grunde. Ueber die Totenbestattung dieses, hochdroben in den Bergschluchten des Himalaja, an der Grenze Tibets wohnenden Volkes

berichtet der kühne Reisende Landor in seinem hochinteressanten Werk: „Auf verbotenem Wege" folgendes auf Grund eigener Anschauung: Wenn ein Mensch gestorben ist, so wird sein Leichnam mit Butter gesalbt. Dann wird der Körper zusammengelegt und mit einem in Blau und Gold gestickten Tuch bedeckt. Bei Sonnenaufgang verläßt, in dem von ihm beobachteten Fall, der Zug das Trauerhaus, um nach dem Verbrennungsort zu gehen. Den Zug eröffneten 10 Frauen, deren Köpfe mit einem langen Streifen von weißem Baumwollzeug umwickelt waren, deren eines Ende an die Totenbahre gebunden war. Unter diesen waren die nächsten Verwandten des Verstorbenen, die entsetzlich schrieen und klagten. Der Leichnam wurde vorläufig an das Ufer des Flusses gelegt, während alle Männer barhäuptig große Steine und Holzstücke sammelten. Daraus ward ein kreisrunder Verbrennungsofen gebaut. Alle wertvollen Gegenstände wurden dem Toten schnell fortgenommen, dann wurden Tannenzweige auf den Leichnam gelegt und ein großer Topf mit Butter neben ihn gestellt. Eine Messingschale voll Wein wurde ihm über den Kopf gegossen und darnach unter tiefem Schweigen Feuer an den Holzstoß gelegt. Wehklagend kehrten die Frauen mit den Kleidern des Verstorbenen zurück. Zu Hause ward eine aus Stroh und Holz hergestellte Puppe mit diesen Kleidern ausgeputzt und mit Juwelen geschmückt. An jedem der 3—4 Begräbnistage wurde Reis, Weizen und Wein vor das Bildnis gestellt, bis die Auswanderung der Seele in ein lebendes Schaf oder einen Yak stattfindet. Nach einigen Tagen wurde die Puppe in den Wald getragen und ihr Speise vorgesetzt. Die Leidtragenden wurden mit Reis und Süßigkeiten bewirtet. Schließlich wurde das zum Opfer bestimmte Tier unter Abfeuern von Gewehren, Geheul, Gekreisch und betäubendem Gezisch der versammelten Menge vor die Puppe gezogen. Um seine Hörner waren lange, bunte Bänder gewunden, deren Ende an der Seite des Kopfes herabhiengen. Unter den Nüstern des Tieres wurde Sandelholz verbrannt, was nach dem Glauben der Schokas die Seele des Verstorbenen veranlaßt, sich in das Tier niederzulassen. Die Kleider, der Turban und die Juwelen wurden der Puppe abgerissen und auf das Tier gepackt, das darauf als Verkörperung des Verstorbenen gilt. Das Tier wurde gefüttert, bis es nichts mehr aufnehmen konnte. Wein und Branntwein wurde ihm in den Hals gegossen und große Schüssel voll Leckereien ihm vorgesetzt. Die weiblichen Verwandten widmeten dem Tier zärtlichste Zuneigung und vergossen Thränen über ihm, überzeugt, daß es den Geist des Verstorbenen enthält. Das durch Alkohol betäubte Tier wurde mit Schlägen und Geschrei vor das Dorf hinausgejagt, nachdem ihm Kleider und Schmucksachen

fortgerissen worden waren. Schließlich wurde es durch Herausreißen des Herzens getötet. Wird aber ein Yak geopfert, so wird das betäubte Tier auf den Gipfel eines Berges geführt, während die Menge ihm nachruft: „Geh, geh, wir haben dich gefeiert, verehrt und gefüttert, mehr können wir nicht thun, geh' jetzt." Damit wird der Yak, der die Seele des Verstorbenen trägt, sich selbst überlassen und die Schokas kehren dann heim. Die Tibeter aber treiben den Yak fort und thun sich an seinem Fleisch gütlich.

Hier finden wir neben der Anschauung, daß die Verstorbenen mit den Kleidern und Speisen, welche sie bei Lebzeiten geschätzt haben, auch für die jenseitige Welt zu versehen sind, die eigentümliche Vorstellung von der Seelenwanderung, verbunden zugleich mit den uns auch späterhin oft begegnenden Gedanken, daß man alles Erdenkliche thun muß, um den Geist des Verstorbenen zufrieden zu stellen, weil man sonst von ihm geplagt und vor seinen Nachstellungen nicht sicher ist. Es werden also die kostspieligen Trauerceremonien nicht lediglich aus Liebe und Fürsorge für den Verstorbenen vollzogen, sondern die Liebe zum eigenen Ich und die Furcht vor der Strafe, welche der Geist des Abgeschiedenen senden kann, spielen dabei mindestens die gleiche Rolle.

Das Nämliche werden wir als ein charakteristisches Merkmal heidnischer Totenbräuche bei den allerverschiedensten Völkern zu beobachten Gelegenheit haben. Denn das ganze Heidentum ist eine Welt ohne Liebe. Was auf den ersten Blick als Liebesthat aussieht, enthüllt sich bei näherer Betrachtung als nackteste Selbstsucht.

Weniger umständlich finden wir die Leichenfeierlichkeiten in Indien. Auch hier giebt es Religionsgenossenschaften, die durch ihren Glauben oder Aberglauben dazu verpflichtet sind, ihre Toten den Tieren zum Fraß hinzuwerfen. Es ist ja aus neuerer Zeit bekannt, wie bei herrschender Pest die Sanitätspolizei in Indien gegen diesen gesundheitsschädlichen Mißbrauch vergeblich anzukämpfen versucht hat. Denn daß die Plätze, an welchen die an der Pest Gestorbenen der Verwesung ausgesetzt, offen daliegen, wahre Ansteckungsherde sind, liegt ja klar am Tage. Aber gegen religiöse Sitten und Unsitten ist schwer anzukämpfen. „Es giebt kein zäheres und konservativeres Gelübde, als eine verfaßte Religion," urteilt Harnack.

Im großen und ganzen herrscht ja in Indien der Brauch der Leichenverbrennung, eine Sitte, für welche gewisse Kreise der Christenheit sich mit einem wahren Fanatismus begeistern. Diese örtlich und zeitlich weit verbreitete Art der Leichenbestattung ist schwerlich, wie manche glauben machen wollen, auf sanitäre Rücksichten zurückzuführen. Meines Erachtens hat Göthe den Sinn klar und deutlich bezeichnet:

Unsterbliche heben verlorene Kinder
Auf feurigen Armen gen Himmel empor.

Durch Feuersglut soll die Seele von den anhaftenden Schlacken gereinigt werden und mit den himmelanstrebenden Flammen gen Himmel entschweben. Das ist wohl der ursprüngliche Gedanke, welcher diesem Brauch zu Grunde liegt. Wie man nun auch über den Wert der Leichenverbrennung denken mag, einstweilen wird die Christenheit die Neueinführung als eine heidnische Unsitte empfinden. Gerade diese, freilich nicht klar ausgesprochene Empfindung ist es, welche viele Kreise so sehr für die Leichenverbrennung schwärmen läßt. Ein anderes Göthewort spricht das Leitmotiv aus:

Wenn der Funke glüht,
Wenn die Flamme sprüht
Eilen wir den alten Göttern zu.

Wie man auch in der Christenheit zu dieser Frage stehen mag, in Heidenlanden, sonderlich in Indien besteht der Brauch zu Recht, aber je nach der Stammesart nüanciert sich derselbe. Hören wir den Bericht eines jungen Missionars über ein Tamulenbegräbnis in Poreiar.

„Auf einem Abendspaziergang kurz nach Sonnenuntergang höre ich plötzlich nicht weit von mir lautes Getöse. Eine ansehnliche Menge von Tamulenmännern wälzt sich unter dumpfen, melancholischen Trommelschlägen und dem eintönigen Blasen langer Hörner heran. Voran schreiten mehrere Trommler mit schmalen, langen Trommeln, hinter ihnen folgt ein Tänzer. Mit stierem Auge, wohl halb berauscht, wiegt und dreht er sich nach den dumpfen, immer gleichen Trommelschlägen. Dabei wirbelt er mit großer Geschicklichkeit und Ausdauer zwei ziemlich lange Stäbe kreisförmig um seine Hände. Dicht hinter ihm folgt die Menge, auf beiden Seiten von Leuten begleitet, die lange Palmenzweige tragen. Einige Männer breiten

unausgesetzt lange, weiße Tücher auf der Straße aus, die sie dann, sobald der Zug darüber hingeschritten ist, rasch wieder aufheben. Inmitten des Haufens taucht jetzt ein zweiter Tänzer auf, der mit seltsamen Gebärden und Gliederbewegungen herumspringt. Was ist denn das für ein fröhlicher Zug? Etwa ein Hochzeitszug? Ich trete etwas beiseite, um die Menge an mir vorüber zu lassen. Dort bringt man eine Bahre, auf der die weißgekleidete Gestalt eines Mannes, mit einem roten Turban auf dem Haupt liegt. Indem ich näher hinblicke sehe ich in das starre Gesicht eines Toten. Es ist also ein Leichenzug, der sich auf dem Wege nach dem nahen Brennplatze befindet. Der Zug bietet einen eigentümlichen Anblick. Ich suche vergeblich den stillen, tiefen Ernst der um einen Toten Trauernden. Nur ein äußeres Zeichen der Trauer ist sichtbar: die nachlässige Kleidung. Nachdem der Zug an mir vorüber ist, gehe ich weiter. Da schallt mir aus einem Hause ein weithin dringendes, in seiner Eintönigkeit schauerlich klingendes Klagegeschrei entgegen. Ich stehe vor dem Hause, aus dem man jenen Toten herausgetragen hat. Die Witwe und die ihr verwandten Frauen dürfen der Leiche nicht das letzte Geleit geben; sie bleiben zurück und halten die Totenklage. In langgezogenen Tönen und eintönigen Trauergesängen besingen sie die Tugenden des Verstorbenen, von denen er vielleicht nur wenige besessen hat. So gebietet es Sitte und Herkommen.

Aber es ist wohl etwas anderes, was die Witwe vor allem zu solcher Klage bewegt. Vor ihren Augen taucht ihre Zukunft mit all ihren Leiden, Schrecken und Entbehrungen auf. Verachtung und Schande ist nunmehr ihr Los. Mit rauher Hand schneidet man ihr das Haar ab, entreißt ihr allen Schmuck, den ganzen Stolz und die Freude einer indischen Frau. Von den Freudenfesten ist sie nun ausgeschlossen, aber jedes Leid, das die Familie trifft, lastet doppelt schwer auf ihr, da man sie für die Urheberin hält. Ihr Anblick gilt nach dem Volksglauben oft als böses Zeichen. Der tiefste Grund dieser Unsitte ist der Glaube an die Seelenwanderung, nach welcher Witwenschaft als Strafe für schwere Sünden gilt, die die Witwe in ihrer früheren Geburt begangen hat. So wird denn auch die Witwe als Ursache des Todes ihres jetzigen Mannes angesehen. Daraus erklärt sich's, daß selbst die nächsten Verwandten der Witwe es gewissermaßen als religiöse Pflicht ansehen, sie so hartherzig zu behandeln."

Doch unser Berichterstatter hat uns nur den Leichenzug und die Trauer im Hause beschrieben, von den eigentlichen Begräbnisfeierlichkeiten hat er nichts gesehen als die lohenden Flammen, welche den Leib des Toten verzehren. Wir wollen deshalb seinen Bericht durch

den eines andern Tamulenmissionars ergänzen lassen. Missionar Dachselt in Sengelpat beobachtete ein paar Männer, die sich am Totenbrennplatz zu schaffen machten. Sie sammelten zunächst die übriggebliebenen Knochen des Verbrannten, gossen Milch und Kokosnußwasser darauf und warfen sich vor den Knochen nieder. Dies Milchgießen findet am übernächsten Tage der Verbrennung statt und soll eine Respektsbezeugung gegen den Verstorbenen bedeuten und auf dessen Seele beruhigend wirken. Denn noch irrt sie nach dem Glauben der Tamulen ruhelos in der Luft umher. Erst wenn die letzte Ceremonie am 8., 10., 14. oder 16. Tage verrichtet ist, tritt sie in den Stand einer andern Geburt. Diese Ceremonie findet am Ufer eines Flusses oder Teiches statt, wo zu diesem Zweck ein Palmdach errichtet ist. Ein die Person des Verstorbenen darstellender Ziegelstein wird mit Zeug umwickelt und ins Wasser geworfen. Die männlichen Angehörigen lassen sich dann das Vorderhaupt und den Bart abrasieren. Alle fasten, speisen aber die Armen an dem Tage. Unter Beobachtung von allerlei Bräuchen baden sie dann in dem Wasser, und der Pflicht gegen den Verstorbenen ist Genüge geschehn.

Das ist etwa nicht nur örtlicher Brauch, sondern in ähnlicher Weise verfährt man allgemein im Lande der Tamulen. Aus genauer Bekanntschaft mit Land und Leuten schildert uns Gehring in einem sehr lesenswerten Buch über Südindien die Totenbräuche in folgender Weise: Es handelt sich bei der Erkrankung eines Tamulen vor allen Dingen darum, festzustellen, ob der Fall drohenden Todes der von Brahma verhängte natürliche oder der durch Sünde verschuldete, unzeitige Tod in Frage kommt. Deshalb wird sofort der Zauberer gerufen, der einen Brahmanen mit der Todesbefragung betraut, welche in der Verbrennung von allerlei Gegenständen und von Hersagen in Gebeten besteht. Erkennt der Brahmane aus dem seitwärts brennenden Opferfeuer, daß die von Brahma bestimmte Todesstunde gekommen ist, so wird dem Kranken keine weitere leibliche Pflege zu Teil, sondern man bereitet ihn zum Tode. Im andern Fall bestimmt der Zauberer, welcher den Zorn des Todesgottes durch allerlei Gaukeleien und Singsang zu besänftigen sucht, den zu rufenden Arzt, und dieser reicht dann dem ins Freie oder in die Veranda des Hauses getragenen Kranken seine Arzneien. Denn im Hause bleiben darf der Kranke nicht, zumal wenn es gerade Neumond oder Vollmond ist. Gesetzt der Fall, er stürbe im Hause, so würde ja das ganze Haus auf Monate verunreinigt. Wenn der Zustand des Kranken nun das Aeußerste fürchten läßt, so raufen sich die Angehörigen die Haare und rufen die Götzen an. Der Kranke wird auf heiliges Kusagras gebettet und mit Gangeswasser oder, wenn es nicht zu haben ist,

mit dem Wasser eines andern heiligen Flusses oder Teiches besprengt. Bei dieser Gelegenheit ereignet es sich häufig, wenigstens in Brahmanenhäusern, daß wenn eben noch Zeit dazu vorhanden ist, eine schwarze Kuh, falls eine solche da ist, ans Sterbelager geführt wird, deren Schwanz der mit dem Tode Ringende zu halten hat. Die Seelen der Toten müssen ja auf dem Wege ins Jenseits über einen tiefen Fluß. Da soll der Kuhschwanz ihnen als Halt dienen, daß sie nicht versinken.

Endlich, wenn der Tod ganz nahe ist, liest der Brahmane gegen reiche Geschenke Denksprüche aus der Vaikuntha Ammanei, des Hindu Sterbetrost, einem Buche, das vom Paradiese handelt, vor, und die Angehörigen gießen dem Sterbenden, damit er im Paradiese Kailasam ihrer gedenke, Milch in den Mund, wobei sie nicht vergessen dürfen, ihren Namen zu nennen, damit der Kranke weiß, wer ihm diesen Liebesdienst erzeigt hat. — Sobald der letzte Atemzug gethan ist, bricht die ganze Versammlung in herzzerreißende Wehklage aus. Insonderheit die Weiber raufen sich die Haare und schlagen sich mit den Fäusten vor die Brust. Das dauert so lange, bis die Verbrennung vorüber ist. Die ganze Verwandtschaft wird vom Todesfall in Kenntnis gesetzt und von allen Seiten bringt man dem Verstorbenen die letzten Gaben in Gestalt von Kleidern und Lebensmitteln dar. Sein Haupt wird gewaschen und mit Oel gesalbt und zu Brei geriebener Betel ihm in den Mund gesteckt. Die fest mit einem weißen Tuch umwickelte und eingeschnürte Leiche wird auf Bambusstäbe gebunden und zum Brennplatz getragen. Der Zug geht über Kleidungsstücke, welche der Wäscher ohne Erlaubnis und Wissen der Eigentümer bis zum Brennplatz hin ausbreitet. Voran tanzt der Sohn oder der Barbier mit einem Topf auf dem Haupt, in welchem getrockneter Kuhmist brennt. Dann folgt eine Musikbande mit Trommeln, Hörnern und Teufelstrompeten und hinter ihr die Leiche und das Trauergefolge. Da das Paradies nach Anschauung der Hindu im Norden liegt, so legt man den Leichnam mit dem Kopf nach Süden auf den aus dürrem Holz und Kuhmist aufgeschichteten Scheiterhaufen. Noch eine Wegzehrung in Gestalt von Reis wird ihm in den Mund gestopft und dann nach allerlei peinlich beobachteten Ceremonien der Holzstoß vom Sohn, oder wenn ein solcher nicht vorhanden ist, von dem nächsten Angehörigen angezündet. Am folgenden Tage sammelt der Leichenbrenner die Asche, benetzt sie mit Milch und senkt sie in den Fluß. Der Hindusohn, welcher der Mutter Scheiterhaufen ansteckt, ist der Erbe. Wer es versäumt, wird von den Angehörigen als der Erbe verdrängt.

Bis zum Jahre 1829 ward die Witwe mit dem Mann ver-

brannt. Seitdem ist im englischen Indien diese gräßliche Sitte gesetzlich verboten. Indessen kommt sie immer noch vor und wird von den für altväterischen Brauch begeisterten Hindus über alles gepriesen. Noch vor wenigen Jahren hat sich in Misvat die Witwe eines hohen Polizeibeamten nach seinem Tode selbst verbrannt. Sie wird von ihren Landsleuten und Glaubensgenossen als eine Heilige gepriesen. Manche arme Witwe, welche in der dumpfen, stickigen, luft- und lichtlosen Senana ihr Leben unter Schmach und Not stumpfsinnig hinschleppt, würde, vor die Wahl gestellt, gewiß lieber ein Ende mit Schrecken, den Tod in den Flammen, dem Schrecken ohne Ende, dem Lose einer indischen Witwe bei weitem vorziehen.

Wenn bei vielen Naturvölkern auf die Bestattung des Leibes das größte Gewicht gelegt wird, wenn man sich bemüht, den Leib so lange wie nur möglich vor der Vernichtung zu schützen, so denkt der durch und durch pantheistisch gesinnte Hinduismus darüber anders. Ihm gilt ebenso wie der pantheistischen Philosophie des klassischen Heidentums der Leib als Kerker der Seele. Deshalb sucht der Hindu den Leib baldmöglichst zu vernichten. Darum bevorzugt auch er die Feuerbestattung. Aber wenn der Leib in Staub zerfallen, ist die Seele noch nicht für die Seligkeit reif. Der Hindureligion ist ja ein tiefes Verständnis für die Sünde des Menschen nachzurühmen. Ist die Sünde im Leben des Menschen nicht gesühnt und abgebüßt, so muß die Seele in eine andre Leibeshütte eingekerkert zur Erde zurück, um durch wer weiß wie viele Wanderungen und Wandlungen endlich für Nirwana reif zu werden. Natürlich begehrt jeder gläubige Hindu so bald als möglich in das große, selige Nichts zu versinken, wie der Wassertropfen sich im Meere verliert. Damit aber der Sterbende mit getroster Zuversicht der Scheidung von Seele und Leib entgegen sehen kann, damit die Angehörigen des Glaubens froh werden können, daß des Abgeschiedenen Seele zur ersehnten Seligkeit eingezogen ist, muß irgendwelche Garantie für die Vergebung der Sünden geboten werden. Weil aber die Sünden nach dem Glauben der Hindu nicht aus Gnade vergeben, sondern abgebüßt werden, so bekommt der Hindu trotz aller Buß- und Sühnmittel, trotz aller heiligen Stätten und Wallfahrtsorte keine Gewißheit der Seligkeit, ebenso wenig wie die katholische Kirche trotz aller Möncherei und aller guten Werke. Da hat sich nun das Heidentum ebenso wie

die römische Kirche Heilige geschaffen, welche durch das Uebermaß ihrer guten Werke die Sünden der gewöhnlichen Sterblichen aufwiegen. Das sind die Brahmanen. Denen fällt wenigstens in einzelnen Gegenden Indiens bei der Leichenfeier noch eine andere Aufgabe zu, als bei dem Begräbnis im Tamulenlande.

Wenn bei den Uriyakols, die in der Gegend der Berliner Station Chaibassa wohnen, ein Toter zum Brennplatz getragen wird, dann fehlt im Leichengefolge nie der Brahmane, den der Volksmund Knochenesser oder Sündentilger nennt. Ist die Leiche auf den Holzstoß gelegt, dann tritt er als letzter heran und legt ein in die Blätter des Pipalbaumes gewickeltes Brötchen auf die Brust der Leiche. Achtsam hält er sein Auge darauf gerichtet, wenn der Scheiterhaufen in Brand gesteckt wird. Sowie die Blätter, die das Brot bedecken, von der lodernden Flamme gebräunt, sich zu entzünden beginnen, scharrt der Brahmane das Brot aus der Glut. Nun naht ihm der nächste Verwandte, nehmen wir beispielsweise an, der Sohn des Verstorbenen, und bittet den heiligen Mann, seines Vaters Sünde auf sich zu nehmen, damit dessen Seele im Nirwana zur Ruhe gelange. Der Angerufene aber weigert sich des, indem er die Sünde des Verstorbenen in möglichst dunkler Farbe malt. Doch der Sohn weiß, was des Landes Brauch ist. Was jener schwarz malt, sucht er hell und licht darzustellen. Während der Leichnam von den Flammen verzehrt wird, streitet der Sohn mit dem Brahmanen über des Vaters mehr oder weniger sündliches Leben. Endlich bequemt sich der von allen Trauernden bestürmte Heilige eine Geldsumme von, sagen wir 100 Rupien zu fordern, für deren Zahlung er sich aus Rücksicht auf die Bittsteller bereit erklärt, die greulichen Sünden des Mannes auf sich zu nehmen und abzubüßen. Daß er den Preis nicht erhält, weiß er ebensogut, wie der Pferdejude weiß, daß ihm der Bauer den erstgeforderten Preis für das Pferd, das er erwerben will, nicht zahlen wird. Vorschlagen gehört zum Geschäft, heißt es auch bei den Heiligen Indiens. Abhandeln ist eine gute Sache, denkt der Sohn, und bietet den zehnten Teil des geforderten Preises. Natürlich weiß er von vornherein, daß er damit kein Glück hat. Er ist auch entschlossen, zuzulegen, aber je zäher er sich dabei zeigt, um so billiger hofft er wegzukommen. So geht der Handel hin und her mit lautem Geschrei, Beteuerungen und Schwüren, bis schließlich beide Teile sich auf eine Summe geeinigt haben. Sobald ihm der Preis ausgezahlt, resp. sicher gestellt ist, beginnt der Heilige sein Sühnewerk. Das geschieht dadurch, daß er das vom Leichendunst durchzogene Brot vor den Augen des Trauergefolges verspeist. Ein widerwärtiges, ekel-

haftes Mahl. Aber wenn der Brahmane an den Bissen würgt, als sollte er ersticken, so ist das nichts als ein schlauer Kniff. Er will zeigen, wie sauer er sein Geld verdient. Nicht selten gelingt es ihm durch fortwährendes Beteuern, daß er sich die Sünde des Mannes, die er nach dem Aberglauben des Volks mit dem Brote ißt, doch nicht so schwarz und schwer gedacht habe, den ausbedungenen Preis noch zu erhöhen.

Während dessen ist der Scheiterhaufen herabgebrannt. Aus der verlöschenden Glut sammelt man das Gebein des Toten in eine Urne, worin es bis zum Harbari, dem Totenfest, aufbewahrt bleibt. Doch ein weniges von den Knochen wird in ein besonderes Gefäß gethan und an die Zweige des heiligen Pipalbaumes gehängt. Dort bleibt es bis zum 10. Tage hängen. An diesem findet eine neue Scene der Leichenfeier statt. Zu dem Zweck haben die Hinterbliebenen eine Laube aus Zweigen gebaut, in welche alle bewegliche Habe des Verstorbenen, seine Kleider, Waffen, Schmucksachen und ähnliches gebracht werden. Auch der Sündentilger ist wieder da, denn sein soll all dies Gut werden. Aber er muß es sich erst sauer verdienen. Wie ein Leichnam eingehüllt liegt er auf der Bahre, an welcher die Leidtragenden jammervolle Trauerlieder anstimmen, in welchen das Los des Verstorbenen beklagt wird, der als Tier oder kastenloser Mensch zur Strafe für seine Sünden auf Erden zurückkehren müsse, wenn sich nicht der heilige Mann seiner erbarme. Lange hört er solche Lamentationen schweigend mit an. Endlich richtet er sich auf der Bahre empor und befiehlt: Bringt mir zu essen und zu trinken! Man reicht ihm auf dies Gesuch die zu Pulver zerstoßenen, mit Milch und Zucker vermischten Knochen hin. Begierig greift er darnach, aber ehe er das ekelhafte Gericht kostet, hebt wieder das schmutzige Handeln an, wie am Tage des Leichenbrandes. Der Heilige will Geld, viel Geld verdienen. Die Angehörigen wollen möglichst wenig geben. Aber der Knochenfresser hat das durch Gewohnheit gehärtete Herz und trägt in der Regel durch allerlei Kniffe und Pfiffe den Sieg davon, d. h. erpreßt nochmals bedeutende Geldsummen. Natürlich geht es dabei nach Rang und Würde und Vermögen. Einem Kaufmann in Chaibassa hat der Sündentilger 500 Mk. abgepreßt dafür, daß er seines Vaters Sünde auf sich nahm. Die Königswitwe in Dhal-Cham, deren Mann durch Selbstmord geendet, hatte nicht weniger als 25 Dörfer herzugeben, bevor der Brahmane mit ihres Mannes Gaben die Sünde des Toten in sich schlang. Nach Beendigung der gräßlichen Mahlzeit verlangt der Heilige als Extrageschenk noch einen Ochsen. Einen zweiten läßt man als heiliges, der Gottheit geweihtes Tier laufen. Diese heiligen Tiere haben Freiheit,

überall zu gehen und zu weiden; keinem frommen Hindu würde es in den Sinn kommen, sie von seinen Feldern zu vertreiben, und wenn sie ihm die ganze Ernte verderben sollten. Die Mohammedaner und auch die Christen respektieren natürlich diesen Hinduaberglauben nicht. Deshalb sind diese heiligen Stiere ein beständiger Zankapfel in allen interkonfessionellen Gegenden Indiens.

Nicht alle Leichen in Indien werden verbrannt oder doch bald nach dem Tode verbrannt. Dazu ist diese Art der Leichenbestattung für den kleinen Mann zu kostbar. Gerade beim Volk der Kols, von denen wir eben hörten, ist vorläufiges Begraben der Toten nichts Seltenes. Vorläufiges Begraben, sage ich, denn die endgültige Bestattung erfolgt erst am Harbari (Knochenversenkung), dem heidnischen Totenfest. In der Regel pflegen mehrere Ortschaften dasselbe an dem kürzesten Tage des Jahres gemeinsam zu feiern. Im freien Feld wird der Festplatz abgesteckt und durch grellbunte Fahnen geschmückt. Mit Trommelklang, unter gellenden, langgezogenen Tönen indischer Blasinstrumente, mit flatternden Fahnen, kreischend und jauchzend wälzt sich die Menge, Männer und Weiber bunt gemischt, von bellenden Hunden begleitet dem Festplatz zu. Dort angelangt, scheiden sich die Geschlechter, denn das Fest trägt für die Männer einen andern Charakter als für die Weiber. Jenen ist es ein Freudenfest, drum haben sie sich herausgeputzt so gut sie es vermögen und sind im Schmuck ihrer Waffen, mit Schild, Bogen und Tigeraxt erschienen. Die meisten tragen außerdem noch Bambusstäbe, die mit bunten Lappen, Kuhschwänzen und Hahnenfedern aufgeputzt sind. Nach dem Takt der Trommeln führen sie ihre Singtänze auf und werfen ihre Stöcke jauchzend in die Luft. Es gilt als Zeichen besonderer Kunstfertigkeit, dieselben aufzufangen ohne aus dem Taktschritt des Tanzes zu kommen. Dabei kreischen sie, vom bösen Geist getrieben, — ein wildes Bild wüsten Heidentums. Aber plötzlich wird dasselbe übertönt von dem mark- und beindurchdringenden Geschrei der klagenden Weiber. Denn diesen gilt Harbari als Trauerfest. Drum haben sie, die sich sonst nicht weniger gern herausputzen als andere Evatöchter auch, allen Schmuck ablegen müssen. Nur notdürftig verdecken abgerissene Lumpen ihre Blöße. Auch die Weiber führen einen Tanz auf, aber es ist kein Freuden-, sondern ein unheimlicher Totentanz. So grell und gräßlich, so wild und häßlich zeigt sich heidnische Unsitte nicht oft. Nach dem Takt der Trommeln und der Hörner springen die Tänzerinnen vorwärts und rückwärts unter den furchtbarsten Körperverrenkungen. Rascher und rascher wird das Tempo der Musik, wilder die Sprünge, gellender der Klageruf. Die aufregende Bewegung, die fascinierende Musik ver-

setzen in eine Art Raserei. Die Weiber zerraufen ihre wildflatternden, schwarzen Haare, schlagen sich mit Kuhschwänzen, dicke Thränen rollen über die schwarzbraunen Wangen. In den Händen halten die Weiber irdene Töpfe, darin tragen sie die Asche und Gebeine der im letzten Jahr Verstorbenen. Hat die Verbrennung nicht unmittelbar nach dem Tode stattgefunden, so hat man die schon in Verwesung übergegangene Leiche aus dem Grabe genommen und am Tage vor dem Fest verbrannt. Pekuniäre Rücksichten sind wohl für diesen Brauch von ausschlaggebender Bedeutung gewesen. Nun braucht man ja nur einen Scheiterhaufen für mehrere Leichen. Aber dünkt uns das Ausgraben der Leiche schon ein schauriges Geschäft, viel schauriger ist es für den Heiden, der da glaubt, daß bei dem Leibe des Toten seine Seele als unreiner, ruheloser Geist Wache hält. Um sich gegen die Furcht vor diesen Geistern zu wappnen, haben die Leidtragenden schon am Tage zuvor sich im berauschenden Illi (Reisbranntwein) Mut getrunken. Die Ueberreste der Verstorbenen sind, wie wir ja wissen, in irdenen Urnen geborgen. Von denen nimmt man nun Abschied. Da aber nach herrschendem Aberglauben bei dem Gebein auch der Geist weilt, so sucht man diesen günstig zu stimmen, damit er die Ueberlebenden nicht als Spukgeist plage und schrecke. Deshalb thun die Angehörigen alles, um die Begierden des Geistes zu stillen. Schlaue Händler machen sich das zu nutze und haben am Festplatz ihren Kram aufgethan, wo alles zu haben ist, was eines Kols Herz begehren kann. Hier wird dann auch von den Weibern eine Hand voll Reis, dort ein Maß Illi in den Totentopf geschüttet. Hier hat eine Mutter für ihr totes Kind Süßigkeiten oder ein Spielzeug und ähnliches gekauft und in die Urne zu seinem Gebein gelegt.

Nachdem der Tanz beider Geschlechter etwa eine Stunde gewährt hat, ordnen sich die Scharen auf ein gegebenes Zeichen zu einer Art Prozession, deren Ziel ein unfern des Festplatzes fließender Fluß ist. Der ist inzwischen für den folgenden Akt des Festes geweiht worden dadurch, daß man Reis und Goldmünzen ins Wasser geworfen hat. Wenn der Zug an das Ufer gelangt ist, stürzen sich auf das Zeichen des Festordners die topftragenden Weiber mit gellendem Geschrei in das hochaufspritzende Wasser. Hier werden unter ohrenzerreißendem Geheul die Urnen am Stein zerschmettert, sodaß Gebein und Asche in das Wasser fallen. Mit diesem Gebein ist aber auch nach landläufiger Vorstellung der Geist des Toten in den Fluß gekommen, dessen Wasser ihn ins Meer spülen. Dort hinein ergießen sich aber auch des Ganges, des heiligen Stromes Wellen. Wer aber vom Wasser des Ganges bespült wird, dessen Seele ist zur Seligkeit eingegangen. So lehrt der Glaube der Hindu, welcher in diesem Stück

den Beifall der Kols gefunden hat. Damit ist die Bestattung der Toten beendet. Die Weiber, die durch die Berührung mit dem Totengebein sich befleckt haben, waschen diese Verunreinigung mit einem Bade ab. Dann eilt jeder in sein Haus, wo ein Festmahl, bei welchem Illi möglichst reichlich fließt, den Beschluß des Festes macht. Wer am vergangenen Tage keinen Rausch gehabt, sucht an diesem Tage das Versäumte nachzuholen. Das ist ein Totenfest im Heidenlande. (Fortsetzung folgt.)

Eine heidnische Totenfeier am Grabe evangelischer Missionare*).

Es war in den ersten Tagen des August 1901, als sich am Massengrabe der in dem letzten Boxeraufstand ermordeten evangelischen Missionare der Provinz Shansi eine eigentümliche Feier abspielte. Yü-hsien, der grausame Gouverneur jener Provinz, hatte durch List und mit Gewalt die Missionare in Taiyuen-fu, der Hauptstadt der Provinz, versammelt. Statt des Schutzes, den er ihnen versprochen hatte, erwartete sie ein schrecklicher Tod. Man weiß heute von chinesischen Christen, die aus der Ferne oder in Verkleidung jenem Blutbade beiwohnten, welche Leiden jene Gemordeten ausgestanden haben. Im Hof des Regierungsgebäudes ist eine Schar von Männern, Frauen und Kindern in angstvoller Spannung versammelt. Man nimmt Abschied von einander, man tröstet sich gegenseitig mit Worten der Schrift, man betet mit einander, zum letzten Mal preßt die Mutter ihren Liebling an die Brust, zum letzten Mal umarmt der Mann sein Weib, die tapfere Gefährtin seiner Mühen und Arbeiten. Man drängt sich aneinander, wie einst im Zirkus maximus des alten Roms die Nazarener sich aneinander drängten und zusammenscharten, wenn in der Tiefe das Geheul der hungrigen Bestien laut wurde. Und rings umher in immer weiteren Ringen des Amphitheaters saß das Volk Roms, wie eine zusammengeringelte Riesenschlange, die mit glühenden Augen die Bewegungen ihres Opfers beobachtet.

*) Nach einem Bericht von Miss. C. F. Voskamp im ostas. Lloyd.

Die große Pforte wird aufgerissen und unter dem gellenden Geschrei: „Scha, Scha!“ womit der chinesische Henker sich auf die Verurteilten stürzt, drängt sich eine Horde Boxer herein, und bald ist das grausige Werk gethan.

Draußen auf dem weiten Platz, wo die Bogenschützen zu üben pflegen, und der mandschurische Reiter im rasenden Galopp mit der Schwertspitze die aufgepflanzten Kürbisse zu treffen sucht, sind in weiten Zwischenräumen die Opfer aufgestellt. Yü-hsien — ein unerhörtes Thun von einem hohen chinesischen Beamten — jagt auf wildem Rosse an ihnen entlang und sucht mit scharfem Streich die Köpfe abzuhauen. Lautlos sinkt einer nach dem andern zu Boden, und jeden Hieb begrüßt ein vieltausendstimmiges Jubelgeschrei der dicht gedrängten Zuschauermenge. Sie sinken dahin: junge, frische Männer, die erst vor kurzem ins Land gekommen waren und in der Sprache des Volkes noch stammelten und stotterten, alte Männer, die ein halbes Leben lang durch die Provinz gewandert waren, gehorsam dem Befehl des Meisters. Bleichen Antlitzes, doch fest im Glauben, im Herzen und auf den Lippen das letzte Gebet wie ein Todesschrei zum Throne Gottes, so sehen sie dem wilden Reiter und seinem blutigen Schwert entgegen. Näher jagt das wilde Verderben heran, aufflammt das rohe Eisen, und alles ist vorüber. Sie sind entrückt aus der Angst und Gebundenheit, und sie umfängt die Ruhe, die noch vorhanden ist dem Volke Gottes.

Am andern Tage waren die Köpfe, wie die gemeiner Verbrecher und Hochverräter auf den Mauern aufgepflanzt. Das war die letzte, stumme, erschütternde Predigt der Missionare in Tai-yuen-fu.

Man hat die Körper gesammelt. Draußen in der Einöde wurde ein großes Grab gegraben, und dort wurden die Ermordeten verscharrt. Scheu sahen die Vorübergehenden auf den großen Erdhaufen. Dort lagen unschuldig Getötete, ungerächt und ungesühnt.

Der Boxersturm raste weiter über Nordchina wie ein wildes, schäumendes Meer voll Haß und Zerstörung, Blut und Thränen. Es verschlang blühende Missionsstationen, Krankenhäuser, Schulen, und wie ein gehetztes Wild irrten die Christen durch die Lande „und sind in Elend gegangen in den Wüsten, auf den Bergen und Löchern der Erde und haben durch den Glauben Zeugnis überkommen und die Verheißung erlangt.“

Und dann kam das Gericht: der „Einfall der sieben fremden Völker ins Herz Chinas“. Peking wurde erobert, der Hof floh nach Westen, und die ungeheure Beute in der verbotenen Stadt fiel den Siegern in die Hände. Noch trotzten die verblendeten Machthaber Chinas. Noch hofften sie, daß „ein Geistersturm die fremden Er-

oberer in die Vier Meere jagen würde". Als aber in Pao-ting-fu eine Reihe hoher schuldiger Mandarine, unter ihnen ein Mitglied des kaiserlichen Hauses, auf dem Marktplatz der Stadt von deutschen Soldaten niedergeschossen wurde, als die Tapferkeit unserer braven Kameraden die schier uneinnehmbaren Festungen auf dem Paß von Tze-ken-kuan, dem Einfallthor in die Shansiprovinz, mit einer Kühnheit sondergleichen erstürmten und die Straße nach Singanfu dem Sieger offen lag, da entsank den Chinesen der Mut. Friedensverhandlungen wurden eingeleitet, und im fernen Szetschuan nahm der wilde Yü-hsien Gift. Tun-kin, er verschluckte Gold, d. h. in Goldblättchen gehülltes Opium, nachdem er seine Lieblingsfrauen ermordet hatte, und mit einer neunmaligen Verbeugung nach der Richtung, wo der kaiserliche Hof weilte, starb der schreckliche Mann.

An Yü-hsiens Stelle trat Tseng als Gouverneur der Provinz, der früher als Fan-tai, Provinzialschatzmeister, in Kanton sich fest zur Reformpartei bekannt hatte und aus seinen liberalen Auffassungen kein Hehl gemacht hatte. Tseng ließ es gleich von Anfang an seine ernstliche Aufgabe sein, das zerstörte Eigentum der Mission in seiner Provinz wieder herzustellen und durch scharfe klare Proklamationen in allen Städten, sowie durch kräftige Thaten für die Rechte der Missionare und der Christen einzutreten.

Auch jenen Ermordeten, die dort außerhalb von Tai-yuen-fu im Massengrab lagen, mußte eine Sühne geschehen. Ihre Ehre mußte vor der ganzen Bevölkerung Shansis wieder hergestellt werden. Nicht als Verbrecher waren sie gerichtet, sondern als Opfer einer beklagenswerten, wilden Ungerechtigkeit waren sie gefallen. Vielleicht mischte sich auch in das Thun Tsengs das geheime Grauen des Heiden vor ungesühnter Schuld. Er fürchtete das „gerechte Einschreiten der erzürnten Götter", das ihn als den Statthalter zuerst treffen würde. Nur Unglück konnte aus jenem Massengrabe kommen, „finstere Wogen von Teuerung und großem Sterben."

Auf dem weiten Platz vor Tai-yuen-fu, wo sich der mächtige Grabhügel zeigt, ist dichtgedrängt, Kopf an Kopf, die chinesische Bevölkerung der Stadt versammelt. Ein Gerüst aus Bambus und Matten gefertigt, bedeckt mit rotem Tuch und rotseidenen Rollen, auf denen Lobpreisungen der Toten stehen, ist über dem Erdhaufen errichtet. Musik von Flöten und Saitenspiel ertönt. Feierlich in voller Amtstracht naht sich der Gesandte des Gouverneurs der Provinz, hinter ihm das Gefolge. Der Gesandte wirft sich nieder, berührt wiederholt mit der Stirn den Boden und spricht:

„Seine Exzellenz Tseng-Tschun-Suan, der Gouverneur der Provinz, hat heute am dritten Tage des sechsten Monats mich, Pan-Li-

yen, Anwärter auf den Posten eines Distriktsmagistraten und Vorsteher des Bureaus für fremde Angelegenheiten, gesandt, damit ich den Seelen der evangelischen Missionare hier am Grabe Speise- und Trankopfer darbrächte und danach den Manen der Hingemordeten ehrfurchtsvoll ein Sühnegebet verlese."

Es folgt nun das Gebet, wie es vor mir liegt. Man könnte es eine Grabelegie nennen. Es ist verfaßt nach dem Kanon der altchinesischen Grabliturgie. Die in dem Gebete erwähnten Speise- und Trankopfer wurden nicht dargebracht, da die evangelischen Missionare mit aller Entschiedenheit davon abzustehen baten. Verhindern konnten sie aber dieses ganze heidnische Thun am Grabe ihrer ermordeten Brüder nicht. Es lag eben im Interesse des heidnischen Statthalters, auch durch diese Zeremonie das Ansehn der Toten und Lebenden vor dem Volke wieder herzustellen. Das Gebet selbst lautet:

„Das Band, welches sich um ihre Seelen schlang, war außerordentlich verheißungsvoll. Sie wurden geboren wie Sterne, die aus der Unendlichkeit in die Mitte des Weltalls gelangen. Ihr irdischer Geburtsort war berühmt von der westlichen Nacht bis zu den Inseln der Seligen. Sie kamen über das weite Meer aus den entferntesten Gegenden. Sie waren tief gegründet in aller Weisheit und Erkenntnis, sie wohnten und wirkten unter uns und thaten Gutes. Sie gründeten Schulen und bauten Krankenhäuser. Wenn die Ernten mißrieten und die wilden Wasser der Ströme hoch über die Ufer gingen, halfen sie denen, welche in Not waren. Sie liebten das Volk und durch sie wurden die Völker des Ostens und Westens zu einer Familie vereinigt.

„Ihre Religion fand zuerst Aufnahme in China durch den Kaiser Tseng-Kuan von der Tang-Dynastie (627 n. Chr.), der Tempel baute und sie reichlich ausstattete für die „große reine Sekte" (Nestorianer). Tseng-kuan hat einen „Lobpreis des siebenten Tages" verfaßt und ihnen kaiserliche Gunst und Ehren geschenkt, wie noch heute in den Archiven der Hung-Lu-Sz, (d. h. in den Archiven der Tangdynastie) zu lesen ist.

„Und dann sprang plötzlich jene unglückselige Bewegung in Peking auf. Die Leute des roten Turbans (Boxer) erhoben sich, und unsägliches Weh und Elend zog über das weite Land. Nie hat die Erde solch ein tödliches Gift hervorgebracht, wie diesen Wahnsinn der Boxer. Männer, Weiber und Kinder wurden ermordet, alles Leben in den Dörfern und Städten wurde erstickt. In den Wüsteneien irren die abgeschiedenen Geister der Erschlagenen, sie fahren auf den Sümpfen umher wie Irrlichter, und den friedlichen Bürger erschreckt

nachts der gräßliche Schrei jener Geister, der aus den Bergen durch die Stille zu ihm dringt.

„Die Seelen der hingeschlachteten Missionare haben ihre Leiber in Rechtschaffenheit bewahrt, sie sahen den Tod nur als eine Heimfahrt an. Nicht scharfe Waffen noch reines Gold konnte ihren hohen Sinn bewegen. Obgleich die Schwerter, welche sie umklirrten, dicht wie die Bäume des Waldes waren, so war ihnen doch der Tod so süß, als setzten sie sich zum köstlichen Mahle nieder. Das kam daher, weil eine Erkenntnis sie über die große Masse emporhob und ihr Inneres durch ein Licht erleuchtet war, das heller strahlte, als das Sonnenlicht. Nur ein Gedanke, nur ein Wille und Ziel lebte in ihnen fest und klar, wie ein Schiff, das auf den Wassern schwebt und unbeirrt den Kurs nach seinem großen Ziele innehält. Ihr habt nicht vergebens gelebt. Ich bezeuge hier feierlich Eure Aufrichtigkeit, die wie das Himmelslicht war, und Eure Treue, die den ewigen Bergen glich.

„Nun, wo wieder Wolken und Nebel verweht und die bösen Einflüsse gebannt sind, hat der Himmelssohn ein heiliges Dekret erlassen, daß auf Eurem Grabe ein großer Gedenkstein errichtet werden soll, um Euer Gedächtnis der Nachwelt klar und ohne Tadel zu überliefern. Die Euch verfolgten, peinigten und töteten, haben eine schwere Sünde und Schuld auf sich geladen. Aber seht, rings umher steht reuevoll ein Volk, das sich schuldig fühlt, und vor den Ohren aller und mit der Zustimmung aller verlese ich heute an Eurem Grabe dieses Gebet.

„Wir sind gekommen mit köstlichen Speisen und breiten ein leckeres Mahl vor Euch aus. In herrlichen Gewändern und mit rauschender Seide naht sich Euch ein feierlicher Zug. Höret die Töne der Flöten und der Geigen und den Klang der Zimbeln, die in das Reich der Schatten hinabklingen.

„Wenn Euch auch die Spitzen der Speere und die Schärfe der Schwerter traf, so war das nur für einen Augenblick; dann war alles vorüber. Das Andenken an Euch aber wird tausend Herbste währen. Wir preisen Eure Tugend.

„Möget Ihr abgeschiedenen Geister merken, daß wir Euch ehren, damit Ihr die Lebenden vor Tod und Verderben schützt. Nehmt unser Gebet und unsere Gaben hin."

Seltsam muten den Leser diese Worte an. Wer kann sagen, wie viel davon einem echten Gefühl entströmt und wie viel nur leere Form ist? Mancher wird doch jenen Männern und Frauen, die ihr Leben in den Tod gaben, ein freundliches Andenken be-

wahren. Der Wahlspruch ihres Lebens war: „Wir suchen nicht das Eure, sondern Euch.“ Alle, die in China in den vergangenen Monaten gefallen sind — Missionare, Ingenieure, Kaufleute, Soldaten, eine große Schar — sie sind nicht vergebens gestorben. Auch aus jener Saat wird eine reiche Ernte sprießen.

Zur Lage in China.*)

Es war nicht ganz leicht, selbst nicht für Missionare, den traurigen Vorkommnissen, die sich im Jahr 1900 in China abspielten, eine lichte Seite abzugewinnen und daraus irgendwelche Förderung für die Interessen des Reiches Christi vorauszusagen. Die allgemeine Zerstörung der Missionsniederlassungen und der Wohnstätten einheimischer Christen, die schreckliche Abschlachtung der Christen und Missionare, die Schrecken der Belagerung von Tientsin und Peking, die Gefahren und Entbehrungen, denen die Flüchtigen in den Provinzen Honan, Schansi, Schensi und Schantung ausgesetzt waren, die unbeschreiblichen Ausschreitungen der fremden Soldaten, die Eifersucht der ausländischen Mächte, ihre ungeheuren Entschädigungsforderungen und ihr vergeblicher Versuch, dem Kaiser wieder zur Macht zu verhelfen, die boshaften Anklagen der Presse gegen die Missionare — alles das war dazu angethan, die Herzen aller wahren China-Freunde zu entmutigen. Indes die große Mehrzahl der Missionare und viele andere waren doch imstande, über alle diese niederbeugenden Thatsachen hinwegzublicken und an der Hoffnung für eine bessere Zukunft Chinas festzuhalten. Hiezu ermutigte manches, wie z. B. das Blut der Märtyrer, das nicht umsonst vergossen sein kann, die Standhaftigkeit und Glaubenstreue so vieler chinesischer Christen, die wunderbare Errettung aus drohender Todesgefahr, die so manche Missionsleute in den Tagen der Verfolgung erfahren durften, die Bereitwilligkeit der evangelischen Missionen, mit der sie ihren Feinden vergaben und die in so grellem Gegensatz zu den Racheakten der auswärtigen Truppen stand, die schließliche unerwartete Uebereinstimmung der Mächte, die zunehmende freundliche Gesinnung der

*) Nach einem Bericht des Miss. C. H. Fenn im Assembly Herald.

Kaiserin-Witwe und ihres Hofes und schließlich die gänzliche Entlastung der Missionare und wessen man ihnen schuldgab. Und mehr als alles das ließ der unerschütterliche Glaube an den Heilsratschluß Gottes, in den auch Chinas Millionen eingeschlossen sind, in den Herzen seines Volkes die Zuversicht erstarken, daß trotz aller Wunden, die der Sache Christi in China während des Jahres 1900 geschlagen worden sind, doch für das Heil Chinas zu hoffen ist. Denn trotz aller pessimistischen Anschauungen, die manche vertraten, hat doch der ganze bisherige Verlauf der Dinge gezeigt, daß die traurigen Vorgänge im Land einen hoffnungsvollen Fortschritt nach vielen Richtungen hin zuwege gebracht haben, sodaß der Ausblick für die Zukunft ein durchaus lichtvoller ist.

Obschon die Kaiserin-Witwe augenscheinlich noch die Macht in ihren Händen hat, so hat sich doch der kaiserliche Hof dazu verstanden, in die Hauptstadt Peking zurückzukehren, tief gedemütigt durch die Flucht in den Westen des Landes und die Friedensbedingungen, denen er sich notgedrungen fügen mußte. Dieses und die Schritte, die neuerdings zur Einführung von Reformen gethan werden, deuten darauf, daß man doch gewillt ist, in neue Bahnen einzulenken und die durch die Wirren gestörte Ordnung der Verhältnisse wieder herzustellen. So ist z. B. die kaiserliche Universität in Peking unter der Leitung von Dr. Martin wieder eröffnet worden. Ferner sind Edikte erlassen worden, wonach in jeder Provinzial-Hauptstadt eine ähnliche Hochschule, in jeder Präfekturstadt Akademien und in den Distriktsstädten öffentliche Schulen errichtet werden sollen, in denen abendländisches Wissen an Stelle des einförmigen Drills der alten chinesischen Klassiker treten soll. Die Nachfrage nach Büchern und Lehrern in den abendländischen Sprachen und Wissenschaften ist jetzt wieder ebenso stark wie zur Zeit der Reformbewegung im Jahr 1898. Die Studenten-Allianz junger Chinesen, die sich die Förderung des Erziehungs- und Unterrichtswesens zum Ziel gesetzt hat und die sich infolge des Staatsstreiches auflöste, ist wieder neu organisiert worden und nimmt zusehends zu. Für die Provinz Schansi ist vom Gouverneur ein landwirtschaftliches College geplant, um die neueren Methoden des Landbaus einzuführen. Ueberall werden neue Druckereien errichtet und die schon vorhandenen älteren arbeiten mit Aufbietung aller Kräfte. Die Bücherläden sind von Käufern belebt und die Nachfrage ist so stark, daß man sie kaum befriedigen kann. Ueberhaupt macht sich ein Zug nach Schriften in der Volkssprache bemerklich, während weniger nach der steifen und schwer verständlichen Schriftsprache gefragt wird. So hatte die Herausgabe eines Tagblattes, das in Hangtschau in der Volksmundart erscheint, zur Folge, daß

ein ähnlicher Versuch in Peking gemacht wurde, und zwar unter der Leitung eines Chinesen, der früher einige Jahre im Ausland zugebracht hat. Von besonderer Wichtigkeit für die künftige Stellung Chinas ist u. a. die Ernennung des einsichtigen Gouverneurs von Schantung, Yuan Shih Kai, zum Vicekönig von Tschili an Stelle des verstorbenen Li Hung Tschang. Derselbe hat sich nicht nur vorgenommen, die chinesische Armee auf einen andern Fuß zu stellen, indem er japanische Offiziere als Instruktoren berufen hat, er hat auch bereits den Anfang damit gemacht, Reformen in der Verwaltung und im Schulwesen einzuführen. Bei der hohen, einflußreichen Stellung, die der Mann einnimmt, ist mit ziemlicher Gewißheit anzunehmen, daß seine Maßnahmen sich nicht auf seine Provinz beschränken werden, sondern daß sich sein Einfluß auch auf weitere Gebiete geltend machen wird. Yuan kann dabei trotz der noch vorhandenen reaktionären Elemente die betretene Bahn des Fortschritts um so sicherer und zielbewußter verfolgen, als der kaiserliche Hof sich nun auch, wenngleich widerstrebend, zu den fortschrittlichen Ideen herbeiläßt. Zudem ist er auch weit mehr der Mann dazu als sein Vorgänger Li Hung Tschang; denn er besitzt nicht nur dessen weiten Blick für die Bedürfnisse Chinas, sondern er ist auch aufrichtiger und selbstloser als dieser und als Staatsmann furchtloser und weniger diplomatisch. Seine ganze Laufbahn hat auch bis jetzt den Beweis geliefert, daß man in China nicht immer nur auf krummen Wegen die höchsten Ehren und Würden erlangt.

Natürlich hat auch die Mission in den letzten Monaten die für sie günstige Sachlage zu benützen gesucht. Trotz der Gerüchte von der Möglichkeit neuer Aufstände und Unruhen sind die Missionare der verschiedenen Kirchenrichtungen auf fast alle ihre Arbeitsgebiete im Innern des Landes zurückgekehrt. Selbst Missionarinnen haben es gewagt, ihre vorigen Posten wieder zu beziehen. Inzwischen ist auch völlige Religionsfreiheit proklamiert worden, sowie die strengste Bestrafung aller Friedensstörer. An vielen Orten sind zu Ehren der ermordeten Christen offizielle Totenfeiern veranstaltet und Schadenersatz geleistet worden. Auch die Haltung der Beamten und des Volkes ist wenigstens äußerlich eine freundliche und die Empfänglichkeit für das Evangelium vielerorten, wie z. B. im östlichen Schantung, weit größer als in früheren Jahren. In Peking und Paotingfu sind die Missionare emsig damit beschäftigt, ihre zerstörten Missionsplätze wieder aufzubauen und von allen Seiten ertönt der Ruf nach weiteren Arbeitern, um die Lücken der ermordeten Missionare auszufüllen. In Nanking zeigen die Missionare und Christen der presbyterianischen Mission den regsten Eifer und es ist von da aus selbst

zur Gründung einer neuen Station in der Provinz Anhui gekommen. Ja, der amerikanische Konsul in Futschau berichtet über die Lage im mittleren und südlichen China: „Mir scheint, die Bedingungen für die Mission auf dem Gebiet der erzieherischen, ärztlichen und selbst der evangelistischen Thätigkeit liegen hier günstiger denn je. Ueberall thut sich ein Erwachen unter den bessern Klassen der Bevölkerung kund und Tausende fragen darnach, auf welche Weise das Reich aus seinen Nöten herauskommen könne. Der Sauerteig ist nun wirksam."

Allerlei günstige Erscheinungen lassen auf eine bessere Zukunft schließen. So gab ein heidnischer Mandarin in Shanghai dem Verein christlicher junger Männer 100 Dollars und bat zugleich um Aufnahme seines Sohnes in den Verein. Ein Beamter, der dem Verein bereits 10 Dollars zugewandt hatte, bot aus freien Stücken noch weitere 100 als Beisteuer an. Konferenzen, die der bekannte Mott in verschiedenen großen Städten Chinas mit Eingeborenen und Ausländern gehalten hat, haben allerlei Anregung gegeben. Auch die verschiedenen Missionen haben Schritte gethan, um ihre Wirksamkeit zu erhöhen. So hat sich eine China-Missionsallianz gebildet, um mehr als bisher in gemeinsamer Uebereinstimmung und mit vereinigten Kräften vorzugehen. Ferner haben alle Zweige der Presbyterianer sich zusammengethan, um den Plan einer Konföderation und die Organisation einer gemeinsamen einheimischen Kirche festzustellen. Ebenso wird eine Union zwischen den Presbyterianern, Kongregationalisten und englischen Baptisten ernstlich beraten.

Ein Ertrag der letzten Wirren ist auch die schärfere Feststellung des Unterschieds zwischen dem protestantischen und dem römisch-katholischen Missionsbetrieb. Es hat sich da wie nie zuvor gezeigt, wie die römische Mission sich auf die weltliche Macht stützt und wie sie mit ihren Erfolgen von ihr abhängig ist, während die protestantische Mission wieder aufs neue veranlaßt worden ist, jede Einmischung in die Rechtsangelegenheiten der Eingeborenen zu vermeiden, es sei denn in Fällen, wo es sich um grobe Verletzungen der Verträge handelt.

Wir haben in Vorstehendem nur auf einige wenige Anzeichen aufmerksam gemacht, die auf eine neue Zeit in China hindeuten. Niemand hätte einen solchen Umschwung der Verhältnisse in so kurzer Zeit und angesichts der letzten Wirren für möglich gehalten. Aber es ist das nur der Anfang von weit größeren Veränderungen, die sich allmählich anbahnen, und Gott selbst bietet damit der Mission die Gelegenheit, dem chinesischen Volke nicht nur die abendländische Civilisation, sondern auch das Christentum darzureichen. Und das

eben ist es, was China braucht. Es muß ihm das Beste von uns gebracht werden, denn bald genug werden sich auch die schlimmen Einflüsse des Abendlandes dort geltend machen. Darum gilt es, ihm die höchsten und edelsten Güter, wie wir sie im Evangelium besitzen, ohne Verzug zu bringen.

Missions-Zeitung.

Uganda. Ueber die gegenwärtige Lage der evangelischen Mission in Uganda berichtet der von dort zurückgekehrte Missionar Baskerville: In wie reicher und außerordentlicher Weise die Mission in diesem Lande gesegnet worden ist und welche Fortschritte sie daselbst bis weit über seine Grenzen hinaus gemacht hat, ist bekannt. Aber das Werk bedarf auch besonders jetzt der ernstlichsten Fürbitte. Denn die Eröffnung des Landes durch die Eisenbahn, die nun von Mombas an der Ostküste bis an die Ufer des Viktoria Nyansa führt, wird voraussichtlich allerlei Volk in die bisher durch ihre Entfernung abgeschlossenen Gebiete führen, sodaß das Christentum der Baganda auf manche Probe gestellt werden wird. Aber auch das rapide Anwachsen der christlichen Gemeinden fordert zur Fürbitte auf. Gegenwärtig zählt die kirchliche Mission ca. 30 000 Getaufte in Uganda und den umliegenden Ländern. Aber es ist fast mit Bestimmtheit anzunehmen, daß sich in den nächsten fünf Jahren ihre Zahl bis auf 150 000 mehren wird. Denn allenthalben im Land sind die Christen auf die Ausbreitung des Reiches Christi bedacht und die hl. Schrift wird von Tausenden gekauft und eifrig gelesen. Der Pflege dieser zusehends wachsenden Missionskirche dienen zur Zeit über 2000 Nationalgehilfen, worunter 27 ordinierte Geistliche sind. Etwa 200 derselben arbeiten als Lehrer und Evangelisten außerhalb der Grenzen Ugandas, stehen also in direkter Missionsarbeit. Im Verhältnis zur Zahl der 8000 Kommunikanten kommt mithin immer ein Nationalgehilfe auf vier Kommunikanten. Bleibt dieses Verhältnis auch in den nächsten fünf Jahren dasselbe, so ist anzunehmen, daß sich die Zahl der Nationalhelfer bei 150 000 Christen auf 10 000 belaufen wird. Welche Aussichten eröffnen sich da für die Zukunft der missionierenden Ugandakirche! Es liegt auf der Hand, daß sich in diesem Fall ihre Thätigkeit weithin ausdehnen muß. Schon jetzt hat sie große Gebiete im Umkreis der Landesgrenzen in ihren Bereich

hereingezogen: nach Norden hin bis an den Nil und im Westen in die weiten Urwälder hinein, wo in letzter Zeit die Erstlinge der Zwergvölker getauft worden sind; im Osten bis zum Elgon-Gebirge, wo ein christlicher Muganda überall Kirchen und Kapellen erbaut; im Süden bis nach Usukuma. Wer hätte das vor 10 und 12 Jahren für möglich gehalten, als die Zahl der Getauften kaum 200 betrug. Dabei unterhält sich die Uganda-Mission selbst und sorgt für ihre Ausdehnung und Erstarkung. Es ist dies eine Erscheinung, wie sie die Missionsgeschichte nicht allzuhäufig aufweist. (Nach dem Record.)

Deutsch-Südwestafrika. Eine sehr anerkennenswerte Verordnung hat der Gouverneur jenes deutschen Gebiets am 30. November 1901 erlassen, wonach die Ausführung von Eingeborenen zum Zwecke von Schaustellungen verboten ist. Die Ausführung zu andern Zwecken ist nur mit Genehmigung des Gouverneurs erlaubt; ebenso ist es den Eingeborenen selbst nur mit seiner Erlaubnis gestattet, auszuwandern. (Deutsche Kolonialzeitung.)

Indien. In Bellari (Südindien) wurde vor nicht langer Zeit ein Heide zum Tode verurteilt, weil er seinen fünfjährigen Sohn seinem Gott im Tempelhof geopfert hatte. Der Angeklagte leugnete seine That nicht, sagte aber aus, daß ihm der Gott, den er im Tempel zu Hospett anbetete, öfters erschienen sei und von ihm Opfer erbeten habe, für die er ihm große Reichtümer versprach. Deshalb opferte er ihm sechs bis sieben Jahre lang Früchte und Tiere. Zuletzt verlangte der Gott den Kopf seines Sohnes, wenn er den Schatz heben wolle, und versprach, den Sohn wieder zu erwecken. Infolgedessen hieb der betörte Vater an einem Sonntagmorgen mit einem Schwerte den Kopf seines Sohnes im Tempelhof ab. Während er nun das Opfer dem Götzen darbrachte, wurde er von der Polizei ergriffen. Da der Arzt ihn für völlig zurechnungsfähig erklärte, verurteilte ihn der englische Richter zum Tode, doch überließ er es dem Obergerichte, diese Strafe zu mildern. (Ev. Luth. Miss.Bl. Leipzig.)

— Die von den beiden Skandinaviern Börresen und Skrefsrud gegründete Mission unter den Santals (Indian Home Mission to the Santals) ist im letzten Jahr durch ein wunderbares Gnadenwerk, das unter den Eingeborenen im Dinaipur-Distrikt begonnen hat, sehr ermutigt worden. Zur Unterstützung der Arbeit in diesem Bezirk hat sich deshalb unter den Christen Santalistans ein besonderer Verein gegründet, um das Evangelium in dieses abgelegene Gebiet zu tragen. Dieser Verein besteht nun aus 71 Mitgliedern und hat, obschon er erst wenige Monate existiert und schon zwei Arbeiter in Dinaipur

unterhält, doch vorgeschlagen, die Arbeitskräfte zu verdoppeln, um der wachsenden Aufgabe nachzukommen. Die Mission hat auf ihrem Gesamtgebiet im letzten Jahr 289 Personen taufen dürfen, darunter 116 Heiden und 173 Kinder christlicher Eltern. Die Zahl der Christen beträgt nun 11 185. Leider ist am 23. September v. J. einer der Gründer dieser Mission, Börresen, durch den Tod abgerufen worden.

Südsee. Auf den Samoa-Inseln, die vor einigen Jahren zum Teil in deutschen Kolonialbesitz übergegangen sind, arbeitet schon seit längerer Zeit die Londoner Mission. Diese wurde vor einiger Zeit in der Schlesischen Zeitung wegen Mangel an Patriotismus verdächtigt, weil sie angeblich die Eingebornen von der Feier des Geburtstages des deutschen Kaisers abgehalten hätte. Jetzt hat das Auswärtige Amt nach eingehender Prüfung erklärt, daß es die Ueberzeugung gewonnen hat, die erhobenen Beschuldigungen entbehrten jeder Begründung. Jene Verdächtigung eines Katholiken, der damit die evangelische Mission anschwärzen und die römische empfehlen wollte, ist also mißlungen.

Amerika. Wie der amerikanische deutsche Missionsfreund schreibt, kommen die größten Missionsgaben nicht aus den reichen Gemeinden New Yorks oder Londons, sondern von Honolulu (Hawaii-Inseln). Der baptistische Missionar William Ashmore berichtet von dort: Die Kirche besitzt hier in den Nachkommen der Missionare, die Hawaii evangelisiert haben, eine große Kraft. Sie haben auf den Gilbert-Inseln eine eigene Mission und senden auch dem „American Board" Gelder. Im letzten Jahre gaben sie 40 000 Doll. für ihre Mission. In diesem Jahre haben sie schon 1000 Doll. nach Boston gesandt, das zweite und dritte Tausend werde bald folgen. Die Gaben einzelner, vom Herrn besonders gesegneter Personen sind nicht mit eingeschlossen. Alle Ausgaben für die Kirche werden auf privatem Wege und das sonntägliche Opfer gedeckt. Diese Kollekten bedeuten etwas. An einem Sonntag wurden 14 000 Doll. gesammelt, an einem andern auf spezielle Aufforderung hin gar 34 000 Doll. Als neulich der Board in der Klemme war, sandten sie ihm gleich 9000 Dollar.

Bücheranzeige.

Schulze, A. **Abriß einer Geschichte der Brüdermission.** Mit einem Anhang, enthaltend eine ausführliche Bibliographie zur Geschichte der Brüdermission. 326 S. 1902. Herrnhut, Missionsbuchhandlung. Mk. 2.50. | geb. Mk. 3.20.

Es war gewiß keine leichte Aufgabe, die weit zurückreichende Geschichte der umfangreichen Brüdermission in dem engen Rahmen eines geschichtlichen Abrisses zu geben; aber es ist dies dem Verfasser vortrefflich gelungen, denn die Darstellung ist sowohl gründlich, als auch übersichtlich und vollständig. Besonders wertvoll sind auch die periodischen Rückblicke, die uns mit dem damaligen Stand der Dinge, dem Missionsbetrieb, dem Missionsgeist der Arbeiter, dem Missionsleben der Heimat und mit andern zeitgeschichtlichen Missionsfragen bekannt machen. — Das Ganze ist nach seiner geschichtlichen Entwicklung in drei Perioden eingeteilt: 1) in die Zeit Zinzendorfs 1732—1760; 2) in die mittlere Zeit, von Zinzendorfs Tode bis zur Abschaffung der Sklaverei 1760—1834; 3) in die neuere Zeit, von 1834 bis zur Generalsynode der Brüderunität 1899. — Ebenso wertvoll ist die Zusammenstellung der einschlägigen Litteratur, wovon indes manches, das kein Quellenmaterial bietet, besser ausgeschieden wäre. Der Preis des Buches ist trotz seiner guten Ausstattung sehr niedrig und wird hoffentlich dazu dienen, dem vortrefflichen Werke eine große Verbreitung zu sichern.

Jahrbuch der Sächsischen Missionskonferenz für das Jahr 1902. XV. Jahrgang. 175 S. Leipzig, H. G. Wallmann. Mk. 1.50.

Gleich den früheren Jahrgängen enthält auch das diesjährige Jahrbuch eine wertvolle Sammlung gediegener Aufsätze über verschiedene Missionsthemata, die für das Studium der Missionssache instruktiv und orientierend sind. Wir machen u. a. besonders auf die Chronik des Jahres 1901 aufmerksam, die uns mit den wichtigsten Vorgängen des heimatlichen Missionslebens bekannt macht.

Falke, R. **Zum Kampfe der drei Weltreligionen** (Buddhismus, Islam, Christentum). Ein Katechismus für wahrheitsuchende Leute. 102 S. 1902. Gütersloh, C. Bertelsmann. Mk. 1. | geb. Mk. 1.50.

Eine knappe Zusammenfassung des größeren Werks: „Buddha, Mahommed, Christus." In präziser Form stellt der Verfasser die geschichtlichen Urkunden, die drei Religionsstifter, ihre Lehre und deren sittlich-religiösen Einwirkungen einander gegenüber und charakterisiert sie in der Beantwortung von 38 Fragen. Das Gesamtergebnis ist: Der Buddhismus macht weltmüde, der Islam weltselig, das Christentum weltüberwindend. Ein prächtiges Büchlein, aus dem der wahrheitsuchende Leser viel schöpfen kann und das besonders auch dem Missionar, der es mit Buddhisten und Mohammedanern zu thun hat, die Waffen zum Kampfe zu schärfen versteht.

Erstlingsfrüchte der heiligen Schrift aus Syrien. Aus dem Arabischen ins Englische übertragen von Sir William Muir. Deutsche Ausgabe. 168 S. Deutsche Orient-Mission, Berlin 10. Mk. 1. | geb. Mk. 1.50.

Als apologetische Schrift, die von einem zum evangelischen Glauben gekommenen Glied der orientalischen Kirche verfaßt ist, will dieselbe in Form

einer Erzählung dem mohammedanischen Leser die Beweise für den christlichen Glauben und die Echtheit der Bibel vorführen. Sie zeigt aber auch dem christlichen Leser, welche Leiden die zum Christentum Bekehrten in mohammedanischen Landen zu ertragen haben.

Mott, J. **Die Evangelisation der Welt in dieser Generation.** Autorisierte Uebersetzung von Gräfin Groeben. 111 S. Ebenda. Mk. 1. | geb. Mk. 1.50.

Der bekannte Leiter der amerikanischen Studenten-Missionsbewegung giebt damit sein Losungswort an die evangelische Christenheit aus, dem man in den meisten Ausführungen zustimmen kann und wobei wir von Herzen wünschen, daß es einen lebhaften Widerhall finden möge.

Barth, H. **Johann Sebastian Bach.** Mit elf Bildern. Berlin, Alfr. Schall. Mk. 3.50. | geb. Mk. 4.50.

Ein fein ausgestattetes Buch, das uns in anziehender Weise den großen, unübertroffenen religiösen Tonkünstler, sein freudiges Schaffen, seine Kämpfe, sowie sein Familienglück schildert und über seine Werke kurz und treffend orientiert. Besonders Musikkennern sehr zu empfehlen.

Weyde, Dr. **Wörterbuch für die neue deutsche Rechtschreibung.** Mit kurzen Wort- und Sacherklärungen, Verdeutschungen der Fremdwörter und Rechtschreibregeln. Nach den seit 1902 für das deutsche Reich, Oesterreich und die Schweiz amtlich gültigen Regeln bearbeitet. Wien, F. Tempsky, und Leipzig, G. Freitag. geb. Mk. 1.50.

Auf 272 Seiten, von denen die ersten 22 der Zusammenfassung der Regeln, die übrigen 250 einem umfassenden, alle Verhältnisse erschöpfenden Wörterbuche von ungefähr 35 000 Worten dienen, wird in dieser Enzyklopädie der fortan in allen deutschen Ländern geltenden Rechtschreibung für jeden Fall Rat erteilt, sodaß dieses orthographische Hausbuch wohl in Familie und Oeffentlichkeit allenthalben ihren Platz finden wird. Die übersichtliche Anordnung des Inhaltes, der schöne klare Druck und billige Preis machen das Büchlein handlich für jedermann.

NB. Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.

Auf dem Mongofluß (Kamerun).

Chinas Erwachen.*)

Eine Zeitlang hat der Riese des Ostens seine Augen gerieben. Jeder Zusammenstoß mit den fremden Mächten hat ihn mehr zur Kenntnis seiner eigenen hilflosen Lage gebracht und ihm auch die Augen für das Licht eines neuen Tages geöffnet.

Niemals war er so wach, wie in den Jahren, die dem Kriege mit Japan folgten, jener Zeit, wo der junge Kaiser Kuang-Hsü den Versuch unternahm, seine Regierung zu einer Periode der Reform zu machen. Die Gegenrevolution, die von der Kaiserin-Witwe in Szene gesetzt wurde, und die Welterschütterung, die ihr folgte, bewiesen die Stärke und Bedeutung der Reformbewegung. Weit davon entfernt, der letztern ein Ende zu bereiten, ist die Wirkung dieser Erschütterung gewesen, daß sie neues Leben gewonnen hat. Zweifellos wird das chinesische Volk fortan neue Gedanken mit größerem Eifer als je zuvor aufnehmen.

Das mag als unglaublich von jenen Leuten aufgenommen werden, die der Lehre vom Fortschritt der Menschheit skeptisch gegenüberstehen. Das mögen andere, die die Anstrengungen christlichen Unternehmungsgeistes verlachen, in Abrede stellen. Auch wird das die große Zahl derer nicht ohne weiteres zugeben, die den chinesischen Geist als hoffnungslos unter einer Hülle veralteter Vorurteile verdorrt anzusehen pflegen.

Niemals aber ist ein großes Volk schlimmer mißverstanden worden. Die Chinesen werden von uns als dumm verschrieen,

*) Aus dem soeben erschienenen Werke: The Lore of Cathay von Dr. W. A. P. Martin (nach dem ostas. Lloyd).

weil es uns an einem Mittel fehlt, das durchsichtig genug ist, um sie unsere Gedanken erkennen zu lassen, oder uns die ihren mitzuteilen. Sie werden als Barbaren bezeichnet, weil es uns an der Möglichkeit gebricht, eine Zivilisation zu verstehen, die von der unsern verschieden ist. Sie werden als knechtische Nachäffer hingestellt, obwohl sie weniger entlehnt haben, als irgend ein anderes Volk; ihnen wird alle Erfindungsgabe abgesprochen, obwohl die Welt ihnen für eine lange Reihe der nützlichsten Erfindungen zu Dank verpflichtet ist; sie gelten als zäh an ihren Ueberlieferungen klebend, obwohl sie im Laufe ihrer Geschichte viele und tiefe Veränderungen durchgemacht haben.

Nichts hat so sehr dazu beigetragen, sie in unserer Achtung herabzusetzen und ihnen unsere Sympathien zu entfremden, als die Schrecken des Boxeraufruhrs. Diese waren aber lediglich die Wirkung eines plötzlichen Rückschlags, der von einem weiblichen Usurpator auf dem Thron und deren mandschurischen Agenten für politische Zwecke beabsichtigt war. Selbst Ausländer waren auf alles eifersüchtig, was die Ruhe des chinesischen Geistes stören oder anderen Ausländern eine festere Stellung als bisher bieten konnte. Dabei erbittert über eine Reihe von Eingriffen auf ihren Gebietsstand, gaben die Chinesen schließlich einer rasenden Wut nach, die ansteckend wirkte. Aber wenn die Schreckensherrschaft zur Wiedergeburt Frankreichs führte, wenn das Blutbad der Sepoys der Ausgang besserer Zeiten für Indien wurde, warum sollte da nicht dieses schreckenvolle Drama sich als die Geburtswehen eines neuen Chinas erweisen?

Daß China nicht unfähig zu einer Reformation ist, wollen wir zunächst durch einen Ueberblick der Veränderungen nachweisen, die sein Nationalgeist vor dem ersten Kriege mit England durchgemacht hat. Dann wollen wir die einzelnen Schritte aufzählen, die es auf dem Wege der Reform in den letzten fünfzig Jahren gethan hat. Schließlich wollen wir in großen Zügen auch die Reformbewegung unter dem Kaiser Kuang-Hsü darstellen, die weit mehr als die Boxerraserei als der Ausdruck der wirklichen chinesischen Gesinnung aufzufassen ist.

Die Chinesen haben keineswegs, wie allgemein angenommen wird, in der langen Vergangenheit ihres nationalen Lebens still gestanden. Vielmehr ist ihr nationaler Geist stetig von Zeitalter

zu Zeitalter vorwärts geschritten, vielleicht nicht immer in geraden Linien; indessen ist, wie uns scheint, doch in jedem der großen Zeitabschnitte ein unverkennbarer Vorteil gewonnen, etwa so, wie dem Grauen des arktischen Morgens, bei dem der erste Strahl des östlichen Himmels für viele Stunden wieder verschwindet, eine lichtere Glut folgt, die nach jeder neuen Verfinsterung immer klarer wird, bis endlich die Sonne selbst aufgeht.

Die Thatsache allein, daß in einem solchen Lande etwas wie nationales Leben vorhanden ist, beweist, daß das Volk Veränderungen zugängig sein muß, wenn sie andererseits zugleich auch eine Bürgschaft für eine verhältnismäßig große Stetigkeit seiner Einrichtungen ist. Sie zeigt, daß China nicht etwa eine ungeheure Anhäufung von Polypen ist, von denen jeder in einer engen Zelle wohnt, die ihre Werkstatt und ihr Grab ist, und die alle ohne den Antrieb eines Gemeinsinnes oder geistiger Rückwirkung sich abarbeiten. Sie zeigt, daß China nicht, wie Afrika oder wie das ursprüngliche Amerika, ja nicht einmal wie Britisch Indien, eine Ansammlung von Stämmen mit wenig oder gar keinem Gemeinsinn ist. Es ist ein Ganzes, und durch seine Glieder geht die mächtige Welle gemeinsamen Lebens.

Im Verlaufe seines außerordentlichen Wachsens hat China manche einander widerstrebende Elemente in sich vereinigt; durch ein Aneignungsvermögen, das die wunderbare Kraft der chinesischen Zivilisation beweist, hat es diese stets zu seinem Bestandteil seines eigenen Selbst umgeformt. Aber es hat auch manche Veränderungen durchgemacht, die Folgen sowohl äußerer wie innerer Einflüsse gewesen sind. Wenn aber die Wandlung selbst sich häufig nur langsam vollzogen hat, so haben diese Einflüsse sich doch stets über den ganzen Körper ausgebreitet. Innerhalb des eigentlichen Chinas ist es nicht vorgekommen, daß die Wogen des Buddhismus oder Taoismus an den Grenzen einer besondern Provinz aufgehalten worden sind. Ebensowenig aber giebt es in China einen Distrikt, in dem die Schläge des großen Herzens des Reiches nicht infolge der gemeinsamen Sprache und des gemeinsamen Fühlens eine sofortige Antwort hervorriefen.

Trotzdem setzt das Vorhandensein dieser Einigkeit und dieses Gefühls der Zusammengehörigkeit, kurz eines Nationalgeistes, der Wandlungen in großem Maßstab möglich macht, notwendigerweise

deren schnellen Durchführung ein Hindernis in den Weg. Weil er auf dem tiefen Fundament des Alters beruht, weil er über ein so weites Gebiet ausgebreitet ist und weil er sich stolz seiner eigenen Größe bewußt ist, ist er dank der ihm innewohnenden Trägheit jedem Wechsel feindlich gesinnt. Demgemäß haben sich in China große Umwälzungen, politische, religiöse und geistige, immer nur langsam vollzogen. Im Vergleich zu der Leichtigkeit, mit der sie in einigen westlichen Ländern zu Stande gekommen sind, ähneln sie dem langsamen Umlauf jener gewaltigen äußersten Planeten des Sonnensystems, die mehr als die Spanne eines Menschenlebens zu ihrem Lauf um die Sonne brauchen, während der kleine Merkur seinen Weg in nur drei Monaten zurücklegt.

Große dynastische Umwälzungen haben sich, weil sie eine Zeit der Auflösung und eine des Wiederaufbaues umfassen, über eine bis drei Generationen erstreckt, während die Entwicklung jener großen Revolutionen, deren Ergebnis das Aufkommen einer neuen Religion oder eines neuen philosophischen Systems gewesen sind, nach Jahrhunderten gemessen werden muß.

Wenn wir einige der bemerkenswerteren Wandlungen, die sich in der Entwicklung der chinesischen Zivilisation vollzogen haben, etwas genauer betrachten, werden wir in den Stand gesetzt, das Wesen der geistigen Bewegung, die jetzt eingesetzt hat, richtiger zu beurteilen.

Wir wollen mit der Entwicklung der politischen Strömungen beginnen. Die Chinesen sind durchaus nicht immer an das einförmige System despotischer Regierungen gefesselt gewesen; sie haben so verschiedene Regierungsformen aufzuweisen, wie das alte Rom oder das neue Frankreich. Während die Römer unter Königen, Konsuln und Kaisern lebten, hatten die Chinesen ihre Tis, Wangs und Huang-tis. Und wie Frankreich durch die Phasen einer Feudalmonarchie, eines Militärdespotismus und einer Republik gegangen ist, so kann auch China gleich viel Formen der Verwaltung aufweisen.

Da, wo die Hand der Geschichte zum ersten Mal den Vorhang hebt, zweitausend Jahre vor Christi Geburt, zeigt sich uns eine Wahlmonarchie, in welcher des Volkes Stimme die Stimme Gottes zum Ausdruck bringen durfte. So wurde Yao, der Musterkönig des Altertums, an Stelle seines ältern Bruders, der seines

unordentlichen Lebens wegen übergangen wurde, durch die Stimme der Edlen auf den Thron berufen. Yao seinerseits schob seinen Sohn zur Seite und forderte die Edlen auf, einen Nachfolger für ihn zu bestimmen. So wurde Shun gewählt, und wiederum überging dieser seinen unwürdigen Sohn und übertrug das „Gelb" einem fähigen Minister, dem großen Yu.

Obwohl Yu ein guter Herrscher war, verließ er die Bahnen seiner erleuchteten Vorgänger und lud den Tadel auf sich, das Reich in einen Familienbesitz umgewandelt zu haben. Der Grundsatz der Erbfolge wurde eingeführt. Zweigen der kaiserlichen Familie wurden Teile des Reiches zugewiesen und dadurch, daß deren Nachkommen in diesen Fürstentümern nachfolgten, wurde das Feudalsystem befestigt.

Das war dann die klassische Regierungsform in China; aber sie wurde vollständig vor zweitausend Jahren durch eine der nachdrücklichsten Revolutionen, die die Geschichte kennt, über den Haufen geworfen. Seitdem ist China eine feste Monarchie geworden, die vollständig isoliert dasteht, keine Nachbarn und keinen Begriff von internationalen Beziehungen hat. Das ist dann eine ergiebige Quelle für Konflikte mit den großen Völkern des Ostens und des Westens geworden.

Unter der Han-Dynastie, also ungefähr zur Zeit von Christi Geburt, ist eine noch wichtigere Wandlung in die Verfassung des Reiches gebracht worden, ein demokratisches Element, dank dem die Besetzung der Aemter nicht mehr der Willkür des Fürsten und seiner Günstlinge überlassen blieb. Dieses bestand in der Prüfung der Fähigkeit der Kandidaten durch litterarische Examina. Es bewährte sich so sehr, daß es nicht nur von den folgenden Dynastien übernommen, sondern von ihnen noch wesentlich verbessert wurde und sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Die Amerikaner würden ihren Wahlkasten nicht leichter aufgeben, als die Chinesen ihr vornehmes System litterarischen Wettbewerbs, der die öffentlichen Aemter zu Belohnungen für Gelehrsamkeit macht und jedermann Gelegenheit giebt, sich selbst durch eigene Anstrengungen zu erhöhen.

Nicht weniger vertraut ist der Chinese mit dem Gedanken von Wandlungen auf religiösem Gebiet. Drei Systeme sind auf der Bühne des Reiches erschienen und haben seit dem sechsten

Jahrhundert vor Christi Geburt um den Vorrang gestritten. Unter der Ch'in-Dynastie wurde der Konfuzianismus verfolgt; der Taoismus und Buddhismus, die abwechselnd verfolgt wurden und verfolgten, haben Jahrhunderte lang miteinander gerungen; jede hat vorübergehend seine Grundsätze auf dem Thron des Reiches zur Geltung gebracht. Der Buddhismus ist fremden Ursprungs. Sein Vorherrschen trägt viel dazu bei, das Volk mit der Einführung religiöser Gedanken aus dem Ausland auszusöhnen, und er ist ein deutlicher Beweis dafür, daß es möglich ist, die Chinesen zu einem fremden Glauben zu bekehren. Ein einflußreicher Staatsmann Chinas (der ehemalige Generalgouverneur von Nanking, Tseng-Kuo-fan) hat an der Hand dessen den Kaiser davon zu überzeugen gesucht, daß es nicht gut ist, der Ausbreitung des Christentums Schwierigkeiten in den Weg zu legen. „Seit der Zeit Ch'ins und Hans", sagt er, „wurden die Lehren des Konfuzius verdunkelt und es breitete sich die Religion Buddhas aus. Obwohl der Buddhismus aus Indien stammt, haben sich doch viele Inder von ihm losgesagt und dem Mohammedanismus zugewandt. Der römisch-katholische Glaube kommt aus dem Westen, aber einige Völker des Westens haben den Protestantismus angenommen und sich in Widerspruch mit dem römischen Glauben gesetzt. Daraus sehen wir, daß andere Religionen von Zeit zu Zeit aufkommen und niedergehen, daß aber die Lehre des Konfuzius sie alle unverändert durch alle Zeiten überdauert." Vorsichtigerweise verwirft der Schreiber das Christentum nicht, aber er empfiehlt ebenso wenig seine Annahme; er wünscht nur den Kaiser davon zu überzeugen, daß es voraussichtlich nicht vom Uebel ist, wenn eines Tages das Christentum an die Stelle des Buddhismus tritt, so lange nur das Volk die Grundlehren seiner alten Weisen befolgt. Es ist aber von großer Bedeutung, wenn die leitenden Geister die Möglichkeit eines Wechsels selbst in dieser bedingungsweisen Form anerkennen.

Neben diesen religiösen Revolutionen und völlig von ihnen verschieden giebt es mehrere Perioden geistigen Erwachens, die in der Litteraturgeschichte durch scharf begrenzte Abschnitte zum Ausdruck kommen.

Die erste derselben wurde durch die Lehren des Konfuzius ins Leben gerufen. Eine andere ist ein Jahrhundert später, zur Zeit

des Menzius, zu verzeichnen, wo die ethische Grundlage der Schule einer gründlichen Revision unterzogen wurde, nachdem die großen Fragen der Urgottheit und der Verderbtheit der menschlichen Natur in den Bereich der mit Schärfe und Nachdruck geführten Geisteskämpfe gezogen worden waren. Zum dritten Mal und noch heftiger erwachte das Volk, als die Klassiker, deren Werke Lu-Cheng verbrannt hatte, phönixgleich aus der Asche erstanden oder, vielleicht richtiger ausgedrückt, minervagleich aus dem Gedächtnis ihrer Schüler wieder zur Welt kamen, die sie in früher Jugend ihrem Kopfe eingeprägt hatten.

Das war das Zeitalter der Kritik. Dieselben Umstände, die den Nationalgeist zu neuer Thätigkeit anspornten, wurden die Veranlassung zur Feststellung des Wortlauts seiner alten Ueberlieferungen. Aber es blieb nicht dabei. Die Bambusspähne und Holztafeln, das plumpe Material der alten Bücher, mußten der Leinwand, der Seide und dem Papier Platz machen. Die Handlichkeit und die Schönheit des Materials trugen dazu bei, die Zahl der Bücher zu vervielfältigen und zu litterarischer Arbeit anzuspornen.

Am meisten aber wurde das Studium, wie zu erwarten war, durch die Erfindung der Buchdruckerkunst angeregt. In dem schon erwähnten Zeitalter, etwa um das Jahr 177 vor Christi Geburt, wurde der durchgesehene Text der heiligen Bücher auf kaiserlichen Befehl auf Steintafeln eingeschnitten, um ihn gegen die Gefahr eines andern Brandes sicherzustellen. Von diesen Steinen sind Abdrücke gemacht, und auf diese Weise wurde in beschränktem Maße schon damals die Buchdruckerkunst ausgeübt. Allerdings wurde sie erst im achten Jahrhundert unserer Zeitrechnung allgemein in den Dienst der Bücheranfertigung gestellt.

Jene Epoche zeichnet sich nicht so sehr durch eine vermehrte Produktion, als durch die Verbesserung der schon vorhandenen Geisteserzeugnisse aus. Das war dann auch besonders die Zeit der Dichtkunst, wo Li-Tai-Po und Tu-Fu, sowie zahlreiche, weniger große Leuchten am Horizont erschienen. Die T'ang-Zeit ist anerkanntermaßen die Glanzzeit der chinesischen Poesie gewesen.

Auf diese Periode der Blüte folgte eine andere unter der Sung-Dynastie (960 bis 1279), wo der Geist Chinas von neuem einen Aufschwung nahm. Er wurde von einer Sucht philoso-

phischer Forschung erfaßt und beschäftigte sich mit den schwierigsten Fragen der Lehre des Seins. Chou-tze, Cheng-tze und vor allem der berühmte Chu-Hsi zeichneten sich durch den durchdringenden Scharfsinn und die außerordentliche Freiheit ihrer Forschungen aus. Sie wollten die alte Philosophie wieder ans Licht ziehen, thatsächlich aber gründeten sie eine neue Schule, die des pantheistischen Materialismus, die sich bis heute behauptet hat.

Auch die beiden letzten Dynastien sind nicht ohne geistige Produkte geblieben; die Fruchtbarkeit des chinesischen Geistes scheint thatsächlich unerschöpflich zu sein. Wenn auch weniger kühn und ursprünglich als in der vorhergehenden Periode, ist er auch unter ihnen in neuer Form aufgetreten. Die Schriftsteller der Ming-Dynastie haben sich durch die männliche Energie ihrer Ausdrucksweise, die der Ta-Ch'ing-Dynastie durch gefällige Eleganz ausgezeichnet.

Das Mitgeteilte genügt, um zu zeigen, daß die Chinesen keineswegs in allen Zeitaltern den Charakter eiserner Einförmigkeit gehabt haben, der ihnen so oft zugeschrieben worden ist. Sicherlich hängen sie fast abgöttisch am Althergebrachten, und in ihrem ganzen Denken sind sie durchaus konservativ. Aber sie haben sich keineswegs, wie so häufig angenommen worden ist, darauf beschränkt, einen kleinen Vorrat fester Gedanken ohne Zuthaten oder Aenderungen aus den ältesten Zeiten zu übernehmen. Die Samenkörner ihrer Zivilisation sind ebenso wie die jeder andern Zivilisation, die wert ist, erhalten zu bleiben, nicht Edelsteine, die in einen Kasten gelegt werden können, sie müssen vielmehr gehegt und gepflegt werden. Thatsächlich haben denn auch umfassende Veränderungen stattgefunden; wiederholt sind fremde Reiser auf die heimische Wurzel gepfropft worden. Der chinesische Forscher, der dem Pfad der Geschichte nachgeht, findet Einförmigkeit und Unveränderlichkeit nur in einigen wenigen grundsätzlichen Dingen. Die Lehre von der Kindesliebe, die bis zur religiösen Verehrung ausgebaut ist, zieht sich wie ein goldener Faden durch alle Zeiten; sie ist die Grundlage der Familienbande und gesellschaftlichen Ordnung. Der Grundsatz des göttlichen Ursprungs der Regierung, die von einem Manne als dem Vertreter des Himmels ausgeübt wird, aber im Sinne des andern Grundsatzes, daß der Wille des Himmels durch den Willen des Volkes zum Ausdruck gebracht

wird, Veränderungen unterworfen ist, wird in allen Zeiten gleichmäßig als die Grundlage aller bürgerlichen Einrichtungen wiedergefunden.

Wenn die Chinesen auch nicht so vielfachen Veränderungen ausgesetzt sind wie ihre mehr kaufmännischen Antipoden, so ist die Zahl der festen Faktoren ihrer Zivilisation nur gering gewesen, die der beweglichen dagegen groß. Kühne Neuerungen und tiefgehende Umwälzungen treten überall in ihrer langen Vergangenheit zu Tage und lassen neue für die Zukunft erwarten. Es scheint aber geradezu unmöglich, daß bei einer solchen Veranlagung für geistige Regsamkeit die Berührungen und Zusammenstöße mit der Zivilisation des Christentums nicht den tiefsten Eindruck auf die Chinesen gemacht haben sollten.

Thatsächlich war denn auch der Eindruck, den sie gemacht haben, sehr tief, wenn auch nicht immer sofort wahrnehmbar. Ueber ein halbes Jahrhundert lang hat der Westen seinen Einfluß durch die gleichzeitige Vermittlung seiner Waffen, seines Handels, seiner Religion und seiner Wissenschaften ausgeübt. Einige dieser Einflüsse fingen viel früher als andere zu wirken an, und ihre Wirkung war keineswegs unbedeutend. In den letzten Jahren haben sich aber alle mit einem ganz gewaltigen Nachdruck bemerkbar gemacht, als ob ein Knallgasgebläse angesetzt wäre, das einen Berg von Diamanten zum Schmelzen bringen sollte. Der ganzen Lage der Dinge nach konnten die Einflüsse ihre Wirkung früher niemals so nachdrücklich äußern, weil China geographisch zu isoliert lag. Die Völker des Westens waren zu fern, als daß ihr Auftreten in China Sorge hervorgerufen hatte. Nachdem aber die Dampfschiffe und der Suezkanal China Europa näher gebracht hatten und nachdem die Völker des Westens in zwei Kriegen gezeigt hatten, daß sie die Chinesen in jeder Schlacht besiegen konnten, gaben sie ihnen eine Lehre, ohne die alle Versuche, den Chinesen nützlich zu sein, nichts anderes waren, als ein Versuch, einen Berg dadurch zu bewässern, daß man ihn von unten mit Wasser bespritzt.

Der Erfolg war unmittelbar zu spüren. Zum ersten Mal merkten die Chinesen, daß sie etwas zu lernen hatten. Schon ein Jahr nach der Einstellung der Feindseligkeiten im Jahre 1860 konnte man große Kontingente chinesischer Truppen sehen, die sich

unter der Leitung fremder Exerziermeister auf genau demselben Grund und Boden, auf dem sie ihre Niederlagen erlitten hatten, mit der Taktik des Auslandes vertraut machten. Arsenale, die mit vom Ausland eingeführten Maschinen ausgerüstet waren, wurden an vier wichtigen Plätzen in Betrieb gesetzt, und in zwei wichtigen Hafenplätzen wurden Marinewerften angelegt, in denen eingeborene Handwerker den Bau von Dampfkanonenbooten erlernten.

In der Folge machten die Chinesen solche Fortschritte auf dem Gebiete der Kriegskunst, daß sie glaubten, nun könnten sie es mit einer Großmacht aufnehmen. Erst der japanische Krieg zerstörte diese Illusion.

Aber auch in anderer Richtung wurde die Erziehung nicht vernachlässigt. In Kanton wurde eine Schule zur Ausbildung von Dolmetschern eingerichtet; eine ähnliche Anstalt entstand in der Hauptstadt des Reiches. Für den Geist der herrschenden Rasse ist es bezeichnend, daß in beiden Schulen die Studenten ausschließlich den Tatarenstämmen oder solchen chinesischen Familien angehörten, die schon zur Zeit der Eroberung des Landes durch die Mandschus sich diesen vollständig assimiliert hatten. Die Regierung zeigte auch nicht die geringste Neigung, die Vorteile dieser Neuerung ihren chinesischen Unterthanen ebenfalls zugute kommen zu lassen. Nur ein erleuchteter Staatsmann mit gesunden Ansichten und weitem Blick warnte davor, der kluge Chef des Auswärtigen Amtes Wen-Hsiang. Er brachte schließlich den Hof dahin, daß die Thore der Schulen auch höheren graduierten Chinesen geöffnet werden sollten; aber diese weigerten sich nun, in die Schulen einzutreten. Wo-ju, der Lehrer des Kaisers, erklärte: der Vorschlag, wonach gelehrte Doktoren zu den Füßen Fremder sitzen sollten, widerspräche der Würde Chinas, und da er an der Spitze der kaiserlichen Akademie stand, ermutigte er die Hanlins in ihrer Opposition gegen die geplante Neuerung. Unfähig, die höheren Litteraten zu erreichen, mußte Wen-Hsiang sich darauf damit zufrieden geben, seine Rekruten aus den Klassen der niederen zu nehmen. Die Zahl der Schüler wurde von dreißig auf hundertundzwanzig erhöht und der Lehrplan dahin erweitert, daß er neben den Sprachen auch einen Kursus in den freien Künsten und Wissenschaften umfaßte. Das kaiserliche T'ung-Wen wurde aber von da an ein bedeutender Faktor zur Förderung der Sache des Fortschritts.

Einige der Zöglinge dieser Anstalt fanden später in den Schulen und Arsenalen Anstellung. Eine andere Anzahl wurde den Gesandtschaften im Ausland zugeteilt. Zwei wurden zu einer Zeit, wo der Kaiser noch in seiner ersten Jugend stand, seine Lehrer für die englische Sprache. Statt dem Kaiser aber gedruckte Bücher in die Hand zu geben, wurden diese gezwungen, eine Anzahl von Lektionen, die prachtvoll in Schönschrift ausgeführt waren, ihrem Zögling zu überbringen. Sie wurden mir immer erst zur Durchsicht vorgelegt, damit sie jedenfalls richtig seien. Ich kann hinzufügen, daß mir bei meiner Anstellung am T'ung-Wen eine Klasse von zehn Knaben anvertraut wurde, die englisch lernen sollten. Nach kurzer Zeit bat ich, von diesem Amt enthoben zu werden. Ein alter Minister, der die Aufsicht über die Schule führte, fragte nach meinen Gründen. Ich sagte ihm: ich hielte die Aufgabe zu gering für mich. „Nennen Sie sie nicht gering," antwortete er. „Der eine oder andere Ihrer Schüler kann eines Tages Lehrer des Kaisers werden."

Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß dieses Argument den Ausschlag gab. Nicht nur erfüllte sich des Ministers Prophezeiung mit Bezug auf die Schüler, wozu er übrigens sehr viel beitrug, sondern ich wurde, als das Institut weiter ausgebaut wurde, zum Präsidenten der Anstalt und zum Lehrer des Völkerrechts ernannt, eine Doppelstellung, die ich fünfundzwanzig Jahre bekleidete, bis mich meine erschütterte Gesundheit zum Rücktritt zwang.

Von den Zöglingen des T'ung-Wen, die ins Ausland gesandt wurden, waren mehrere Dolmetscher und einige Sekretäre an den Gesandtschaften, andere Konsuln und Vizekonsuln, während einer oder zwei es sogar bis zur Würde eines Gesandten gebracht haben. Zu den letzteren gehört vor allem der frühere Gesandte in Paris, Ching-Chang.

Die Gesandtschaften selbst dürfen als Vermittler auf dem Gebiet des Erziehungswesens nicht unterschätzt werden. Alle Gesandte und ihre Umgebung betrachten sich als Forscher. Mehr als ein Gesandter hat seine Beobachtung in dicken Bänden niedergelegt. Noch häufiger haben die Gesandtschaftssekretäre ihre Reise beschrieben. Da diese Berichte nicht als amtliche Schriftstücke zu den Akten gelegt, sondern veröffentlicht worden sind, haben sie viel zur Aufklärung beigetragen.

Eine der bemerkenswertesten Unternehmungen dieser Zeit war die Mission, die Yung-Wing, ein Graduierter und Doktor der Rechte der Universität Yale, veranlaßte. Er und seine Nachfolger brachten etwa dreihundert ausgesuchte junge Leute nach Hartford, wo sie in allen Zweigen des Wissens, die ihrer Heimat von Nutzen sein konnten, unterrichtet worden sind. Diese jungen Leute wurden schließlich aber zurückgerufen, weil man fürchtete, sie hätten zu viel gelernt.

Bis dahin waren auf dem Gebiete des Erziehungswesens nur amtliche Schritte gethan worden, wie ihre Ergebnisse auch nur der Regierung selbst zugute kommen sollten. Sie alle aber waren schwach im Vergleich mit der Bewegung, die nach dem japanischen Krieg einsetzte. Die erste Wirkung dieser Niederlage war das Erwachen des ernstlichen Wunsches, die wahren Ursachen der Erniedrigung Chinas kennen zu lernen. Jene hochmütigen Gelehrten, die Mitglieder des Hanlins, die es vorher für unter ihrer Würde gehalten hatten, in das Tung-Wen einzutreten, waren jetzt plötzlich davon überzeugt, daß die Japaner nur deshalb siegreich gewesen waren, weil eine neue Erziehungsweise sie mächtig gemacht hatte. Sie fingen an, in der Hauptstadt und an verschiedenen Plätzen des Landes Reformklubs zu gründen. Sie erbaten sich von Missionaren, wie Dr. Allen, Timothy Richards und Gilbert Reid, Rat. Die Generalgouverneure förderten die Bewegung. Der große Generalgouverneur Chang-Chih-tung veröffentlichte zu diesem Zwecke ein Buch, in dem er nachwies, daß Chinas einzige Hoffnung eine gründliche Aenderung seines Erziehungswesens ist.

Im Jahre 1897 kam der hervorragende Gelehrte Kang-Yu-wei aus Kanton nach Peking, um sich um einen Platz an der kaiserlichen Akademie zu bewerben. Da er das Ohr des Kaisers fand, erlangte er eine noch höhere Stellung. Tief durchdrungen von der Ueberzeugung, daß Chinas Sicherheit davon abhänge, daß es dem Beispiel Japans folge, feuerte er den Kaiser an, der Führer des Volkes auf dem Wege der Reform zu werden.

Der Kaiser erließ eine Reihe von Edikten, die vor vernünftigen Leuten für sich selbst sprachen, wenn sie auch voll von Neuerungen waren. Er empfahl, die Beamten des Reiches in Wissenschaften und praktischen Künsten zu prüfen, nicht aber von ihnen einen Wettbewerb im Schönschreiben und Versedrechseln zu

erlangen. In diesem Sinne ordnete er die Errichtung von Elementarschulen an, für die die Götzentempel im Lande zur Verfügung gestellt werden sollten. Das sah das Volk als eine Konfiskation der Tempel an. Weiter ließ der Kaiser höhere Schulen und Kollegien in den Provinzen, sowie eine Universität in der Hauptstadt ins Leben rufen, welch letztere die Studenten aus der Provinz für den Staatsdienst vorbilden sollte. Der Schreiber dieser Zeilen wurde zum Präsidenten dieser Universität berufen. Zwei Jahre hat diese mit einem Lehrkörper von zehn ausländischen Professoren und zwölf einheimischen Hilfskräften bestanden, von denen die Mehrzahl Christen waren und die Missionsschulen durchgemacht hatten. Der Ausbruch der Boxerunruhen setzte ihrer Thätigkeit ein Ende.

Aber der Wahnsinn, der in dem Niederbrennen der Bibliothek des Hanlin zum Ausdruck kam, die Einäscherung der reichsten Teile der Hauptstadt und die Beschädigung der Bücherei der Universität durch Wasser können nur dem Reformwerk auf dem Gebiete des Erziehungswesens einen neuen Sporn geben.

Eine Missionsreise im südlichen Kamerun.

Wir haben schon ab und zu im Missions-Magazin eine Missionsreise der Basler Brüder in Kamerun geschildert. Es geschah dies nicht aus besonderer Vorliebe für Reiseberichte, sondern weil es Evangelistenfahrten waren, die sowohl der Erkundung des Landes dienten als auch zugleich der Erschließung fremder Gebiete für die Mission.

So führt uns auch der nachfolgende Bericht, den wir den Mitteilungen des Basler Missionars Ernst verdanken, in ein Gebiet des südöstlichen Kameruns, wo der gewaltige Sanaga-Strom die Missionare zum Vordringen zu den Volksstämmen des Innern schon seit Jahren einladet. Der hiefür bestehende Stützpunkt der Arbeit am untern Sanaga ist die im Jahr 1892 gegründete Station Lobethal, die zunächst dem Missionswerk unter den Volksstämmen

der Mulimba und Bakoko dienen sollte. Wiederholte Predigtreisen flußaufwärts gaben indes bald den Anstoß zu einer weiteren Stationsgründung, und zwar an den großartigen Edea-Fällen, wo der Sanaga sich zwischen der Urwildnis hindurchdrängt und vom Terrassenland des Innern über Felsenbänke schäumend zur Tiefe stürzt. Hier ließ man sich im Jahre 1896 nieder und besetzte von da aus einen Außenposten nach dem andern unter den verschiedenen Stämmen, die das waldige Bergland zu beiden Seiten des Sanaga bewohnen. Die Besetzung dieses Gebiets war um so wichtiger, als Edea den Schlüssel für das Vordringen ins Innere bildet, von wo schon mehrfache Aufforderungen an die Basler Mission ergangen sind, ihre Thätigkeit auch auf die Gegenden landeinwärts auszudehnen. Es liegt deshalb im Bestreben der Missionare, von Edea aus nicht nur die umliegenden Gebiete immer eingehender zu erkunden und sie mit dem Evangelium zu bedienen, sondern auch die im Nordosten liegenden Länderstrecken soweit als möglich in den Kreis ihrer Wirksamkeit hereinzuziehen.

Diesem Zwecke diente auch die mehrwöchige Reise der beiden Missionare Ernst und Häfsig, von denen der erstere in Lobethal stationiert ist und dessen Schilderungen wir im Nachstehenden folgen.

Weihnachten am Sanaga.

Der Morgen des 23. Dezember (1901) war gekommen. An dem hastigen Treiben und dem fröhlichen Singen der Schüler in Lobethal merkte man: „heute ist Schulvakanz und Reisetag." Da ich meine Ferien diesmal dazu benützen wollte, mit dem in Edea stationierten Miss. Häfsig eine längere Predigtreise in den Nordosten zu unternehmen, so trieb es auch mich mächtig hinaus. Zur Beschleunigung der Abreise aber drängten schon in aller Morgenfrühe die von Edea stammenden Schüler, denen die Heimat von weitem winkte. Um 8 Uhr sollte die Reise angetreten werden; aber bis all die verschiedenen Habseligkeiten gepackt und samt dem Proviant im Kanoe untergebracht waren, bis ein jeder Lebewohl gesagt hatte, da war die festgesetzte Abfahrtszeit längst überschritten.

Endlich war man so weit und in den nächsten fünf Minuten saß ich im schwankenden Kahn, wo sich kaum noch ein Plätzchen für mich fand. Jetzt senkten sich auch die Ruder zu kräftigem Schlage und fröhlicher Rudergesang verkündete, daß alles munter an der Arbeit war. Leicht glitt das Boot über die glatte Wasserfläche des

Sanaga dahin. Aber höher und höher stieg die Sonne, immer drückender wurde die Hitze; kein Lüftchen umfächelte die schweißtriefende Stirn. Der Gesang ließ nach, endlich verstummte er ganz. Die ungewohnte Anstrengung hatte die schwachen Arme der rudernden Schüler schlaff gemacht. Nur noch langsam kamen wir stromaufwärts. Endlich erreichten wir eine Sandbank. Wir machten Halt, um durch ein einfaches Mittagsmahl die gesunkenen Kräfte zu stärken und die Seebrise abzuwarten. Aber sie wollte nicht einsetzen. So blieb uns nichts anderes übrig, als aufs neue unser Kanoe zu besteigen und die Fahrt fortzusetzen. Ging es auch nur langsam voran, es wurde doch Strecke um Strecke gewonnen. Allmählich wurde es besser; der kühle Abendwind regte zu neuen Kraftanstrengungen an, und bis 7 Uhr hatten wir unsere letzte Außenstation von Lobethal, Ndogumbwang erreicht. Wir beschlossen, hier zu übernachten; aber wir wurden bitter getäuscht. Der Lehrer war auf dem Fischfang, und die Kapelle, die uns beherbergen sollte, war im Umbau begriffen. Wohl oder übel mußten wir wieder abziehen und eine andere Lagerstätte suchen. Wir ruderten zur nächsten Sandbank, zündeten hier ein Feuer an und kochten ab. Die Schüler hatten Reis und Fische, während mir einer einen Topf mit Thee zurecht braute. Darnach schlugen wir, so gut es ging, unser Nachtlager im Revier der Krokodile auf. Meine Lagerstätte suchten die Schüler so bequem als möglich zu machen. Zwei von ihnen zogen einen kleinen Graben im Sand, schichteten diesen zu den Häupten zu einer Art von Kopfkissen auf und breiteten meinen Teppich darüber. Sie selbst zogen ihre Umschlagtücher über Hals und Kopf und legten sich im Kreise um das Feuer zum Schlafen nieder. Es dauerte nicht lange, so verkündeten tiefe Atemzüge, daß das Volk zu seiner Ruhe gekommen war. Ich dagegen wälzte mich, der harten Lagerstätte ungewohnt und von quälenden Moskitos umschwärmt, noch lange unruhig hin und her, bis mich der Schlaf übermannte.

Es war morgens drei Uhr, als mich ein kühler Morgenwind aus dem Schlummer weckte. Friedlich leuchtete der Mond vom klaren Himmel hernieder und weithin sah man den Sanaga gleich einem weißen Silberstreifen im Mondlicht glänzen. Wer wollte da noch weiter schlafen? Ich weckte die Schläfer und ermunterte zur Abfahrt. War es die herrliche, vom Monde beschienene Landschaft, die sie bezauberte, oder der erquickende Schlaf — im Nu waren sie auf den Beinen und machten das Kanoe zur Abfahrt bereit. Schon in einer Viertelstunde glitt das Fahrzeug über die glatte Wasserfläche dahin. Die angenehme Morgenkühle, die über den Fluß strich, erleichterte die Arbeit des Ruderns. Erst als die Sonne höher stieg, erlahmte

die Kraft und die unliebsamen Pausen traten aufs neue ein. Nichtsdestoweniger kamen wir vorwärts, und bald nach 12 Uhr legten wir an der Station Edea an. Die Freude war groß und die liebevolle Aufnahme, die wir im Missionshause fanden, gewährte reichlichen Ersatz für alle Reisebeschwerden.

Der folgende Tag war der Christtag. Am Vormittag fand der übliche Gottesdienst statt; auf den Abend hatte man die Christfeier angesetzt. Die hier stationierten Geschwister Lauffer hatten das Ihrige gethan, um die Feier so schön als möglich zu gestalten. Gegen 7 Uhr läutete die Glocke, um die Hausbewohner zum fröhlichen Feste zu rufen. Es währte nicht lange, so war die kleine Festgemeinde im Zimmer versammelt. Eine kleine Palme stand als Christbäumchen geschmückt auf dem Tische. Darunter lagen die Weihnachtsgeschenke für Schwarze und Weiße. Die Schülerinnen der Mädchenschule begannen hierauf die einfache Feier mit dem bekannten Weihnachtsgesang: „Stille Nacht, heilige Nacht." Einige erzählten dann die Geburtsgeschichte des Heilandes; wieder andere sagten Sprüche auf, deren Inhalt in den Worten gipfelte: „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingeborenen Sohn gab" ꝛc. Das „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit" beschloß den ersten Teil der schönen Feier und machte den Eingang zu dem zweiten, für Neger nicht ganz unwichtigen Teil der „Geschenkverteilung". Wie blitzten da die schwarzen Augen und die blanken, weißen Zähne zwischen den aufgeworfenen Lippen, als Missionar Lauffer an den Tisch trat, um die Geschenke zu verteilen. Und wahrlich, man hatte Grund, sich zu freuen! Selbst Freund Häßig und ich waren nicht vergessen.

Auch der folgende Stephanstag wurde diesmal mehr als gewöhnlich gefeiert. Frau Lauffer hatte nämlich ihrem Manne zum Weihnachtsfeste eine kleine Tochter beschert, deren Taufest am Nachmittag dieses Tages gefeiert wurde und an dem wir Missionare, ein Kaufmann, der Polizeimeister von Edea und viele Schwarze teilnahmen. Die Feier hielt uns lange beieinander und erst in später Abendstunde dachte man an den Aufbruch. Und doch wollte ich mit Br. Häßig am nächsten Tage eine Reise ins Innere antreten, für die noch mancherlei Vorbereitungen zu treffen waren. Wir erhoben uns deshalb schon beim ersten Hahnenschrei von unserem Lager, um die Traglasten zu packen. Ach, an was alles muß man doch da denken! Geldmünzen kann man ja im Urwald nicht verwenden. Es müssen Tauschartikel sein, wie Lendentücher, Tabak, Thonpfeifen, Spiegel, Messer, Gabeln, Zündhölzer, Schnupftabakdosen u. dgl. m. Mit diesen Waren muß nicht nur das Essen für uns Weiße, sondern auch für die Träger bestritten werden.

Endlich waren wir in der zehnten Stunde mit der Packerei fertig und unsere Träger standen marschbereit im Missionsgehöft. Wir Missionsleute versammelten uns zum Abschied und sangen noch zwei Verse von dem Liede: Befiehl du deine Wege ꝛc. Dann traten die Träger an die Lasten, noch ein Händedruck, ein letztes Lebewohl an die Zurückbleibenden — und getrosten Mutes gings landeinwärts auf dem Wege von Edea nach Mangala.

Das erste Missionsfest in Mangala.

Es mochte gegen 4 Uhr nachmittags sein, als wir die erste Außenstation von Edea, Yabi-Sepe, erreichten. Die Kunde von unserem Kommen war uns schon lange vorausgeeilt. Diesen Umstand hatten die Leute benützt, um den Empfang so großartig als möglich zu gestalten. Kapelle und Lehrerhaus waren mit Palmzweigen geschmückt, und im Schulhofe flatterte eine schwarz-weiß-rote Flagge im Winde. Wir machten etwas Halt und im Nu waren die Leute von allen Seiten herbeigeeilt, um uns zu begrüßen. Die Mutter eines meiner Schüler rückte mit einer großen Kürbisflasche voll Palmwein an, aus der sie zuerst selbst einen kräftigen Zug that, ehe sie uns den labenden Trunk bot. Mit einem Blatt Tabak und einem thönernen Pfeifchen erwiderten wir den freundlichen Gruß und zogen dann fröhlich unsere Straße weiter. Gegen Abend kamen wir in das erste Dorf von Mangala, wo wir bei unserem Lehrer das Nachtquartier aufschlugen. Auch hier wurde uns ein freundlicher Empfang zu teil. Am Abend sammelten wir die Leute zur Andacht, die aber leider, da wir sie im Freien halten mußten, durch einen heftigen Regen vereitelt wurde. Umsomehr suchten wir das Versäumte am andern Morgen nachzuholen. Br. Häffig setzte sich zu diesem Zwecke mit seiner alten Ziehharmonika mitten in des Häuptlings Hof auf einen Baumstamm und machte mit derselben eine solche Musik, daß die Leute aus allen Winkeln zusammenliefen. Als eine ansehnliche Zahl versammelt war, setzten sich Schüler und Träger im Kreise um uns her und begleiteten das nicht eben sehr harmonische Instrument mit einem kräftigen Chorgesang. Darauf hielt ich die Morgenandacht, die wir mit dem Liede „Gott ist die Liebe" schlossen. Dann brachen wir nach dem ca. drei Stunden entfernt liegenden Mangala ma Ndong auf, wo wir den Sonntag über blieben.

Schon das mit Palmzweigen schön geschmückte Missionsanwesen, das anmutig auf einem kleinen Hügel liegt, ließ erkennen, daß morgen etwas Besonderes los sein müsse. Das war es auch. Morgen sollte das erste Missionsfest in Mangala gefeiert werden. Noch im Laufe

des Samstag-Nachmittags versammelten wir deshalb die Häupter der Stadt, um mit ihnen über die Verpflegung der Gäste zu beraten. Eine halbzerfallene Hütte diente als Palaverstätte. Würdig und ernst kauerten hier die Alten des Stadtwesens am Boden und schmauchten ihr thönernes Pfeifchen. Miss. Häfsig trat in den Kreis und erklärte ihnen mit wenigen Worten, daß morgen die Christen hier zu einem Feste zusammenkommen würden. Da ginge es denn nicht an, daß man sie mit leerem Magen nach Hause schicken könne. Zum Schluß fügte er noch hinzu, daß wir gerne bereit seien, die Auslagen zu bestreiten. Die Worte machten Eindruck, denn für die Magenfrage haben Neger ein Verständnis. Es entstand zunächst eine kleine Pause. Endlich erhob sich der Häuptling, nachdem er sich noch vorher beide Nasenlöcher mit einer ausgiebigen Prise Schnupftabak gefüllt hatte, und sagte: „Sind die Christen, die morgen kommen werden, nicht unser Fleisch und Blut? Und über all dem, habt ihr nicht täglich unsere Söhne in der Mittelschule zu Lobethal mit Nahrung versehen? Wie könnten wir uns heute bezahlen lassen?“ Das war verständig gesprochen und wir reichten ihm zustimmend die Hand. Das Palaver hatte damit ein Ende. Sogleich wurden Leute bestimmt, die die Lebensmittel zusammenholen sollten. Und in der That, schon nach kurzer Zeit kamen sie zurück, beladen mit Pisang und Makabo (einer kartoffelähnlichen Knollenfrucht); hinter sich her aber zogen sie an der Leine eine störrige Ziege. So brachte der Abend des Tages noch eine willkommene Abwechslung und reichliche Beschäftigung für die Frauen.

Prächtig stieg am andern Morgen der große Sonnenball über die Berge herauf. Ein herrlicher Tag stand in Aussicht. Bald trafen auch von nah und fern Christen, Taufbewerber und Schüler zum fröhlichen Feste ein. Um 10 Uhr gab eine ehemalige Bahnglocke das Zeichen zum Beginn der Feier. Der Festsaal war eine große Hütte, die der Häuptling zur Verfügung gestellt hatte. Im Augenblick war sie so gedrückt voll, daß kaum noch ein Plätzchen für uns übrig blieb. In den äußersten Winkeln kauerten die halbnackten Gestalten, und außerdem umlagerte draußen eine große Menge Heiden das Festgebäude, um zu sehen und zu hören, was die weißen Männer Neues zu sagen hätten. Miss. Häfsig eröffnete die Feier mit Gesang und Gebet. Nach ihm redete ein Lehrer in der Basá-Sprache, dann ich über Luk. 11, 28. Der Lehrer der Station machte den Schluß. Obwohl im dichtbesetzten Raum nach und nach eine schier unerträgliche Stickluft herrschte und der Schweiß beim bloßen Zuhören von der Stirne perlte, war doch die Aufmerksamkeit aller bis zum Schluß eine gespannte. Erst gegen 12 Uhr erfolgte das Ende der Feier.

Am Nachmittag fand für die anwesenden Schüler die Aufnahmsprüfung in die Mittelschule von Lobethal statt. Es waren ihrer 14, die geprüft wurden; 10 davon konnten aufgenommen werden, eine nette Zahl, die zugleich einen bedeutenden Fortschritt in der Ausbreitung des Reiches Gottes in Kamerun beweist. Noch vor 6 Jahren herrschte hierzulande stockfinsteres Heidentum und nicht ohne Grauen hörte ich damals die älteren Brüder von diesen Gegenden erzählen. Heute dagegen haben wir schon eine Schar junger Leute, die teils vorhaben, in die Mittelschule einzutreten, teils solche, die sich schon in der Vorbereitung für den Lehrdienst befinden. Ja, groß sind die Werke des Herrn; wer ihrer achtet, der hat eitel Lust daran!

Eine Neujahrsnacht in Nkonga.

Am andern Morgen, dem 30. Dezember, brachen wir nach Sackbayeme auf. Unser Plan war, in das sagenumwobene Ndogomakumak vorzudringen. Der Weg, den wir einschlugen, führte uns abwechselnd durch dichten Urwald und gut bestellte Maisfelder. Bald gab es Baumstämme zu überklettern, bald Hügel zu ersteigen und Flüsse zu durchwaten. So marschierten wir bis zum Einbruch der Dunkelheit. Schon war es nahe an 6 Uhr, als wir das Gehöft Mangala ma Nkwe erreichten. Der Häuptling empfing uns sehr freundlich und that sein Möglichstes, uns den Aufenthalt bei ihm recht angenehm zu machen. Noch in später Abendstunde brachte er eine Kürbisschale voll guten Palmweins und eine Ziege zum Geschenk.

In aller Frühe des folgenden Tages machten wir uns auf den Weg nach Nkonga. Unterwegs trafen wir mit einem etwas kleineren Häuptling zusammen. Sein Gesicht strahlte vor Freude, als er uns sah. Schon lange wollte er nämlich einen Lehrer haben. Heute, so dachte er, sind zwei Weiße beisammen, und sicher ist der mit dem großen Bart ein „großer Sango" (Herr); da bekomme ich gewiß einen. Er bestürmte uns mit Bitten; aber wir konnten ihm nur eine ausweichende Antwort geben. Endlich meinte er: „wenn ihr mir keinen Lehrer geben könnt, so kommet doch wenigstens selbst einmal zu mir." „Meine Stiefel sind zerrissen," entgegnete ich, „der zweistündige Umweg nach deinem Gehöft könnte mich in Verlegenheit bringen. Ein anderes Mal." „Nun, so kann doch Herr Häffig mit mir kommen," meinte er. Der Mann war von seinem Plane nicht abzubringen. So entschlossen wir uns, daß Br. Häffig ihm den Gefallen that, während ich die Karawane nach Nkonga führte. Ich traf hier im Laufe des Nachmittags ein und hatte kaum den Thee fertig, als auch schon mein Gefährte Häffig anlangte, und zwar mit einer

schönen Ziege, die ihm der Häuptling aufgenötigt hatte. Das Tier kam uns eben recht. Bald war es geschlachtet und vergnügt saßen wir um den duftenden Braten.

Nkonga ist ein hübsches Gehöft und die Leute machen einen guten Eindruck. Von allen wurden wir liebevoll aufgenommen. Der hier stationierte Lehrer war uns sogar mit seinen Schülern eine große Strecke weit entgegengekommen. Auch der alte Häuptling Mbayen war voll Freude. Er hatte auch Grund dazu; durfte er doch heute mit berechtigtem Stolze auf eine geräumige Kapelle und ein sauberes Lehrerhaus hinweisen, die beide unter seiner Mitwirkung entstanden waren. Ebenso konnte der Lehrer zu seinem Lobe sagen, daß die Kapelle jeden Sonntag voll besetzt sei und daß unter den vielen auch der Häuptling nicht fehle.

Der Abend war hereingebrochen. Die letzten Strahlen der Sonne waren hinter den Bergen verschwunden und schweigend hatte sich die stille Nacht herabgesenkt. Droben am Himmelszelt glänzten friedlich die goldenen Sterne und in tausendfachem Chor zirpten die Heimchen ihr Abendlied. Wir zündeten deshalb ein tüchtiges Feuer an, um das sich alt und jung lagerte. Auch der alte Mbayen und sein Bruder hatten sich eingefunden. Geisterhaft kauerten die schwarzen Gestalten um das flackernde Feuer. Die alte Harmonika ließ ihre Lieder ertönen und unwillkürlich stimmten wir im Chor in ihre Weisen ein. Es war eine Neujahrsnacht eigener Art. Da ging nicht bloß das Herz, sondern auch der Mund auf. Wieder war ein Lied zu Ende gesungen. Alle saßen in tiefem Schweigen da. Da stand ich auf, zog meine Mütze vom Kopfe und trat in den Kreis. Gespannt schaute alles auf, und ich begann zu reden über das Wort: „Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir“ (Hebr. 13, 14). An einfachen Beispielen suchte ich den Zuhörern klar zu machen, wie auf dieser Erde alles vergeht, und wie alle Herrlichkeit des Menschen ist wie des Grases Blume; wie wir Menschen deshalb unsere Herzen nicht hängen dürfen an die Güter dieser Welt, welche die Motten und der Rost fressen, sondern daß wir dieser Vergänglichkeit alles Irdischen gegenüber die bleibende Stadt suchen müssen, die uns Gott durch seinen Sohn Jesum Christum bereitet habe. Nachdem ich geendet, fragte Br. Häßig, ob sie das alles verstanden hätten. Im Namen aller erwiderte der Alte: ja! „Gut, Mbayen,“ fuhr jener fort, „willst du nicht auch an diese Stätte, die ewig bleibt?“ „Ja, gewiß,“ erwiderte er; „darum habe ich euch ja gerufen, damit ihr mir den Weg zeigt.“ „Das thun wir,“ entgegnete Br. Häßig, „aber es liegt an dir, daß du diesen Weg betrittst und jene Stätte mit allem Ernste suchst.“ „Das werde

ich," gab Mbayèn zur Antwort, „aber bedenke, Herr, unsere alten Sitten sind nach und nach über uns gekommen und diese neue Lehre wird auch nur allmählich das Alte verdrängen." Das war nur zu wahr gesprochen. Verwundert blickten wir uns an. „O Alter," sagten wir dann, „du hast recht geredet und uns jenes Wort des Apostels Paulus als Neujahrswunsch in den Mund gelegt: Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in der Arbeit, haltet an am Gebet."

Noch lange saßen wir in eifrigem Gespräch zusammen. Der Alte hatte ja noch manche Frage auf dem Herzen. Zunächst handelte es sich um eine Bahnglocke für seine Kapelle. Sie wurde ihm zugesagt, wenn er sie in Edea hole und den Ankaufspreis bestreite. Das versprach er, und schon am andern Tage ging ein Trupp junger Leute dahin ab, um das merkwürdige Ding nach dem drei Tagreisen entfernten Nkonga zu holen. Mitternacht war inzwischen herbeigekommen und der Zeiger der Uhr zeigte 12 Uhr. Da krachte ein Schuß und wir begrüßten das neue Jahr. — So endigte für uns jene Neujahrsnacht im Urwald von Süd-Kamerun.

Am folgenden Morgen marschierten wir weiter nach Sackbayeme. Unser Weg führte uns am Fuße einer Hügelkette entlang, bald bergauf, bald bergab, meistens durch hohes Gras und neu bebaute Felder. Die Sonne brannte heiß vom wolkenlosen Himmel hernieder und der Schweiß floß in Strömen. Kein Baum gewährte kühlenden Schatten. Müde und matt kamen wir gegen Abend in Sackbayeme an. In dem halbzerfallenen Häuschen des katholischen Lehrers schlugen wir unser Nachtlager auf. Die Frau eines schwarzen Händlers bereitete uns ein Abendessen. Um dasselbe recht appetitlich zu machen, bedeckte sie den Tisch ihrer einfachen Hütte mit einem saubern Tuche, stellte unsere weißen Emailteller darauf, legte das Besteck daneben und beschwerte dann das Tischtuch mit einer Flasche frischen Wassers und einem Krug Palmwein. Als dann vollends die dampfenden Knollen der Makabo und das duftende Ziegenfleisch aufgetragen wurden, da war es uns, als säßen wir daheim im Kreise der Eltern und Geschwister. Der Herr vergelte es der geschäftigen Martha!

Den Abend des Tages verbrachte ich bei dem Häuptling Esetuk am knisternden Feuer. Esetuk war von großer, stattlicher Figur, mit scharfen Gesichtszügen, aus denen zwei große, gutmütig dreinschauende Augen hervorleuchteten. Er rühmte sich, ein großer Freund von Herrn Häffig zu sein. Anfangs setzte ich Zweifel in seine Worte; dann aber erklärte er mir, daß er denselben einmal auf einer seiner Reisen fünf Tage lang begleitet habe. Ich konnte nichts mehr dagegen einwenden und wahrlich, ich hätte ihm auch Unrecht gethan; denn auch diesmal begleitete er uns zehn Tage lang auf unserer

gefahrvollen Reise nach Ndogomakumak und teilte Freud und Leid mit uns. Endlich erlosch unser Feuer und damit auch unsere Unterhaltung. Ich kroch in unsere Hütte und legte mich zum Schlafen nieder.

Da Br. Häffig vorhat, um seine beschwerlichen Reisen etwas abzukürzen, hier in der Mitte seines ausgedehnten Sprengels ein Häuschen zu errichten, so bestiegen wir am nächsten Morgen den hinter dem Dorfe aufsteigenden, 280 m hohen Hügel, auf dem er seine Hütte aufschlagen will. Esetuk war unser Führer. Der Weg führte in vielen Krümmungen durch dichten Wald langsam bergan. Oben ist der Hügel abgeplattet und könnte für die Wohnung eines Europäers nicht günstiger gelegen sein. Der ganze Hügel liegt frei, sodaß sich nach allen Seiten die schönste Aussicht bietet. Unten am Fuße des Hügels wälzt der Sanaga seine gewaltigen Fluten durch das felsige Flußbett und droben erblickt das Auge weithin die prächtigste Gebirgslandschaft.

Auf unsicheren Wegen.

Noch am gleichen Vormittag brachen wir auf und schlugen den Weg nach Ndogomakumak ein. Schon nach einer halben Stunde standen wir am Sanaga, den wir zu kreuzen hatten. Eigene Gefühle beschlichen uns bei seinem Anblick. Keinem Weißen war es je zuvor gelungen, hier weiter als eine Wegstunde auf dem jenseitigen Ufer landeinwärts vorzudringen. Eine kleine Strecke weiter aufwärts zeigte man uns die Stelle, wo die Ndogmyemer selbst dem Gouverneur Widerstand entgegengesetzt hatten. Auch erzählte uns ein alter Graubart, wie der Kopf eines Weißen, der vor einigen Jahren sich auf die andere Flußseite gewagt hatte, in den Losango-Sack, ein Beutel, der bei Götzenfeierlichkeiten verwendet wird, gewandert sei. Wie wird es uns da gehen? Werden wir je wieder hierher zurückkehren? Das Herz klopfte uns doch ein wenig. Doch vorwärts im Namen des Herrn! Sollten wir zu feig sein, das Panier des Kreuzes Christi unter diese Stämme zu tragen? Während wir so sinnend dem rauschenden Spiele der Wellen zuschauten, zog man ein schwerfälliges Kanoe an den Strand. Wir befahlen den Uebergang. Voraus gingen die Träger, zuletzt folgten wir und Häuptling Esetuk. Glücklich kamen wir drüben an. Noch einmal schwenkten wir grüßend den Hut hinüber zu der neugierigen Menge, die dem Uebergang zuschaute, dann verschwanden wir im dichten Urwald.

Nach einstündigem Marsche gelangten wir nach Dukokol. Es war der letzte uns bekannte Ort. Der Häuptling hieß Bejocha (spr. Bedjocha).

Sein graues Haar und sein gutmütiger Gesichtsausdruck verliehen ihm etwas Ehrwürdiges. Schon seit einigen Jahren haben ihn die weißen Männer besucht und waren bei ihm immer gern gesehene Gäste. In letzter Zeit hat er sogar für seinen Bezirk einen Lehrer erhalten. Die Christen haben ihm deshalb scherzend den Namen Nikodemus beigelegt. Von der Mithilfe dieses Mannes hing es ab, ob wir unsere Reise nach Ndogomakumak ausführen konnten. Wir setzten ihn deshalb sogleich von unserem Plane in Kenntnis. Er war damit einverstanden. Sofort bestimmte er zwei Männer, die als Botschafter an den Grenzhäuptling Manyo abgehen sollten, um ihn von unserer Absicht zu verständigen. „Ist dieser Häuptling für uns," meinte er, „so ist der Weg nach Ndogomakumak frei." Als Gruß schickten wir ihm durch die Boten zwei thönerne Pfeifen und zwei Büschelchen Tabak zu. Dann machten sie sich auf den Marsch; denn der Weg zu Manyo war weit und an eine Rückkehr war für heute nicht mehr zu denken.

In mancherlei Gesprächen mit Bejochas Leuten verging der Nachmittag. Mit Vorliebe suchten dieselben das Gespräch auf Ndogomakumak zu bringen, und zwar wußten sie haarsträubende Dinge zu berichten. Da wohne z. B. ein reicher Häuptling daselbst. Dieser versammle zu gewissen Zeiten alle Leute seines Sprengels in seinem Gehöft, und wehe dem, der ausbleibt! Zuerst bewirte er sie mit Palmwein und gutem Essen; dann aber, wenn alles in heiterster Laune sei, brächen auf ein gegebenes Zeichen vermummte Männer aus dem nahen Wald, mordeten nach Herzenslust, fingen und fesselten ihrer so viele als sie bekämen und sperrten sie dann in ein festgebautes Haus. Nach einigen Tagen aber würden sie als Sklaven in den Osten verkauft. Auch wurde erzählt, daß dort eine Tochter gestorben wäre, die dann drei Jahre nach ihrem Tode wieder erschienen sei und sich mit einem Manne verheiratet habe. Diesem habe sie einige Enakskinder geboren und sei dann wieder spurlos verschwunden.

Während dieser Erzählungen besorgte ich das Geschäft eines Schuhflickers. Beim Sprung über einen Graben war nämlich mein Schuhwerk aus dem Leim gegangen. Die Spitze einer verrosteten Feile diente mir als Ahle, ein Stück Bindfaden als Schusterdraht. So verrannen die Stunden. Der Abend nahte. Im Osten trübte sich der Himmel und schwarze Wolken jagten daher. Ueber den Bergen stand ein Gewitter. Dumpf rollten die Donner und grell zuckten die Blitze. Wir schauten lange dem prächtigen Schauspiele zu. Da — eine kleine Windsbraut, ein zuckender Blitz, ein krachender Donnerschlag. Los brach der Orkan. Johlend stob die Menge auseinander. Ein jedes kroch in seine Hütte. Wild heulte der Sturm

durch die Wipfel der Bäume. Die stolze Palme beugte ihr Haupt, wie dürre Halme knickten die Aeste der Waldbäume. In Strömen rauschte der Regen hernieder. Unaufhörlich zuckten blendende Blitze und der ganze Himmel glich einem Feuermeer. Mit gewaltigem Getöse rollte der Donner und unsere Hütte ächzte in allen ihren Fugen. Doch schnell, wie der Sturm dahergebraust war, so zog er vorüber. Nur noch leise plätschernd fiel der erquickende Regen und kühlte die schwüle Nachtluft ab. Er sang uns auch in den Schlaf.

Wieder war es Morgen, der 3. Januar. Sehnsüchtig erwarteten wir unsere Boten. Was wird die Botschaft sein? Von dieser hing ja alles ab. Wir nahmen ein stärkendes Morgenbad im nahen Muka. Wir kehrten zurück und warteten. Es wurde neun, es wurde zehn Uhr — sie kamen nicht. Was mag sie aufgehalten haben? Endlich wurde es Mittag. Da auf einmal heißt es: „Sie kommen, sie kommen." Im nächsten Augenblick kauerte alles im Kreise um uns her. Die Boten traten herzu. Einer ging auf Miss. Häßig zu, legte Pfeifen und Tabak vor ihm nieder und sagte: „Herr, der Häuptling Manyo ist bei der Nachricht von euerm Kommen mit Weib und Kind in den Wald geflohen und ist auf dem Wege nach Ndogomakumak, um die dortigen Leute zum Kampfe gegen die Weißen aufzufordern."

Das war schlimme Kunde und ratlos schauten wir einander an. Endlich kam uns ein erleuchtender Gedanke. „Höret," sagten wir, „gestern Abend haben einige eurer Frauen uns gesagt, sie seien Töchter von Ndogomakumak und meinten: wenn euch unsere Väter nicht aufnehmen wollen, so gehen wir voraus und alles wird recht werden. Gut, das wollen wir jetzt versuchen. Unsere Träger bleiben einstweilen zurück, während wir zwei Weiße, der Dolmetscher und die Häuptlinge Bejocha und Esetuk uns begleiten; uns allen voraus aber gehen die Töchter von Ndogomakumak." Das war ein Plan, auf den niemand gefaßt war. Er erregte sichtliche Bewunderung und brachte sie in große Verlegenheit. Es folgte nun eine Ausrede der andern. Aber gerade das war uns ein Beweis, daß nicht die Ndogomakumaker uns den Weg verlegten, sondern sie selber. Wir sagten ihnen denn auch frei heraus, daß sie und niemand anders das Hindernis seien. Um die Wirkung dieser Worte noch nachdrücklicher zu machen, erklärten wir ihnen kurz und bestimmt: „Ihr habt uns betrogen und wir gehen zurück." Zugleich erhoben wir uns und nahmen Hut und Stock. Unsere Träger traten an die Lasten und das Zeichen zum Aufbruch wurde gegeben.

Das hatten die Leute nicht erwartet. Sofort war alles auf den Beinen, schrie und johlte durcheinander wie auf einem Jahrmarkt. Der alte Bejocha aber stürzte auf Miss. Häßig zu und fiel ihm um

den Hals. „Weg, Alter!“ rief ich ihm zu; „wir müssen fort; ihr habt uns betrogen.“ „Ach Herr, bleib doch, bleib!“ war die bittende Antwort. „Nein, wir können nicht. Seht, wenn uns durch eure Ränke in jenem Gebiet etwas Schlimmes widerführe, wenn sie uns gefangen nehmen oder gar töten würden, was für eine Strafe würdet ihr da unsertwegen über euch bringen! Der Gouverneur würde in diesem Fall mit vielen Soldaten gegen euch ausziehen, euch töten und eure Städte zerstören. Wir sind Männer Gottes und Boten des Friedens und müssen einst vor Gott unser Thun verantworten. Wie könnten wir so viel unschuldiges Blut auf uns laden! Da gehen wir lieber zurück und vermeiden schlimme Folgen. Freilich, setzte ich hinzu, nicht du, Bejocha, bist schuld an der Sache; denn käme es auf dich an, so dürften wir ruhig gehen, sondern deine Leute, die hinter dir stehen, sind das Hindernis.“

Das sahen die Leute ein, und sofort traten die Alten zu einer geheimen Sitzung zusammen und beschlossen, daß wir am folgenden Morgen auf einem andern Wege nach Ndogomakumak aufbrechen sollten. Das war uns recht; doch fragten wir uns im stillen, ob wir wohl damit das Richtige getroffen hätten und ob wir das Wagnis unternehmen dürften. Wir machten uns indessen keine weitern Sorgen, sondern waren vielmehr froh, daß uns nun doch, wie es schien, der Weg nach Ndogomakumak offen stand. (Schluß folgt.)

Wie die Toten ihre Toten begraben.

Von Archidiakonus F. Büttner.

(Fortsetzung)

III.

Ganz allgemein ist der Glaube verbreitet, daß der Geist des Toten, wenn ihm das Begräbnis nach Landesbrauch und alter Väterſitte nicht zu teil wird, nicht zur Ruhe kommen könne. So läßt Homer des Patroklos Geist, dessen Leib sein Freund Achilles nicht bestattet hat, dem Träumenden also sagen:

Schläfst du, meiner so ganz uneingedenk, o Achilleus?
Nimmer des Lebenden je vergaßest du, aber des Toten.
Gieb mir schleunig ein Grab, daß Hades Thor mich empfange,
Denn mich scheuchen die Seelen zurück, die Gebilde der müden
Toten und wehren mir über den Strom zu ihnen zu kommen.
Unstät so umschweif ich die weiten Thore des Hades.

(Il. XXIII, 69 ff.)

Daß aber die Geister, welche in der jenseitigen Welt nicht Ruhe und Aufnahme finden, auf Erden umgehen, vor allem an den Stätten, wo sie gelebt haben und gestorben sind, der Gedanke liegt so nahe, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn wir ihn bei den verschiedensten Völkern wiederfinden. Wie viele Sagen unseres Volkes wissen von solchen Spuk- und Geistergeschichten zu berichten. So widersinnig solche Geschichten auch sein mögen, nicht bloß das ungebildete Volk, nicht nur die ungläubige Menge, sondern auch Leute, welche sich zur Gemeinde der Gläubigen rechnen, halten an solchem Irr- und Aberglauben, welcher jeglichen Anhalts in der heiligen Schrift entbehrt, hartnäckig fest. Die Geschichte von der weißen Frau, die im Hause Hohenzollern umgeht, ist nur ein Beispiel aus tausenden.

Wenn solche abergläubische Vorstellungen sich bei Völkern finden, die seit Jahrhunderten das Evangelium kennen und aus der Geschichte vom reichen Mann und armen Lazarus wissen müßten, wohin die Seele des Verstorbenen kommt und wo sie bleibt bis zum Auferstehungstage, so kann derselbe Aberglaube bei den Völkern, welche des Lichts des göttlichen Worts entbehren, nicht groß Wunder nehmen. Zu welchen Konsequenzen diese Vorstellung führen muß, haben wir schon einigemal zu berühren Gelegenheit gehabt. Um vor dem Geist des Toten Ruhe zu haben, verläßt der Kaffer das Haus, der Buschmann den Kraal, in welchem jemand gestorben ist. Der Herero bricht den Leichen das Kreuz und schnürt seine Glieder fest zusammen. Da man aber solchen Mitteln nicht völlig traut, so sucht man den abgeschiedenen Geist mit Geschenken und Gaben abzufinden und zufrieden zu stellen. Bei manchen Völkern geschieht das ein für allemal am Tage des Begräbnisses, bei andern in regelmäßiger, jährlich wiederkehrender Ordnung und Folge. Da jedoch die einzelnen Personen nie in der Lage sind, sicher bestimmen zu können, welche Opfer der Geist

des Abgeschiedenen zu seiner Beruhigung braucht, wann, wo, wie, unter welchem Zeremoniell ihm dieselben darzubringen sind, so hat irregehender Pietätssinn von der einen, selbstsüchtige, hab- und herrschgierige Priesterpolitik von der andern Seite den Aberglauben bei den meisten Heidenvölkern in ein System gebracht, welches in der Regel dem Fortschritt des Evangeliums unter den Heiden den kräftigsten und energischsten Widerstand entgegensetzt.

Fast bei allen Natur- wie Kulturvölkern des Heidentums finden wir den in der Regel kastenartig abgeschlossenen, sich von Vater zu Sohn und Enkel forterbenden Stand des Zauberpriesters, welcher nicht nur Mittler zwischen den Göttern und den Menschen, sondern auch zwischen diesen und den Toten ist. Vielfach ist ja bei genauerem Zusehen zwischen beiden kein Unterschied, denn die Götter, welche durch Opfer beschwichtigt werden müssen, wenn man nicht von ihrem Zorn betroffen werden soll, sind ja oftmals nichts anderes, als die Geister der abgeschiedenen Toten. Um den guten Gott, von welchem sich bei vielen Heidenvölkern wenigstens eine dunkle Vorstellung erhalten hat, pflegen sich die Heiden in der Regel ja nicht zu kümmern. Er thut ihnen ohnehin kein Leid, weil er jedermann wohl will. Aber mit den Geistern der Toten muß man sich auf guten Fuß stellen, will man Ruhe vor ihnen haben. Bei Licht besehen sind die Bhuten, vor denen sich die Kols und andere Urbewohner Indiens fürchten, nichts anderes als die Geister der Toten. Missionar Eckert in der Goßnerschen Mission berichtet über einen sehr instruktiven Fall aus einem Dorf der Station Büchselpur, dessen Einwohner sich sechs Jahre lang zur römischen Kirche gehalten hatten, dann aber zur evangelischen übergetreten waren.

„Schon von weitem hörte ich bei meinem Besuch des Dorfes ein Weinen, das mehr Klagegeschrei war. Als ich näher kam, hörte ich, daß eine Frau eben in Kindesnöten gestorben sei. Daß es mit der Beerdigung dieser Frau große Schwierigkeiten haben würde, wußte ich im voraus. Denn von einer solchen Frau wird das tollste Zeug erzählt und geglaubt. Die Leute wollten, da sie bisher ihre Toten nach heidnischer Art begraben hatten, kein Land zum Kirchhof hergeben. Endlich wurde ein Stück dazu ausfindig gemacht. Beim Beerdigen aber stellte sich große Schwierigkeit ein. Da hieß es: Wird es auch nicht zu nahe sein? Wird sie nicht kommen und uns Schaden thun? In das Trauerhaus wagte sich zunächst niemand hinein. Nur mit großer Mühe ließ sich endlich ein Christ bestimmen,

dem Witwer Handreichung zu thun. Einige Stöcke wurden zusammen gebunden und die Leiche so, wie sie war, in alte Lumpen gewickelt und mit allem Schmutz auf die Bahre gelegt. Ich habe, versichert Eckert, so etwas von Hartherzigkeit und Lieblosigkeit und Verachtung eines Toten noch nie gesehen."

Wenn solche Scheu vor den Geistern der Toten bei denen besteht, welche doch wenigstens vom Geist des Evangeliums berührt sind, was läßt sich dann bei den Heiden erwarten! Wir wollen den Bericht eines Mannes hören, der mit Land und Leuten wohl vertraut ist. Nottrott schildert in seinem Buch „Die Goßnersche Mission" ein echt heidnisches Begräbnis bei den Kols folgendermaßen: „Weinend, schreiend, sich die Haare raufend und die Brust schlagend umstehn die Nachbarfrauen den Toten. Einige Männer übernehmen es, die Glieder der Familie aus den Nachbardörfern zu holen. O, welch Jammern und Wehklagen, wenn der Tote so starr und kalt vor ihren Augen liegt. Kein, gar kein Trost ist in ihren Herzen. Schon haben die Nachbarinnen ihm den ersten Liebesdienst erzeigt. Sie haben ihn gewaschen und dann mit Oel und Hardi eingerieben. Im anstoßenden Garten ist auch bereits durch die Hände der Männer das Holz zum Verbrennen der Leiche hergerichtet. Die ganze Dorfbewohnerschaft hat sich vor dem Sterbehause versammelt, der Leichenverbrennung beizuwohnen. Da fassen vier Männer die Bettstelle und tragen den Toten in den angrenzenden Garten. Fünf dicke Pfähle, je zwei Fuß über der Erde, sind eingerammt, drei zu Häupten, zwei zu Füßen, dazwischen und darauf Holzscheite, auf denen ein Brett für den Leichnam gelegt worden ist. Jetzt heben die Männer den Toten und legen ihn, bis auf den Kopf in Zeug gehüllt, auf das Holzbrett. Auf seine Stirn legt eine Frau eine Rupie, eine andere stellt ein Messinggefäß neben seinen Kopf, eine dritte etwas Oel auf die andere Seite und eine vierte schüttet einige Hände voll Reis dazu. Muß der Abgeschiedene doch auch etwas zu leben haben in dem fernen, unbekannten Land, dahin er gezogen ist. Wenn dies nun aber aufgezehrt ist, woher soll er neues bekommen? Womit soll er pflügen? Auch dafür muß gesorgt werden und wird gesorgt. Denn hier binden schon einige Männer einen Stier an den Baum, der in der Nähe des Holzstoßes steht, damit er ihn mitnehmen könne. Jetzt wird Feuer untergelegt, die Flammen lodern an dem dürren Holz empor und bald steht alles in hellen Flammen. Weinend, sich die Haare raufend und die Brust schlagend stehen die Frauen umher, während die Männer keine Miene verziehen. Aengstlich flieht der Stier aus Furcht vor der prasselnden Flamme. „Hörst du," sagt einer der Umstehenden, „jetzt holt er sich den Ochsen in sein neues Land."

Dabei wirft er ein Stück Holz in die Flamme, dem langjährigen Genossen als letzte Liebesgabe. Ebenso thun es alle Anwesenden, ja seine Tochter giebt sogar ihrem kleinen Kinde, welches sie auf dem Arm trägt, ein Stückchen in die Hand und heißt es auf Großvaters Leiche werfen. Bald stürzt das Holz prasselnd zusammen und aus der dunkeln Asche leuchtet das weiß gebrannte Gebein hervor. Dicht neben der Stätte wird nun eine Grube gemacht, und nachdem die Gebeine und das geschmolzene Silber und Messing der Arm- und Fußringe aus der Glut hervorgesucht und in ein neues irdenes Gefäß gethan sind, werden die Ueberreste eingegraben. Der Topf mit dem Gebein aber wird in der Veranda an der Decke aufgehängt, um im Januar in das Erbbegräbnis unter dem großen Stein beigesetzt zu werden.

Bei aller Trauer hat man den Leichenschmaus nicht vergessen. Branntwein ist angeschafft, Reis gekocht und der angebundene Ochse, der nur auf Erden taugt, geschlachtet. Das ganze Dorf und Freunde und Verwandte aus den Nachbardörfern sind Gäste. Während die nächsten Verwandten die Erbschaft ordnen, gehen die übrigen unter Führung des Pahan (des Götzenpriesters) nach einem in der Nähe befindlichen Stück Land, das dem Verstorbenen gehört hatte. Der Teufelspriester gräbt ein Loch, setzt ein neues Wassergefäß hinein und steckt daneben drei Stäbe aus Tirilholz, die sich oben kreuzen. Nachdem er dies beendet, ruft er den Verstorbenen mit Namen und fragt ihn: Wo bist du jetzt? Bist du in der Chatu (Wassergefäß) oder bist du unter dem Dornenstrauch? Da keine Antwort erfolgt, wendet er sich zu den Umsitzenden, die gemütlich ihre Pfeife rauchen: „Nun was weiß ich, wo er jetzt ist.“ Bei diesen Worten springt er auf, schlägt mit einem dicken Stock die Chatu und das Tirilholz in Stücke und, zwei Sicheln fassend, die er mitgebracht, und mit denselben klingend, zieht er mit den Gästen wieder ins Trauerhaus. Sie finden es verschlossen, vor demselben ist ein Haufe trunkener Männer. Mit einem dicken Stock schlägt der Pahan dreimal auf das niedrige Dach und fragt, wer drinnen sei. Denn er will erforschen, ob der Gestorbene sich in seinem Hause aufhält. Und richtig, eine Stimme aus dem Innern antwortet: Ich bin hier, was bringst du da draußen? Bringst du Freude oder Schmerz? Die Antwort lautet: „Für Trauer bringe ich Freude.“ Sofort öffnet sich die Thüre, und ein Mann, der sich vorher ins Haus geschlichen hatte, tritt hervor. Alle, der Pahan an der Spitze, blicken nun in das Haus, um zu sehen, ob in der fingerdick auf dem Erdboden zerstreuten Asche noch weitere Spuren enthalten seien, als die an der Thür von dem Manne herrührenden. Man ist befriedigt, als man nichts entdeckt. „Auf seinem

Felde ist er nicht, in seinem Hause auch nicht. Wer weiß, wo er ist?" erklärt der Pahan. „Ob er aber in der Nacht nicht wieder in sein Haus kommt?" meint ein anderer. „Wo soll er schlafen, wenn er keine Stätte gefunden hat?" Gewiß, er kann noch kommen, bestätigt der Pahan. „Drum macht die Asche wieder glatt und bindet die Thüre zu, damit niemand hineinkomme." Damit geht jedermann nach Hause.

Kaum graut der Morgen, als sich auch schon vor dem Hause eine ziemliche Menge Menschen versammelt hat, die nur auf den Pahan wartet, um das Haus zu untersuchen. Die nächsten Angehörigen sind natürlich am ersten auf dem Platz, geht es sie doch am nächsten an, ob ihr Haus künftig der Tummelplatz eines Geistes sein wird oder ob sie weiter in Frieden unter dem Dache wohnen können. Erst nachdem der Pahan im Beisein der Zeugen festgestellt hat, daß in der Asche keine Fußspuren wahrzunehmen sind, erklärt er, der Verstorbene müsse wohl bei Singbonga, dem guten Gott, seinen Wohnort gefunden haben. Denn auf Erden gehe er nicht umher. Nun erst ziehen die Erben in das Haus. Im Januar werden bei einigen Stämmen der Kols, welche nicht die oben geschilderten, von den Hindus angenommenen Bräuche am Haribari befolgen, die Gebeine der Toten in dem Erbbegräbnis beigesetzt. Dasselbe befindet sich im Stammort der Familie, oft meilenweit entfernt. In langem, feierlichen Zuge wird der bekränzte Topf dahin getragen. Allabendlich, ja die ganze Nacht hindurch hört man in der Zeit das Trommeln und Schießen der Begräbnisprozession.

Es liegt nicht in unserer Absicht, die verschiedenen Stammessitten eines Volkes bis ins einzelne zu verfolgen. Viel wichtiger ists uns, festzustellen, daß sich bei ganz verschiedenen Völkern ganz ähnliche Bräuche beim Begräbnis finden, weil die Vorstellungen über das Fortleben nach dem Tode, weil die Furcht vor der Wiederkehr des Geistes ganz die nämliche ist. Hören wir, was uns über die Totenbestattung in Ostafrika bei den Konde berichtet wird. Merensky rühmt ihnen nach, daß bei ihnen eine zarte Pietät, wie er sie bis dahin bei Ostafrikanern noch nicht beobachtet habe, zu finden sei. Stirbt den Konde ein Kind, so halten es die Frauen abwechselnd im Arm und beweinen es. Dann wird die Leiche rasiert, gewaschen, gesalbt und am Kopf rot gefärbt. Ist sie dann in Baumwollenzeug gehüllt, so wird sie, in Matten gewickelt, von den Angehörigen im Arm gehalten, bis alles Weitere zum Begräbnis vorbereitet ist. Männer und Frauen färben sich Stirn und Wangen, auch sonst einige Körperteile weiß. Klagelieder werden angestimmt, unter deren Schall nicht fern vom Hause ein tiefes Grab gegraben wird, das die Leiche aufnimmt. Etwa anderthalb Stunden nach erfolgtem Tode senkt man

dieselbe in sitzender Stellung ein. Sie wird auf Matten gesetzt und mit Matten zugedeckt. Auf dem zugeschütteten Grabe führen dann die Männer, während die Weiber ein Klagelied anstimmen, in vollem Kriegsschmuck einen Totentanz auf, durch welchen das Grab festgetreten wird, bis die Erde wieder geebnet ist. Nunmehr wird ein Rind oder eine Ziege geschlachtet; die Trauernden waschen sich und essen. Die Verwandten bleiben und schlafen dann noch einige Tage bei den Trauernden, um sie zu trösten. Beim Tode einer Frau werden dieselben Gebräuche beibehalten, nur daß Frauen allein die Leiche zu Grabe tragen und bestatten. Die Männer gehen erst zum Grabe einer Frau, wenn dies wieder gefüllt ist. Bei dem Tode eines Mannes wird die Leiche gewaschen und geschmückt, in sitzende Stellung gebracht und mit Baumwollstoff umwickelt. Dann halten die Weiber des Verstorbenen die Leiche im Schoß und beweinen sie, während die Männer Kriegstänze aufführen. Nach dem Begräbnis werden die Rinder des Verstorbenen geschlachtet, wie dies in Afrika überall Sitte ist. Es ist das ein dem Abgeschiedenen gebrachtes Opfer; man glaubt, daß man ihm so sein Vieh in die Unterwelt nachsende. Alle nahen Anverwandten schlafen fünf Monate im Trauerhause unter Beobachtung der üblichen Trauersitte. Sie waschen sich nicht, salben sich nicht, lassen das Haar wachsen und fegen nicht Haus noch Hof. Nach fünf Monaten ergeht der Ruf: „Laßt uns fegen, wir haben den N. N. vergessen.“ Die Leute kommen und bringen Korn zum Bier. Das wird gekocht und man schlachtet. Nachdem die Weiber noch ein kurzes Klagelied angestimmt haben, geben sich alle heiterer Geselligkeit hin. Um diese zu erhöhen, wird ein Spiel geübt, dessen Bedeutung nicht leicht erkennbar ist. Man zündet viele Feuerchen an und röstet Bananen. Wenn dieselben gar sind, werden sie in die Erde gepflanzt und oben mit einem gerösteten Kürbiskern verziert. Die Gäste bücken sich und beißen diese Kerne ab. Der Scherz soll wohl zeigen, daß alle Traurigkeit nun ein Ende hat oder er soll helfen, solche, die noch vorhanden ist, zu verscheuchen. (Ob der Brauch damit richtig gedeutet ist, mag dahingestellt bleiben.)

Anders geht es bei dem Begräbnis eines Häuptlings zu. Dessen Tod wird geheim gehalten. In der Nacht tragen fünf Räte die Leiche aus dem Dorf und begraben sie unter einem Baum. Der Tod wird dem Volk zunächst nicht kund gethan; es wird nur davon gesprochen, daß der Häuptling krank sei. Man klingelt in seiner Hütte mit seinen Beinschellen, um die Leute glauben zu machen, er gehe noch umher. Erst am fünften Tage wird der Tod bekannt gegeben. Eine Puppe wird in Baumwollenstoff gewickelt, wird als Leiche ausgegeben und mit der ehrenden Sorgfalt, die man sonst Leichen zu teil werden

läßt, behandelt. Die Totenklage und das Schlachten der Rinder folgt. Die Unterthanen aber bringen ihre Güter in Sicherheit; denn nun strömt das Volk von nah und fern zusammen. Die Leute nehmen in dem verwaisten Dorf, was sie kriegen können. Die Bananenstauden werden nicht nur geplündert, sondern umgehauen. Während der Trauer darf niemand das Dorf ohne Abzeichen der Trauer betreten, sonst läuft er Gefahr, Schläge zu bekommen; man zerbricht seinen Speer und zerreißt sein Zeug. Ueberall im Lande findet man heilige Haine, die als Begräbnisstätte der Häuptlinge in hoher Verehrung stehen. Kein Baum darf hier gefällt, kein Zweig gebrochen werden. An den Gräbern opfert man den Geistern der Verstorbenen.

In früherer Zeit wurden auch Menschenopfer gebracht. Dem Missionar Wolf erzählte ein Mann, der bei dem Tode eines entfernt wohnenden Häuptlings bei ihm Zuflucht suchte, daß sein Großvater einem früheren Häuptling in den Tod nachgeschickt worden sei, weil er dessen oberster Ratgeber gewesen war. Bei dem Tode des nächsten Häuptlings habe sein Vater sterben müssen. Jetzt bei dem Tode des dritten drohe ihm der Tod. Denn es sei Gesetz, daß stets ein Sohn derselben Familie den Tod erleiden müsse.

Von ganz anderen Grundanschauungen ausgehend sind die Parsi zu ihren eigenartigen Begräbnisbräuchen gekommen. Hören wir, was ein Welttourist und scharfer Beobachter der Volkssitten uns darüber zu berichten weiß. Dr. Meyer erzählt in seiner Weltreise: Den letzten Tag in Bombay hatte ich mir eines würdigen Abschlusses halber zum Besuch der towers of silence (Türme des Schweigens) verspart, wie bekanntermaßen die Bestattungsplätze der feueranbetenden Parsen genannt werden. Dieselben befinden sich auf der höchsten Stelle des Malabar Hill. Als Anhänger der Zendavestalehre des großen Zoroaster betrachten die Parsen pantheistisch die Elemente als Repräsentationen der Gottheit, die unbefleckt erhalten werden müssen, und auf der Scheu vor Befleckung des Erdelementes beruht ihre merkwürdige Weise der Totenbestattung, die nur ihnen in der Welt eigen ist. Man erblickt die Türme des Schweigens nicht eher, als bis man die Umfassungsmauer des Friedhofs durchschritten hat, wozu eine besondere Erlaubnis des ersten Parsipriesters gehört. Ich war am frühen Vormittag nach Malabar Hill hinaufgestiegen und fand an der massigen Pforte einen der dort wohnenden Priester, der mit höflicher, stummer Gebärde mich eintreten hieß. Er führte mich durch eine parkartige Gartenanlage, vorbei an dem Tempelchen, in welchem das heilige Feuer brannte. Mein Führer ging voran nach der Spitze des Hügels. Kieswege führen nach verschiedenen Richtungen aus-

einander, vorbei an großen Blumenbeeten, Cypressen, Palmen und Pappeln. Einige wohlgepflegte Rasenplätze geben dem Ganzen das Aussehen eines Parkes. Tiefste Stille im Umkreis. Hier an diesem Ort des Friedens stehen halb hinter Palmen und Cypressen verborgen an verschiedenen Stellen der Anlagen niedrige, kreisrunde, große Mauerwerke, die Türme des Schweigens. Ich zählte deren fünf. Einen sechsten, für Verbrecher bestimmt, konnte ich nicht entdecken. Man darf sich ihnen nur bis auf 30 Meter nähern.

Türme ist nicht gerade der bezeichnende Ausdruck für diese Gebäude, die viel breiter als hoch sind und darum besser runde Terrassen genannt werden könnten. Jeder derselben hat nur einen Eingang, der über halber Höhe in der Mauer angebracht ist und durch einige Stufen von außen zugänglich ist. Niemand als den die Leiche tragenden Parsipriestern ist der Zutritt zum Turm gestattet. Die innere Einrichtung ist sehr einfach. Der Turm ist in drei konzentrische Ringe geteilt, in deren jedem eine gewisse Anzahl von Mulden ausgehöhlt ist. In die Mulden des äußeren Ringes werden die männlichen Leichen, in die des mittleren die weiblichen und in die des innersten die Kinderleichen gelegt. Nach dem Zentrum hin sind die Ringe etwas geneigt. Dort ist ein runder Schacht in das Mauerwerk eingelassen, in welchen das Regenwasser abfließt und welcher später die Gebeine aufnimmt. Das aus dem Schacht nach der See hinabfließende Regenwasser läuft über eine dicke Schicht pulverisierter Kohle, um seiner unlauteren Substanzen benommen zu werden. Das Seltsamste an dem Ort sind die auf dem Rande der Turmmauer und in deren Nähe sitzenden großen Geier. Die nach dem Turmrand sitzenden haben die Köpfe nach innen gewandt. In diese scheinbar aus Stein gemeißelten Gestalten bringt erst das Erscheinen eines Leichenzuges Bewegung. Dann recken sie die Köpfe, fliegen auf und ziehen Kreise über dem Bestattungsort, um sofort, nachdem die den Toten tragenden Priester den Turm verlassen haben, wie eine dunkle Wolke darauf niederzufallen. Wenige Minuten später sitzen sie vollgefressen wieder in ihrer abwartenden Stellung bis zur nächsten Mahlzeit. Die bis auf die letzte Faser abgenagten Skelette werden nach einiger Zeit in den Schacht hinabgeworfen, wo sie vereint mit denen der vorausgegangenen Geschlechter im Lauf der Jahre in Staub zerfallen.

Wie der Tod als König der Schrecken gilt, so auch die Toten. Nirgend zeigt sich das klarer, als bei den Chinesen. Denn bei keinem Volk der Erde wird das ganze Leben und Weben der Menschen so von dem Gedanken an Tod und Sterben erfüllt, wie

bei den Bewohnern des himmlischen Reiches. Nirgends trifft des Apostels Wort, daß die Heiden durch Furcht des Todes geknechtet sind ihr Lebenlang, so sehr zu, wie in China. Manches, was bei oberflächlicher Betrachtung als gute löbliche Sitte erscheint, erklärt sich bei näherem Zuschauen allein als Ausfluß der Furcht vor dem Tode und den Toten. Das oft zitierte Wort: Der Heiden Tugenden sind glänzende Laster, trifft hier vollkommen zu. Wie wird nicht der ausgeprägte Familiensinn der Chinesen, ihre Ehrfurcht vor den Eltern und älteren Geschwistern gerühmt und den Christen als vorbildlich hingestellt. Aber die Ehrerbietung gegen die Eltern stammt bei dem Chinesen nicht daher, daß er in ihnen Gottes Stellvertreter sieht, sondern beruht auf der Ahnenverehrung, welche durch nichts anderes als durch Gespensterfurcht begründet wird. Der Chinese fürchtet, daß seine Eltern, wenn er sie bei Leibes-Leben mißachtet oder kränkt, nach dem Tode als böse Geister an ihm Rache üben könnten. Umgekehrt ist in China jeder Vater und jede Mutter eifrig bestrebt, ihre Kinder zum Ahnendienst anzuhalten. Denn dann dürfen die Eltern hoffen, daß sie nach dem Tode ein erträgliches Dasein in der Geisterwelt führen können. Denn der Chinese glaubt fest an die Unsterblichkeit der Seele und an Belohnung und Vergeltung im Jenseits. Ueber die Vorstellungen, die er sich davon macht, berichtet Missionar Voskamp folgendes: „Die Belohnung besteht darin, daß die Toten aus dem Gefängnis der Geister befreit, in diese Welt des Lichts zurückkehren dürfen, wo sie zu einer bessern Lage und Stellung und zu Reichtum gelangen. Es giebt für den Chinesen keinen Himmel der Bibel; es giebt keinen andern Zustand der Ruhe, als die Befreiung von den Strafen der Unterwelt. Jeder Mensch hat nach chinesischer Anschauung drei Seelen, die sich bei dem Tode also verteilen: Die eine bleibt schwebend über den Gebeinen; die zweite geht an ihren Platz in der Ahnenhalle und versammelt sich so zu ihren Vätern. Bei dem Begräbnis werden von der Ahnenhalle bis an das Grab weiße Papierzettel gestreut, damit die Seele ihren Weg zurückfindet. Die dritte Seele fährt hinab in die Welt der Finsternis. Daher werden den Toten an drei Orten anbetende Dienste gethan: an dem Grabe, vor der Ahnentafel und in den Stadttempeln vor dem Bildnis des Götzen, der der höllische Beamte in der Unterwelt ist und die Toten dieses Kreises oder dieser

Stadt zu beaufsichtigen hat." Denn wenn sich der Chinese das Leben auf Erden gar nicht ohne die Mandarinenmißwirtschaft, welche das Volk bis auf das Blut aussaugt und mißhandelt, denken kann, so kann er sich auch das Leben im Jenseits nicht ohne solch habsüchtiges, tyrannisches, allen Gerechtigkeitsgefühls bares Beamtenpersonal denken. Die einzigen Hilfsmittel des geknechteten Volkes sind Bestechung, Flehen und Thränen. Damit hofft es auch, auf die Götter Eindruck zu machen, um das Los der Toten, die in dem schauerlichen Gefängnis der Finsternis schmachten, zu lindern.

Dazu kommt noch ein anderes. Für den Chinesen ist der Ort, an welchem er begraben wird, von ungeheurer Wichtigkeit. Darum suchen sich viele schon Jahre lang vor dem Tode den Ort für ihr Begräbnis aus. Das Wort „Grab" braucht der Chinese zwar nicht gern; er umschreibt lieber solche Ausdrücke. Nicht ein Grab sucht er, sondern sein Fung-Schui. Das heißt wörtlich übersetzt: Wind-Wasser. „Fung-Schui," schreibt Voskamp, „ist ein unerklärliches, mächtiges Etwas, das in aller Munde ist und von keinem gedeutet werden kann. Es ist das gewaltige Hindernis allen Fortschritts und aller Zivilisation, an welches der Chinese nicht gern rühren läßt, das wie das Tabu des Südseeinsulaners heilig und geheimnisvoll dasteht unter dem Volk, die Quelle alles Wohlstandes, der Spender langen Lebens und ungezählter Enkel und Urenkel. Es ist ja bekannt, daß zu den Wirren in China die Verletzung des Fung-Schui durch die Straßen- und Bahnbauten der Abendländer nicht der letzte Grund gewesen ist. Dadurch würde, so behaupten die Chinesen, die Grabruhe ihrer Toten gestört, ihr Leben im Jenseits verkümmert, der Zorn der Toten gegen die Lebenden erregt und deren „Platzglück" — so läßt sich wohl das rätselhafte Fung-Schui am besten übersetzen — beeinträchtigt.

Das muß zum Verständnis vorausgeschickt werden, wenn wir die wunderlichen Begräbnisgebräuche der Chinesen verstehen wollen.

Sobald man sieht, daß es mit einem Menschen zum Sterben geht, stellen die Angehörigen einen Napf mit Wasser an die Hausthür; darin soll sich die Seele rein waschen. Denn tief steckt auch im Heidengemüt das Bewußtsein, daß der Mensch der Reinigung bedarf, bevor er es wagen kann, vor den Richter zu treten. Sodann verbrennt man eine Anzahl von Papierkleidern, die überall in China

zu haben sind. Der Chinese weiß aus Erfahrung, daß die Gerichtsdiener mit einem Gefangenen nach seiner äußeren Erscheinung verfahren. Ein gut gekleideter Mensch wird höflich behandelt, während man einem bettelhaft gekleideten übel mitspielt. Auch versäumt man nicht, Silber- und Goldpapier zu verbrennen, damit der Tote die Mittel gewinne, Richter und Schergen der Unterwelt zu bestechen. Ebenso muß dafür gesorgt werden, daß der Verstorbene den nötigen Komfort, an den er gewöhnt ist, im Geisterreich erhalte. Nicht nur die nächsten Angehörigen, sondern auch entfernte Verwandte und Bekannte beeilen sich, ihre Papierspenden zum Begräbnis zu senden. Es ist nicht etwa allezeit Pietät, die dazu treibt, auch ist es nicht nur Sache der Sitte und Mode, sondern die letzte Triebfeder ist dabei die Furcht vor der Rache, die der Verstorbene an allen üben kann, die ihn verachten. Das erkennt man deutlich aus der grundverschiedenen Behandlung, die man in China den Sterbenden und den Toten angedeihen läßt. Den armen Bettler läßt man am Wege verkommen. Davon weiß Missionar Homeyer ein schlagendes Beispiel zu berichten. Ich zog den steilen Weg zwischen Matre-an und Tschichin hinan. Auf der Höhe des Weges steht eine Theehütte. Etwa 200 Schritte davon lag am Wege ein älterer Opiumraucher. Er stöhnte leise und rief die Vorübergehenden um Hilfe an; aber niemanden jammerte sein. Ich eilte zur Hütte und erkundige mich. „O," hieß es, „der ist ein Opiumraucher aus Fuk-ken; der ist da gestürzt und kann nicht mehr auf; er liegt schon den zweiten Tag da." „Und gestern Nacht in dem großen Regen und der Kälte?" „Nun, da hat er auch dort gelegen." „Er wird verhungern; warum rettet man ihn nicht?" „Dazu haben wir weder Zeit noch Geld." Ich wendete mich an mehrere in der Theehütte anwesende Kaufleute: „Hier ist ein Tragstuhl. Jeder von uns giebt etwas Geld; wir setzen den Kranken hinein und lassen ihn nach dem Markt schaffen; dort soll er ja Verwandte haben." Als sie nichts geben wollten, erbot ich mich, allein alles zu bezahlen. Es war ein langes Hin- und Herreden. Endlich hieß es: „Ja, du hast ein gutes Herz; aber es geht doch nicht. Hier in China ist das anders. Den Mann nimmt uns kein Mensch ab. Stirbt er uns, dann klagt man uns des Mordes an und die ganze Gegend ist ruiniert. Laß ihn liegen, es ist ja keiner von hier."

Doch diese Nichtachtung schwindet dem Gestorbenen gegenüber, denn dessen Geist kann gar sehr lästig werden; darum muß man sich gut mit ihm zu stellen suchen und ihm zum mindesten mit Worten und Gebärden Ehrfurcht erweisen. Daraus erklärt sich, daß der Richter den Verbrecher, den er zum Tode verdammt, bittet, ihn das

nicht entgelten zu lassen. Daraus begreift man, daß der Chinese sich nicht empfindlicher rächen kann, als wenn er sich vor der Thür seines Feindes das Leben nimmt. Denn dadurch bringt er über den Besitzer nicht nur alle Schrecken des irdischen Richters, sondern auch das Grauen vor allen Quälereien und Schreckniſſen, die das böse Heer erregen kann. Das wissen die Bettler sehr genau und schlagen Kapital daraus. Durch die Drohung, sich vor seiner Thür das Leben zu nehmen, weiß der verkommene Opiumraucher und Thunichtgut auch von dem hartherzigsten Reichen eine Gabe zu erpressen. Ist ein halbwegs wohlhabender Chinese gestorben, so wird von dem Priester, wohl auch von bezahlten Klageweibern, sowie von den Angehörigen des Verstorbenen die Totenklage gehalten. Dieselbe hat den Zweck, die furchtbaren Gewalten, welche die Seele des Toten wegschleppen, aufzuhalten. Denn Zeit gewonnen, alles gewonnen. So suchen ja die Angehörigen die Schergen aufzuhalten, die einen Gefangenen in das Gefängnis und vor den Richter schleppen wollen. Daß dabei die schrillen, gellenden Stimmen der Weiber die Hauptrolle spielen, versteht sich von selbst. Diese Totenklage währt dreimal 24 Stunden. Währenddessen wird durch den Geomanten eine gute Begräbnisstelle ausgesucht. Als die bevorzugtesten gelten die Stellen am Abhang eines Hügels, an dessen Fuß ein sich schlängelnder Bach vorüberfließt. Hat endlich der Geomant eine geeignete Stelle gefunden, so wird ein 3—4 Fuß tiefes Grab gegraben, wohinein man den Toten bettet und zwar in der von dem Geomanten angegebenen, für diese Stätte und für diesen Toten geeigneten Lage. An dem Abend, bevor man die Leiche bestattet, werden von dem Priester in dem Trauerhause Gebete verlesen, um der Seele den Eingang in den Himmel zu verschaffen. Ehe sie jedoch bis zu dem Orte der Glückseligkeit gelangt, hat sie acht Thore zu passieren. Der Durchzug durch dieselben wird sinnbildlich dargestellt. Ein achteckiger, mit Papier überzogener Cylinder muß dazu dienen. So oft nach Angabe des Priesters infolge der von ihm rezitierten Gebetsformulare die Seele ein Himmelsthor durchschreitet, zerschlägt er eine Seite des papierenen Achtecks. Doch auch wenn alle Seiten durchlöchert sind, haben die Ueberlebenden nicht die Gewißheit, daß die Seele zur Ruhe gelangt und in den Besitz der ihr durch das Feuer nachgesandten Schätze getreten ist. Man weiß ja aus dem alltäglichen Leben, daß Unterschlagungen und Veruntreuungen an der Tagesordnung sind. Wie aber soll man dem Toten sein Eigentum sicher stellen? Es wird zu dem Ende eine Schrift mit dem genauen Verzeichnis der verbrannten Gegenstände aufgesetzt, an den Verstorbenen adressiert, von dem Priester im Beisein von Zeugen unterschrieben und versiegelt. Nachdem auch dies

Papier verbrannt ist, zweifelt niemand mehr, daß alles richtig an Ort und Stelle und in die rechten Hände gelangt ist.

Am Begräbnistage wird der Tote, mit Feierkleidern angethan, in den Sarg gelegt. Auf einer Bahre folgt dem voranschreitenden Priester die Grabschrift des Toten. Böllerschüsse und Raketengeknatter — ohne das kann sich der Chinese keine Festfeier denken — bezeichnen den Augenblick der Einsenkung in das Grab. Dasselbe wird oft mit Blumen geschmückt und häufig von den Angehörigen besucht. Denn an jedem siebenten und siebenmal siebenten Tage wird die große Totenklage von den weiblichen Mitgliedern der Familie gehalten. Vom 9. bis zum 17. Tage nach seinem Tode kehrt, wie Voskamp berichtet, nach chinesischem Glauben der Verstorbene in sein Haus zurück und bringt eine Schar anderer Geister mit. Um ihn und seine unheimlichen Begleiter würdig und vorschriftsmäßig zu empfangen, werden Priester gemietet, die mit ihren Beschwörungsgesängen die wilden Geister bändigen sollen. Man sieht in der großen Halle des Hauses lange seidene Wandrollen und Laternen aufgehängt, und es ist nicht zu leugnen, daß die ganze Totenfeier mit dem gehaltenen, würdigen Benehmen der Versammelten auf die jüngeren Mitglieder der Familie einen tiefen Eindruck machen muß. Das Ahnentäfelchen des erwarteten Toten wird in der Mitte der Halle auf einen Tisch gestellt. Nun knieen die Männer, Jünglinge und Knaben nieder, bekennen ihre Sünden und geloben Besserung. Die Priester, mit feierlichen Gewändern angethan, singen und verbeugen sich und wandeln hin und her nach den Tönen einer silbernen Glocke, die der Abt oder Zeremonienmeister schlägt. Diese Feier dauert sieben Tage und acht Nächte. Die Geister werden geladen, einen kleinen Imbiß zu genießen. In einem Nebengemach ist eine Tafel aufgestellt mit Näpfen, die Fleisch und Gemüse enthalten. Auf den Plätzen stehen Schüsseln mit Reis gefüllt, neben welchen Eßstäbchen liegen. Der Abt tritt in diesen Raum und nach einer Beschwörung und feierlichem Winken mit der Hand befiehlt er den Geistern, einzutreten und sich ruhig zu verhalten. Am Schluß der Feier tritt er wieder ein, spricht eine Beschwörungsformel, stößt mit einem Schwert nach den vier Himmelsrichtungen und befiehlt den Abzug der Geister, denen er bei Androhung furchtbarer Strafen verbietet, den Frieden der Familie zu stören. Unter dem Lärm der Gongs und unter dem Gepraſſel der Feuerwerkskörper ziehen die Geister ab. Der Abt empfängt sein Geld und giebt die Versicherung, daß die Geister in Zukunft fern bleiben werden.

Damit hat das Begräbnis seinen Abschluß gefunden, aber der Sorge um die Verstorbenen sind die Angehörigen nicht enthoben.

Denn nun liegt ihnen die Pflege des regelmäßigen Ahnendienstes ob, welcher in bestimmten Opfern, die am Grabe gebracht werden, in Anbetungen an dem Grabe und in der Ahnenhalle besteht. Dabei ist der älteste Sohn des Toten der Priester. Nur wenn ein Sohn des Priesteramtes waltet, hat die Sache für den Toten Wert. Daher kommt die Sorge des chinesischen Vaters um einen männlichen Erben; daher die Freude über eines Sohnes Geburt und die Verachtung der Töchter. Wenn ein leiblicher Sohn fehlt, so muß der nächste Anverwandte männlichen Geschlechts adoptiert werden. Daraus erklärt sich auch, welch ein Schmerz und Schrecken der Eltern Herz erfüllt, wenn der Sohn für das Evangelium gewonnen wird. Denn wird er Christ, so muß er natürlich den Ahnendienst aufgeben. Dann aber würden die Geister der Verstorbenen in der jenseitigen Welt nackend, bloß, hungernd und frierend umherirren müssen. Das wollen die Eltern um jeden Preis verhindern. Darum beschwören sie ihren Sohn bei allem, was ihm heilig und teuer ist, dem väterlichen Glauben treu zu bleiben. Wo aber Bitten und Flehen nichts verschlägt, quält und mißhandelt man den Abtrünnigen, droht, ihn qualvoll zu töten, oder die Eltern drohen ihm, sie werden sich das Leben nehmen. Dann gilt nach landesläufiger Anschauung der Sohn als Mörder der Eltern. Es ist also nicht sowohl der Glaube an die altväterliche Religion, als die krasseste, nackteste Selbstsucht, was die Verwandten gegen die Bekehrten in Wut und Harnisch bringt. Wir aber können begreifen, welche Kraft des Entschlusses für einen chinesischen Jüngling und Mann dazu gehört, sich taufen zu lassen. (Schluß folgt.)

Ein Wort zu Gunsten der Eingeborenen Chinas.

Unser kleiner Küstendampfer war durch stürmisches Wetter zwei Tage lang in einem unbekannten kleinen Hafen aufgehalten worden. Endlich durften wir die Weiterfahrt wagen und gingen am Sonntag Mittag im Futschau-Fluß vor Anker. Aber bevor wir aussteigen durften, mußten wir uns so lange gedulden, bis es dem Zollbeamten gefallen würde, seine Erscheinung zu machen. Die verschiedenen Fahrzeuge, die herbeikamen, um die Passagiere ans Land zu setzen, häuften sich auf beiden Seiten und das Fahrwasser wimmelte von Booten und Dschunken. Endlich er-

schien der Vertreter des Gesetzes, und die kleinen Boote wichen so schnell als möglich scheu zur Seite, um dem gestrengen Herrn Platz zu machen. Aber dem großherrlichen Fremden gings nicht schnell genug. Mit einem langen Bootshaken schlug er rechts und links auf die erschrockenen Bootsweiber los, hie und da stieß er sogar die eine und andere mit dem spitzen, eisernen Ende des Hakens zurück. Er schien das durchaus nicht etwa im Aerger oder im Zorn zu thun, sondern es war augenscheinlich so seine Weise, wie er es jedesmal bei Ankunft eines Dampfers zu thun pflegte.

Mich empörte das und ich errötete unwillkürlich bei dem Gedanken, daß ich ebenfalls ein Fremder sei wie er, der als Ausländer im Dienst der chinesischen Regierung stand. Und was gab ihm das Recht, harmlose chinesische Frauen mit seinem eisernen Haken zwischen die Rippen zu stoßen? Hatten sie doch dasselbe Recht, da zu sein, wie er, und zudem gingen sie ihm aus dem Weg so schnell sie nur konnten. Er hatte somit gar keinen Anlaß, in dieser Weise zu handeln, und er gewann keinen Augenblick Zeit dadurch. Es war nichts anderes, als brutale Wichtigthuerei.

Wäre das nur ein einzelner Ausnahmefall an der chinesischen Küste, so würde man sich leicht darüber hinwegsetzen. Aber dem ist leider nicht so. Der Stock und der Stiefelabsatz, mit dem man den dortigen Kuli zu traktieren pflegt, sind nur allzuhäufig das Argument, dessen sich der Fremde bedient. Es mag sein, daß der Kuli bisweilen schwer von Begriffen ist, aber das hat oft seinen Grund darin, weil er die Ausdrucksweise seines Meisters und dessen oft wunderlichen Gebrauch seines Wortschatzes nicht zu fassen vermag. Man soll aber nicht etwa glauben, die Kuli und Bediensteten hätten kein Gefühl für eine unfreundliche und oft brutale Behandlung, die sie von vielen Fremden erfahren. Im Gegenteil, sie haben recht wohl eine Empfindung davon, wer es gut und nicht gut mit ihnen meint. Daß Tausende von Chinesen, die beständig im Verkehr mit den Ausländern in den Hafenstädten leben, diese von Grund ihres Herzens hassen, das haben die Vorgänge des Jahres 1900 in Nordchina gezeigt. Die meisten Ausländer erblickten darin nur eine beispiellose Undankbarkeit dieser Klasse von Leuten und eine gänzliche Verkommenheit der menschlichen Natur. Aber daß diese Leute recht wohl ein Gefühl für den Unterschied zwischen einer wohlmeinenden und einer herrischen Behandlung haben, davon nur ein Beispiel.

Ich traf vor kurzem im Hause einer Missionsfamilie mit einem jungen Chinesen zusammen, den ich seit seiner Kindheit kannte. Er war seitdem in verschiedenen Handelshäusern als Diener angestellt gewesen und hatte sich mancherlei Kenntnisse erworben. Er sprach

ziemlich gut Englisch und war ein gewandter, williger und zuverlässiger Bursche. Mit Leichtigkeit hätte er eine Anstellung finden können, wo er zwölf Dollar im Monat erhalten hätte. Aber obschon seine Familie arm war, diente er doch lieber im Haushalt des Missionars um den verhältnismäßig geringen Lohn von vier Dollar, weil er eine gute Behandlung vorzog.

Mit dem vorhin Gesagten will ich keineswegs eine allgemeine Anklage gegen die europäischen und amerikanischen Kaufmannskreise in China aussprechen. Ich weiß recht wohl einen Unterschied zu machen und weiß auch, daß sehr viele unter ihnen die Eingeborenen human behandeln. Aber: „ein einziger Bube verdirbt viel Gutes." Und wenn es auch die Minderheit sein mag, die grundsätzlich und gewohnheitsmäßig die Eingeborenen unfreundlich und oft grausam behandelt, so thun sie sich doch so viel darauf zugute und es geschieht mit so viel Großthuerei, daß es kein Wunder ist, wenn der Chinese sie als den Typus der Ausländer ansieht und jeden mit dem Titel „fremder Teufel" bezeichnet.

Da ist es wohl an der Zeit, daß der bessere Teil der Vertreter christlicher Civilisation in China zusammenstehen sollte, um sich vor dem Schimpf und dem Vorwurf zu schützen, den eine gedankenlose und oft böswillige Minderheit zuchtloser Subjekte seit Jahren auf alle Ausländer unterschiedslos gewälzt hat. Schon der Selbsterhaltungstrieb, und nicht bloß die Menschenfreundlichkeit, fordert notwendig die Bildung einer „Gesellschaft zum Schutz der Chinesen." Es sind auch in dieser Richtung bereits drei anonyme Zuschriften in einem Blatt (im Celestial Empire) erschienen, die deutlich zeigen, daß dieser Gedanke viele Kreise bewegt. Das unbefangene Studium der Ursachen des Boxeraufstandes einerseits und die Unterzeichnung des Friedensvertrages anderseits legen den Gedanken an einen solchen Verein besonders nahe. Denn soll der glücklich hergestellte Friede ein bleibender Friede werden, so darf derselbe nicht bloß auf dem Papiere stehen und sich auf die Unterschriften der auswärtigen Mächte und Chinas stützen. Die Hauptsache ist, daß nach und nach ein gutes Einvernehmen zwischen den Eingeborenen und den Ausländern zustande kommt. Nur dadurch wird uns der Friede für die kommenden Zeiten gewahrt bleiben.

Und was wäre die Aufgabe einer solchen Gesellschaft? Zunächst könnte sie durch Flugblätter und in der in den Seestädten erscheinenden Tagespresse einen energischen Kampf gegen die brutale Behandlung der Eingeborenen führen und pädagogisch einzuwirken suchen. Denn es ist mehr als wahrscheinlich, daß der Grund, warum eine solche so häufig vorkommt, in den meisten Fällen nur der her-

gebrachten Gewohnheit und dem schlimmen Vorbild zuzuschreiben ist. Der junge Handlungsgehilfe pflegt meist nur deshalb seinen Untergebenen herumzustoßen und mit barschen Worten anzureden, weil er es bei den andern so sieht. Er war vielleicht anfangs darüber entrüstet und verwahrte sich dagegen, als man ihm sagte, er würde es in kurzem ebenso machen. Und richtig, er hatte seine Skrupel bald überwunden und hielt die Handlungsweise für ganz korrekt. Solche junge Leute bedürfen deshalb einige moralische Unterstützung, um ihre anfänglichen guten Vorsätze festzuhalten. Die öffentliche Meinung ist in unsern Tagen eine Macht und unser Zeitalter wird immer humaner. Es schadet deshalb nichts, wenn es in der Oeffentlichkeit als ein „schlechtes Betragen" gilt, daß ein Zollbeamter harmlose Bootsweiber mit dem Haken zurückstößt. Er wird es in diesem Fall künftig bleiben lassen. Sicherlich würde ein jeder Herausgeber von Zeitungen in China gern seine Spalten den Bestrebungen eines solchen Vereins öffnen.

Aber damit ist's nicht genug. Die Gesellschaft hätte auch dafür zu sorgen, daß sie das Gesetz auf ihrer Seite hätte, um ihren Worten Nachdruck zu verleihen, wenn es sich darum handeln würde, strafälliges Auftreten von Fremden zu ahnden und Eingebornen zu ihrem Rechte zu verhelfen. Zwar besteht der Theorie nach bereits ein solches Gesetz, aber was hilft es Leuten, wie jenen Bootsweibern? Sie können doch nicht zum Konsul mit ihren Beschwerden laufen. Es bleibt ihnen nichts anderes übrig, als sich jede grobe Behandlung stillschweigend gefallen zu lassen. Da müssen Fremde darauf sehen, daß solche Fälle an Ort und Stelle angezeigt werden. Aber auch Einzelne werden sich kaum Zeit und Mühe nehmen, die Sache in die Hand zu nehmen; denn es ist mit mancherlei Umständen verbunden. Etwas anderes ist es, wenn eine Gesellschaft sich damit befaßt. Da fällt jeder Anschein dahin, als ob es aus persönlichen Motiven geschehe. Dadurch wird auch eine Anklage wirksamer und die Schritte können vom amtlichen Vertreter des Vereins weit besser auf dem geordneten Rechtswege gethan werden, als von einer einzelnen Persönlichkeit. Zudem muß auch ein solcher eher gehört werden, und der Fall darf nicht beiseite geschoben werden. Solche Vertreter, an die sich jedermann wenden könnte, würden bald unter den Eingebornen an den Seeplätzen bekannt sein, und sie würden sicherlich davon zu ihrem Schutz Gebrauch machen. Die gewöhnliche Sorte von Ausländern, die sich in ihrem Standesbewußtsein so leicht Ausschreitungen gegen die Eingeborenen zu schulden kommen läßt, ist meist feig, und der Gedanke, daß sie darüber zur Rechenschaft gezogen werden können, würde nur von heilsamem Einfluß auf ihre Handlungsweise sein.

Die Wirksamkeit eines solchen Vereins zum Schutz der mißhandelten Eingeborenen würde aber nicht nur eine Wohlthat für diese sein, sondern auch sicherlich ein Segen für die Mitglieder des Vereins selbst. Denn die freiwillige Aufsicht, die sie über das Auftreten anderer ausüben, würde auch einen Einfluß auf ihr eigenes Verhalten zu ihrer Umgebung äußern. Der Christ in China, er sei Missionar oder Kaufmann, hat sich vor allem mit Geduld und Gelassenheit zu wappnen; er darf sich weder zu Thätlichkeiten noch zu maßlosen Drohungen und Scheltworten hinreißen lassen, mit einem Wort: er darf sich nicht vergessen. In diesem Bestreben, das freilich oft gegen die Natur des Menschen geht, wird ihm die Zugehörigkeit zu einem solchen Verein sicherlich mit ein förderliches Mittel sein. Die Gründung einer solchen Gesellschaft sollte aber sobald als möglich ins Werk gesetzt werden. Denn voraussichtlich werden in den nächsten Jahren Scharen von Ausländern nach China hereinströmen. Der erweiterte Zolldienst, die Eröffnung und der Betrieb von Bergwerken, der Eisenbahnbau, die Errichtung von Militär- und Industrieschulen und die vielen neuen Einrichtungen, die mit der Reform in China zusammenhängen, werden die Zahl der Fremden bedeutend vermehren. Von vielen dieser Leute muß man von vornherein annehmen, daß sie weder Gott noch Menschen scheuen. Da muß notwendigerweise eine Macht im Lande vorhanden sein, die all diesen Elementen eine gewisse Beschränkung auferlegt, ihre Handlungsweise kontrolliert und sie so weit als möglich in Zucht hält. Im andern Fall werden die Tausende von Untergebenen, die vielen Kulis, die in den Bergwerken und an den Eisenbahnlinien arbeiten, die Anwesenheit und den Anblick der Fremden aufs neue hassen lernen. Es ist deshalb dringend nötig, daß man bei Zeiten daran denkt, zum Schutz der Eingebornen und zur Erhaltung friedlicher Beziehungen zwischen den Vertretern der beiden Rassen Schritte in der angegebenen Weise zu thun. (Nach dem Chinese Recorder.)

Missions-Zeitung.

China. Ueber die am 5. Februar d. J. erfolgte Niederbrennung der Berliner Missionsstation Lukhang, ca. 7 Klm. landeinwärts von Kanton, schreibt man aus Missionskreisen dem ostasiatischen Lloyd: Im Kreise Fayen arbeitet die Berliner Mission schon seit etwa 35 Jahren. Die Unruhen des Jahres 1900 führten auch dort zur Zerstörung der Station Lukhang und Vertreibung der

Christen. Gegen Ende des Jahres war die Ruhe wieder hergestellt. In der folgenden Zeit bahnte sich zwischen der heidnischen Bevölkerung und den Christen ein friedliches Verhältnis an, da nach Zahlung der Entschädigung von weiteren Bestrafungen Abstand genommen wurde. Der Wiederaufbau der Station ging rüstig vorwärts. Leider hat die Nachsicht gegen die Uebelthäter nicht bei allen den erhofften Eindruck gemacht, sie wurde vielmehr von den größten Raufbolden als ein Zeichen der Schwäche ausgelegt. Sie sprengten aus: man müsse sich nur mit dem katholischen Namen decken, so könne man die fremden Teufel leicht verjagen und die Christen ausrotten. Der Hauptleiter der Bewegung, Yen Nau-fuk, machte durch emsige Wühlereien eifrig Propaganda für diese Sache und sammelte besonders die um sich, welche wegen Verfolgung der Christen oder aus sonst einem Grunde etwas auf dem Kerbholz hatten. Er gab dabei die Parole aus: „wer katholisch wird, braucht sich vor Strafe nicht zu fürchten.“ Das Vertrauen auf den Bischof und das Kriegsschiff war das Mittel, jene ohnehin schon bösartigen und unruhigen Elemente noch weiter aufzureizen. Die Leute sollten bestraft werden, aber durch einen plumpen Betrug ließ sich der in Furcht gesetzte Mandarin übertölpeln. Es wurde ihm mitgeteilt, Missionar Bahr aus Lukhang habe dem Yen Nau-fuk auf sein reuiges Bekenntnis hin vergeben und verzichte auf seine Verfolgung.

Ueberall tauchten nun Gerüchte von einer bevorstehenden Zerstörung der Station auf. Sie werde das chinesische Neujahr nicht überdauern, hieß es. Ein Bücherleser erklärte dem Miss. Bahr: „wenn Yen Nau-fuk wirklich Böses thut, braucht er den Mandarin nicht zu fürchten; der Bischof sorgt für ihn.“ So wurde der katholische Name gebraucht, um den Bösen Mut zu machen. Erst als es zu blutigen Ausschreitungen gegen die Christen kam, wagte der Mandarin, einen der Anführer zu greifen. Doch kaum war er im Markt Kyang gefesselt, als einer unter dem Toben und Schreien seiner Rotte herbeistürzte, den Gerichtsdienern den Haftbefehl entriß und wütend befahl, den Ergriffenen sofort frei zu lassen. Die Rockärmel hoch aufkrempelnd hetzte er nun seine Leute auf die Gerichtsdiener, welche der Uebermacht wichen und in alle Winde stoben. Der ganze Markt geriet in Aufregung. — Das geschah am 4. Februar. Der folgende Tag sollte eine noch größere Ueberraschung bringen. Auf der Station waren die Hütten der Arbeiter des Festes wegen verlassen. Da plötzlich, gegen 12 Uhr mittags, brach abseits in einem unbewohnten Raume Feuer aus, das bei dem herrschenden Winde rasend schnell um sich griff. Innerhalb fünf bis zehn Minuten waren Schul- und Wohnhaus unzugänglich. Das Werk eines ganzen Jahres war in

einem halben Tage vernichtet. Nur mit Mühe gelang es, die günstig gelegene Kirche zu retten.

Türkei. Endlich sind nach längerer Gefangenschaft die amerikanische Missionarin Frl. Stone und ihre bulgarische Begleiterin Frau Tsilka am 23. Februar von den bulgarischen Räubern gegen Lösegeld freigegeben worden. Ueber ihre Erlebnisse während dieser nahezu halbjährigen Gefangenschaft ist noch nichts Näheres bekannt geworden und wir beschränken uns vorderhand auf einige kurze Mitteilungen, die der Missionary Herald darüber macht. Frl. Ellen Stone arbeitet seit 1878 in der europäischen Türkei und hatte in den letzten Jahren das Werk der Bibelfrauen in den mazedonischen und bulgarischen Städten und Dörfern unter sich. Diese Aufgabe brachte es mit sich, daß sie dieselben von Salonika aus zu besuchen hatte und dabei das Bergland zwischen Mazedonien und Bulgarien häufig passierte. Bei dieser Gelegenheit wurde sie am 3. September v. J. auf einer von ihr und den übrigen Missionaren häufig benützten Straße auf dem Grenzgebiet von einer ansehnlichen Räuberbande angefallen und gefangen genommen. In ihrer Gesellschaft befanden sich einige Bibelfrauen, die sie an verschiedenen Orten stationieren wollte, sowie die bulgarische Frau Tsilka samt deren Mann, einem eingeborenen Prediger. Der Ueberfall geschah auf türkischem Gebiet, während die Räuber Bulgaren waren. Von der ganzen Reisegesellschaft wurden nur Frl. Stone und Frau Tsilka in die Berge entführt, die übrigen dagegen unbehelligt gelassen. Eine Nachricht von den Gefangenen erhielten die Ihrigen nur etwa zweimal. Ihr Aufenthalt aber war und blieb unbekannt und man war zeitweise nicht einmal sicher, ob sie nur noch am Leben seien. Natürlich wurden alsbald Schritte zu ihrer Befreiung gethan, indem man die Hilfe der türkischen und bulgarischen Behörden anrief. Aber ihre Hilfe erwies sich bei den Befreiungsversuchen eher nachteilig als förderlich, da die Obrigkeit eines jeden Staates darauf bedacht war, daß die Auslieferung nicht in ihrem Gebiet stattfände. Die militärische Verfolgung der Banditen aber war wegen der Gefährdung des Lebens der Gefangenen nicht zuläßlich. Schon die Nähe der Beamten verscheuchte jedesmal die Abgesandten der Bande, so oft man mit ihnen in Verbindung trat. Endlich gelang es dem amerikanischen Missionar Dr. House in Salonika, die Verhandlungen mit den Banditen zu einem glücklichen Ende zu führen, wobei er sich in die Gewalt derselben begab und ihnen auf heimlichem Wege das Lösegeld zustellte. Seine Aufgabe wurde ihm durch das Verhalten der Regierung und der Zeitungskorrespondenten wesentlich erschwert, indem die Entführer von jedem Schritt unterrichtet waren. Am Sonntag Morgen, den

23. Februar, wurden die beiden Frauen in der Nähe eines Dörfchens in Freiheit gesetzt.

Südafrika. Nach einer Mitteilung des Superintendenten Jordt ist wiederum ein Hermannsburger Missionar mit Weib und Kind von den Engländern gefangen hinweggeführt worden. Es ist dies Missionar Fitschen auf der Station Morgensonne in Transvaal, der in letzter Zeit auch die Stationen Saron, Kana und Molote versah. Was aus diesen Missionsplätzen, von denen die Gemeinde Saron allein 5000 Seelen zählt, mit ihren Filialen werden soll, ist schwer zu sagen. Befinden sich doch alle ihre bisherigen Seelsorger in englischer Gefangenschaft oder sind ihren Gemeinden entrissen worden. Welche Zustände aber der Unordnung und Ungerechtigkeit der Wegführung eines Missionars auf dem Fuße zu folgen pflegen, das hat dieser neueste Gewaltakt wieder gezeigt. Denn bald, nachdem Miss. Fitschen abgeführt worden war, hatten Kaffern aus Pokeng (der Heidenstadt bei Saron) nichts Eiligeres zu thun, als nach Morgensonne zu gehen und dort im Missionshause alles mögliche wegzunehmen. Als der König in Saron, ein Christ, dies erfuhr, ließ er die Betreffenden vor sich kommen und befahl einem jeden, die weggenommenen Sachen wieder zu bringen, die er dann aufbewahren ließ. Dazu strafte er die Plünderer um je 163 Mark. Die Leute, erbost darüber, gingen hierauf zu den Engländern und klagten fälschlicherweise ihren eigenen König an, daß er Verbindung mit den Buren habe. Infolge dessen wurde der König mit einigen seiner vornehmsten Leute auch gefangen genommen und nach Rustenburg verbracht. (Hermannsb. Miss.Bl. Nr. 7.)

Nicht minder schwer lastet der Krieg auf der Berliner Mission, von der acht Missionare sich zur Zeit noch in Kriegsgefangenschaft befinden; vier sind ihr entgangen und einer (Miss. Heese jun.) ist ermordet. Die Preise der Lebensmittel sind durch Absperrung der Einfuhr, Vernichtung der vorhandenen Vorräte, Ausfall der Ernten außerordentlich gestiegen und die Not allenthalben groß. Dazu treten da und dort Heuschrecken und Rinderpest auf. Besonders stark wird von den Missionsfamilien der Mangel an Kleidung und den nötigsten Bedürfnissen empfunden, sowie die Stockung des Verkehrs und die Beschränkung durch die Censur, sodaß die meisten Missionare von der Außenwelt wie abgeschnitten sind. Von den Missionsplätzen sind zwei Haupt- und verschiedene Außenstationen niedergebrannt; fünf Stationen sind ganz oder teilweise entvölkert, 14 Stationen sind ihrer Missionare beraubt und zum Teil zerstört. 304 Außenstationen und Predigtplätze in Transvaal und im Freistaat durften seit fast zwei

Jahren nicht mehr von Missionaren besucht werden. Viele von ihnen sind aufgelöst und ihre Bewohner zerstreut.

Suriname. Aehnlich wie im Jahr 1896 an der Goldküste, wo eine Epidemie eine Reihe von jungen Basler Missionsarbeitern schnell hintereinander dahinraffte, ist im Anfang dieses Jahres die Brüdermission in Suriname schwer heimgesucht worden. Innerhalb von acht Wochen erkrankten 27 Erwachsene und 9 Kinder unter den Missionsfamilien. Bis zum 8. Februar erlagen fünf Brüder und eine Schwester der heftigen Krankheit, die von manchen als gelbes Fieber, von andern als ein ansteckendes Sumpffieber mit schwarzem Erbrechen bezeichnet wird. Auch mehrere andere Europäer in Paramaribo, darunter einige Soldaten, erlagen der Seuche. In der Stadt gab es während der einen Woche 21 Begräbnisse zu halten. Man vermutet, daß die Krankheit durch Arbeiter aus Curaçao, die in die Surinamer Goldfelder auszogen, eingeschleppt worden ist. Nach neueren Nachrichten scheint diese schwere Zeit der Krankheit und des Sterbens Gott sei Dank ihr Ende erreicht zu haben.

Westafrika. Eine englische Expedition gegen den Aro-Stamm im Hinterland von Altkalabar, die am 24. Dezember v. J. die Stadt Aro-Tschuku eroberte, hat bei dieser Gelegenheit auch dem dortigen angesehenen Fetisch „Long Dschu-Dschu" den Garaus gemacht. Dieser Fetischdienst war der Mittelpunkt der Feindschaft gegen die europäische Herrschaft, und auf ihn waren die Unterbrechungen des Handels und die zeitweilige Sperrung des Croßflusses und der Handelswege zurückzuführen. Ueber den Fetisch selbst berichtet ein Augenzeuge im „Aborigines' Friend" (resp. in den deutschen Kolonien):

„Der „Long Dschu-Dschu" ist entdeckt und besucht. Er liegt in einer geringen Entfernung von der Stadt Aro-Tschuku. Dieses berühmte Fetischheiligtum, das bisher noch nie von einem Weißen besichtigt worden war, ist überaus interessant. Man gelangt zu ihm auf einem schmalen Pfade, der durch dichten Urwald führt. Derselbe mündet in einer schmalen Lichtung, die an ihrem ziemlich fernen Ende durch einen Gras-Teppich abgeschlossen wird. Geht man über diesen hinweg, so eröffnet sich der Eingang zu einer 80 Fuß tiefen und ca. 30 m breiten Bergschlucht. Diese hat fast senkrecht abfallende Wände und eine Länge von etwa 30 m. In ihrer Mitte fließt ein Bach entlang, der von zahmen, alten, großen, gelbäugigen Fischen wimmelt. Die Ufer des Baches waren mit Altären eingefaßt, die mit Schädeln, Flügeln und andern Resten von „Dschu-Dschu"-Opfern bedeckt waren, während auf einem das letzte Opfer, eine weiße Ziege, noch im Sterben lag. Zwei weitere Gras-Vorhänge teilten die Schlucht in dachlose Abteilungen. In der mittelsten war eine kleine Insel, auf der ein Altar stand. Dieser war mit Gewehren und Schädeln geschmückt. Am Ende der Schlucht war die Quelle, die den Bach speist. Sie war mit einem Dach aus Schädeln überdeckt, deren einige noch frisch genug waren, um den Aufenthalt in ihrer Nähe nicht sehr wünschenswert erscheinen zu lassen. Das war das Orakel, welches vom Volke weit und

breit um Rat befragt wurde. Manche, fast ist es unnötig, es ausdrücklich zu bemerken, kehrten niemals zurück. ‚Der ‚Dschu-Dschu' hatte sie gegessen.' Die meisten dieser Verschwundenen wurden als Sklaven verkauft und der Erlös unter die Häuptlinge verteilt, während etliche dem ‚Dschu-Dschu' geopfert wurden."

Todesfall. Am 18. Februar d. J. starb in England Missionar Dr. Wilhelm Sigismund Koelle, ein ehemaliger Zögling der Basler Missionsanstalt, bekannt durch seine sprachlichen Arbeiten, die er im Dienst der englisch-kirchlichen Mission trieb. Er war geboren am 14. Juli 1820 in Kleebronn in Württemberg und trat 1841 ins Basler Missionshaus ein. Im Jahr 1845 wurde er von hier der englisch-kirchlichen Mission übergeben, in deren Seminar Islington er vollends seine Ausbildung erhielt. Die Ch. M. S. sandte ihn 1847 nach Sierra Leone, wo er am Fourah Bay College arbeitete und seine bekannte Polyglotta Africana, eine vergleichende Zusammenstellung von 100 afrikanischen Sprachen und Mundarten verfaßte und dafür den Volney-Preis in Paris erhielt. Er trat dann, im Jahr 1853 von Sierra Leone zurückgekehrt, von 1855—1859 in die Missionsarbeit in Aegypten und Palästina ein und wurde 1862 nach Konstantinopel versetzt, wo die englisch-kirchliche Mission nach dem Krimkrieg ein kleines Missionswerk in Angriff genommen hatte. Hier arbeitete Koelle neben Dr. Pfander in aller Stille meist litterarisch und verfaßte in den 20 Jahren seines dortigen Aufenthaltes manche christliche Schrift in türkischer Sprache, wovon aber verschiedene von der Polizei in den Bosporus befördert wurden. Viel Aufsehen erregte im Jahr 1880 seine Gefangennahme auf offener Straße durch die türkische Polizei. Mit ihm zugleich wurde auch sein Sprachgehilfe, der islamische Gelehrte Ahmed Tewfik gefangen gesetzt. Koelle wurde zwar als englischer Unterthan bald wieder freigegeben, aber Tewfik verblieb eine Zeitlang im Kerker, bis er infolge der drohenden Haltung Englands „zu seiner Sicherheit nach der Insel Skios" verbracht wurde. Von hier entfloh jedoch derselbe, gelangte nach England und trat zum Christentum über. Hierauf wurde er dem Missionar Klein in Aegypten beigegeben, sah sich aber von den mohammedanischen Priestern gefährdet und ging nach Skios zurück. Seitdem blieb er verschollen. Dr. Koelle aber zog sich nach England zurück und verbrachte hier seinen Lebensabend in litterarischer Thätigkeit. Außer seiner Polyglotta Africana sind von ihm u. a. erschienen: eine Grammatik und Wörterbuch der Vei-Sprache (Liberiaküste), eine Grammatik und ein Wörterbuch des Bornu und ein wertvolles Werk über „Mohammed and Mohammedanism," critically considered (1889).

Chinesische Begräbnis-Prozession.

Missionsarbeit unter den Chinesen und Japanern an der Küste des Stillen Oceans.*)

Das Problem der gelben Rasse, das im Laufe der Zeit dem Staat und der Mission an der Westküste der Vereinigten Staaten erwachsen ist, gehört mit zu den schwierigsten Aufgaben. Davon hat man in den übrigen Teilen des Landes, wo man nur ab und zu einen Chinesen als Wäschermann zu Gesicht bekommt, kaum einen Begriff. Anders liegen dagegen die Verhältnisse im Westen, an der Küste des Stillen Oceans, wo sich Tausende dieses Volks im Gemeinwesen vorfinden und ihren Einfluß ausüben. Die Einwanderung der Chinesen datiert sich seit dem Jahr 1848. In jenem Jahr waren es zunächst zwei einzelne Männer und eine Frau, die auf einem Segelschiff von China herüberkamen und sich in San Franzisko niederließen. Die Entdeckung der Goldfelder in Kalifornien führte dann ganze Scharen von Chinesen an die Küste. Schon im Jahr 1852 zählte man ihrer über 2000. Jetzt leben etwa 70 000 Chinesen in Kalifornien, von denen sich nahezu 20 000 allein in San Franzisko und 2000 in dessen Vorstädten aufhalten. Von jenen 20 000, die in der Stadt selbst leben, gehören ca. 5000 dem Handelsstande an, etwa 5000 sind Handwerker, 4000 Bedienstete in den Häusern und Familien, 3000 werden als Frauen und Kinder gezählt, die übrigen sind Spieler und Leute ohne bestimmten Beruf. Von den Frauen sind etwa 1000 verheiratet, 1500 gehören der Klasse der Prostituierten an. In den Staaten Oregon und Washington zählt man

*) Nach Berichten des Assembly Herald und der Miss. Review of the World.

12 000 Chinesen, wovon je 3000 auf die Städte Portland und Seattle kommen. In Tacoma ist ihnen der Zugang verwehrt, seit sie vor Jahren vom Pöbel vertrieben wurden. Viele dieser Asiaten sind in den Fischkonserven-Fabriken von Astoria und am Kolumbiafluß entlang beschäftigt. Die übrigen sind über das ganze Land hin zerstreut. Nur ein Zehntel davon gehören dem weiblichen Geschlecht an. In New York finden sich etwa 10 000, in Philadelphia 5000, in Boston 800 Chinesen; in vielen andern Städten stößt man nur auf ganz kleine Gruppen, während einzelne derselben da und dort zerstreut vorkommen. Im ganzen werden es aber in den Vereinigten Staaten kaum mehr als 100 000 Chinesen sein. Sie alle stammen — mit wenigen Ausnahmen — aus der Provinz Kanton im südlichen China und unterscheiden sich wesentlich von ihren nördlichen Volksgenossen.

Die Mission hat sich schon bald dieser Fremdlinge angenommen, wenn dies auch nur in beschränktem Maße geschehen konnte. Schon im Jahr 1852 begann die presbyterianische Kirche ihre Arbeit unter ihnen und bestimmte hiefür Dr. W. Speer, der sich als Missionar der chinesischen Einwanderer in San Franzisko niederließ. Ein Jahr darauf wurde eine Gemeinde konstituiert, die aus christlichen Chinesen bestand, welche schon vor ihrer Ankunft in Amerika in ihrer chinesischen Heimat zum Christentum übergetreten waren. Aus diesem bescheidenen Anfang entwickelte sich nach und nach das Werk zu immer größerer Ausdehnung, bis San Franzisko der Mittelpunkt einer bedeutenden Mission für die dortige chinesische Bevölkerung wurde. Jetzt sind fast in allen bedeutenden Orten der Westküste, sowie in New York und anderwärts Schulen und Gottesdienste eingerichtet, während Stadtmissionen und einzelne Kirchenabteilungen sich der zerstreuten Chinesen in den einzelnen Städten annehmen. So bestehen nach den Angaben des Rev. Gutterson etwa 220 Anstalten in den Vereinigten Staaten, die der mongolischen Rasse dienen und woran elf verschiedene Kirchengemeinschaften beteiligt sind.

Die Mission unter den Chinesen San Franziskos ist nicht ohne Erfolg. Besondere Aufmerksamkeit wird u. a. auch der Jugend beiderlei Geschlechts geschenkt. So unterhält ein Frauenverein (The Woman's Occidental Board) zwei Schulen: eine Tagschule für Knaben und Mädchen und ein Mädchenheim. Letzteres scheint

besonders gefährdeten Mädchen ein Asyl bieten zu sollen. Hiezu gehört viel Mut und Umsicht; denn jedes Mädchen, das man dem Verderben entrissen hat, muß mit allem Nachdruck verteidigt werden, ja oft sogar mit Lebensgefahr. In dem einen Fall hatte die Vorsteherin wegen eines solchen Mädchens nicht weniger als 27 mal vor Gericht zu erscheinen. Ein chinesisches Mädchen von 12 Jahren wird gewöhnlich in Kanton für 120 Dollar gekauft, wogegen in San Franzisko, wo noch die Ueberfahrts- und Landungsunkosten von 800 Dollar hinzukommen, der Marktwert eines 16jährigen Mädchens auf 2500 bis 3500 Dollar steigt. Es ist deshalb kein Wunder, daß ihre Herren vor keinem Mittel zurückscheuen, um ein solches unglückliches Wesen in ihren Klauen festzuhalten. Bis jetzt haben ca. 600 solcher Frauen und Mädchen ein Asyl in dem Mädchenheim gefunden. Die Unterhaltung dieser Anstalt kommt natürlich sehr hoch, denn ihre Insassen müssen sorgfältig gehütet werden. Nicht daß sie geneigt wären, fortzulaufen; im Gegenteil, sie lieben ihr Heim und die beiden Damen, die ihm vorstehen. Aber sie laufen leicht Gefahr, weggefangen zu werden. Wie befreite Sklaven sind sie völlig mittellos und müssen deshalb gänzlich unterhalten werden. Man sammelt daher so viel als möglich Beiträge unter den wohlwollenden chinesischen Kaufleuten, um wenigstens das Gebäude im Stand zu halten. Auch zahlt die Regierung für jedes Mädchen, das dem Heim zugewiesen wird, 40 Cents per Tag. — Das Werk der Presbyterianer unter der männlichen chinesischen Bevölkerung hat seinen Mittelpunkt in einer geräumigen Kirche, an der Dr. Condit als Missionar steht.

Geringer an Zahl sind die Japaner in San Franzisko. Von ihnen befinden sich etwa 3500 in der Stadt und gegen 2500 im Staate Kalifornien. Aber ihre Zahl nimmt weit mehr zu als die der Chinesen und es wird die Zunahme jährlich auf 10 Prozent geschätzt. Die meisten Japaner sind nicht, wie die Chinesen wegen des Verdienstes an die Westküste gekommen, sondern um des Studiums willen, weshalb sich auch sehr wenige Frauen unter ihnen befinden. In der Regel sind die meisten dieser jungen Leute arm und darauf angewiesen, neben ihren Studien, die sie sehr eifrig betreiben, noch ihren Unterhalt zu verdienen. Sobald sie diese nach zwei oder drei Jahren beendet haben, kehren sie in ihre Heimat zurück. Trotzdem bringen diese jungen Japaner doch alle

Unkosten für das japanische Missionswerk in San Franzisko auf, mit Ausnahme der Gehälter von Missionar Dr. Sturge und seiner Gehilfen.

Näheres über das Missionswerk unter den Japanern in San Franzisko giebt ein Bericht des dort stationierten Methodisten-Missionars Dr. Harris (in der Miss. Review), der an der Leitung derselben steht. Nach seiner Darstellung kamen im Jahr 1870 elf Japaner über Hawaii nach San Franzisko und ließen sich hier nieder. Die Einwanderung aus dem Reich der aufgehenden Sonne war damals sehr gering, und bis zum Jahr 1886 waren es im ganzen kaum 1000 Japaner, die sich in ganz Kalifornien befanden. Zuerst war es auch nur die Stadt San Franzisko, wo sie sich niederließen, und erst nach und nach fanden sie sich auch in einigen Städten von Britisch Kolumbia und Oregon ein. Jetzt beträgt ihre Zahl an der Westküste ungefähr 40 000; davon kommen auf Kalifornien 15 000, auf Washington und Oregon 10 000, auf Arizona, Newada und Montana 5000, und auf Britisch Kolumbia 8000 bis 10 000. Der größte Zufluß fand vor etwa drei Jahren statt, indem damals ca. 13 000 innerhalb weniger Monate an der Küste landeten. Seit Juli 1900 hat diese starke Einwanderung plötzlich aufgehört, da die japanische Regierung die Auswanderung von da an verboten hat. Es geschah dies infolge der Agitation, die von den Arbeitervereinigungen an der amerikanischen Küste gegen die billige Arbeit der Japaner ins Werk gesetzt wurde.

Unter den eingewanderten Japanern findet sich allerlei Volk: Kaufleute, Handwerker, Bauern, Arbeiter und Studierende. Es giebt nur selten einen Bummler unter ihnen, denn alle sind darauf aus, es zu etwas zu bringen. Man findet sie deshalb überall in emsiger Thätigkeit, sei es auf den Ländereien, bei der Eisenbahn, in den Kaufläden und Geschäften, in den Familien oder in den Schulen. Allenthalben sind sie neuen Ideen zugänglich, um diese später in ihrer Heimat praktisch zu verwerten, und deshalb äußerst lernbegierig. Ueberraschend ist die verhältnismäßig große Anzahl Studierender, meist Leute von 15 bis 30 Jahren. Diese sind zwar größtenteils arm an Geld, aber umso stolzer auf ihr Studium und deshalb auch zu allen Entbehrungen bereit. In Kalifornien halten sich gegenwärtig mindestens 500 solcher junger Leute auf, die die amerikanischen Schulen besuchen. Meist treten sie zuerst

in die Missionsschulen ein, um englisch zu lernen, und gehen dann von da zu den höhern Schulen und Universitäten über. Und nun ein Wort über die Mission unter ihnen.

Es war im Jahr 1877, daß in San Franzisko ein junger Japaner landete, der aus seiner Heimat einen Empfehlungsbrief von Missionar Dr. G. Cochran in Tokijo an den Methodistenprediger Dr. Thomas Guard in San Franzisko mitbrachte. Er erkundigte sich nach diesem und hörte, daß er denselben am sichersten am Sonntag um 11 Uhr in seiner Kirche beim Gottesdienst treffe. Mit dem Empfehlungsbrief in der Hand erschien er hier, als der Gottesdienst schon angefangen hatte. Dessen ungeachtet marschierte er höchst unbefangen durch die Kirche entlang, stieg die Stufen der Kanzel hinan, verbeugte sich und reichte dem erstaunten Prediger den Brief hin. Dieser nahm ihn in Empfang und gab dem seltsamen Besucher zu verstehen, daß er seitwärts in der Kirche Platz nehmen möge. Der junge Japaner verstand damals kein Wort englisch und befand sich zum ersten Mal in einem christlichen Gotteshaus. Am nächsten Tage führte ihn Dr. Guard zum Leiter der dortigen chinesischen Methodisten-Mission, Dr. Gibson, und übergab ihn dessen Fürsorge. Da der Jüngling ein brennendes Verlangen hatte, englisch zu lernen, so erhielt er Zutritt zu der Missionsschule, die man in San Franzisko für die Chinesen errichtet hatte. Er lernte hier fleißig englisch und wurde mit dem Evangelium bekannt. Dasselbe fand in seinem Herzen eine gute Stätte und führte eine gänzliche Umwandlung des jungen Mannes herbei. Schon nach wenigen Monaten konnte er mit zweien seiner Landsleute getauft werden; diese drei japanischen Christen bildeten den Kern zu dem spätern Missionswerk unter den Japanern, das seitdem eine so große und reichgesegnete Ausdehnung erlangt hat.

Nicht lange nach der Bekehrung von Kamichi Miyama — das war sein Name — wurde derselbe zum Dienst eines Evangelisten berufen und er begann sein Werk unter den Japanern San Franziskos. Dies führte zur Bildung eines japanischen Missionsvereins, der einen Zweig der chinesischen Mission bildete. Zugleich erhielt Kamichi Miyama von Dr. Gibson einigen theologischen Unterricht und die beiden standen in gemeinsamer Arbeit, wie weiland der Apostel Paulus mit seinem Gehilfen und Mitbruder Timotheus, bis Dr. Gibsons Gesundheit im Jahr 1885

zusammenbrach. Der japanische Missionsverein wurde nun im September 1886 vom chinesischen Werk abgezweigt und arbeitete selbständig weiter. An seine Spitze wurde Dr. Harris von Japan gestellt.

Das kleine Werk nahm hierauf im Jahr 1889 einen wunderbaren Aufschwung. Ein junger Japaner, der tief in den Unglauben verstrickt war, wurde durch den Geist Gottes dazu geführt, mit Ernst in der hl. Schrift zu forschen. Er kam dadurch schließlich zum lebendigen Glauben und fing an, das ihm widerfahrene Heil öffentlich zu bezeugen. Viele seiner Landsleute kamen infolge dessen zur Erkenntnis ihrer Sünden und stellten sich unter die Leitung des Geistes Gottes. Die Erweckung ergriff die ganze kleine Gemeinde, die von da an bereit war, sich ganz in den Dienst Gottes zu stellen. Viele ihrer Glieder fühlten sich angetrieben, als Evangelisten unter ihren Volksgenossen zu arbeiten. Ohne irgendwelche Entschädigung stellten sie sich hiezu zur Verfügung, verbreiteten Traktate und Bibeln und bezeugten unter ihren Landsleuten das Heil Gottes. Der Herr bekannte sich zu ihrem einfachen Zeugnis, zu Dutzenden wurden die Leute bekehrt und weitere Missionsvereine ins Leben gerufen. Aus ihnen gingen neue Zeugen des Evangeliums hervor, die dasselbe in alle Teile des Landes, wo sich Japaner fanden, hinaustrugen.

So entstanden da und dort kleine Centren für die Missionsarbeit unter diesen Fremdlingen. Um ihnen nahe zu kommen und ihren Bedürfnissen möglichst zu entsprechen, wurden überall Vereine christlicher Männer gebildet und Einrichtungen getroffen, die ihnen ein Heim im fremden Lande bieten. So ist überall für ein Gebäude gesorgt, das ein Restaurant, Schlafräume, Schulzimmer, ein Gesellschaftszimmer, ein Lesezimmer, Gepäckräume u. s. w. enthält und wo auch Gottesdienste gehalten werden.

Im Jahr 1894 wurde dann die erste japanische Kirche in San Franzisko erbaut, die ca. 20000 Dollar kostete und wozu die japanischen Christen über 3000 Dollar beisteuerten. Hiezu gehört auch ein Schlafsaal und eine Druckerei. Die englisch-japanische Seminar-Schule ist den Besuchern den Tag über und am Abend geöffnet und wird durchschnittlich von mehr als 130 jungen Leuten besucht. An der Spitze des gesamten japanischen Missionswerkes steht ein japanischer Prediger, den seine Gemeindeglieder und ein

Komitee in der Leitung der Sache unterstützen. Soweit das Werk mit der dortigen bischöflich-methodistischen Mission in Verbindung steht, dient ihm nur ein einziger Weißer, der schon genannte Dr. Harris, in offizieller Weise.

In Bezug auf die materielle Unterstützung des Werkes zeigen sich die japanischen Christen ungewöhnlich freigebig. So haben sie während der letzten sieben Jahre allein für kirchliche Zwecke 5500 Dollar aufgebracht und außerdem noch für die Unterhaltung des Werkes 52 000 Dollar. Seit 1877 bis 1900 sind über 1800 Japaner getauft worden, davon allein in den letzten sieben Jahren (1893—1900) über 1500.

Hand in Hand mit den Methodisten arbeiten, wie schon erwähnt, die Presbyterianer in derselben Richtung. Sie besitzen in San Franzisko zwei Missionsniederlassungen und eine in der Stadt Salinas. Ebenso arbeitet der japanische Prediger Yoschimura von der protestantisch-bischöflichen Mission in San Franzisko unter seinen Landsleuten, während die Baptisten in Seattle und Tacoma zwei blühende Missionen unterhalten. Alle diese Kirchengemeinschaften treiben ihr Missionswerk in Einigkeit des Geistes und suchen mit einander das Reich Gottes an jener Küste des Stillen Oceans zu bauen. Und was hier unter dem Segen Gottes unter den japanischen Einwanderern erreicht wird, das kommt auch ihrem Mutterland Japan zugute. Denn viele Angehörige dieses Volkes, die des Handels oder des Studiums wegen nach Amerika herüberkommen, kehren dann wieder in ihre ferne Heimat zurück, wo sie nicht selten einflußreiche Stellungen einnehmen. Sie sind dann auch für die japanische Mission und Kirche von Bedeutung und Segen. Aber nicht nur solche christliche Persönlichkeiten kehren in ihre Inselheimat zurück, die Dampfer tragen auch Hunderte von Briefen mit christlichem Inhalt dahin, die ebenfalls dazu dienen, dem Evangelium in manchem Haushalt, in mancher Familie eine Stätte zu bereiten.

Wie die Toten ihre Toten begraben.

Von Archidiakonus F. Büttner.

(Schluß)

Um die Zeit, wenn die Christenheit Ostern feiert, begeht man auch in China ein großes Fest; das „reine, helle Fest“ wird es genannt. Aber bei diesen Festfeiern tritt der grundverschiedene Charakter christlichen und chinesischen Glaubens zu Tage. Unser Ostern gilt dem auferstandenen Heiland, der dem Tode die Macht genommen und uns von des Todes Furcht und Knechtschaft erlöst hat. Wir suchen den Lebendigen nicht bei den Toten. Aber der Chinese feiert sein Fest denen zu Ehren, die von des Todes Macht und Reich beschlossen sind. Wie einst die Kinder Israel zum Osterfest nach Jerusalem zogen, so ist um die Zeit dieses Festes auch in China eine Art Völkerwanderung. Nur ist nicht eine Stadt das Ziel der Wallfahrt, sondern jeder strebt der Heimat, dem Stammsitz seines Geschlechts, dem Grabe des Ahnherrn zu. „Es mag jemand,“ so urteilt ein Kenner der Verhältnisse, „ein Straßenräuber sein, auf dessen Kopf der Mandarin einen Preis gesetzt hat, am Gräberfest stellt er sich doch ein und thut nach dem Brauch der geheiligten Sitte. Denn der Chinese mag das ruchloseste Leben führen, den Dienst der Ahnen wird er nie vernachlässigen.“ Nur die männlichen Familienglieder nehmen an diesem Feste teil. Dasselbe wird an dem Grabe des Ahnherrn gefeiert. Dort werden die üblichen Opfer dargebracht. Zunächst wird wieder viel Papier verbrannt, z. B. ein Papierhaus mit Silber- und Goldpapierschnitzeln gefüllt, eine Papiersänfte für die Beamten, für die Reiter papierene Pferde, Schreibgerät für den Schreiber, ein Papierschiff für den Schiffer; denn es gilt, die Geister der Verstorbenen wieder für einige Zeit mit allem auszustatten, was zu des Lebens Notdurft und Nahrung gehört. Aber auch andere Opfer werden gebracht: Hühner und Fische, auch wohl ein Schwein. Freilich suchen sich die pfiffigen Chinesen oft die Sache dadurch billig zu gestalten, daß sie einen Schweinskopf opfern, der den Schwanz im Rüssel trägt. Da somit die äußersten

Enden des Tieres geopfert werden, so sollen die Geister glauben, daß ihnen das ganze Tier zum Geschenk dargebracht sei. Frisches Quellwasser, Thee und Wein als Getränke und die Nationalspeise, der Reis, dürfen nicht fehlen. Vor allem aber ist Licht nötig, viel Licht; denn die Geister wohnen ja im Dunkeln. An diesem festlichen Tage aber soll es auch für sie hell und licht sein. Während die papierenen Opfer im Feuer vergehen, kniet der Zeremonienmeister vor den Opfergaben auf rotem Teppich, neigt sein Haupt neunmal zur Erde und spricht das Weihegebet. Da dasselbe so überaus bezeichnend für die Gedanken ist, die der Heiden Herz bewegen, wollen wir eine Probe davon geben.

„An diesem glücklichen Tage, in dieser glücklichen Stunde werfen wir uns nieder, um anzubeten. Ueber uns ist der Himmel hoch ausgespannt, unter uns dehnt sich weit die Erde. Wir Menschen haben einen Tisch bereitet, um Weihrauch darauf anzuzünden. O möget ihr Geister kommen und eure Ehrensitze einnehmen. Fein ist der Duft unsers Weihrauchs. Darum ihr Geister kommt gewiß und lasset uns sehen eure Kraft. Ihr Geister des Himmels und der Erde, der Sonne und des Mondes und der Sterne, die ihr im unendlichen Raum ab- und zugeht, abermals laden wir euch anbetend ein. Ihr Ahnen unseres Stammes und unseres Hauses, der Urväter Schar, samt den Großvätern und Großmüttern, die da wohnen im Geistersitz, alle Tanten, Schwestern, Basen samt allen Verwandten — möge der Weihrauch euch lieblich sein; ein jedes komme zu seiner Stelle. Alle dienstbaren Geister, die das Haus umschweben, die Geister der Berge und des Bodens, der Drachengeist, der Drachenvater, die Drachenmutter, die Drachenkinder und Drachenenkel, sechsmal sechs ist ihre Zahl, sechsunddreißig Drachen, kommt und setzt euch alle nach der Reihe. Ihr, die ihr im Himmel wohnet, fahret daher auf den Wolken und nehmet Störche zu eurem Gespann. Ihr, die ihr auf Erden wohnet, besteiget eure Pferde und spannt sie an. Ihr Geister des Wassers, schaukelt eure Schiffe und treibt sie mit Rudern geschwind. Von allen Tempeln kommt jetzt herbei und lasset die Kunde unserer Einladung weithin erschallen. Zerteilet die Wolken und labet euch am Dufte des Weihrauchs, den wir jetzt verbrennen. Kommt uns zum Glück und zur Wohlfahrt und laßt es uns gelingen. Sind der Geister so viel, daß es an Plätzen gebricht, so setzt euch nur enger zusammen und zanket euch nicht. Eure Verehrer haben sich ehrfürchtigen Herzens versammelt und Weihrauch, kostbares Gold und Wachslichter dargebracht. Ein wackerer Hahn, der seinen Kopf hoch zu

tragen pflegte, und Fleisch vom gemästeten Schwein sind auf dem Tisch. Bereitet stehen die gesalzenen Fische des Meeres samt dem gelben Getreide und lieblichem Wein. Auch perlendes Wasser von den Bergen haben wir dargebracht und Thee damit gekocht. Nun öffnen wir die Flasche und schenken euch einen Becher Wein. Kommt, beschützt uns und gebt, was jeder begehrt. Unser Haus und unser Vieh mögen bewahrt bleiben. Die Alten und Jungen mögen Glück haben. Möge uns Reichtum zu teil werden. Mögen die Rinder und Schweine gedeihen und das Geflügel sich mehren, daß die Mütter vorn und hinten stets umringt seien von ihren Jungen, daß ihr Gewicht zunehme jeden Tag um 1000 Pfund und jede Nacht um 800 Pfund. Abermals gießen wir Wein ein. Kommt, esset der würzigen Speise, bis ihr satt seid und trinket des Weins, bis ihr trunken seid. Machet euch lustig und seid froh. Oeffnet eure Beutel und nehmet in Empfang, was wir euch darbringen. Was wir jetzt verbrennen, ist nur einfaches Papier; aber nachdem es durch das Feuer gegangen, wird es zum feinsten Golde und mehrt sich so sehr, daß man die Erde damit bedecken könnte. Teilt euch darein. Jeder soll etwas haben, keiner zu kurz kommen. Rechnet es aus. Nicht sollen die Starken mehr nehmen als ihnen gebührt, noch die Schwachen ausgehen mit leerer Hand. Des Weins ist so viel als des Wassers im Meer; das Fleisch ist auch aufgetürmt wie das höchste Gebirge. Für tausend Geister reicht es hin, ja zehntausend können es nicht aufzehren. Wir wollen aber nicht mehr viele Worte machen, sondern sagen euch Lebewohl. Das Fleisch ist nun erkaltet und der Duft des Weins ist dahin. Kehret wieder zurück, ein jeglicher an seinen Ort."

Das Gebet zeigt uns, daß die Geister nicht nur mit allen schlechten menschlichen Leidenschaften gedacht werden: sie betrinken sich, zanken sich, die Starken berauben die Schwachen, sondern daß sie auch entsetzlich einfältig sein müssen, wenn sie den groben Aufschneidereien Glauben schenken sollen. Und doch erwarten die Beter von ihnen Heil und Segen, freilich nur irdischer Art; denn Höheres kennt ein Heidenherz nicht. Andrerseits aber muß man den Geistern Genügsamkeit nachrühmen, denn sie begnügen sich mit dem Duft der Speise. Um die vollen Schüsseln sammeln sich nach beendeter Feier die Grabanbeter zu einem fröhlichen Mahl, das alle Angehörigen des Geschlechts und des Stammes vereinigt. Als soziale Einrichtung ist darum dieses Fest aller Ehren und alles Lobes wert, weil es ein soziales Binde- und Einigungsmittel allererſten Ranges ist.

Daß es aber auch, abgesehen von diesem Jahresfest der Toten, an Opfern und Gaben für die Verstorbenen nicht fehlt, dafür sorgt die Habgier und der Eigennutz der Priesterschaft. Diese buddhistischen Zauberpriester wissen ja ihrer Lehre zufolge Bescheid über alle Vorgänge in dem unheimlichen Reich der Toten. So kann es ihnen nicht entgehen, wenn ein Toter vom Grimm eines der schrecklichen Höllenkönige betroffen, zu schrecklichem Los verdammt, in das Gefängnis der Finsternis geworfen wird. Daß solches Los in der Regel nur die Toten trifft, die wohlhabende Angehörige hinterließen, befremdet den Chinesen nicht, der gewohnt ist, daß habsüchtige Mandarinen einen reichen Mann ohne Urteil und Recht in das Gefängnis stecken, um Geld von ihm zu erpressen. Daß es in dem Reich der Toten ganz genau so zugeht, versteht sich für den Chinesen von selbst. Wenn nun den Angehörigen von dem Priester solche Mitteilung gemacht worden ist, so haben sie die Pflicht, den Toten aus seiner schrecklichen Lage zu befreien. Die Mittelsperson bilden die Priester, die natürlich nicht gesonnen sind, solchen Dienst umsonst zu verrichten. In solchen nicht seltenen Fällen hebt genau dasselbe Spiel an, wie wir es früher bei den Knochenfressern der Kols kennen gelernt haben.

Die Priesterschaft stellt eine hohe Forderung für ihre Mühewaltung; die Angehörigen sind zu so großen Opfern nicht sofort bereit. Nach langem Feilschen und Schachern einigt man sich endlich über eine Summe; dann beginnt die Priesterschar ihre Beschwörungen. In der Ahnenhalle sind die Familienglieder versammelt; reiche Opfergaben werden dargebracht, die sich die Priester trefflich munden lassen. Mit angstvoller Spannung folgen die Angehörigen den sonst so verachteten Priestern, die in ihren langen, wallenden, gelben Gewändern, kahlgeschoren wie eine Ratte, mit den eingefallenen Gesichtern, den aus tiefen, schwarzumränderten Augenhöhlen unheimlich leuchtenden Augen mehr abschreckend als Erbauung weckend aussehen. Nach den Schlägen des lauthallenden Gong, den Klängen der Schelle plärren sie Stunde um Stunde eintönig, mechanisch ihre Gebetsformeln. Schließlich aber eröffnen sie den Trauernden, daß alle ihre Mühe umsonst sei; der Zorn des Höllenkönigs sei zu groß. Die Sache muß energischer betrieben, d. h. die Opfergaben müssen verdoppelt, das der Priesterschaft zu zahlende Lösegeld muß erhöht werden. Wie schwer es auch den Leidtragenden fallen mag, sie müssen wohl oder übel nachgeben und den geforderten Preis zahlen. Das pflegt dann

die Wirkung zu haben, daß nach kurzer Frist der Priester zu melden weiß, wie die Lage des Toten sich erheblich verbessert habe, daß er der Ketten, in die man ihn geschlossen, ledig sei, daß er aus der Grube, in der er gewesen, herauszuklimmen beginne, daß er den Quälgeistern entronnen, aber noch von ihnen verfolgt, kläglich um Hilfe rufe. In lebhaften Farben weiß er die Not und Angst des Verstorbenen zu schildern. Nicht vergeblich; denn andere Spenden, die man dem Priester bewilligt, führen nach seiner Ankündigung endlich die völlige Entledigung des Verstorbenen herbei. Ein Seufzer der Erleichterung entringt sich aller Herzen. Alle Bekannten beglückwünschen die von schwerer Not und großen Geldsummen befreite Familie. Aber dasselbe Geschick kann die Seele des jetzt befreiten Vaters oder Ahns morgen aufs neue betreffen. Denn eine ein für allemal gültige Erlösung kennt das Heidentum nicht. Darum bleibt es trotz aller Sühnmittel und lösenden Opfergaben dabei, daß die Heiden durch Furcht des Todes ihr Leben lang geknechtet sind. Daß sie diese Knechtschaft mit der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes vertauschen, sucht die Priesterschaft auf alle mögliche Weise zu verhindern. Denn diese Todesfurcht ist ja „die milchgebende Kuh, die sie mit Butter versorgt."

So wird ja wohl für die Toten gesorgt, die pietätvolle Angehörige hinterlassen; was wird aber aus denen, die nicht in dieser glücklichen Lage sind? Auch denen kann geholfen werden, zumal wenn sie kluge Leute sind. Wie bei uns die vorsichtigen Leute sich die Zukunft zu sichern suchen, um nicht auf ihre alten Tage von ihrer Kinder Gunst und Gnade abhängig zu sein, so muß der kluge Chinese nicht nur für seinen Lebensabend, sondern auch für sein Leben nach dem Tode sich einen Schatz sammeln für den Fall, daß seine Kinder ihrer Pflicht vergessen sollten oder daß er kinderlos sterben, bezw. seine Kinder vor ihm sterben sollten. Wie zu dem Zweck der kluge Mann bei uns sein Geld auf die Sparkasse trägt, so legt der Chinese sein Geld in der Geisterbank an, welche die Priesterschaft geschaffen hat. Im Tempel oder auf öffentlichen Plätzen stehen große Gefäße, in welche jeder, der Lust dazu hat, Papiergeld, wie es in der Geisterwelt gilt, steckt. Von dem Priester läßt er sich einen Schein über sein Depositum ausstellen. Diesen Schein bewahrt er ebenso sorgsam auf, wie bei uns der Besitzer sein Sparkassenbuch. Bei dem Tode des Besitzers wird der Schein verbrannt und dadurch dem Besitzer in der Welt

der Toten eingehändigt. Auf Grund dieses Scheines kann er nach Belieben und Bedürfnis von seinem Guthaben in der Welt des Todes Geld erheben. Denn der Inhalt des Gefäßes ist gleichfalls durch feierliches, von Gebeten und lärmender Musik, sowie von obligatem Feuerwerk begleitetes Verbrennen in die Welt des Jenseits eingegangen. Darum kann der kluge Mann dort die Frucht seines Fleißes, seiner Sparsamkeit und Klugheit genießen, wie der sparsame Mann im Alter die Zinsen seines Kapitals genießt. Wer nun aber stirbt, bevor er sich ein Vermögen für das Jenseits gesammelt hat; wer stirbt, ohne daß Familienglieder ihn in der Welt des Todes versorgen, was wird aus dem? Ja, die armen Geister haben lange, lange Jahre hindurch ein klägliches Los gehabt. Aber seit mehr als einem Jahrtausend wird auch für sie wenigstens einigermaßen gesorgt.

Im Jahre 750 n. Chr., so berichtet chinesische Ueberlieferung, wurde der damalige Kaiser Thong-min im Traum in das Reich der Toten versetzt. Dort begegneten ihm große Scharen von Geistern, elend und hilflos zum Steinerbarmen, und flehten ihn um Hilfe an. Die Armen hatten niemand auf Erden, der für sie sorgte. Der Kaiser versprach ihnen, sofort für sie Sorge zu tragen unter der Bedingung, daß sie nur während des für sie veranstalteten Festes, an dem sie mit Nahrung und Kleidung versehen werden sollten, erscheinen und ihre Freiheit nicht benutzen wollten, um die Menschen zu quälen. Mit Freuden sagten sie zu. Kaiser Thong-min erließ daraufhin die Verordnung, daß in seinem Reich ein 40 Tage währendes Geisterfest gefeiert werden sollte, durch dessen Spenden und Opfergaben die elenden Bettelgeister, die sonst keinen Versorger haben, vor der grimmigsten Not geschützt werden sollten. Seitdem wird dies Geisterfest alljährlich in dem großen China gehalten und kostet Unsummen Geldes. Alle drei Jahre wird ein Fest in größerem, alle zehn Jahre eins im größesten Stil gefeiert. Das gewöhnliche Fest währt 3 Tage, das mittlere 7 Tage und 8 Nächte, das größeste 49 Tage. Man schätzt die Kosten eines gewöhnlichen Festes auf 200—400 Mk., die eines größeren auf 2000—100 000, die des größesten auf 200 000 — 1 000 000 Mk. Die Mittel werden durch freiwillige Beiträge aufgebracht. Wer mindestens 3 Mk. beisteuert, hat das Recht, einmal an einem der großen Festmahle, die täglich gehalten werden, teilzunehmen. Den Höhepunkt des Festes, das durch ein mehrtägiges Fasten eingeleitet und mit Totenmessen, theatralischen Vorführungen, viel lärmender Musik und Feuerwerk gefeiert wird,

bildet das große gemeinsame Festmahl. Eine große Festhalle wird zu dem Zweck erbaut; dorthin werden in feierlichem Zuge die Götzenbilder aus den nächsten Tempeln getragen. Riesige Figuren aus Papier mit schreckenerregenden Zügen halten an den Eingängen im Osten und Westen der großen Halle Wacht, daß keine unberufenen Geister sich herzudrängen und daß die Schar der Unsichtbaren die Festhalle nicht mit Sturm nimmt. Sollten sich aber trotz dieser Wache die Geister unliebsam machen, so haben zwei womöglich noch größere und schrecklichere Papierriesen, die in der Mitte der Festhalle aufgestellt sind, die Pflicht, die Störenfriede zu entfernen. Chinesischer Aberglaube, dem auch der massivste Unsinn nicht unglaublich däucht, behauptet, daß diese Geisterschutzmänner 1000 Meilen weit sehen und das leiseste Geräusch im Umkreis von 1000 Meilen hören. Die Oberaufsicht über die ganze große Geisterschar, die zum Mahl geladen wird, führt der „Alte der Berge", eine alles überragende Papierfigur, die in der einen Hand ein Buch, in der andern einen großen Pinsel hält. Bei ihm haben sich die Geister, die an dem Mahl teilnehmen wollen, zu melden, damit er ihre Namen buche. Ihm zur Seite stehen in kleinerem Maße dargestellt die Aufseher über die Geister der Ebene und des Wassers, die wenigstens bei dieser Gelegenheit in dem Alten der Berge ihren Obmann sehen und seine Befehle zu vollziehen haben. Damit das mit Windeseile geschehen könne, hält neben jedem ein papierener Pferdeknecht ein gesatteltes, des Reiters harrendes Papierpferd. Im Innern der Halle walten die Priester Tag und Nacht ihres Amtes, indem sie ihre Gebete plärren. Greuliche Papierfiguren stellen dem schaulustigen Volke die finsteren Höllenkönige dar, die durch ihre Henkersknechte ihre grausamen Urteilssprüche vollziehen lassen. Je grausiger diese Scenen, wie sie nur zügellose orientalische Phantasie ersinnen kann, dargestellt sind, um so besser; denn um so tiefer und nachhaltiger wird der Eindruck auf den Zuschauer sein.

Doch nicht die Festhalle ist, wie man annehmen sollte, der Ort, wo die Geister ihr Mahl halten. Dazu würde auch der größte Bau nicht ausreichen. Missionar Voskamp erzählt von einem Mahl, dessen Augenzeuge er gewesen, an welchem nicht weniger als 28 800 Geister gespeist wurden. Wie in dem alltäglichen Leben, so werden auch bei dem Geistermahle Tischgenossenschaften gebildet. Auf jeden Tisch rechnet man acht Personen. Jedem wird sein Platz durch eine rote Kerze bezeichnet. Daneben liegen Papierkleider; vor demselben stehen auf ebener Erde die landesüblichen Speisen: Schweine- und Hühnerfleisch, Fisch, Reis und etwas Zugemüse. Die Eßstäbchen sind griffbereit daneben gelegt. Um die durstigen Geister zu tränken, wird

in winzige Theebecherchen Wein gegossen und von Zeit zu Zeit nachgefüllt, wenn auch der Becher überfließt. In den Nächten vorher hat man aus der ganzen Umgegend die Geister zum Mahl geladen. Die Festbitter sind durch das Land gezogen und haben allerorten, wo sie ein verfallenes Grab fanden, ihre Einladung ausgerichtet: Ihr Geister, kommt zum Mahl; es ist alles bereit! Die Fährleute an den Bächen und Flüssen haben in der Nacht gewaltig viel zu thun, die Geister überzusetzen, daß sie zum Festplatz gelangen können. Aengstlich mahnen sie dabei, bei dem Einsteigen nicht zu drängen und während der Ueberfahrt ruhig zu sitzen, damit der Kahn nicht umschlägt. Endlich sind die unsichtbaren Gäste versammelt. Geschäftige Hände haben die Lichter angezündet; die Papierkleider lodern hoch auf, weithin über das dunkle Feld, das sich der Chinese von Tausenden von Geistern belebt denkt, helles, grelles, flüchtiges Licht verbreitend. Schnell sind die Flammen verloht, nur die winzigen Lichtstümpfchen dicht über dem Erdboden leuchten durch die Nacht, ein fremdartiger, phantastischer Anblick, wohl geeignet, abergläubische Gemüter mit Spukgedanken zu erfüllen. Von der Tribüne in der Mitte des Feldes geben die Priester das Zeichen zum Beginn des Festes, die Festredner laden die unheimlichen Gäste ein, sich fleißig zu bedienen. Damit aber während des Mahles alles ordentlich zugehe, wird die Figur des „Alten der Berge" von Tisch zu Tisch getragen. Durch den Anblick der Schreckensfigur soll der Mutwille und Uebermut in Schranken gehalten und etwaige Unzufriedenheit der Gäste zum Schweigen gebracht werden. Zur Unzufriedenheit aber hätten die Geister wohl oft Grund. Denn wie von Kennern versichert wird, treibt der ebenso verschlagene wie geizige Chinese mit den Geistern, die er zu Gaste ladet, nicht selten sein betrügerisches Spiel. Nicht nur ist das Tischgeschirr von allergeringster Güte, sondern auch die Speisen sind oft nichts als Blendwerk. Obenauf liegt eine dünne Schicht von gekochtem Reis, die dient aber nur zur Decke für Reishülsen und Spreu, mit denen die Schüssel gefüllt ist. Nicht besser steht es häufig mit den andern Gerichten. Von abends 8 bis morgens 3 Uhr mögen sich die Geister gütlich thun. Dann werden sie durch Macht- und Bannsprüche der Priesterschar, die unter der üblichen Festmusik auf der Tribüne ihr Wesen getrieben hat, entlassen. Wieder sind die allerorten gedungenen Fährleute geschäftig, die Geister überzusetzen. Der Rest der Festmahlzeit wird den Armen der Umgegend zu teil.

Wenn nun auch oft falsches Spiel mit den Geistern getrieben wird, um die Kosten solcher Feste so billig als möglich zu stellen, so verschlingt der Geisterdienst doch ungeheure Summen. Voskamp

hat berechnet, daß die Kantonprovinz allein für das Geisterfest jährlich 2000000 Mk. ausgiebt. Legen wir den Maßstab zu Grunde, so würde ganz China mit seinen 18 Provinzen jährlich 36000000 Mk. nur für die gewöhnlichen Geisterfeste ausgeben. Aber daneben her laufen die täglichen, gewöhnlichen Ausgaben für den Geisterkultus. Rechnen wir dieselben gering für die Familie auf 6 Mk. jährlich, so belaufen sich die Kosten bei den 400 Millionen Chinesen, die Familie zu acht Personen gerechnet, auf 300000000 Mk., d. h. also: China giebt jahraus jahrein täglich rund 1000000 Mk. aus, um Ruhe vor den Geistern der Toten zu haben. O betrogenes China!

Wann schüttelst du die Ketten ab,
Die an Gespenster und ans Grab
Die arme Seele binden?

Die blinden Thoren, welche die Ausgaben für die Mission Verschwendung schelten, sollten doch durch solche Exempel sich eines Bessern belehren lassen. Vielleicht kommt mancher so zu der Einsicht, daß die Gottseligkeit wie zu allen Dingen, so auch zur Sparsamkeit und zum Volkswohlstande nützlich ist; denn sie hat ja auch die Verheißung dieses Lebens. Aber vor allem hat sie die Verheißung des zukünftigen Lebens. Wer den trostlosen Jammer der Heidenwelt bei dem Sterben und am Grabe kennen gelernt hat und andererseits des Glaubens an den Heiland froh geworden ist, der durch seinen Tod unserem Tode die Macht genommen und Leben und unvergängliches Wesen an das Licht gebracht hat durch das Evangelium — und kann dieses Evangeliums sich freuen für die eigene Person und das eigene Volk, und rührt nicht Hand, nicht Fuß und öffnet nicht seinen Beutel, und regt nicht die Lippen zum Gebet, daß dies beseligende Evangelium laufe von einem Volk zum andern, wider den wird einmal die trostlose Heidenwelt Anklage erheben, und Gott wird mit ihm reden in seinem Zorn, daß ihm beide Ohren gellen werden.

Eine Missionsreise im südlichen Kamerun.

(Schluß)

Eine Schreckensnacht.

Am folgenden Morgen brachen wir nach Ndogomakumak auf. Voran ging der alte Bejocha; hinter ihm drein folgte ich mit den vier Töchtern von Ndogomakumak. Den Schluß bildete Miss. Häffig mit den Trägern. Der Weg war schlecht; er führte am Fuße eines ungefähr 800 m hohen Gebirgszuges entlang. Den breiten Muge mußten wir innerhalb einer Stunde dreimal überschreiten. Nach zweistündigem Marsche kamen wir zum Gehöfte von Bejochas Schwager, wo wir eine kleine Ruhepause machten. Dann ging es unausgesetzt weiter, bis wir im Laufe des Nachmittags bei dem Häuptling Matip in Ngombi eintrafen. Wir traten in sein Gehöft, aber da war alles leer. Matip war mit seinen Leuten in den Wald geflohen. Nur einige alte Weiber und ein paar Krüppel waren zurückgeblieben. Das waren schlimme Aussichten! Doch vorerst blieben wir da und schickten Boten aus, um Matip rufen zu lassen. Er kam nicht. Wir schickten die Ndogomakumaker Töchter, aber auch sie brachten wenig erfreuliche Kunde.

So verstrichen vollends die Stunden des Nachmittags. Die wenigen Leute, die sich bei uns eingefunden hatten, verliefen sich auch wieder. Der Abend sank und hinter den Bergen waren die letzten Strahlen der Sonne untergetaucht. Dunkle Nacht umgab uns; wir waren allein in der Wildnis. Nur Bejocha und die Träger waren bei uns geblieben. Wir suchten die Hütten ab, ob sich ein Nachtlager fände; aber vergeblich. Es fand sich keins. So blieb uns nichts übrig, als im offenen Gehöft zu nächtigen. Ich band meine Hängematte zwischen zwei Bäume; Miss. Häffig stellte sein Feldbett neben einem großen Baume auf, und die Träger lagen zerstreut im geräumigen Hofe. Wir hatten keine Ahnung von dem, was unser wartete. Da — gegen 8 Uhr — tauchte plötzlich der Schein einer Fackel auf. Geisterhaft brach sich ihr Licht im Gezweige der Bäume. Es ward heller, das Licht kam näher. Aengstlich spähten unsere Träger nach der Erscheinung. Doch, was ist das? Zwei kräftige Männergestalten treten plötzlich aus dem hohen Grase hervor. Ein scharfes Buschmesser hängt über der linken Schulter und die nervige Faust hält den Schaft eines langen Speers umspannt. Stehen sie still, oder

gehen sie vorwärts? Sie schreiten vorwärts. Da ertönt der Ruf unserer Wache: „Halt, wer da!“ — Alles lauscht. Keine Antwort. Wieder: „Halt, wer da!“ — Der Atem stockt und man hört fast den bangen Herzschlag. Da endlich heißt es: „wir sind Freunde!“ — Gut, so tretet herzu! Was bringt ihr? Laßt uns hören!

Wir traten ans Feuer. Alles war totenstill und hing an den Lippen der Boten. Endlich begann der eine zu berichten. „Leute,“ sagte er, „man beabsichtigt euch heute Nacht zu überfallen und zu töten. Ueberall rüstet man zum Krieg. Die Häuptlinge haben einander Salz geschickt als Zeichen des Krieges. — Schweigend schauten wir einander an. Jetzt galt es zu handeln, wenn wir nicht verloren sein wollten. Sofort trafen wir die nötigen Anordnungen. Lagen wir vorher zerstreut auseinander, so rückten wir jetzt näher zusammen. Miss. Häßig nahm sein Feldbett, die Träger schleppten ihre Lasten herbei und stellten sie neben meiner Hängematte mitten im Gehöft nieder. Andere hieben Holz zur Unterhaltung des Feuers. Dann umsaßen wir lange in ernstem Schweigen das Lagerfeuer. Schon wollten unsere Träger mutlos werden. Da ergriff Br. Häßig das Wort und erzählte ihnen die Geschichte von Elisa, der seinem mutlos gewordenen Diener zurief: „Fürchte dich nicht; denn der ist mehr, die bei uns sind, denn der, die bei ihnen sind (2 Kön. 6, 8—23). Diese Geschichte hob die gesunkenen Lebensgeister der Leute wieder einigermaßen. Bald verkündigte sogar lautes Schnarchen, daß einige beim Feuer eingeschlafen waren.

Uns ließ indes der Ernst der Sachlage nicht zur Ruhe kommen. Wir berieten, legten uns nieder, standen wieder auf, kauerten am Feuer — an Schlaf war nicht zu denken. Es handelte sich ja nicht bloß um uns, sondern auch um unsere Leute. Vom Thal herauf hörte man von allen Seiten das markdurchdringende ku-ku-ku der Kriegstrommeln. Ach, daß der Tag anbräche und die lange bange Nacht endlich vorüber wäre! Sinnend, den Kopf in beide Arme gestützt, saß ich in meiner Hängematte. Br. Häßig war neben mir etwas eingenickt. Ermüdung, Kälte — wir lagerten nahezu 500 m hoch und der Wind pfiff scharf über den Kopf — sowie die Aufregung der letzten Stunden hatten das Ihrige gethan. Da endlich stand der Uhrzeiger auf drei Uhr morgens. Noch eine halbe Stunde und der Mond mußte aufgehen. Und wirklich; kaum waren 20 Minuten vorüber, so brach sein fahles Licht hinter zerrissenen Wolken hervor. Aber schon sah man auch von ferne in der Wildnis das Aufblitzen von Lichtern.

Jetzt war es höchste Zeit, an den Abzug zu denken. Sofort wurde alles geweckt. Wir brachen unsere Betten ab und mechanisch

griffen die Träger nach ihren Lasten. Dann hieß es: Holz ins Feuer! und kein Wort gesprochen; vorwärts, marsch! Noch ehe die Schwarzen recht wußten, was vorgehen sollte, stand alles zum Abmarsch bereit. Besocha stellte sich an die Spitze, und langsam setzte sich der Zug bei spärlichem Mondlicht in Bewegung. Lautlos ging es im Dunkel des Waldes vorwärts. Nur der Tritt unserer schweren Stiefel oder das Stöhnen eines schlaftrunkenen Trägers, wenn seine Last seitwärts zur Erde fiel, unterbrachen die lautlose Stille. Es war ein gewagtes Unternehmen. Führte doch unser Weg über Steine und Baumstämme, durch Gräben hinweg und an tiefen Gruben vorbei, die zum Einfangen von Elefanten und Leoparden dicht neben dem Pfade gegraben waren, dazu in dichtem Walddunkel, wo ich oft nur an dem hellen Hemd meines Vordermannes die Richtung des Weges erkennen konnte. Wenn der Herr nicht unser Begleiter gewesen wäre, wir wären wohl kaum unversehrt durchgekommen. Aber so gelangten wir glücklich, wenn auch langsam und bis unter die Arme durchnäßt, am Morgen gegen 6 Uhr an der Grenze von Besochas Gebiet an. Wir waren gerettet.

Der Friedensschluß.

Unser Versuch, nach Ndogomakumak vorzudringen, schien mit diesem Rückzug gescheitert zu sein. Aber wir hatten alle Ursache, dankbar zu sein, daß wir der drohenden Gefahr eines nächtlichen Ueberfalls entronnen waren. Denn wie uns hinterher Häuptling Esetuk berichtete, war kaum eine halbe Stunde nach unserem Abzug Matip mit ca. 150 Kriegern an unserm Lagerplatz eingetroffen und hatte nicht nur nach uns Weißen gefahndet, sondern auch nach allen denen, die uns in sein Land geführt hatten. Doch so schnell wollten wir unsern Plan nicht aufgeben. Aber was war zu thun? Wir schickten nochmals eine Abordnung an Manyo, der sich bis jetzt noch nicht direkt feindselig gegen die Weißen benommen hatte, und ließen ihm sagen, er solle doch einmal kommen, uns kennen lernen und dann erst Krieg anfangen.

Während die Abordnung auf dem Wege dahin war, kamen zwei Unterhäuptlinge aus Matips Bezirk mit je einer Ziege daher und übergaben sie uns mit dem Bemerken, daß sie unschuldig sein wollten an allem, was uns begegnet sei. So war denn Hoffnung vorhanden, daß auch Manyo sich umstimmen lassen werde. Und richtig — es war gegen Mittag und wir saßen eben an unserem einfachen Mittagsmahl — da hieß es: „Manyo kommt!“ Schon im nächsten Augenblick trat er aus dem Walde hervor. Er war ein großer, starker

Mann von mildem Gesichtsausdruck. Die Rechte trug einen einfachen Speer. Er war gerade das Gegenteil von dem, wie wir ihn uns gedacht hatten. Ihm folgte sein Sohn, seine beiden Lieblingsweiber und ein Sklave, der auf seinem Kopfe eine Kürbisflasche voll Palmwein trug. Direkt schritt Manyo auf uns zu und setzte sich einige Schritte von uns entfernt auf den Boden nieder.

„Nun, Manyo," fragte Miss. Häffig, „was hast du, daß du uns bekriegst?" — „Ich habe euch nicht bekriegt," war die Antwort. — „Ja, aber woher kommts, daß man heute Nacht in deinem Hofe die Kriegstrommel rührte?" — „Das war keine Kriegstrommel, die wir schlugen, sondern das war die Musik zum Jahrestanz," entgegnete er. Wer konnte dem Manne das Gegenteil beweisen, und so wars mit allem andern, was wir gegen ihn vorzubringen hatten. Stets war er mit einer schlagfertigen Ausrede bereit. Wir brachen deshalb das Palaver (die Verhandlung) ab und fragten ihn, womit er uns beweisen wolle, daß wir Freunde seien. Da stand er auf, reichte mir seinen Speer und forderte uns auf, mit ihm zu seinem Gehöft zu gehen. Das thaten wir. Kaum waren wir dort angekommen, so brachte er auch eine Ziege und zwei Hühner zum Geschenk und bewirtete uns so freundlich, als ob wir alte Freunde wären. Mehrmals kam er im Laufe des Nachmittags und reichte uns stumm die Hände, zum Zeichen, daß nichts mehr zwischen ihm und uns sei.

Dieser freundlichen Aufnahme hatten wir es wohl zu danken, daß auch Matip umgestimmt wurde; denn noch am selben Abend sandte Matip eine Abordnung mit einer Ziege, um die Friedensverhandlungen aufzunehmen. Aber wir wiesen dieselbe zurück und erklärten, wir würden mit ihm nur persönlich verhandeln. So erschien Matip am folgenden Tage selber. Sofort begann das Palaver. Auf die Frage, warum er uns denn mit bewaffneter Macht entgegengetreten wäre, antwortete er, er hätte gehört, wir Weiße würden ihn mit Haut und Haar verschlingen; da wollte er sich doch seines Lebens wehren. Wer konnte da etwas dagegen sagen? Wir brachen deshalb die Verhandlungen ab und sagten ihm: „Matip, du bleibst jetzt bis auf weiteres hier." — Auf das war der Mann nicht gefaßt, und er glaubte, wir würden ihn als Gefangenen behandeln. Er bat uns, ihn gehen zu lassen; aber wir ließen uns auf nichts weiter ein. Allein er sollte bald inne werden, daß wirs nicht böse mit ihm meinten. Gegen Abend kamen seine Leute und brachten fünf Ziegen und ein Mädchen, das er seiner Zeit dem Häuptling Esetuk gestohlen hatte. Jetzt war uns Gelegenheit geboten, dem mißtrauischen Häuptling unsere Gesinnung gegen ihn klar zu machen. Wir gaben ihm seine fünf Ziegen wieder zurück und erklärten ihm, daß er ruhig

von dannen gehen könne, wohin er wolle. Uns liege als Männern Gottes nicht daran, Böses mit Bösem zu vergelten, sondern wir wünschten nur, daß er unser Freund sei.

Er war davon aufs höchste überrascht, sodaß er zunächst gar nichts zu sagen wußte. Endlich meinte er: „wenn wir Freunde sind, so müßt ihr doch wenigstens eine Ziege von mir annehmen." Das thaten wir, um ihn nicht vor den Kopf zu stoßen, machten ihm aber ein entsprechendes Gegengeschenk. Dann machte er sich, obwohl die Nacht bereits hereingebrochen war und sein Gehöft ziemlich entfernt lag, doch noch auf den Weg, um unsern gegenseitigen Friedensschluß seinen Leuten mitzuteilen.

So war denn Friede und Freundschaft hergestellt und wir konnten daran denken, doch noch unsere Reise nach Ndogomakumak fortzusetzen. Manyo selbst erbot sich, dem dortigen Häuptling Belong die Botschaft von unserm Kommen zu übermitteln. Belong war aber von dieser Meldung nicht sehr erfreut. Im Gegenteil, als er Manyos Botschaft hörte, warf er den Palmweinkrug, den er gerade in seiner Hand hielt, im Grimm auf den Boden, daß er in lauter Scherben zerbrach, und sagte: „Wer wagt es, die Weißen in mein Land zu führen?" So kam denn Manyo unverrichteter Sache wieder zurück, und wir waren schon im Begriff, die Rückkehr anzutreten, als eine neue Wendung der Dinge eintrat.

Es war gegen Mitternacht, als plötzlich eine Anzahl Leute mit Fackeln, Speeren und Buschmessern bewaffnet in unsern Hof trat. Ich setzte mich auf meine Hängematte und war gespannt, was da werden wollte. Endlich kamen sie mit Manyo und dem Lehrer vor unsere Hütte. „Was giebts?" — „Herr, es sind Leute von Ndogomakumak gekommen, die euch sprechen wollen," war die Antwort. Wir hießen sie eintreten, und alsbald erzählten sie, daß Belong als Zeichen der Freundschaft eine Ziege schickte, zugleich aber wünschte, daß wir uns daran genügen und den Heimweg antreten möchten. Das war eine sonderbare Art, uns los zu werden. Wir redeten mit den Abgesandten und fragten sie, ob es auch recht wäre, einen Freund auf diese Manier von sich zu weisen. Dann schenkten wir ihnen einige Blätter Tabak, sowie einen Spiegel, und entließen sie mit dem Bemerken, uns morgen eine bessere Botschaft zu bringen. Unser Lehrer fügte noch hinzu, Belong solle bedenken, wenn er in den Spiegel hineinsähe, daß er mit dem, der aus dem Spiegel herausschaute, keinen Streit anfange.

Die Leute gingen ab, und es wurde Mittag des andern Tages. Währenddem hatte sich Häuptling Matip mit seinen Aeltesten und Weibern bereits eingefunden, um uns Beweise seiner Freundschaft zu

geben, als endlich auch die von Ndogomakumak daherkamen. Einer von ihnen trug eine Kürbisflasche. Sie traten auf uns zu und vermeldeten, daß Belong zum Zeichen der Freundschaft diese Kürbisflasche schicke und uns am folgenden Morgen bei sich erwarte. So traten wir denn gegen acht Uhr morgens den Weg zu ihm an. Schon nach drei Stunden hatten wir sein Gehöft erreicht. Der Empfang war nichts weniger als freundlich, und schon glaubten wir, in eine Falle gegangen zu sein. Doch nach einer Weile erhob sich Belong von seinem Sitze und trat in die Mitte des Hofes, während sein Bruder vor ihm auf dem Boden hockte. Und nun hielt der Häuptling eine längere Ansprache, worin er ausführte, daß er uns Weiße nicht kenne und Manyo dafür verantwortlich mache, wenn wir Unheil über ihn und sein Land brächten. — Das war im Grunde erklärlich; machen doch die Eingeborenen beim Vordringen mancher Europäer nicht immer die besten Erfahrungen. Belong merkte aber bald, daß er in diesem Falle Leute vor sich hatte, die es gut mit ihm und seinem Volke meinten. Wir machten ihm im Laufe des Tages unsere Aufwartung und beschenkten ihn mit einem Lendentuch und einem Hemd. In Scharen strömten seine Leute herbei, mit denen wir uns auf einen freundschaftlichen Fuß zu stellen wußten, und es währte nicht lange, so war alles Mißtrauen verschwunden und es herrschte die beste Stimmung.

Gegen Abend hatten wir dann mit Belong und den Häuptlingen noch eine längere Unterredung, wobei es uns darum zu thun war, zu erfahren, was man gegen uns gehabt habe. Darauf erwiderte Belong, er habe sich die Weißen ganz anders vorgestellt, als er sie jetzt kennen gelernt habe. „Es ist gut," fügte er hinzu, „daß heute Nacht der Mond nicht scheint, denn sonst würden meine Leute euch Weiße noch während des Schlafes beobachten und euch keine Ruhe gönnen." So war denn der vorher so feindlich gesinnte Häuptling jetzt für uns und wir konnten ihm unsern Wunsch, nach Groß-Ndogomakumak zu gehen, wiederholen. Aber davon riet er entschieden ab. Auch die andern Häuptlinge waren gegen diesen Plan. Die Frage nach dem Grund hievon beantwortete Manyo mit einem netten Gleichnis: „Die Ndogomakumaker," sagte er, „sind wie die Spatzen. So lange der Weizen noch klein ist, fliegen sie an ihm vorüber; ist er aber groß geworden und reif, so setzen sie sich dazwischen hinein, zwitschern und lärmen und mästen sich von seinen Körnern;" d. h. jetzt seid ihr noch unbekannt, bald aber wird die Botschaft überall hindringen, daß ihr „gute Männer" seid, und dann werden die von Ndogomakumak kommen und euch „nötigen", auch zu ihnen zu kommen und unter ihnen zu wohnen.

So gingen wir denn am andern Morgen unter Belongs Führung in westlicher Richtung durch Klein-Ndogomakumak auf Ndogombok zu zurück. Wir waren aber noch keine Stunde marschiert, als Boten uns einholten und meldeten, die Leute von Groß-Ndogomakumak wären gekommen, um uns zu begrüßen. Gern wären wir wieder zurückgekehrt und nach Groß-Ndogamakumak gegangen, um die dortigen großen Ortschaften kennen zu lernen. Aber die Häuptlinge rieten uns auch jetzt entschieden davon ab, und vielleicht nicht mit Unrecht. Denn seitdem sind einzelne von dort sogar bis Mangala gekommen und haben sich nach uns erkundigt. Wir marschierten statt dessen an jenem Tage nach Belonge. Da unsere Karawane ziemlich groß war, so flößte sie beim Herannahen, als wir den steilen Berg ins Thal herabstiegen, den Leuten Furcht ein, sodaß sie die Kriegstrommel schlugen. Aber die Sache war bald aufgeklärt und die Bewohner kamen uns freundlich entgegen.

Auf dem Heimweg.

Am Morgen des 10. Januar brachen wir von hier auf und traten den Rückmarsch nach Edea an. Ein eigenes Gefühl überkam uns, als unsere Träger zum Abmarsch bereit standen und die Häuptlinge uns die Hand zum Abschied reichten. Hatten wir doch in ihrem Lande manches Ueble, aber auch viel Gutes erlebt. Es war rührend, wie die Häuptlinge, nachdem sie uns und unsere guten Absichten kennen gelernt hatten, nicht fertig werden konnten, uns immer und immer wieder die Hände zu reichen und zu bitten: „Vergesset uns nicht und kommt bald wieder!“

Wir zogen hierauf westwärts und gelangten noch am selben Tage nach einem beschwerlichen Marsche in jener schönen Gebirgswelt nach Mpes, und tags darauf nach Inde. Da Miss. Hässig durch seine früheren Reisen hier schon bekannt war, so kamen uns die Leute überall sehr freundlich entgegen und baten in dringender Weise um Lehrer. Am 12. gingen wir nach der über dem Sanaga liegenden neugegründeten Außenstation Logobi, wo wir den Nachmittag und den folgenden Montag blieben. Dann gingen wir nochmals über den Sanaga zurück, um bei Häuptling Kenck ein Lehrerpalaver zu schlichten. Dort hatte nämlich einer unserer Christen eine Schule gegründet, und jetzt wollten die Alten ihre Kinder nicht mehr in die Schule schicken. Wir gingen mit dem bestimmten Vorsatz hin, den Christen zu veranlassen, die Schule wieder aufzuheben. Als aber die Verhandlung ihren Anfang genommen hatte und wir mit der Wegnahme des Lehrers drohten, wollten sie nichts davon wissen.

Sie baten uns so lange, besonders der Häuptling, bis wir nachgaben und den Lehrer dort ließen. Sofort wurden auch über 30 Kinder ins Schulregister eingetragen.

Von da marschierten wir wieder zurück an den Sanaga, auf dem wir am andern Morgen in einem Kanoe nach Mangala fuhren. Am Nachmittag des 17. Januar, nachdem wir gerade drei Wochen unterwegs gewesen waren, langten wir gesund und wohlbehalten, wenn auch etwas mitgenommen von den Beschwerden der Reise, auf der Station Edea an. Schon am nächsten Tage fuhr ich fröhlichen Herzens nach Lobethal zurück.

Was ist nun aber das Ergebnis unserer Reise, soweit man etwa von einem äußeren Erfolg reden darf? Zunächst darf gewiß der Umstand als Erfolg betrachtet werden, daß wir in Ndogomakumak Bresche gelegt und dieses Land der Missionsarbeit erschlossen haben. Es ist das nicht zu unterschätzen, da Ndogomakumak, oder wie der Name sagt, „das große Geschlecht" unter den andern Stämmen eine hervorragende Rolle spielt. Freilich dürfen wir uns dadurch, daß die Häuptlinge uns um Lehrer gebeten haben, nicht falschen Hoffnungen hingeben. Es entspringt dieses Verlangen nach Lehrern zunächst keinem religiösen Bedürfnis, sondern einem unbestimmten Suchen nach etwas Neuem. Doch kann der Herr dasselbe auch noch zu einem Suchen und Fragen nach dem lebendigen Gott werden lassen.

Ein weiterer Erfolg unserer Reise ist darin zu erblicken, daß wir dadurch über die dortigen Sprachverhältnisse ins klare gekommen sind. Es ist uns zur Gewißheit geworden, daß das ganze Hinterland vom Yong — also von Klein Batanga im Süden — bis zum Manenguba-Gebirge im Norden, und auf der Linie Mangamba-Edea ostwärts bis eine oder zwei Tagereisen vor dem Mbam und Yaunde alles die Basa-Sprache redet. Es ist diese Thatsache eine große Wohlthat für uns Missionare, wenn wir in einem Gebiete, das größer ist als Württemberg und Baden zusammen mit einer Sprache auskommen können, während sonst in Westafrika das Sprachengewirr auf verhältnismäßig kleinen Gebieten das Kreuz aller Missionen ist. Die Missionsarbeit wird aber trotzdem in jenem Gebiet immerhin noch ziemlich erschwert sein, da die Leute nicht in Dörfern zusammenwohnen, sondern auf einzelnen Höfen zerstreut leben.

Für mich selbst war diese Reise insofern von großem Interesse, weil ich mancherlei Vergleiche zwischen diesem neuen und meinem früheren Arbeitsgebiet in Duala anstellen konnte. Diese Vergleiche fielen entschieden zu Gunsten des letzteren aus. Es bleibt uns hier am Sanaga noch eine bedeutende Arbeit zu thun übrig, bis wir so weit gekommen sein werden wie in Duala. Wir ahnen gar nicht,

was für eine Fülle religiöser Kenntnis durch Schule und Predigt bereits unter die Duala gekommen ist. In Bonaberi (am Wurifluß) z. B. konnte ich mit jedem Erwachsenen, auch wenn er noch Heide war, über religiöse Dinge sprechen, und er verstand etwas davon. Ich konnte ihm von einem Sünderheiland sagen, weil doch einigermaßen Sündenerkenntnis in ihm geweckt war. Das ist aber hier am obern Sanaga noch lange nicht der Fall. Was ist es z. B. schon für ein Fortschritt unter der Duala-Bevölkerung, daß einer — er sei Christ oder Heide — selig sterben will. Und wie sehr die Leute hierauf achten, dafür ein Beispiel. Als ich von meinem Erholungsaufenthalt in Europa nach Bonaberi zurückkehrte, kam ich u. a. mit einigen alten Männern ins Gespräch. Wir redeten von dem und jenem; schließlich kam auch die Rede auf einen Mann, der während meiner Abwesenheit gestorben war. Ich fragte, wie er gestorben wäre. Da erhielt ich die Antwort: „Denke, Herr, auf dem Totenbett hat er von nichts geredet als von seinen Waren und Gütern, und wollte nichts von der Ewigkeit wissen. Das ist keine gute Sache."

Wir dürfen deshalb trotz aller Schwächen unserer afrikanischen Christen doch getrost sein und daran festhalten, daß das Werk des Herrn unter ihnen nicht vergeblich ist. Freilich, wir Menschen sind oft Leute, die da meinen, wenn sie zu Acker fahren mit dem Säesack auf dem Wagen, so müßten sie auch gleich das Erntegerät mitnehmen, um die Garben aufzuladen. Aber die Neger müssen — um ein anderes Bild zu gebrauchen — erst allmählich für das Christentum erzogen werden. Die Vertiefung christlichen Lebens und Glaubens bei den Einzelnen bleibt eine Hauptaufgabe, an der wir nicht müde werden dürfen. Bis aber eine Durchdringung des ehemals heidnischen Volkslebens mit christlichem Geiste erreicht ist, ist viel Geduld nötig. Inzwischen gilt es aber auch, das Netz so weit als möglich auszuwerfen, damit wir ihrer viele gewinnen und viele erziehen können zu einem neuen Wandel in Christo.

Schließlich bin ich durch diese Reise zu der Ueberzeugung gekommen, daß, wenn wir in jenen Gegenden vorgehen, eine Frage gelöst wird, über die man sich in letzter Zeit schon viel gestritten hat. Es ist die Frage wegen des Sklavenhandels. Die beiden hauptsächlichsten Wege des Sklaventransports sind der Wuri und der Sanaga. Die Sklaven, die auf diesen beiden Strömen transportiert werden, kommen ausschließlich aus den von uns bereisten Gegenden und deren Hinterland. Arbeitet aber die Mission unter jenen Stämmen, so wird der Sklavenhandel von selbst unter ihnen aufhören oder doch aufs äußerste beschränkt werden.

Getreu.

Auf der Veranda einer indiſchen Miſſions-Mädchenanſtalt ſitzt eine bleiche Frau. Ihre ernſten Züge zeigen einen tieftraurigen Ausdruck, während ſie auf der Handmühle Korn für ihre Herrin, die junge Miſſionarin, zu Mehl verarbeitet. Dieſe iſt ebenfalls emſig beſchäftigt, indem ſie ihre Verſtandesmühle in Bewegung geſetzt hat und die harten, trockenen Anfänge der Urdu-Sprache zu zerkleinern ſucht. Ab und zu pauſiert ſie und wendet ihren Blick dem Thun ihrer indiſchen Schweſter zu, wie ſie ohne Unterlaß und ohne zu ermüden die Mühle dreht. Und es iſt ihr, als ob ſie aus dem gleichmäßigen Geräuſch der ſich drehenden Mahlſteine in leiſem Flüſtertone die Worte hörte: „Getreu, getreu, getreu.“ Es iſt keine Einbildung, die ihr die Phantaſie vorgaukelt, ſondern es iſt eine Gedankenverbindung, die ihr ein Vorkommnis aus früheren Tagen in Erinnerung ruft.

Wenige Jahre zuvor war die Frau, die an der Handmühle ſitzt, die Gattin des Gärtners, der das Anweſen der Anſtalt beſorgte. Eines Abends, in der heißen Jahreszeit, während er ſeiner Arbeit nachging, erblickte er einen räudig ausſehenden Hund, der mit ſtieren triefenden Augen und niederhängendem Kopf gerade auf den Hofraum zulief, in dem die Schulkinder fröhlich ihr Spiel trieben. Er wußte, was das Tier zu bedeuten hatte. Geſchwind ergriff er einen Stock, ſprang dem verdächtigen Hund entgegen und verſetzte ihm einen wuchtigen Hieb, um ihn von der eingeſchlagenen Richtung nach den ſpielenden Kindern hin abzuſchrecken. Es gelang ihm, aber nicht, ohne daß das tolle Tier ihm eine Bißwunde beigebracht hatte.

Tage vergingen und es zeigte ſich keine Erkrankung des wackern Mannes. Da auf einmal kommen die andern Bedienſteten zur Vorſteherin der Anſtalt und melden ihr mit bedeutſamen Mienen: „Miß Sahib, mit dem Gärtner iſts nicht ganz richtig; er benimmt ſich auf einmal ſo ſonderbar. Das kommt wohl davon, daß ihn jener Hund gebiſſen hat.“ Und richtig, das Gift der Tollwut fing an, bei dem armen Manne zu wirken. Er wurde in die Stadt verbracht und hier in Pflege und Aufſicht genommen. Aber ſchon an einem der nächſten Tage erſchien er plötzlich wieder auf der Station. Neugierig und zugleich erſchreckt liefen die Leute zuſammen. „Geht mir aus dem Wege,“ rief der Mann, „damit ich euch kein Leid zufüge.“ Dann näherte er ſich der Thür ſeines Häuschens, wo ſeine Frau eben das Abendeſſen kochte.

„Folge mir!“ rief er ihr kurz zu, und wandte ſich wieder

hinweg. Ohne ein Wort erhob sich die Frau, verließ alles — ihr Kochgeschäft und ihre Kinder — und ging hinter ihrem Manne drein. Einige Leute folgten ihnen in einiger Entfernung, um zu sehen, was geschehen werde, kehrten aber bald wieder zurück. Sie berichteten, wie beide sich landeinwärts gewandt hätten, der Mann voraus und seine Frau lautlos hinter ihm drein.

Einige Tage lang sah und hörte man nichts mehr von ihnen. Endlich kehrte die Frau allein zurück, aber bleich und geisterhaft aussehend. Sie erzählte ihrer Herrin, daß sie ihrem Gatten immer weiter und weiter auf der staubigen Landstraße gefolgt sei, bis sie in seinen Geburtsort kamen. Hier habe er sich selbst der Obrigkeit gestellt und erklärt, er sei unheilbar geisteskrank; man möchte ihn hinter Schloß und Riegel setzen, bis sein unabänderliches Ende eintrete.

Das geschah. Er wurde in ein Zimmer gesperrt, dessen Thür und Fenster fest verrammelt waren. Hier brachte er noch einige Tage zu, ohne Unterlaß auf- und abgehend. Sein treues Weib aber hockte Tag und Nacht draußen vor der Thür, tröstete ihn durch das Fenstergitter und leistete ihm Hilfe, soweit dies möglich war. Endlich sank der Mann bei seinem endlosen Rundgang zusammen und gab den Geist auf. Traurigen Herzens kehrte die Frau zu ihren verwaisten Kindern zurück.

Die Witwe erhält jetzt von der Mission eine kleine Pension und hat ihr Heim in der Mädchenanstalt. Hier sitzt sie täglich an der Handmühle und mahlt Korn. Die Missionarin aber muß immer und immer wieder, so oft sie in das bleiche, traurige Gesicht der Frau blickt, an jenes Vorkommnis denken, das ihr die Treue und Aufopferung eines Hindupaares vor die Augen gestellt hat. (The Punjab Mission News.)

Missions-Zeitung.

Einem **Freimissionar,** der dem ev. Missionsbischof French gegenüber seine freie Stellung rühmte, wie er weder unter einer Gesellschaft noch Kirchengemeinschaft stehe und nur nach seinen eigenen Grundsätzen arbeite, entgegnete der Bischof treffend: Ach, das ist ja sehr interessant! Aber ein Missionar ist doch, wie das Wort schon besagt, ein Gesandter. Wer hat Sie denn eigentlich gesandt? — Der Freimissionar war über diese Frage so verblüfft, daß er die Antwort schuldig blieb. (Ch. Intelligencer 1902, 5.)

Die **englisch-kirchliche Mission** darf berichten, daß (trotz der finanziellen Anforderungen, die der südafrikanische Krieg an die

Bevölkerung Englands stellt) ihre letzte Jahreseinnahme, so viel sich bis jetzt feststellen läßt, die vorjährige um 13 000 Pfund Sterling (260 000 Mark) überstiegen hat. Es ist dies die höchste Einnahme, die die Missionsgesellschaft bis jetzt erlebt hat. — An neuen Arbeitsfeldern gedenkt sie voraussichtlich das vor mehreren Jahren eroberte Benin durch den eingebornen Bischof James Johnson zu besetzen.

In **Haufaland,** wo vor einiger Zeit die bis Kano und Gierku vordringenden Missionare sich wieder zurückziehen mußten und sich im südlichen Grenzort Loko aufhielten, hat nun der König von Saria den beiden Missionaren Dr. Miller und Bargery die Erlaubnis erteilt, sich in der von ihnen schon einmal besetzten Stadt Gierku niederzulassen.

Uganda. Nach dem neuesten von Uganda eingelaufenen Census, der zugleich die Gebiete von Toro, Busoga und Bunyoro, sowie die Station Nasa in Usukuma einschließt, aber noch nicht ganz vollständig vorliegt, zählt die Uganda-Kirche jetzt 27 eingeborne Geistliche und 2408 Lehrer (1988 männliche und 420 weibliche). Heidentaufen fanden im letzten Jahre statt: 5536 (darunter 4067 Erwachsene). Die Gesamtzahl der Christen beträgt nun 34 239 (gegenüber 28 282 im Vorjahr), die der Kommunikanten 9865. Die Schülerzahl ist von 7682 auf 12 363 gestiegen. An kirchlichen Beiträgen brachten die Christen während des letzten Jahres 5406 Rupien auf. — Ein schönes Beispiel von Opferwilligkeit berichtet der Intelligencer vom Katikiro, dem ersten Minister von Uganda. Dieser tilgte im letzten Jahr eine Schuld, die noch auf der Kirche in Mengo lastete, indem er 40 Pfund (800 Mark), das Zehntel seines Einkommens, das er von der Regierung bezieht, in hochherziger Weise den Missionaren übersandte. Die Summe war von folgenden Zeilen begleitet: „Ich sende euch hiermit 500 Rupien, um den Rest der Kirchenschuld zu tilgen; denn Gott hat mich reich gemacht, und Ihm gehört alles. Er macht reich und er macht arm; er hat gesagt: bist du reich, so gieb von deinem Reichtum; bist du arm, so gieb von deiner Armut; Gott aber wird dirs vergelten. Darum opfere ich gern Gott diese Gabe, damit die Gemeinde sich nicht beklagen müsse, als ob ihre Glieder ihre Volljährigkeit noch nicht erreicht hätten (d. h. um ihre kirchlichen Bedürfnisse zu bestreiten). Lebet wohl! Möge Gott mit euch sein."

Ueber den **Sündenfall** finden sich bei afrikanischen Völkerschaften, so verdunkelt auch ihr ursprüngliches Gottesbewußtsein sein mag, doch noch uralte Ueberlieferungen, die zugleich leise Anklänge an den mosaischen Bericht der Bibel enthalten. Dies ist auch bei der Ueberlieferung der Baganda der Fall, nach welcher der erste

Mensch, Namens Kintu, direkt vom Himmel auf die Erde herabkam. Es geschah dies auf Befehl seines Schöpfers, der ihm die Weisung gab: Begieb dich mit deinem Weib Nambi auf die Erde und zeuge mit ihr Kinder. Dabei schärfte er ihm ausdrücklich ein: nimm dich aber in acht, daß euch euer Bruder, der Tod, nicht etwa dahin begleitet; denn sobald dies geschieht, wird er alle eure Kinder umbringen. Macht euch deshalb frühzeitig auf den Weg, damit er euer nicht gewahr werde. Nachdem der Schöpfer seine Anweisungen erteilt hatte, traf Kintu die nötigen Vorbereitungen für seine Abreise. In aller Frühe, ehe der Morgen dämmerte, packte er seine Habseligkeiten zusammen und begab sich auf die Erde. Da erinnerte sich plötzlich sein Weib, daß sie das Futterkorn für das Huhn, das sie mitgenommen, zu Hause gelassen hatte und wollte geschwind noch einmal zurückkehren, um es zu holen. Ihr Mann protestierte zwar dagegen und machte sie darauf aufmerksam, daß sie in diesem Falle dem Tode begegnen könnte. Aber das Weib bestand auf ihrem Willen und kehrte zurück. Sie erreichte glücklich ihr Heim und nahm das vergessene Korn an sich. Aber auf ihrem Rückweg begegnete ihr der Tod und sprach zu ihr: Warum seid ihr denn ohne mich fortgegangen, Freunde? Er schloß sich ihr nun an. Kintu beklagte sich darüber bei dem Schöpfer, daß nun doch der Tod den Weg zu ihm gefunden habe; aber er mußte von Gott die Worte vernehmen: Warum habt ihr nicht gethan, wie ich euch gesagt habe? Weichet von meinem Angesicht! Als Kintu das hörte, fing er an, sein Weib zu beschuldigen und sagte: Du bist es, die den Tod zu mir gebracht hat; deine Schuld ist es, daß ich nun ein Sterblicher bin. Die Kinder aber, die dem Paar geschenkt wurden, waren alle des Todes durch die Hand des Würgers.

Missionsjubiläum. Am 10. April dieses Jahres hat die Schleswig-Holstein'sche Missionsgesellschaft in Breklum ihr 25jähriges Jubiläum festlich begehen dürfen. Sie hat in dem ersten Vierteljahrhundert ihres Bestehens 22 Missionsarbeiter ausgesandt. Auf ihrem indischen Arbeitsfeld durfte sie 1885 ihre Erstlinge taufen und ein stetiges Wachstum und Erstarken der Mission erleben. Besonders in den letzten Jahren ist ihr eine reiche Ernte beschert worden, so daß sie gegenwärtig 2503 Christen in ihren Gemeinden zählt. Das Missionsseminar in Breklum weist zur Zeit elf Zöglinge in drei Abteilungen auf. Die Einnahmen der Gesellschaft sind in den Jahren 1878 bis 1902 von 24 000 Mk. auf 157 000 Mk. gestiegen. Interessant ist die Thatsache, daß das Missionshaus ein altes Lutherhaus ist, nämlich ein Hof, der nacheinander verschiedenen direkten Nachkommen Luthers gehört hat und der dann an eine Familie Jessen

überging, in dem sich die weibliche Linie der Lutherfamilie fortsetzte. Von ihr kaufte 1876 Pastor Jensen, der Begründer der Breklumer Mission, den Hof, um das Missionshaus zu errichten. Ein Sprößling dieser weiblichen Linie der Lutherfamilie war die Frau des ersten Breklumer Missionsinspektors Höber.

Die **Finnische Missionsgesellschaft,** der ihr Arbeitsgebiet in Südwestafrika zu klein geworden ist und bei der sich in den letzten zwei bis drei Jahren etwa 200 Jünglinge und beinahe ebensoviele Jungfrauen gemeldet haben, in deren Dienst auch mehrere junge Theologen einzutreten bereit sind, hat nun als zweites Arbeitsfeld die chinesische Provinz Hunan in Aussicht genommen. Im Oktober 1901 ist ihr erster Sendbote, Pastor Sjöblom, in Hankau eingetroffen, wo er einstweilen bleiben will, um die Sprache zu lernen. Der Leiter dieser Gesellschaft, der einzigen evangelischen Missionsgesellschaft Rußlands, Pastor Mustakallio, hat auf der letzten St. Petersburger Prediger-Synode den Wunsch ausgesprochen, daß auch die deutschredenden Lutheraner Rußlands sich an diesem neuen Werk beteiligen möchten, zumal da Rußland ja der nächste europäische Nachbar Chinas sei und dort immer mehr Einfluß gewinne. Daß man gerade China als Arbeitsfeld gewählt, begründet er mit den Worten: „Die politischen Ereignisse der letzten Jahre bilden einen Wendepunkt in der Entwicklung Chinas. Die veränderten Verhältnisse fordern die ganze protestantische Welt auf, alle ihre Kräfte anzustrengen, um das jetzt so empfängliche China dem evangelischen Glauben und der christlichen Zivilisation zu gewinnen. (Calw. Miss.Bl.)

Das englische Kriegsministerium hat seit Ausbruch des Burenkrieges bis Anfang März dieses Jahres nicht weniger als 2890 Millionen Mark Kriegskosten verbraucht. Wie viel Thränen und Jammer hat diese Riesensumme verursacht und wie viele Thränen hätte sie stillen können! Wie viel Zerstörung, Verwüstung, Tod und Verderben ist damit ins Werk gesetzt worden! Die Unkosten aller deutschen Missionen betragen in einem Jahre etwa $5^1/_2$ Mill. Mark, gewiß ein winziger Betrag, und doch erscheint er trotz allen offenbaren Segens, der damit gestiftet wird, vielen noch als eine Vergeudung für unnütze Zwecke.

Von einer eigenartigen **Missionsreise** um die Erde kehrte im Februar John R. Mott, der Sekretär des internationalen christlichen Studentenbundes, nach den Vereinigten Staaten zurück. Er hat in den Wintermonaten die großen Kulturländer Asiens bereist, um die studierende Jugend der verschiedensten Völker und Bekenntnisse für christliche Ideen zu begeistern. Zugleich galt seine Reise den Hauptmissionsplätzen und einer Stärkung der dort thätigen

Missionskräfte. Nach den jetzt vorliegenden Meldungen aus Japan, China und Ostindien hat das Auftreten des mit zündender Beredsamkeit begabten Mannes bei der gebildeten Jugend tiefen Eindruck gemacht. In Japan besuchte er sieben große Städte, in denen die wichtigsten Bildungsanstalten des Landes liegen, allen voran Tokiyo; dort hatte er auch viele Universitätslehrer und den Präsidenten der zweiten Kammer als Zuhörer. Ende Oktober ging er nach China, wo er mit Vorträgen in Peking begann und hernach in Shangai, Nanking und Kanton wirkte. Die meiste Zeit verwandte er auf Ostindien, in dem die Missionsarbeit schon größere Fortschritte gemacht hat, als in den ebengenannten Ländern. Madras, Kalkutta, Allahabad und Bombay waren hier seine Hauptstationen. Er fand auf dieser monatelangen Vortragsreise, wohin er auch kam, großen Zulauf. Mit Ausnahme eines einzigen Tages füllten überall Scharen von Studierenden die größten Säle der betreffenden Städte, um den begeisternden Wanderredner zu hören. Und seine Zuhörer waren meist Nichtchristen: Buddhisten, Shintoisten, Konfuzianer, Hindus, Mohammedaner u. s. w. Seine Zeit war freilich allzu kurz bemessen; er mußte unmittelbar nach jedem Vortrag weiter reisen, um diesen groß angelegten Reiseplan durchführen zu können. Darum mag die von ihm entfachte Begeisterung an manchen Orten wie ein Strohfeuer vorübergehen. Aber in fast allen Städten können die dort ansässigen Missionare seine Wirkungen vertiefen. Als Mott auf seiner Rückreise in den ersten Februartagen London berührte, sprach er sich außerordentlich hoffnungsvoll über die Zukunft des Christentums in Indien, China und Japan aus. Er meinte, daß die Heidenmission in diesen drei Ländern mit ihrer riesigen Bevölkerung während des 20. Jahrhunderts ihre größten Siege feiern werde.

Ein Orden Napoleons I und die Goßnersche Mission. Als Napoleon I nach der Schlacht von Belle-Alliance oder Waterloo von den Preußen unter General Gneisenau verfolgt wurde, ward unter anderm auch sein Reisewagen erbeutet, in welchem sein Mantel, Hut, Orden und Degen lagen. In der Eile, womit diese Dinge beschlagnahmt wurden, ist ein Orden, der der französischen Ehrenlegion, übersehen worden. Ein preußischer Offizier fand ihn im Wagen. Wohlbeglaubigt gelangte er später in die Hände der Goßnerschen Mission, von welcher ihn jüngst die Verwaltung des Berliner Zeughauses für 100 Mark abgekauft hat, nachdem er dem Kaiserlichen Kabinet zur Begutachtung vorgelegen hatte. So hat Napoleon I unwissentlich mit einem seiner Orden die Goßnersche Mission müssen unterstützen helfen. (Die Biene a. d. Missionsfelde.)

Bücheranzeige.

Dennis, D. D. **Centennial Survey of Foreign Missions.** A Statistical Supplement to „Christian Missions and Social Progress", being a Conspectus of Achievements and Results of Evangelical Missions in all Lands at the Close of the Nineteenth Century. Fleming H. Revell Company, NewYork, Chicago & Toronto. Doll. 4.

Seinem wertvollen Werk: „Christian Missions and Social Progress" hat nun der verdiente Verfasser noch eine umfassende Statistik folgen lassen, die alles, was bisher auf diesem Gebiet geleistet worden ist, in den Schatten stellt. Es ist geradezu erstaunlich, welche Riesenarbeit das Werk mit seinen bis ins Detail gehenden Angaben darstellt. Es umfaßt alle Thätigkeit, soweit sie von der Mission ausgeht, und führt alle Ergebnisse, soweit sie sich in Zahlen wiedergeben lassen, auf. Selbst historische Daten und sachliche Erklärungen, Personalangaben u. a. finden sich in ausgiebiger Weise. Es giebt dem Statistiker nach jeder Richtung hin Auskunft und zwar, soweit wir urteilen können, in durchaus zuverlässiger Weise. Die ungeheure Fülle von Angaben, die sich selbst auf die litterarischen Erzeugnisse, auf die Druckereien und philantropischen Unternehmungen auf den Missionsgebieten erstreckt, ist zugleich so übersichtlich gruppiert und geordnet, daß das Nachschlagen für jeden leicht gemacht ist. Das Ganze aber zeigt, welchen Umfang das heutige Missionswerk in der weiten Welt angenommen hat. Unter den schönen Bildern, die das Buch zieren, ist besonders das Titelbild eindrucksvoll, das die beiden ehrwürdigen Gestalten zweier Missionsveteranen (Miss. J. Paton und J. Chamberlain) vorführt.

Ein sozialer Pfarrer. Aus dem Leben des Schotten Norman Macleod. Für nachdenksame Leser. Stuttgart. D. Gundert. geb. Mk. 2.

Man könnte den schottischen Pfarrer, dessen Leben hier geschildert wird, ebenso gut einen Missionsmann nennen, denn er stand als solcher an der Leitung der staatskirchlichen Mission in Indien, die er auch visitierte. Ja, er war es auch, der nach den schweren Wirren der schottischen Kirchentrennung 1843 das Missionsleben in den Kreisen der schottischen Staatskirche wieder neu anzufachen wußte. Er war überhaupt ein ganzer Mann und ein ganzer Christ, dessen Leben und Arbeit auf allen Gebieten nur der Ehre Gottes und dem Wohl seiner Mitmenschen galt. Nachdenksame Leser werden gewiß einen hohen Genuß haben an der Lektüre des Büchleins, das uns einen Blick thun läßt in das Denken und Wirken dieser reichbegabten Persönlichkeit.

Bechler, Th. **In alle Welt.** Missionsstunden aus der Brüdergemeine. Erstes Heft. Missionsbuchhandlung Herrnhut. 40 Pf.

Das vorliegende Heftchen, dem noch weitere folgen sollen, enthält vier Missionsstunden, denen zum Teil mündliche und schriftliche Mitteilungen von Missionaren zu grunde liegen und die Einzelzüge aus der Brüdermission in ansprechender Weise schildern.

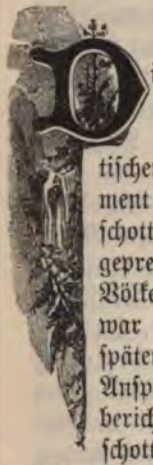
Was braucht Indien? Eigenes und Entlehntes in neuer Beleuchtung. Ein Beitrag zur Mission. 24 S. Straßburg, Elsässische Druckerei, vormals G. Fischbach. 40 Pf.

Die Organisation der Heidenmissionsarbeit in der heimatlichen Gemeinde mit besonderer Berücksichtigung der Berliner Missionsgesellschaften, von W. Quistorp, Pastor zu Schwerin. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 30 Pf.

An einer indischen Eisenbahnstation.

Die
Missionsthätigkeit der schottischen Staatskirche.*)

Bis zum Jahr 1796.



Die ersten Spuren einer Missionsthätigkeit der schottischen Kirche finden wir am Ende des 17. Jahrhunderts. Allerdings stand schon am Anfang des von den schottischen Reformatoren verfaßten und vom schottischen Parlament im Jahr 1560 gebildeten Glaubensbekenntnisses der schottischen Kirche das Wort: „Und dies Evangelium muß gepredigt werden in aller Welt zu einem Zeugnis über alle Völker, und dann wird das Ende kommen." Aber damals war die Kirche zu sehr durch den Kampf mit Rom und später durch die Fürsorge für die Christen Schottlands in Anspruch genommen (die Generalsynode vom Jahr 1596 berichtet, daß an der Westküste von Schottland und auf den schottischen Inseln 400 Gemeinden ohne Pfarrer seien), als daß sie hätte daran denken können, den Heiden das Evangelium zu predigen. Im 17. Jahrhundert hatte die schottische Kirche um ihre Selbständigkeit, ja um ihr Dasein zu kämpfen. Doch wurde die Fürbitte für die Heiden weder im 16. noch im 17. Jahrhundert ganz vergessen. Das Buch der gottesdienstlichen Ordnung aus dem 16. Jahrhundert enthält neben verschiedenen Gebeten um Schutz gegen Rom wenigstens eins um die Bekehrung der Heiden, und im 17. Jahrhundert heißt es im Großen Katechismus: „In der Bitte: dein Reich komme, beten wir, daß das Evangelium in der ganzen Welt verbreitet, die Judenschaft herbeigerufen und die Fülle

*) Auf Grund von: R. W. Weir, M. A. A History of the Foreign Missions of the Church of Scotland, bearbeitet von L. De.

der Heiden eingebracht werde;" und in der „Anweisung für den öffentlichen Gottesdienst" ist dem Pfarrer gesagt, er solle beten „für die Ausbreitung des Evangeliums und des Reiches Christi unter allen Völkern, die Bekehrung der Juden, den Sturz des Antichrists und die Beschleunigung der Zukunft des Herrn."

Im Jahr 1695 wurde in Schottland eine Gesellschaft für den Handel mit Afrika und Ost- und Westindien gegründet, die auf der Landenge von Panama schottische Kolonien anzulegen versuchte. Mit der ersten Flotte, die dahin ging, wurden zwei Geistliche, mit der nächsten vier gesandt, die nicht nur ihren Landsleuten predigen, sondern auch unter den Indianern Mission treiben sollten. Das ganze Unternehmen schlug fehl, und damit hörte auch die Mission auf, ehe sie wirklich angefangen hatte, aber ein Schotte schrieb damals traurig über den Mangel an auswärtigen Kolonien, wodurch es der schottischen Kirche an Gelegenheit zur Missionsthätigkeit fehle.

Indessen wurde im Jahr 1707 Schottland, das seit 1603 in Personalunion mit England war, mit diesem zu einem Reiche vereinigt. Schottland kam dadurch in Beziehungen zu den auswärtigen Kolonien und es wurde der Grund zu einer Missionsthätigkeit gelegt, die besseren Erfolg hatte als jene erste. In demselben Jahr wurde nämlich die Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntnis gegründet, die allerdings zunächst „The Highlands and Islands", d. h. das schottische Hochland und die schottischen Inseln im Auge hatte, aber ihre Blicke auch darauf richtete, „den heidnischen Völkern die christliche Religion zu bringen und Geistliche zu ermutigen, ihnen das Evangelium zu predigen." Zunächst waren aber keine Mittel für das Missionswerk vorhanden. Die erste Gabe kam im Jahr 1717. Ein Geistlicher vermachte der Gesellschaft ein Landgut, das sie bekommen sollte „drei Jahre nachdem sie drei tüchtige Geistliche in ungläubige fremde Länder gesandt hätte."

Die Leiter der Gesellschaft wählten als Missionsfeld Nordamerika. In den Verfassungen seiner Kolonien war eine Missionsthätigkeit unter den Eingeborenen vorgesehen, und John Elliot hatte schon unter den Indianern gearbeitet und die Bibel in ihre Sprache übersetzt. Im Jahr 1732 wurden die ersten drei Missionare ausgesandt, und im Jahr 1735 erhielt die Gesellschaft das

Landgut. Es ist noch in ihrem Besitz; seinen Ertrag erhält gegenwärtig ein schottischer Missionar in Afrika.

Jene ersten Missionare wurden wieder entlassen, weil sie keinen Erfolg hatten und nicht unter den Indianern leben wollten. Der berühmteste Missionar der Gesellschaft war David Brainerd, der von 1743 bis zu seinem Tod 1747 unter den Indianern Pennsylvaniens und New Jerseys wirkte und deren 70 taufte. Sein Tagebuch, das veröffentlicht wurde, hat in Henry Martyn den Missionsgeist erweckt und viele andre beeinflußt.

In den Jahren 1762 und 1764 wurden zum erstenmal durch die Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erkenntnis Sammlungen für die Mission veranlaßt; die erste brachte 10 000, die zweite 50 000 Mark ein, und doch war Schottland damals ein armes Land. Zu dem guten Erfolg der zweiten Sammlung trug es wohl bei, daß ein wirklicher Indianer, der ein ordinierter Geistlicher war, sich als Bittender in Schottland eingefunden hatte.

Von dem Erfolg der Mission bei den Indianern wurde Günstiges berichtet. Man hatte Kirchen gebaut, und die Indianer fingen an, sich an ein sittlicheres und zivilisierteres Leben zu gewöhnen. Die Gesellschaft bewilligte auch Geld für zwei Neger, die als Missionare zu ihren Volksgenossen nach Guinea gehen sollten. — Weitere Mittel, als die ursprünglich für die Mission bestimmten, brachte die Gesellschaft nicht für diesen Zweck auf, aber sie that doch noch etwas, um den Missionssinn zu wecken. Sie ließ einmal im Jahr durch einen bedeutenden Theologen eine Predigt halten, die nachher gedruckt wurde. In diesen Predigten war allerdings mehr von der inneren, aber doch auch von der äußeren Mission die Rede. Dies war besonders der Fall in der Predigt, die der berühmteste schottische Theologe des 18. Jahrhunderts, Robertson, in der Kathedrale von St. Giles am 6. Januar 1755 hielt und die auch ins Deutsche übersetzt wurde. Er zeigt darin u. a., daß die Leistungen der Wissenschaft und Staatskunst „in der Hand Gottes tüchtige Werkzeuge werden können, um die Welt für die Aufnahme des Evangeliums vorzubereiten.“ „Diese herrliche Aussicht,“ fährt er fort, „ist vielleicht noch fern, aber sie ist nicht ein bloßes Phantasiegebilde. Selbst in einer entarteten Zeit sind eifrige und thatkräftige Geister aufgestanden, und man hat Gesellschaften gegründet mit der edlen Absicht, die Erkenntnis Christi

unter fernen Völkern zu verbreiten, die nie seinen Namen gehört, noch seine Herrlichkeit gesehen haben. Was sie schon geleistet haben, ermutigt die kühnsten Hoffnungen auf weiteren Erfolg, und wenn es Gott gefällt, die Zahl solcher wohlgesinnten Menschen zu mehren und ihre Hände zu stärken, wenn es ihm gut dünkt, das Kommen der Zeit zu beschleunigen, da einer tausend und ein kleiner stark wird, dann dürfen wir erwarten, daß die Erkenntnis des Herrn die Erde bedeckt, wie die Wasser das Meer, daß die Einöde blüht wie die Rose und die Wüste ein Fruchtfeld wird. Dann könnte sich der Geist des Christentums, der an den Orten, wo es schon lange gepflanzt ist, so sichtlich dahinsiecht, mit neuer Kraft beleben und mit seinem ersten Glanze unter dem Volk scheinen, das jetzt in Finsternis und Schatten des Todes sitzt."

Die Gesellschaft entschuldigte ihren Mangel an Missionseifer mit der Notwendigkeit, unter der „trägen, arbeitsscheuen, diebischen" Bevölkerung des Hochlands und der Inseln zu arbeiten. Manche fromme und denkende Christen mochten damals Robertsons Ansichten teilen, aber die Unkenntnis heidnischer Völker und die Schwierigkeit des Verkehrs mit ihnen, Kriegsunruhen daheim und draußen, der Mangel an einem Vorbild in andern Missionen, die spärlichen Hilfsquellen, das Fehlen eines führenden Geistes, die allgemeine Furcht vor allem, was nach Schwärmerei schmeckte, all das wirkte zusammen, um die schottische Kirche im 18. Jahrhundert fast unfruchtbar in Beziehung auf die Mission zu machen.

1796—1824.

Am Ende des 18. Jahrhunderts war eine starke Erregung des geistigen und religiösen Lebens unter dem englischen und schottischen Volke fühlbar. Damit wurde man sich auch der Pflicht bewußt, die Heidenmission zu fördern. Es war William Carey, der die Flamme der neuen Begeisterung anfachte. 1792 wurde in London die Baptisten-Missionsgesellschaft und 1795 die Londoner Missionsgesellschaft gegründet. Und Schottland blieb nicht zurück. Zwei Missionsgesellschaften, die Schottische (in Edinburg) und die Glasgower, entstanden im Februar 1796. Schon einen Monat nach ihrer Gründung hatte die Schottische Missionsgesellschaft 14 000 Mark Beiträge erhalten. Die erste

Predigt zu gunsten dieser Gesellschaft war im April 1796 von Dr. Erskine gehalten worden. Die beiden Missionsgesellschaften gehörten keiner bestimmten Kirche an; aber die strengeren Freikirchler hielten sich fern, weil sie nicht mit Mitgliedern der schottischen Staatskirche zusammenarbeiten wollten.

Da von den Gründern der Missionsgesellschaften die meisten zu der schottischen Kirche gehörten, stellten einige den Antrag, die Generalsynode zur Unterstützung der Mission zu veranlassen. Dies führte in der Generalsynode von 1796 zu einer denkwürdigen Erörterung. Einer der Redner, Hamilton, der für Ablehnung des Antrags war, sagte, und er sprach damit die Ansicht aus, die damals gäng und gäbe war, das Evangelium unter Heiden und barbarischen Völkern zu verbreiten, scheine ihm ganz sinnlos, da das die Ordnung der Natur umkehren hieße. Die Menschen müßten zivilisiert und gebildet werden, ehe man sie über die Religionswahrheiten aufklären könne. Es liege in der Natur der Sache, daß Wissenschaft und Gelehrsamkeit zuerst kommen müßten. Und selbst, wenn ein Volk bereit sei, das Evangelium anzunehmen, wäre es unpassend und thöricht, Missionare ins Ausland zu schicken, solange daheim noch Menschen seien, die keine Gelegenheit hätten, religiöse Erkenntnis zu erlangen. Er hielt es für Unrecht, den Ertrag der von der Kirche veranstalteten Sammlungen anstatt zur Unterstützung der Armen für so „ungewöhnliche und abenteuerliche Zwecke" zu verwenden. Er schloß mit den Worten: „Während wir um die Ausbreitung des Evangeliums beten und geduldig die rechte Zeit abwarten, wollen wir alle herzlich zusammenstehen und den Antrag entschlossen ablehnen."

Für den Antrag sprach Dr. Erskine. Dieser war einer der hervorragendsten schottischen Geistlichen, einer der Begründer der schottischen Missionsgesellschaft, gehörte aber zu der damals in der Minderheit befindlichen Partei, die das, was man „evangelische" Predigt nannte, befürwortete. Er führte den Apostel Paulus an, der erklärt habe, er sei ein Schuldner beider, der Griechen und der Barbaren, erwähnte das Zeugnis der Kirchenväter des 2. Jahrhunderts über die Ausbreitung des Christentums unter wilden Völkern, und der Herrnhuter, sowie der Missionare Elliot und Brainerd. Der nächste Redner aber kam wieder darauf zurück, daß man zuerst daheim anfangen müsse.

Man hatte damals große Angst vor der Revolution und revolutionären Gesellschaften, und fürchtete sogar, die Missionsgesellschaften könnten gefährliche politische Vereine werden und ihre Mittel zum Schaden der Verfassung des Landes gebrauchen. Schließlich wurde folgender Beschluß angenommen: „Die Generalsynode hat den Antrag erwogen, sie hält es aber für unzeitgemäß, jetzt in ihrem Namen in ganz Schottland eine Sammlung zu veranstalten; da die Verhältnisse für besondre Maßregeln jetzt nicht günstig sind, lehnt sie den Antrag ab. Zugleich empfiehlt sie allen Gliedern der Kirche, jedes geeignete Mittel zu gebrauchen, um im Bereiche ihres Einflusses für die Erkenntnis des Evangeliums, für ein richtiges Bewußtsein des Segens, den es den Gläubigen bringt, und für die Uebung der Tugenden, vermöge deren die Christen ihr Licht vor den Leuten leuchten lassen, zu wirken. Und während wir den allmächtigen Gott anflehen, er möge seine Verheißung erfüllen und seinem Sohn die Heiden zum Erbe geben, nehmen wir uns vor, mit Eifer und Dankbarkeit jede künftige Gelegenheit, die die Vorsehung uns zeigt, zu ergreifen, um zu der Verbreitung des Evangeliums beizutragen."

Es wäre ungerecht, wenn man den Entschluß, den Antrag abzulehnen, als einen Beweis für eine in der Synode und der schottischen Kirche herrschende schlechte Gesinnung ansehen wollte, denn Ansichten, wie die erwähnten, waren damals allgemein verbreitet. Im Jahr 1786 nannten die Baptistenprediger von Northampton Carey einen elenden Schwärmer, weil er behauptet hatte, das Gebot, das Evangelium allen Völkern zu predigen, sei auch heute noch bindend für alle Christen; und im Jahr 1811 schrieb Dr. Samuel Butter, der spätere Bischof von Worcester: „Wenn unsere Regierung nicht vorsichtig handelt, so werden diese methodistischen Proselytenmacher mit ihrer thörichten Schwärmerei es dahin bringen, daß uns Indien verloren geht. Wie kann man denn überhaupt vernünftigerweise hoffen, daß die morgenländischen Völker Christen werden?" Vielleicht gab es damals in Europa außer der herrnhutischen keine protestantische Kirche, in deren höchstem Rat eine so starke Minderheit für ein augenblickliches amtliches Eintreten zu gunsten der Mission gestimmt hatte.

In demselben Jahr, in dem die beiden Missionsgesellschaften gegründet wurden und die Generalsynode sich gegen die Mission

aussprach, wollte ein frommer Laie in der schottischen Kirche auf eigene Faust eine Mission anfangen. Robert Haldane, ein früherer Seemann, lebte auf seinem Landgut ohne Beruf. Der Verkehr mit einigen frommen Geistlichen führte zu einer großen Veränderung in seinem Leben. Mit charakteristischer Entschiedenheit sagte er: „Das Christentum ist entweder alles oder nichts. Wenn es wahr ist, so erlaubt und befiehlt es jedes Opfer zur Verbreitung seines Einflusses; wenn es nicht wahr ist, so wollen wir den heuchlerischen Glauben beiseite legen.“ Sein späteres Leben zeigte, daß er bereit war, seinem Ideal nachzuleben. Er richtete sein Auge auf Indien. „Dann,“ sagte er, „erfüllte mein Gemüt ein starkes Verlangen, mich dem ehrenvollen Dienst zu weihen. Das Ziel war so groß, daß im Vergleich mit ihm die zeitlichen Dinge ins Nichts zu versinken schienen, kein Opfer für dessen Erreichung zu groß schien.“ Selbständig wie Haldane war, schloß er sich keiner Missionsgesellschaft an und fragte auch keine um Rat. Damals war für die Niederlassung eines Missionars in Indien die Erlaubnis der Direktoren der Indischen Kompanie erforderlich. Haldane hatte hohe Fürsprecher; u. a. verwandte sich der edle Menschenfreund Wilberforce für ihn. Aber die Direktoren verweigerten die Erlaubnis. Sie mochten Haldanes Ansichten für schwärmerisch halten und fürchten, seine Missionsversuche möchten den Frieden ihrer Herrschaft stören. Haldane gab den Gedanken, unter die Heiden zu gehen, auf und widmete sich fortan der innern Mission in England und später in Genf. Immerhin haben seine Bemühungen zur Förderung des Missionssinns in Schottland, der Schweiz und Frankreich beigetragen.

Die Missionsgesellschaften ließen sich durch Haldanes Mißerfolg nicht entmutigen. Sie suchten ein leichter zugängliches Missionsfeld und richteten ihre Blicke auf Sierra Leone, wo einige reiche Menschenfreunde eine Kolonie für befreite Sklaven gründen wollten. Die Leiter des Unternehmens und der Gouverneur von Sierra Leone, der edle Zacharias Macaulay, ein schottischer Pfarrerssohn, waren der Mission günstig gesinnt. Im Jahr 1797 sandten die beiden Missionsgesellschaften je zwei Missionare aus, die aber nicht geeignet waren, auf der Reise untereinander Streit bekamen und in Afrika nichts leisteten. Schon 1800 wurde die Mission aufgegeben. In diesem Jahr begann die

schottische Missionsgesellschaft eine Mission in Karaß, zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meer, die aber bald in Schwierigkeiten mit der griechischen Geistlichkeit geriet und im Jahr 1824 aufgegeben wurde.

Jetzt machte die Gesellschaft wieder einen Versuch mit Indien und diesmal mit besserem Erfolg. Im Jahr 1822 sandte sie einen ordinierten Geistlichen, Donald Mitchell, in die Präsidentschaft Bombay. Er war der Pionier dieser Mission, obgleich er schon acht Monate nach seiner Ankunft starb. Seine letzten Worte waren: „Die Erde wird voll sein von der Erkenntnis des Herrn. Amen, Amen!“ Die Gesellschaft konnte eine Anzahl tüchtiger Missionare aussenden. Im Jahr 1835 wurde die Mission von der Kirche übernommen. Im Jahr 1824 begann die Gesellschaft auch eine erfolgreiche Mission in Jamaika.

Die Glasgower Gesellschaft beschränkte sich nach dem ersten verunglückten Versuch fast 20 Jahre lang darauf, Geld für andere Missionsgesellschaften zu sammeln, im Jahr 1821 aber begann sie eine Mission in Kaffraria. Streitigkeiten im Jahr 1835 über Staats- oder Freikirchentum veranlaßten eine Trennung in zwei Gesellschaften. Beide, ebenso wie die beiden schottischen Bibelgesellschaften, die Edinburger (gegründet 1809) und die Glasgower (1812), thaten viel, um das Volk der Heimat über das Missionswerk aufzuklären, brachten auch ganz bedeutende Summen auf, die schottische Missionsgesellschaft z. B. 140 000 Mark jährlich.

Missionsblätter und das Leben des angloindischen Predigers Henry Martyn wurden zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in Schottland fleißig gelesen, und das zunehmende religiöse Leben fand Nahrung in den Nachrichten über die Wirksamkeit der Missionsgesellschaften, die in Holland, Deutschland, Frankreich und der Schweiz gegründet wurden. Abgesandte der englischen Missionsgesellschaften fanden in Schottland sehr freundliche Aufnahme. So entstand allmählich ein Interesse für die Mission ganz andrer Art, als es sich in der Synode von 1796 gezeigt hatte, und die Kirche Schottlands schickte sich an, ihr damals gegebenes Versprechen in Beziehung auf die Mission einzulösen. Im Jahr 1813 waren dem Unterhaus 827 Bittschriften vorgelegt worden, in denen gebeten wurde, daß wenn jetzt der Freibrief der ostindischen Kompanie erneuert werde, man darin Vorsorge für die Eröffnung Indiens

für die Mission treffe. Eine dieser Bittschriften kam von der Kirche Schottlands und enthielt auch die Bitte, man möchte Vorsorge für die Anstellung schottischer Geistlicher in Indien treffen. Beides wurde bewilligt. Die Anstellung schottischer Kaplane hatte großen Einfluß auf das Missionswerk der Kirche, denn dadurch wurde es eben nach Indien gelenkt und empfing viel Unterstützung durch den Eifer der Kaplane und ihrer Gemeinden. Der erste schottische Kaplan in Indien war James Bryce. Er verdankte die Stelle einer Preisarbeit, die er über „das beste Mittel, Indien zu zivilisieren und unter dem Volk des Ostens die Kenntnis des Christentums zu verbreiten" geschrieben hatte. Die Mission lag ihm schon lange am Herzen und durch diese Anstellung wurde ihm sein Herzenswunsch erfüllt. Er hatte anfangs eine schwierige Stellung. Der Bischof von Kalkutta, der mit ihm auf demselben Schiff nach Indien reiste, betrachtete ihn als einen Eindringling und suchte seiner Wirksamkeit ebenso entgegenzutreten, wie es damals in England Freikirchlern gegenüber geschah. So wollte er nicht erlauben, daß die schottische Kirche einen Turm bekam. Das war aber zu viel für den schottischen Stolz, und Bryce baute nicht nur den Turm, sondern sammelte so viel Geld dafür, daß man ihn höher bauen konnte als den der englischen Kathedrale.

Bryce fand in Kalkutta einige kleine Vereine, die Eingeborene mit der Absicht gegründet hatten, sich europäisches Wissen anzueignen, und er hoffte, daß diese Wißbegierde zu wichtigeren Dingen führen könnte. Er lernte auch einen bedeutenden, vornehmen Hindu kennen, der den Glauben seiner Väter verlassen hatte und zuweilen die schottische Kirche besuchte. Nachdem Bryce neun Jahre in Indien gewesen war, verfaßte er eine Denkschrift, die der Synode von 1824 vorgelegt wurde. Er setzte darin auseinander, daß trotz der vorhandenen Missionsgesellschaften die schottische Kirche selbst die Pflicht habe, an der sittlichen und religiösen Erziehung des indischen Volkes mitzuarbeiten. Daß der Erfolg der indischen Missionare bisher so gering gewesen sei, meinte er, komme zum Teil daher, daß ihre Thätigkeit zu ausschließlich in gelegentlichen Ansprachen an Angehörige der niederen und unwissenden Stände bestanden habe. Jetzt beschränkten sich die Missionare auf den Schulunterricht, der guten Erfolg haben könne, da hier einige von den höhergestellten und geachteten Hindu den niederen Klassen mit

gutem Beispiel vorangingen. Die Kirche könne den Schulunterricht getrost den fähigen und eifrigen Männern überlassen, die ihn jetzt in der Hand hätten, sie solle aber versuchen, unter kirchlicher Autorität in einer wirklichen Kirche in der Hauptstadt zu den gebildeteren Eingeborenen in deren eigener Sprache zu reden. Zu diesem Zweck sollten ein paar junge Geistliche der schottischen Kirche nach Kalkutta kommen, hier dem Aeltestenkollegium unterstellt und so ausgebildet werden, daß sie in der Landessprache predigen könnten. Die Mittel sollten durch Sammlungen in den Gemeinden aufgebracht werden.

Dies war der erste wirkliche Missionsplan, der der schottischen Generalsynode vorgelegt wurde, und er hat als solcher seine Bedeutung, wenn auch das Missionsunternehmen später in andrer Weise ausgeführt wurde.

1824—1843.

Achtundzwanzig Jahre nach jener ersten Missionserörterung in der Generalsynode fand am 27. Mai 1824 wieder eine solche statt. Es standen sich zwei Parteien scharf gegenüber: die „Evangelischen", d. h. die Strenggläubigen, die die Minderheit bildeten, und die „Gemäßigten" (Evangelicals und Moderates). Die Gemäßigten hatten wohl teilweise eine etwas rationalistische Richtung, aber ihr Führer, Dr. Inglis, Pfarrer in Edinburg, ein sehr begabter und aufrichtig frommer Mann, war ein eifriger Fürsprecher des Missionswerks. Er sagte in seiner Rede: da jetzt viele von den Schwierigkeiten und Hindernissen des Missionswerks entfernt seien, so sei die Zeit gekommen, daß die Kirche ihr Versprechen einlöse und in die Arbeit unter den Heiden eintrete. Er erwarte nicht viel davon, daß man einem heidnischen und ungebildeten Volke bloß predige. Er zweifle nicht an der Kraft der göttlichen Gnade, aber die Bildung sei ein notwendiges Werkzeug, um den Aberglauben zu vertreiben und den Sinn des Volkes für die Wahrheit zu öffnen. Er hielt die Zeit für gekommen, wo gebildete und aufgeklärte Missionare dem Handel und den Künsten der Zivilisation in die Hände arbeiten und unter Gottes Segen das Mittel werden könnten, um dem Volk Indiens unsere heilige Religion zu bringen. Ein anderer Redner erinnerte hingegen an die Erfolge, die durch die Predigt bei den Bewohnern der Süd-

seeinseln erreicht worden waren. Es zeigte sich hier zum erstenmal der Zwiespalt unter den Missionsfreunden der schottischen Kirche in Beziehung auf die Vorzüge der beiden Missionsmethoden, der evangelisierenden und der unterrichtenden. Der Streit ist auch jetzt noch nicht ganz geschlichtet. In Wirklichkeit gehören beide Methoden zusammen und jede ist unvollkommen ohne die andere.

Es wurde jetzt ein Ausschuß gewählt, der der nächsten Kirchenversammlung einen Plan über die Gründung vorlegen sollte. Diese Versammlung sollte dann auch durch Ausschreiben von Sammlungen die Mittel für das Unternehmen flüssig machen. Unter den Mitgliedern des Ausschusses ist besonders Dr. Chalmers, das spätere Haupt der schottischen Freikirche, zu nennen.

Man beschloß, eine Mission in Indien anzufangen, nachdem die Indische Kompanie die Erlaubnis gegeben hatte. Dr. Inglis richtete einen gewaltigen Aufruf an die Pfarrer und Gemeinden der schottischen Kirche, der mit den Worten schloß: „Da wir unsre eigene Hoffnung auf Christus und die Seligkeit durch ihn gründen, so wäre es ganz unnatürlich, wenn wir nicht den Wunsch hätten, diese selige Hoffnung denen mitzuteilen, die denselben Vater haben wie wir und die derselbe Gott geschaffen hat. Können wir uns auf das Verdienst Christi, unsres Heilands verlassen, durch dessen Gnade allein wir von ewigem Elend befreit und der ewigen Seligkeit teilhaftig werden, ohne den ernsten Wunsch, den Weg der Seligkeit andern, die auch unsrer Natur teilhaftig sind, bekannt zu machen? Muß dieser Wunsch nicht gestärkt werden durch die herrliche Hoffnung, zugleich die Ehre dessen, der uns erlöst hat, zu fördern? Wenn die Verheißung, daß der Geist der Gnade uns zu jedem gerechten Werk Kraft und Gedeihen schenken will, wenn unser himmlischer Herr uns gerade in Beziehung auf das vorliegende Werk verheißen hat, daß er bei uns sein will bis an der Welt Ende, muß uns das nicht für unser Liebeswerk kräftig ermutigen? Muß die Gewißheit, daß das Reich des Erlösers einst die ganze Welt einnehmen wird, uns nicht dazu treiben, alle weisen und gerechten Mittel zu gebrauchen, um das Kommen jener herrlichen Zeit, wo die Erkenntnis des Herrn die ganze Erde erfüllen wird, zu beschleunigen?“

Das Jahr 1826 war ein Jahr der Dürre und Teuerung, und auch im folgenden Jahr stand die Notwendigkeit, den Hungernden

in der Heimat zu helfen, im Vordergrund. Trotzdem wurden von vielen Gemeinden namhafte einmalige und jährliche Beiträge für die Mission gezeichnet, und der Missionsausschuß ließ sich nicht entmutigen. Schon im Jahr 1827 waren die Mittel beisammen, um den ersten Missionar auszusenden. Es war Alexander Duff, ein 23jähriger Jüngling von seltenen Gaben, apostolischer Begeisterung und gewaltiger Beredsamkeit. Am 19. August 1827 wurde er in Edinburg von Chalmers ordiniert und reiste dann mit seiner jungen Frau ab. Er litt auf der Reise zweimal Schiffbruch und verlor seine wertvolle, 800 Bände starke Bibliothek. Nur eine Bibel, die er zum Andenken von Freunden bekommen hatte, wurde gerettet. Duff dachte, dies sei ein Wink seines Herrn, daß er sich mehr mit der Bibel als mit andern Büchern beschäftigen solle. Er ließ sich in Kalkutta nieder, und da es schien, als liege es den Eingeborenen daran, Englisch zu lernen, eröffnete er eine Schule, wo Englisch die Unterrichtssprache war. Die meisten älteren Missionare waren gegen die englische Unterrichtssprache, aber der indische Reformator Radscha Rammohan Roy billigte Duffs Plan, half ihm Schulräume finden und führte ihm Schüler zu.

Am 27. Mai 1830 war Duff in Kalkutta angekommen und am 12. Juli eröffnete er seine Schule. Bald genügte der Raum nicht für die vielen Schüler, so daß Duff den jungen Leuten mitteilen mußte, er könne nur solche behalten, die im Sinne hätten, längere Zeit ihre Studien fortzusetzen. Er hatte es von Anfang an als seine Absicht ausgesprochen, nicht nur allgemein bildenden, sondern auch biblischen Unterricht zu geben, und als man Einwendungen dagegen machte, fragte er, warum die Leute sich denn fürchteten, die Religion eines andern Volkes kennen zu lernen. In seiner ersten Religionsstunde behandelte er das Vaterunser, dann folgten das Gleichnis vom verlorenen Sohn, 1 Kor. 13, und die Bergpredigt. Das alles machte einen tiefen Eindruck auf die Schüler. Bei der Schilderung der christlichen Liebe rief einer: „O Herr, das ist zu gut für uns! Wer kann darnach handeln?“ Der Lehrer antwortete, uns das zu lehren, das sei eben der große Zweck der Bibel. Die jungen Leute waren entzückt von dem Unterricht und erzählten ihren Verwandten und Freunden daheim davon.

Da erhob eine Hinduzeitung den Ruf: „der Hinduismus ist in Gefahr,“ und ermahnte die Eltern, ihre Kinder aus der Schule

zu nehmen. Das geschah, aber nur vorübergehend; bald war die Schule voller als zuvor. Duffs Versuch, öffentliche Vorlesungen über das Christentum zu halten, mußte wegen des heftigen Widerstands der Gegner aufgegeben werden; aber er erhielt Zutritt zu einigen Erörterungsvereinen und teilte hier seine Ansichten mit.

Am 26. August 1832 wurde der erste, und am 17. Oktober der zweite Heide getauft, und Dr. Inglis sagte im Jahresbericht für 1833: während er im Jahr vorher nur die Hoffnung auf Bekehrungen habe aussprechen können, „so können wir jetzt, Gott sei Dank, schon sagen, daß diese Hoffnung bis auf einen gewissen Grad erfüllt ist." Duff entwickelte eine außergewöhnliche Thatkraft. Er unterrichtete sechs Stunden täglich, gab Schulbücher heraus, lernte Bengali, gründete eine Zeitung, schrieb Broschüren und hielt wöchentlich Erörterungen über die Vorzüge des Christentums. Aber im Jahr 1834 wurde er, anscheinend ein Mann des Todes, auf ein in die Heimat fahrendes Schiff getragen. Sein Werk wurde von William Sinclair Mackay und von David Ewart fortgeführt.

Duffs Wirksamkeit hatte großen Einfluß auf das englische Schulwesen in Indien. Man hatte in den Hochschulen der Regierung bisher die Klassiker des Sanskrit, des Arabischen und des Persischen dem Unterricht zu grunde gelegt. Der glänzende Erfolg von Dr. Duffs Schule veranlaßte die Regierung, nach deren Vorbild in den Regierungsschulen das Englische und das Lesen der englischen Klassiker einzuführen. Als sich in dem Rat der indischen Regierung Widerspruch dagegen erhob, erklärte ein Mitglied, der große Geschichtsschreiber Macaulay: „Wir haben die Freiheit, unsere Mittel nach Belieben zu verwenden und sollten sie darum gebrauchen, um das Wissenswerteste zu lehren; es ist besser, Englisch zu können, als Arabisch oder Sanskrit, und die Eingeborenen selbst wollen lieber Englisch lernen; Sanskrit und Arabisch haben weder als Sprachen des Rechts noch als Sprachen der Religion besondere Ansprüche auf Förderung; wir können die Eingeborenen dieses Landes zu tüchtigen Kennern des Englischen heranbilden und sollten darauf unsre Bemühungen richten." So wurde beschlossen, keine weiteren orientalischen Bücher drucken zu lassen und die englische Sprache und Litteratur in den indischen Schulen zu lehren. Duff hoffte von dieser Maßregel eine all-

mähliche Erschütterung des Heidentums und bedauerte nur, daß die Regierung nicht weiter ging und an den Hochschulen christlichen Religionsunterricht einführte.

Im Jahr 1840 konnte Duff nach Kalkutta zurückkehren. In einem Briefe vergleicht er die Verhältnisse zur Zeit seiner ersten und seiner zweiten Ankunft in Indien: „Damals sollte ich für die Schule nur eine Stube mieten oder ein Haus um 600—800 Mk. bauen, jetzt stand vor mir ein einfaches aber schmuckes Gebäude, das 100 000 Mk. gekostet hat. Damals schien es zweifelhaft, ob ein ehrbarer Hindu uns seine Kinder anvertrauen werde, jetzt begrüßten mich gegen 700 Schüler. Damals konnten die geförderten Schüler nur zweisilbige englische Wörter lesen, verstanden aber den Sinn nicht, jetzt waren die noch in jener Klasse vorhandenen bereit, in Naturwissenschaften, englischer Litteratur und christlicher Theologie eine Prüfung zu bestehen, die einem schottischen Studenten zur Ehre gereicht hätte. Damals wurde der ganze Plan von Weltleuten als ein Hirngespinst verlacht, von den frommen Leitern andrer Missionen als unchristlich und nicht missionsmäßig gebrandmarkt, jetzt suchen die Missionsgesellschaften aller Kirchen in Kalkutta unser System nachzuahmen." Duff hatte während seiner Erholungszeit in Schottland das Unterrichtswesen sorgfältig studiert; er gab nun seiner Schule eine neue Organisation und hielt öffentliche, sehr gut besuchte Vorlesungen über die Beweise für das Christentum.

Im Jahr 1835 schlossen sich Missionare der Schottischen Missionsgesellschaft, die in Bombay wirkten, der Schottisch Kirchlichen Mission an. Einer von ihnen, Dr. Wilson, wurde für Bombay, was Duff für Kalkutta geworden war. Im Jahr 1838 hatte die Schule in Bombay 1000 Schüler, und in Bombay sowohl als in Puna, einer Nebenstation, waren kleine Gemeinden von Heidenchristen. Es fehlte aber nicht an Widerspruch. Eine Schrift Wilsons über die Parsi-Religion machte die Parsi zu seinen Gegnern. Sie behaupteten, kein Parsi könne Christ werden. Ums Jahr 1840 wurden aber zwei Parsijünglinge aus der Missionsschule getauft. Das verursachte große Aufregung. Die Parsi errichteten selbst eine Schule und verlangten, die Ostindische Kompanie solle die Mission verbieten. Sie hatten aber keinen Erfolg mit ihrer Bitte. Nach einiger Zeit kehrten die Parsiknaben in die

Missionsschule zurück. Unter den 1446 Schülern des Jahrs 1842 waren über ein Drittel Mädchen.

Die Missionsschule in Madras wurde 1835 gegründet und ein Jahr später von John Anderson übernommen. Ebenso wie die in Bombay empfing sie in den ersten Jahren ihres Bestehens viel Unterstützung von den schottischen Kaplanen und deren Gemeinden. Einmal geriet die Schule in eine kritische Lage, weil die Missionare sich weigerten, einige Pariaknaben, die sie aufgenommen hatten, wieder auszuweisen. Die Eltern von Schülern aus höherer Kaste nahmen darauf ihre Knaben aus der Schule, aber die Missionare blieben fest, und nach einiger Zeit kamen die Knaben wieder. In den Jahren 1841 und 1842 wurden die Erstlinge, drei Knaben, getauft. Sie wurden später ordinierte Geistliche und haben im Segen gewirkt.

Diese Ausdehnung der Mission verlangte natürlich auch größere Summen, und Duffs Krankheit, die ihn zur Rückkehr nach Schottland genötigt hatte, wurde das Mittel, diese Summen herbeizuschaffen. Seine zündenden Ansprachen erweckten in dem damals durch die Politik sehr in Anspruch genommenen Volk und dem etwas matt gewordenen Komitee neuen Missionseifer. Vor der Generalsynode hielt er eine ausgezeichnete Rede, in der er ihr vorhielt, daß sie es ja unternommen habe, 130 Millionen Götzendiener zu bekehren. Den Eindruck, den seine Vorträge machten, sah man an der Summe der Beiträge, die innerhalb von fünf Jahren von 36 000 auf über 160 000 Mk. stiegen.

Die Jahre von 1837—1843 waren eine Zeit schwerer kirchlicher Kämpfe in Schottland — Kämpfe zwischen der staatskirchlichen und der freikirchlichen Partei. Aber in dem Werk der Heidenmission arbeiteten die beiden Parteien gemeinsam, und unter den Männern, denen Duff im Jahr 1839 sein Buch „Indien und die indische Mission“ widmete, sind hervorragende Geistliche beider Parteien. Im Jahr 1838 wurde das Missionsblatt der schottischen Kirche „Home and Foreign Missionary Record“ gegründet. Es hatte im Jahr 1842 schon 10 000 Leser. Im Jahr 1838 hielt auch der von einem früheren indischen Offizier gegründete Frauenmissionsverein seine erste Jahresfeier, und an den Universitäten von Glasgow und Aberdeen wurden Missionsvereine gegründet.

Im folgenden Jahr konnte Duff, wie schon erwähnt, wieder nach Indien zurückkehren. Ueber seine Abschiedsansprache schrieb Professor Robertson: „Duffs Ansprache hat den Augen fast aller Hörer Thränen entlockt. Sie zeigte eine Mischung der tiefsten Philosophie, der erhabensten Poesie und der echtesten, lautersten Frömmigkeit; nimmt man dazu, daß dieser Apostel Hindostans eben im Begriff war, auf sein Arbeitsfeld im fernen Osten zurückzukehren, um da das Evangelium zu predigen, zu sterben und begraben zu werden, so begreift man, daß die Wirkung der Rede ganz überwältigend war."

Im Jahr 1842 konnte Dr. Brunton der Generalsynode berichten, daß in Indien 14 Missionare auf Haupt- und Nebenstationen arbeiteten, daß die Schulen von 2000 Schülern besucht wurden und daß eine Anzahl von begabten und ernsten Heidenchristen zu Predigern ausgebildet wurden. Trotz dieser und anderer hoffnungsvoller Anzeichen waren die Aussichten trübe, denn in der schottischen Kirche war der Bruch unvermeidlich geworden.

1843—1864.

Zum bessern Verständnis mögen hier ein paar Worte über die Verhältnisse der schottischen Kirche gesagt werden. Sie trug eigentlich von Anfang an den Keim einer Freikirche in sich, denn sie erwuchs unter dem Kampf mit der Staatsgewalt, die ihr, zeitenweis unter schwerer Verfolgung, das bischöfliche System aufdrängen wollte. Erst die Revolution von 1688 und die Landung Wilhelms von Oranien in England brachte der schottischen Kirche die Freiheit und die Erlaubnis, ihre presbyterianische Verfassung zu behalten. Aber schon nach 22 Jahren wurde von dem englischen Parlament, in dem die Schotten in der Minderheit waren, das Patronat, d. h. das Recht des Gutsherrn, den Pfarrer zu ernennen, in Schottland wiederhergestellt. Dies und der Umstand, daß im 18. Jahrhundert die schottische Kirche eine Zeit der Kälte und Leblosigkeit hatte, war die Veranlassung, daß zu verschiedenen Zeiten Gemeinden aus der Staatskirche austraten, die sich dann im Jahr 1847 zu einer kleinen Freikirche, den Vereinigten Presbyterianern, zusammenschlossen. Es war aber immer noch in der Kirche eine stets stärker werdende Partei, in der der Grundsatz

zum Durchbruch kam, daß die Kirche vom Staat ganz unabhängig sein müsse. Dies war die Ursache zur Trennung; den Anlaß gaben Streitigkeiten wegen des Patronatrechts. Im Jahre 1843 traten 470 Geistliche und viele Laien aus der Staatskirche aus und gründeten eine Freikirche, die sich bald frisch und lebenskräftig entwickelte. Im Jahr 1900 schlossen sich der schottischen Freikirche auch die vereinigten Presbyterianer an.

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung zu der Mission zurück. Man fragte sich besorgt, wie der Bruch auf die Mission wirken würde. Die alte Kirche verlor den Mut nicht. Allerdings blickt der Missionsbericht von 1844 etwas bang in die Zukunft, aber Robertson sagte mit Beziehung darauf in einer Rede, die allgemeinen Beifall fand, die Kirche müsse ihre Anstrengungen verdoppeln. „Ich glaube, daß die Aufrechthaltung der Mission das große Ziel der christlichen Kirche ist. Wenn je die Zeit kommen sollte, wo die Kirche Schottlands den Missionsgeist verlöre, so wäre das ihr Grabgeläute. Diesmal ist unsre Generalsynode getrennt worden, aber ich hoffe, wenn einmal die Ursachen der Entzweiung aus dem Wege geräumt sind, so werden sich künftige Synoden recht ausgiebig damit beschäftigen, wie das Evangelium von Land zu Land, von Meer zu Meer und bis an die Enden der Erde ausgebreitet werden kann."

Es dauerte Monate, bis Nachricht von den indischen Missionaren kam, und sie war traurig genug für die alte Kirche. Alle Missionare und von den Missionarinnen alle bis auf eine waren der Freikirche beigetreten. Im Jahr 1844 ging auch die schottische Missionsgesellschaft zur freien Kirche über und diese konnte daraufhin eine Mission in Kaffraria beginnen. Zwei andre Missionsgesellschaften schlossen sich 1847 den vereinigten Presbyterianern an, die dadurch in den Stand gesetzt wurden, in Kaffraria, Jamaika und Alt-Kalabar Missionen zu gründen.

Der alten Kirche blieb von ihrer 13-jährigen Arbeit nichts als die allerdings sehr wertvollen Gebäude. Die freie Kirche empfand es schwer, daß das Komitee der Staatskirche sich mit Erfolg bemühte, die Gebäude, zu denen doch die jetzige Freikirche auch beigesteuert hatte, zu behalten, ohne die Freikirche zu entschädigen; aber die Verluste der alten Kirche waren wohl noch größer. Daß die Missionare sie verlassen hatten, dieser Verlust

ließ sich ja gar nicht in Geld berechnen, aber die Kosten für Ausbildung, Ausstattung, Reise und Unterhalt der Missionare, die sie nun verloren geben mußte, machten eine Summe aus, die größer war, als die für die Gebäude aufgewendete. In einem Brief aus jener Zeit an das Missions-Komitee heißt es: „Ihr müßt nun wieder ganz von vorne anfangen, alle die Sorgen und Schwierigkeiten der Anfangszeit nocheinmal durchmachen. Aber es ist doch vieles, was euch bei eurem schmerzlichen Verlust wieder Mut machen kann. Ihr habt die dankbare Erinnerung an den Segen, der euch früher geschenkt worden ist und der dem Glauben auch künftig nicht vorenthalten werden soll; ihr habt den Beweis der Erfahrung, daß die Hoffnung auf eine segensreiche Missionsarbeit in Indien kein Wahn ist; die Vorurteile der Eingeborenen sind durch die zunehmende Aufklärung gemildert worden; es ist eine stets wachsende Nachfrage nach christlicher Unterweisung vorhanden. Darum soll euer Komitee Gott danken und Mut fassen." Der Präsident Dr. Brunton schreibt im Blick auf die geschlossenen Gebäude in Kalkutta: „Möge es Gott in seiner Gnade gefallen, die schmerzvolle Uebergangszeit abzukürzen und sein eigenes Werk dort wieder kräftig zu beleben."

Erfreulich und hoffnungsvoll war es, daß das Jahresfest des Frauenmissionsvereins sehr gut besucht war. Pfarrer Macleod*) sagte da in einer Ansprache: „Unsere Missionare haben uns verlassen; sie sind von einem Regiment in ein andres übergetreten. Es könnte uns scheinen, als hätten sie dadurch nur Verwirrung ins Heer gebracht, ohne es um einen Streiter zu vermehren. Sollten wir aber deswegen die Waffen niederlegen und nicht mehr für unsern großen König kämpfen? Es ist vieles gegen uns, aber wir müssen doch unsere Pflicht thun. Vieles ist, was uns entmutigt, aber es darf uns nicht abwendig machen. Wir mögen einen Augenblick verzagt sein, aber niemals dürfen wir verzweifeln."

Die Kirche schickte im Jahr 1844 drei neue Missionare, Grant, Ogilvie und Sheriff aus, und zwar auf ein neues Gebiet, nach Madras, da die Frage wegen der Missionsgebäude noch

*) Sprich: Maklaud.

nicht entschieden war. Die Missionare mieteten ein Haus und begannen ihre Schule, die nach 14 Tagen schon 100 Schüler hatte. Im Frühjahr 1845 gingen Mengert und Brandt, zwei deutsche Missionare, denen sich später der Lehrer Miller anschloß, nach Bombay und eröffneten die Missionsschule wieder. Sie hatten bald 155 Schüler. Noch größer war der Erfolg in Kalkutta. Hier wurde die seit Dr. Duffs Abgang geschlossene Schule im November 1846 durch die Missionare Herdman und den von Madras hergezogenen Ogilvie mit 520 Schülern eröffnet; ihre Zahl stieg so schnell, daß es bald gegen 1000 waren. In der Eröffnungsrede wurde es deutlich ausgesprochen, daß die Schule eine Missionsschule sein solle. Die meisten Schüler waren früher in heidnischen Schulen, einige sogar in einer ausgesprochen missionsfeindlichen Schule gewesen.

Ein Glück für diese Mission war es, daß die schottischen Kaplane in den Präsidentschaftsstädten bei der alten Kirche geblieben waren. Die neuen Missionare fanden darum eine freundliche Aufnahme. Die freikirchlichen Missionare hatten auch in den Präsidentschaftsstädten Gemeinden gegründet und hielten Vorträge über den Unterschied zwischen den beiden Kirchen, bei denen die alte Kirche nicht immer ganz gerecht behandelt wurde. Trotzdem gestaltete sich das persönliche Verhältnis zwischen den beiderseitigen Missionaren gut; sie betrachteten einander nicht als Nebenbuhler, sondern als Mitarbeiter an demselben Werk. In dem Jahresbericht von 1847 konnte Brunton mitteilen, daß die drei Schulen in voller Wirksamkeit waren und daß die Zweigstation Ghospara unter drei eingeborenen Gehilfen wieder eröffnet worden war. In Kalkutta war ein Heide getauft worden, in Madras gab es Suchende, und ein junger Christ war zur Ausbildung nach Schottland gesandt worden.

Leider machte der Missionseifer im Vaterland nicht solche Fortschritte, wie man nach dem Aufschwung im Jahr 1847 hoffen konnte. Es wurden zwar sehr gute Jahresberichte geschrieben, aber es fehlte an Missionsstunden und Missionsfesten, und einen so ausgezeichneten Missionsredner wie Duff hatte die alte Kirche nicht mehr. Auch die Einnahmen stiegen nur wenig. Das Schlimmste aber war der Mangel an Missionaren. Die kleine Schar, die ausgesandt worden war, verlor bald verschiedene Glieder durch Krankheit oder Austritt und es war kein genügender Nachwuchs

vorhanden. Von drei im Jahr 1854 ausgesandten Missionaren traten zwei nach ganz kurzer Zeit aus und der dritte mußte schon nach vier Jahren krankheitshalber heimkehren. Im Jahr 1858 waren nur drei europäische Missionare in Indien; im Jahr 1860 freute man sich, daß es wenigstens sechs waren. Die Station in Bombay war verschiedenemale ganz ohne Missionar und wurde dann von dem schottischen Kaplan in Bombay versorgt. Doch war auch diese Zeit nicht ganz unfruchtbar. Die Schule in Bombay wurde vergrößert und in Madras wurden Gebäude angekauft; verschiedene Vermächtnisse ermöglichten die Gründung von Stipendien. Die Zahl der Schüler war in Kalkutta 1000, in Madras 600—800, in Bombay allerdings nur 300. Einzelne Heidentaufen fanden statt, und in Kalkutta und Madras bildeten sich kleine Gemeinden von Heidenchristen. Die ostindische Kompanie beschloß auf den Rat einiger Missionsfreunde, den Missionsschulen Beiträge zu geben, aber nur für den Unterricht in weltlichen Fächern, und man war eine Weile zweifelhaft, ob man die Beiträge annehmen solle, entschloß sich aber doch dazu.

Es wurde damals viel über die Art des Missionsbetriebs gesprochen. Sollten sich die Missionare aufs Predigen, auf christlichen Unterricht und Heranbildung von eingeborenen Predigern beschränken? Dies war die Ansicht des Missions-Komitees. Missionar Ogilvie in Kalkutta, der in verschiedenen Aufsätzen diese Fragen erschöpfend behandelt hat, hatte zwei Eingeborene jahrelang für das Predigtamt vorbereitet und dann keine Beschäftigung für sie gefunden, so daß sie schließlich Lehrer wurden. Außerdem war bekannt, daß man heidnische Jünglinge nicht zu Schülern bekommen konnte, wenn neben christlichem Unterricht nicht auch solcher in weltlichen Wissenschaften gegeben werde. „Das bisherige System, sagte Ogilvie, ist wohl geeignet, christliche Erkenntnis unter einer größeren Menge von Menschen zu verbreiten, aber es giebt seinen Leitern nicht die Möglichkeit, den Missionsfreunden ermutigende Einzelheiten mitzuteilen.“ Die Generalsynode nahm einen weitherzigeren Standpunkt ein als das Missions-Komitee und man beschloß, das Werk der Schule fortzusetzen und außerdem eine Mission im eigentlichen Sinn zu beginnen. Dies war in jeder Beziehung das Richtige. Die Mission mittelst der Schule ist vortrefflich als Vorbereitung für eine große Zukunft, und sie ist das

einzige Mittel, um den Hindu der höheren Stände beizukommen; aber der Fortschritt ist langsam und die Christen in der Heimat, die die Mission erhalten, hören zu wenig von Erfolgen.

Mittel für das eigentliche Missionswerk konnten durch bedeutende Ersparnisse bei der Schulmission flüssig gemacht werden, denn seit die Beiträge von der ostindischen Kompanie angenommen und außerdem Schulgelder erhoben wurden, waren die Ausgaben für die Schule verhältnismäßig gering.

Schon im Jahr 1836 hatte eine Dame 20000 Mark zur Gründung einer Mission unter den Sikh gegeben. Infolge verschiedener Schwierigkeiten wurde aber diese Mission erst 1856 angefangen, und der Begründer, T. Hunter, wurde 1857 während des indischen Aufstands mit Frau und Kind von Aufständischen ermordet. Doch konnte schon 1859 in Sialkot, wo Hunter umgekommen war, eine neue Mission gegründet werden, die sich bald hoffnungsvoll entwickelte. Eine zweite Mission wurde in Gyah, einer Hauptfeste des Götzendienstes, angefangen. Im Jahr 1861 fing Norman Macleod, einer der bedeutendsten schottischen Geistlichen, an, der Kirche ins Gewissen zu reden. Es fehlte ebenso an Mitteln wie an Missionaren, um das Werk auszudehnen oder auch nur auf dem gleichen Stande zu erhalten. Aber die Generalsynode von 1864 beschloß, daß man vorwärts gehen müsse, und schlug vor, an die verschiedenen Presbyterien Abordnungen zu schicken, die die Sache der Mission betreiben sollten. Jetzt beginnt ein neuer Abschnitt in der Geschichte der Heidenmission der schottischen Kirche. (Fortsetzung folgt.)

Pionierarbeit unter Kannibalen.

1. Das Heim der Kannibalen.

Es sind nun mehr als 40 Jahre her, erzählt Missionar Mac Farlane in der „Missionary Review“, daß ich meiner Heimat und der zivilisierten Welt Lebewohl sagte und als Missionar nach der Südsee steuerte, um dort unter den Kannibalen Ozeaniens das Werk Gottes zu treiben. Das Ziel meiner Bestimmung war die Insel Lifu, das größte und bevölkertste Eiland der Loyalitätsgruppe. Diese erhebt sich nur wenig über den Meeresspiegel und ihre höchsten Spitzen erreichen kaum 250 Fuß. Das erklärt die Thatsache, daß seinerzeit Kapitän Cook bei seiner Fahrt längs der Ostküste von Neu-Kaledonien sie trotz ihrer Nähe nicht entdeckte. Die Loyalitäts-Inseln blieben bis zum Jahr 1803 unbekannt.

Lifu gehört zu den Tausenden von Inseln, die in mannigfaltigen Formen als Koralleneilande oder als vulkanische Erhebungen aus dem Stillen Ozean auftauchen, umsäumt von Kokospalmen, Pandanus und Brotfruchtbäumen, umgeben von Korallenbänken und zackigen Riffen. Die großen vulkanischen Inseln mit ihren hohen Bergspitzen zeigen weite Krater mit tiefen Schlünden, jäh abfallende Abgründe, scharfe Grate von Basalt, Lava und vulkanischem Gestein aus verschiedenen Zeitperioden.

Diese Spuren vulkanischer Thätigkeit treten überall auf der Inselwelt der Südsee zu Tage und zeugen davon, daß vor Zeiten der weite Ozean der Herd einer Unzahl von Vulkanen gewesen sein muß. Naturforscher, die an Ort und Stelle Untersuchungen angestellt und sich mit der Frage eingehend beschäftigt haben, nehmen an, daß auf der Strecke zwischen den Sandwich-Inseln und Neuseeland nicht weniger als tausend Vulkane thätig gewesen sein müssen. Die höchsten Erhebungen finden sich auf den Samoa- und den Hawaii-Inseln. Mißt man deren höchste Gipfel vom Meeresgrund aus, so übersteigen sie noch die majestätischen Bergriesen der Himalaya-Kette.

Ein gewisser Zauber der Anmut und Schönheit liegt über den meisten dieser Eilande, wie er an Lieblichkeit kaum irgendwo auf der Erde anzutreffen ist. Gleich blühenden Oasen tauchen sie aus der weiten Wasserwüste des Stillen Ozeans auf, dessen Wogen ohne Unterlaß gegen den Korallenstrand rollen. Ruhige, stille Lagunengewässer

ziehen sich zwischen dem felsigen Gestade dahin, umstanden von Strandgewächsen und dunkelgrünem Mangrove. Die Inseln prangen im Gewande einer üppigen Tropenflora, die sich bis zu den höchsten Felsenhäuptern hinauf erstreckt; Haine von Palmen und Brotfruchtbäumen beschatten ihre Fluren und Thäler wie die Cedern des Libanon. Das ist das Heim der Kannibalen auf den Inseln der Südsee.

Ihrer äußern Gestalt nach zerfallen die Inseln in drei verschiedene Klassen: 1. in vulkanische, mit hohen Gebirgen; 2. in Kristall-Eilande, die bisweilen bis zu einer Höhe von 500 Fuß ansteigen und zum Teil schroffe Klippen mit ausgedehnten Höhlen aufweisen; 3. in eigentliche Korallen-Inseln oder Atolle, die lediglich aus niederen Korallenriffen bestehen und in ihrer Mitte eine Lagune oder Binnengewässer bilden. Oft besteht ein solches Eiland auch nur aus einem einzigen schmalen Riff, das mit üppiger Vegetation bedeckt und von einem blendendweißen Strand begrenzt ist. Ein solches Korallenriff stellt nicht selten einen Bogen dar, der seine konvexe Biegung gegen die Windseite richtet und dessen Sehne von einem niedrigen Riff gebildet wird, das sich kaum über den Meeresspiegel erhebt. Lifu gehört zu der zweiten Klasse von Inseln, deren Zahl verhältnismäßig klein ist und die aus Korallenfelsen bestehen, die in ihrer Formation dem Wechsel der Luft, des Wassers und andern Einflüssen mehr oder weniger unterliegen. Sie besitzen nicht die großartige Schönheit der ersten Klasse, noch auch die Lieblichkeit und Anmut der dritten, doch sind auch sie schön und bezaubernd in ihrer Art.

Hier war es, wo ich auf einer dieser Inseln die ersten dreiz hn Jahre meines Missionslebens zubrachte und meine Erfahrung sammelte für die ungleich schwierigere Arbeit in Neu-Guinea, an die ich später berufen wurde. Obschon ich der erste Missionar war, der auf der Insel Lifu stationiert wurde, so war ich doch nicht der erste christliche Pionier, der sich unter jenen Kannibalen niederließ. Diese Ehre gebührt einem polynesischen Eingeborenen. Auch war ich nicht der erste Weiße, der in Lifu seine Heimstätte aufschlug. Das war vielmehr ein Engländer, der sich schon lange vor meiner Ankunft unter den Eingeborenen niedergelassen hatte und einer der ihrigen geworden war. Von diesen beiden Pionieren möchte ich im Nachstehenden berichten.

Ein weißer Heide und ein schwarzer Christ.

Der Engländer war in einem christlichen Heim geboren und hatte eine gute Erziehung genossen. Er hatte die Sonntagsschule besucht und ließ in seiner Kindheit hoffen, daß etwas Tüchtiges aus dem Knaben werden würde. Aber er geriet in schlechte Gesellschaft, und das freundliche, christliche Heim wurde ihm zu eng, der Schulzwang wurde ihm lästig. Er entlief der Schule und schließlich auch dem Elternhaus. Sein wilder Sinn zog ihn in die weite Ferne, hinaus auf die See. Er begab sich an Bord eines Schiffes und segelte nach Australien. Unterwegs befreundete er sich mit den schlechtesten Subjekten unter dem Schiffsvolk und führte nach seiner Ankunft in Australien ein höchst liederliches, verworfenes Leben. Schließlich trieb es ihn auch von da fort und er nahm Matrosendienste auf einem kleinen Segelschiff, das die Südsee befuhr. Als dasselbe vor der Insel Lifu anlegte, hatte er schon genug am harten Schiffsdienst. Es litt ihn nicht länger an Bord und der mutwillige Bursche beschloß, auf der Insel zu verbleiben und sein Heim unter den Wilden aufzuschlagen. Er begab sich an Land und wußte sich hier die Gunst der Wilden zu erwerben, indem er seine Kleidungsstücke unter sie verteilte und ihre Lebensweise annahm. In letzterem Stück ging er so weit, daß er alles christliche Gefühl und alle Civilisation gründlich abstreifte. Er wurde so ganz der ihrige, daß er sogar alle heidnischen Sitten und Gewohnheiten der Kannibalen annahm. Bald war er unter dem Stamm, dem er sich angeschlossen hatte, einer der hervorragendsten Krieger in ihren grausamen Volksfehden und der Schrecken aller andern Inselstämme. Ja, sogar bei ihren abscheulichen heidnischen Festen und kannibalischen Mahlzeiten that er sich hervor und war unter allen weißen Händlern als der „Kannibalen-Charlie" weit und breit bekannt. Als der „John Williams", das Missionsschiff, zum ersten Mal die Insel Lifu anfuhr, da ruderte auch dieser heidnische Weiße in seinem Kanoe heran und erschien als der wildeste Heide, nur daß sein Anblick noch grauenerregender war, als der der Eingeborenen.

Etwa 3000 englische Meilen östlich von Lifu, auf einer der Inselgruppen Polynesiens, wuchs zu gleicher Zeit ein anderer Knabe, Namens Pao, zum Jüngling heran, der später ebenfalls in Lifu seinen Aufenthalt nahm. Sein Heim war eine heidnische Hütte, und seine Volksgenossen gehörten zu den wildesten Bewohnern der Südseeinseln. Inmitten der Greuel des Heidentums und blutiger Stammesfehden wuchs er auf, sah und hörte nichts anderes, als wüstes Wesen

und er kannte kein höheres Ziel, als ein tapferer Krieger seines Stammes zu werden. Aber Gott hatte nach seinem wunderbaren Walten dem Jüngling ein anderes Ziel gesteckt. Er sollte der Apostel der Insel Lifu und seiner zehntausend Bewohner werden. Aber nicht auf dem gewöhnlichen Wege, sondern ohne eigentliche Vorbildung für den Missionsdienst. Ja, auch nicht durch den Dienst eines Missionars oder eines Missionsgehilfen wurde der heidnische Wilde zu Christo geführt. Paos Bekehrung fand merkwürdigerweise auf dem Schiff eines amerikanischen Walfischfängers statt. Hier machte er auch seine Schule durch.

Gewöhnlich hält man die Bemannung eines solchen Walfischfahrers für das gottloseste und roheste Volk, und es mag dies auch oft so sein. Aber es giebt doch auch solche darunter, die besser sind als ihr Ruf. Jedenfalls war dies der Fall auf dem Fahrzeug, auf dem der junge Pao seinerzeit für drei Jahre mitgenommen wurde. Es befand sich da unter den Matrosen wenigstens einer, der nicht nur gottesfürchtig war, sondern sich auch des jungen heidnischen Polynesiers annahm. Er lehrte ihn lesen und schreiben und etwas englisch sprechen. Ja, er unterrichtete ihn auch in schlichter, einfältiger Weise in der christlichen Religion und hatte die Freude, zu sehen, wie es in dem finstern Herzen des Wilden licht wurde. Die drei Jahre seines Schiffsdienstes waren noch lange nicht vorüber, als er auch schon seinem Lehrer erklärte, daß er nach seiner Rückkehr auf seine Inselheimat seinen Volksgenossen das Evangelium verkünden wolle. Als seine Zeit auf dem Schiff abgelaufen war und die beiden von einander schieden, geschah es unter Thränen und mit Gebet; denn es war ein Abschied auf immer in dieser Welt. Sie haben einander nie mehr gesehen, auch nichts mehr von einander je gehört.

Als Pao auf der Insel Rarotonga landete, freute er sich, eine Mission auf dem Eiland zu finden, die inzwischen der bekannte Missionar John Williams hier ins Leben gerufen hatte und von der schon einige Frucht zu sehen war. Der junge Pao war ein erfreulicher Zuwachs für die kleine Gemeinde. Sein Bericht über das, was er erlebt und wie er inzwischen den lebendigen Gott kennen und ihm dienen gelernt habe, erregte unter seinen heidnischen Volksgenossen großes Erstaunen. Er ging hierauf von Dorf zu Dorf und verkündigte den Eingeborenen das Evangelium des Friedens. Es war ihm in der That Ernst, das Heil Gottes diesen armen Wilden anzubieten. So war es auch nicht zu verwundern, daß, als man in Rarotonga eine Gehilfenschule gründete, um darin junge Eingeborene heranzubilden und sie dann als Lehrer nach den westlichen Inselgruppen auszusenden, Pao sich sofort meldete. Er hielt aber nicht

lange auf der Schulbank aus; denn als einige Monate später das Missionsschiff „John Williams“ vor Lifu anlangte und von da nach den westlichen Inseln segeln sollte, begab sich Pao zu Missionar Buzacott und bat ihn, die Fahrt mitmachen zu dürfen. „Wozu?“ fragte der Missionar verwundert. — „Um die Kannibalen zu lehren,“ war die Antwort des jungen Mannes. — „Aber du bist ja eben erst vor einigen Monaten ins Lehrerseminar eingetreten und hast noch einen Kursus von nahezu vier Jahren vor dir; du mußt doch erst etwas Rechtes lernen, ehe du andere lehren kannst!“ — „Nun, ich lehre sie eben so viel, als ich bis jetzt gelernt habe,“ entgegnete Pao unerschrocken. „Es ist wahr, ich weiß nicht viel, aber ich kenne den wahren Gott, ich weiß, wer Jesus Christus ist, und ich weiß auch etwas von dem, was wir nach diesem Leben zu erwarten haben; bitte, lassen Sie mich gehen und den Wilden alles das sagen, und senden Sie dann andere junge Männer hinter mir drein, die den Eingeborenen jener Inseln alles weitere lehren können.“

Der Missionar gab schließlich seine Zustimmung, denn er sah, daß Pao zu den Leuten gehörte, mit denen man in solchem Fall eine Ausnahme machen durfte, weil sie von Gott gelehrt sind. In einer großen Versammlung wurde der junge Mann von den Missionaren Buzacott und Pitman zu seinem Evangelistenamt unter den Kannibalen von Melanesien abgeordnet. Der Ort seiner Bestimmung war die Insel Lifu. Hierauf segelte Pao mit dem „John Williams“ ab. Er hat seine Inselheimat nie mehr wiedergesehen.

Da der wilde Charakter der Insulaner auf der Loyalitätsgruppe bekannt war, die erst kurz vorher die Mannschaft einiger englischer Schiffe erschlagen und aufgefressen hatten, so sollte sich Pao zunächst ein Jahr lang auf der Nachbarinsel Mare aufhalten und die Sprache lernen. Mare lag nur 15 Stunden von Lifu entfernt und die Mission hatte hier bereits einigen Fuß gefaßt. Zudem hoffte man, der junge Evangelist werde in Mare Gelegenheit erhalten, hie und da mit einigen Eingeborenen von Lifu zusammenzutreffen und so am besten die ersten Anknüpfungspunkte gewinnen. Aber Pao war nicht der Mann, ein ganzes Jahr lang geduldig auszuharren, während sein Arbeitsfeld so nahe lag und mit Leichtigkeit zu erreichen war. Er hatte in kurzer Zeit sich die Mare-Sprache so weit angeeignet, daß er sich mit den Leuten genügend verständigen konnte. Auch hatte er sich durch seine Geschicklichkeit im Kanoe- und Hausbau bald Freunde unter den Eingeborenen erworben, darunter auch solche, die Freunde und Bekannte auf der Insel Lifu hatten. Er wußte diese zu bestimmen, ihn auf einem Kanoe nach der verrufenen Insel zu begleiten.

Ich habe in späteren Jahren oft diese Reise im offenen Boot gemacht und dabei an unseren wackeren Pao in seinem kleinen Kanoe denken müssen, wie es über die Wellen tanzte und ihn als Friedensboten dem Gestade Lifus entgegentrug. Alle, die mit der Südsee bekannt sind, wissen auch, daß der Name „Stiller Ozean" eine ganz unrichtige Bezeichnung für jenes Gewässer ist. Es ist keineswegs von so friedlicher Natur, als man gewöhnlich annimmt. Das Rollen der Wogen im Atlantischen Ozean ist bei weitem nicht so gefährlich und unangenehm, wie die Sturzseen zwischen den Inseln der Südsee, wo zudem der Wind so oft umspringt. Oft habe ich, wie gesagt, die Strecke zwischen Mare und Lifu in offenem Boot zurückgelegt und dabei die Fahrt bei leichter Brise und den besten Aussichten auf ruhigen Seegang angetreten. Aber wir hatten kaum die Hälfte der Seestrecke hinter uns, so befanden wir uns schon in einer Bö mit kurzen Windstößen, sodaß wir das Segel reffen und das überschlagende Wasser ausschöpfen mußten. Das eine Mal — es war etwa in der Mitte zwischen Mare und Lifu — wurden wir in dieser gefährlichen Lage nur dadurch vor dem Untergang gerettet, daß die eingeborene Mannschaft über Bord sprang und so lange das Boot durch die Entlastung über Wasser hielt, bis das eingedrungene Wasser ausgeschöpft war. Ein anderes Mal, als ich mit meiner Frau und unserem ältesten, erst fünf Wochen alten Söhnchen von Mare zurückkehrte, gerieten wir bei der Einfahrt zwischen dem Riff in die gleiche Gefahr und wir wurden nur durch die außerordentliche Gewandtheit der Bootsleute vor dem Ertrinken bewahrt.

---

3. Ein gewagtes Unternehmen.

Unser Pao befand sich auf der Ueberfahrt von Mare nach Lifu. Mit fester Hand steuerte er das kleine Kanoe durch die von Schaum gekrönten Wellen des Ozeans. Begierig schaute er aus nach dem fremden Strand, wo ihm sein Arbeitsfeld winkte. Alles was er bei sich im schlanken Kahne führte, bestand in einem kleinen Bündel, worin sich sein Neues Testament und einige Geschenke für den Häuptling von Lifu befanden. Mit Sicherheit handhabte er das Steuer hinten am Stern des kleinen Kanoes und pfeilschnell schoß es über die Wogen dahin. Nach zwei- bis dreistündiger Fahrt war Mare außer Sicht und die Palmenkronen der Insel Lifu tauchten über dem Meeresspiegel empor. Sie wurden immer höher und höher, bis sich der Inselstrand den Blicken zeigte. Dann kam das vorgelagerte Riff wie ein ferner Nebelstreif in Sicht, und bald darauf war das Donnern

der Brandungswogen hörbar. Als das Kanoe sich dem gefahrvollen Riff näherte, strömten die Eingeborenen in Menge herbei, um Zeuge von der Einfahrt des fremden Fahrzeuges zu sein. Einige wateten sogar hinaus in die Lagune, um im Fall eines Unfalls Beistand zu leisten.

Es erforderte Paos ganze Geschicklichkeit, um sein leichtes Kanoe durch die enge Einfahrt des Riffs und durch den brandenden Wogenschwall der See in die ruhige Lagune einlaufen zu lassen. Doch es gelang. Aber nun lag noch eine andere Gefahr vor ihm. Welcher Empfang würde ihm von den Kannibalen zu Teil werden, die neugierig den Strand umstanden? Er wußte nur zu gut, daß der Oberhäuptling Bula ein Despot war und daß dessen Wort als unumstößliches Gesetz galt. Wie würden sie wohl seine Botschaft aufnehmen? Vom Häuptling, das war ihm klar, hing alles ab. Er beschloß daher, sich zunächst das Wohlwollen dieses Mannes zu sichern. Da Pao von etwas hellerer Hautfarbe war, als seine melanesischen Freunde von der Insel Mare, so mußte den wartenden Insulanern am Strand seine Erscheinung auffallen, als er, hoch aufgerichtet im Kanoe stehend, dieses langsam gegen das Gestade anlaufen ließ. Als er sich den Wilden genügend genähert hatte, rief er ihnen in der Mare-Sprache, die, wie er wußte, viele von ihnen verstanden, mit lauter Stimme zu: „Geht und meldet eurem Häuptling, daß ich als Freund gekommen bin und ihm eine Botschaft vom Großen Geist zu überbringen habe!“

Dem Häuptling wurde das mitgeteilt und er empfing die Neuigkeit mit Erstaunen und zugleich mit Freude. Hier war auf einmal der Mann, der ihm Aufschluß geben konnte über das, was er schon längst gern gewußt hätte. Er hatte den Glauben und das Vertrauen an seine Götter verloren und deshalb kurz vorher einige Leute in ihren Kanoes zu den benachbarten Inseln ausgesandt, um sich dort nach mächtigeren Gottheiten umzusehen. Und nun erschien da urplötzlich ein Fremder an seinem Gestade mit einer Botschaft vom Großen Geist selbst. Er befahl daher einigen seiner Krieger, den Fremdling vor ihn zu bringen. Das geschah. Umringt von diesen und gefolgt von einer Menge Volks wurde Pao vor den Häuptling Bula geführt, der würdevoll auf einer Matte im Kreise seiner Räte saß. Bula war der mächtigste Häuptling auf der ganzen Loyalitäts-Inselgruppe und gebot über 5000 Mann, die ihm nicht nur Tribut zahlten, sondern auch jederzeit bereit waren, ihm mit ihren Keulen und Speeren Heeresfolge zu leisten.

Als Pao vor ihn gebracht wurde, betrachtete ihn zuerst der Häuptling schweigend eine Weile. Niemand wagte einen Laut von

sich zu geben, bis ihr Fürst das Schweigen brechen würde. Plötzlich that dieser seinen Mund auf und redete den Fremdling in der Mare-Sprache an:

„Also, du hast eine Botschaft vom Großen Geist an mich. Ist dem so?"

„Ja, dem ist so", erwiderte Pao, und zwar mit solcher Bestimmtheit, daß alle erstaunt zu ihm aufblickten. Der Häuptling richtete hierauf wieder seine Augen auf den hellfarbigen jungen Botschafter, der furchtlos vor ihm stand.

„Hast du denn den Großen Geist gesehen?" fuhr der Häuptling fort.

„Nein," antwortete Pao, „einen Geist kann man nicht sehen."

„Wie hast du denn seine Botschaft empfangen?" forschte der Häuptling weiter.

„Durch eine Schrift", erwiderte Pao, „und hier ist sie", indem er sein Neues Testament hervorzog. „Die weißen Missionare haben sie in meine Sprache übersetzt und es wird nicht lange währen, so werden sie auch hierher kommen und sie in die eurige übersetzen. Jetzt bin ich einstweilen gekommen, um mich unter euch niederzulassen, eure Sprache zu lernen und euch zu sagen, was darin steht."

„Gut", sagte der Häuptling, „ich will dein Freund sein und dich als meinen Schützling erklären."

Damit war nicht nur die Sicherheit Paos im ganzen Gebiet gewährleistet, sondern er durfte auch überall auf gute Behandlung und Gastfreundschaft rechnen.

Einige Tage lang hörte der Häuptling dem Evangelisten, was dieser über den wahren Gott zu sagen hatte, aufmerksam zu. Dann beschloß er, ihn nach seiner Weise darüber auf die Probe zu stellen. Er ließ Pao wieder vor sich kommen und redete ihn folgendermaßen an: „Du sagst, dein Gott sei mächtiger als alle Götter, und daß er in seiner Allmacht alle Dinge erschaffen habe. Nun, das wäre ein Gott, wie ich ihn gerade brauche. Unsere Väter haben diese Götzen da von Holz und Stein verehrt und uns gelehrt, daß sie den Großen Geist repräsentierten und eben darum zu verehren wären. Wir haben das gethan, zu ihnen gebetet und ihnen Opfer dargebracht; aber sie haben uns im Krieg, in Krankheitsfällen und bei Regenmangel im Stich gelassen. Dein Brief da, der, wie du sagst, vom Großen Geist selbst stammt, ist vielleicht mächtiger als sie; wir wollen sehen. Unsere Feinde auf der anderen Seite der Insel haben kürzlich an der Grenze meines Gebiets einige Dörfer geplündert und mehrere meiner Leute erschlagen. Ihr Anführer ist ein Weißer, der ein großer Krieger sein soll. Wir wollen mit ihnen fechten, und du sollst mit uns aus-

ziehen, und zwar mit dem Brief vom Großen Geist. Unter seinem Schutz wollen wir unsere Feinde angreifen; ist er das, was du von ihm behauptest, so wird auch sein Sieg der unserige sein; denn die Götter unserer Feinde sind nicht besser, als die unserigen."

Der weisen Rede des Häuptlings folgte allgemeiner Beifall. Denn diese Probe schien allen gerecht und billig. Es war umsonst, daß Pao gegen eine solche Auffassung seiner Sendung protestierte; vergeblich mahnte er zum Frieden, als dessen Bote er erschienen war. Die Kriegsrüstungen begannen sofort und weder der Häuptling noch sein Volk wollten etwas davon wissen, daß Pao mit ihren Kriegshändeln nichts zu thun haben wollte. Er mußte sich schließlich ins Unvermeidliche fügen und konnte nichts anderes thun, als ernstlich zu Gott rufen, daß er sich seiner in dieser bedrängten Lage annehmen und ihm sein Leben für eine weitere Wirksamkeit unter dem Inselvolk erhalten wolle.

Die beiden Heerhaufen stießen auf dem Grenzgebiete bei dem Orte We, der den Kampfplatz abgeben sollte, zusammen. Unter der feindlichen Schar der westlichen Insel befand sich der berüchtigte Kannibalen-Charlie, unter den Kriegern von der Ostküste unser Pao; dort der weiße, europäische Heide, hier der bekehrte, christliche Polynesier. Beide weilten als Fremdlinge und Gäste unter den heidnischen Kriegshaufen der Wilden, von denen jede Partei den Sieg erhoffte. Pao betrachtete diesen Zweikampf als ein Gottesurteil, wie es dort auf dem Karmel zwischen Elias und den Baalspfaffen stattfand, und er hegte keinerlei Besorgnis, zu wessen Gunsten die Entscheidung ausfallen werde.

Wir wissen nicht, wie der Kannibalen-Charlie jene Nacht vor dem Kampf zugebracht hat, von Pao und seinen Gefährten von Mare dagegen wissen wir, daß sie im Lager ihre christlichen Lieder anstimmten und ernstlich zu Gott um den Sieg flehten. Denn in diesem Fall durften sie hoffen, daß auch Gottes Sache auf der Insel den endlichen Sieg davontragen würde.

Schweigend hockten die Wilden um ihre Lagerfeuer und hörten dem allem zu. Ohne Zweifel hielten sie die Gesänge und Gebete ihrer Gastfreunde für Beschwörungen und Zaubersprüche. Aber Pao war nicht bloß ein Mann des Glaubens und des Gebets, sondern auch ein Mann der That. Er wußte die Leute für den bevorstehenden Kampf zu ermutigen und seine zuversichtliche, mannhafte Haltung übte einen gewissen Zauber auf die Krieger seines Volkes aus.

Am nächsten Morgen standen sich die beiden Streithaufen kampfbereit gegenüber. Vorkämpfer stürzten von beiden Seiten aus ihren Reihen hervor, schwangen ihre Speere, erhoben drohend ihre Keulen

und forderten sich mit prahlerischen Worten gegenseitig zum Kampfe heraus. Sie kamen einander immer näher und näher, blieben dann plötzlich stehen und warfen Gras und Erdschollen gegen die feindlichen Reihen. Hierauf zogen sie sich vorsichtig wieder zurück. Währendem näherten sich langsam die beiden Heere und die Vorkämpfer wiederholten ihre kriegerische Herausforderung. Endlich gerieten letztere, nachdem sie die Kampflust entflammt, plötzlich aneinander; von beiden Seiten eilten ihnen die Krieger zu Hilfe und der allgemeine Kampf entbrannte. Das Kriegsgeheul war nun freilich die Hauptsache dabei und das Gefecht nahm keinen sehr blutigen Verlauf. Als einige Tote und Verwundete die Wahlstatt bedeckten, war der Kampf entschieden. Die feindlichen Eingeborenen von der Westseite zogen sich geschlagen zurück. Häuptling Bula hatte den Sieg errungen, und Paos Wirksamkeit unter dessen Volk stand nichts entgegen.

---

4. Ein zweifelhafter Siegespreis.

Der Häuptling und seine Räte hielten scheinbar Wort. Sie gaben vor, die neue Religion, die ihnen Pao verkündigte, annehmen zu wollen. Aber sie meinten es nicht aufrichtig, sondern sie sollte nur ihren Zwecken dienen. Von den sittlichen Anforderungen, die das Evangelium an den Menschen stellt, wollten sie nichts wissen. Sie setzten nach wie vor ihre Stammesfehden fort, lebten in Polygamie und nach ihren alten heidnischen Sitten. Zu einer Erneuerung des Herzens und Lebens kam es nicht. Ja, nicht selten geschah es, daß, wenn sie des Abends aus der Versammlung, die Pao hielt, heimkehrten, hinterher noch heimlich zusammenkamen und bei einem wüsten Gelage Menschenfleisch verzehrten.

Mittlerweile hatte der Häuptling Bula das Unglück, zu erblinden. Die Eingeborenen hielten diese Heimsuchung ihres Oberhauptes für ein Unheil, das keinen natürlichen Grund haben könne. Das mußte durch irgendwelche Zauberei herbeigeführt worden sein. Ihr Verdacht fiel auf Pao, den sie, wie ihnen ihr eigenes Gewissen sagte, bis jetzt nur hintergangen hatten und wofür sie sich jetzt durch seine Beschwörungskunst gestraft glaubten. Sie beschlossen, ihn zu ermorden. Fünf Männer wurden zur blutigen That erkoren.

Pao hatte von der ihm drohenden Gefahr keine Ahnung. Er befand sich eben am Strand und besserte sein Kanoe aus. Da nahten sich ihm die fünf Verschworenen. Sie hatten unter sich ausgemacht, wie von ungefähr eine Unterredung mit ihm anzuknüpfen, dann auf ein gegebenes Zeichen über ihn herzufallen und ihn mit ihren Streit-

kolben zu erschlagen. Unbefangen näherten sie sich ihm, umstanden ihn im Kreise und fingen ein Gespräch an. Plötzlich wurde das verabredete Zeichen gegeben, aber keiner erhob seine Hand wider ihn. Es war, wie einer von ihnen später erzählte, als ob ihr Arm gelähmt wäre. Unverrichteter Sache kehrten sie zu ihren Hütten zurück. Pao stand unter dem Schutze einer höheren Macht.

Nach einiger Zeit trafen weitere Lehrer aus dem Osten ein. Aber sie scheinen wenig unter dem Volk ausgerichtet zu haben; wenigstens hinterließen sie gegenüber Pao so gut wie keinen Eindruck, wogegen sein Name noch lange hinterher im Munde aller Eingeborenen geblieben ist. Unglücklicherweise brach bald nach der Ankunft der Lehrer eine Seuche auf der Insel aus, die viele ihrer Bewohner dahinraffte. Die neuen Ankömmlinge wurden beschuldigt, die Krankheit eingeschleppt zu haben und das Volk forderte ihren Tod oder ihre Verbannung. Der Kannibalen-Charlie, der sich durch die Ankunft der christlichen Lehrer, wie durch Pao in seinem heidnischen Treiben beengt fühlte und voraussah, daß es mit der Zeit nur einen Ausweg geben würde, nämlich daß entweder er selber oder die Evangelisten samt dem einflußreichen Pao die Insel verlassen müßten, drang mit aller Macht auf ihre Ausweisung. Aber der alte blinde Häuptling, obschon noch ein Heide und Kannibale, hielt treu zu seinem Freund von der Insel Rarotonga und widersetzte sich den bösen Anschlägen seiner Räte.

Aber auch diese menschliche Stütze fiel. Nicht lange darauf starb Bula und der Sturm brach los. Er erging hauptsächlich über Pao, dem es inzwischen gelungen war, eine kleine Schar von Christen um sich zu sammeln. Er konnte sich nicht mehr auf der Insel Lifu halten und sah sich genötigt, mit den beiden Lehrern nach der Nachbarinsel Mare zu flüchten.

So saß er denn wieder in seinem Kanoe und steuerte der Insel zu, von der er wenige Jahre zuvor herübergekommen war. Man kann sich denken, mit welchen Gefühlen er als Flüchtling der Insel Lifu den Rücken kehrte. Seine Hoffnungen, mit denen er seinerzeit ihren Strand betreten hatte, waren nur teilweise verwirklicht worden. Zwar hatte er während seines Aufenthaltes auf der Insel Christum verkündigen dürfen und eine kleine Schar Eingeborener für ihn gewonnen, aber diese waren nun zerstreut, und er selbst befand sich auf der Flucht. Indes, wenn auch dadurch der äußere Erfolg in Frage gestellt war, so hatte er doch in den vier Jahren seiner Thätigkeit eine bleibende Frucht wirken dürfen. Fast in allen Dörfern hatte der eifrige Evangelist einen unvergeßlichen Eindruck hinterlassen und der Same des Wortes Gottes, den er ausgestreut hatte, war mancher-

orten auf ein gutes Ackerfeld gefallen. Die aufsprossende Saat war nur noch ein zartes Pflänzlein, das den Nachtfrost überdauern sollte.

Eine Zeitlang behielt die feindliche Partei die Oberhand. Selbst Bulas Sohn, der dem Vater in der Häuptlingschaft gefolgt war, war seines Lebens nicht sicher und mußte flüchten. Diese Niederlage von Bulas Anhang wurde von Paos Freunden mit Recht als eine Strafe angesehen, da sich der Häuptling und seine Leute nur dem äußeren Schein nach auf die Seite des Evangelisten und des Christentums gestellt hatten. Diese Halbheit konnte in dem ausbrechenden Sturme nicht standhalten. Der Kampf zwischen Nacht und Licht mußte den Nebeldunst der Dämmerung verscheuchen. Aber auch alte Stammesfehden waren aufs neue ausgebrochen und wurden unter Raub und Mord zum Austrag gebracht.

Pao war davon aufs schmerzlichste berührt, als er in Mare von diesen Unruhen hörte und er beschloß, noch einmal seinen Einfluß aufzubieten, um den Bewohnern Lifus den Frieden zu bringen. Begleitet von einigen angesehenen Freunden Mares schiffte er sich wieder in seinem Kanoe ein und segelte hinüber nach Lifu. Aber noch war seine Stunde nicht gekommen. Die Lage war für ihn so unsicher, daß seine wenigen Getreuen ernstlich in ihn drangen, noch für eine Weile Lifu fern zu bleiben. Mit schwerem Herzen kehrte er wieder nach Mare zurück. Er mußte es Gott anheimstellen, den Widerstand der verwilderten Herzen zu brechen und seinem Evangelium Eingang zu verschaffen. Und diese Stunde kam. Ja, die Zeit der neuen Dinge kam so rasch und plötzlich, wie sie niemand erwartet hatte.

Die heidnischen Bewohner von Lifu erkannten bald, wohin ihre gegenseitigen Fehden führten und erinnerten sich der Worte Paos, der von Anfang an zum Frieden gemahnt und sie auf einen besseren Weg zu bringen gesucht hatte. Es blieb auch nicht ohne Eindruck auf sie, was sie vom Umschwung der Volksverhältnisse hörten, der durch das Evangelium auf der Nachbarinsel Mare hervorgerufen worden war. Sie wurden mehr und mehr mißtrauisch gegen ihre Götzen und fingen an zu ahnen, daß doch wohl der von Pao verkündigte höchste Gott mächtiger sei als die Götter ihrer Väter. Diese Stimmung, die sich mehr und mehr Bahn brach, wurde von den wenigen Anhängern Paos treulich benützt, um der Wahrheit vollends zum Siege zu verhelfen. Ihre Bemühungen waren nicht vergebens, denn schon nach einiger Zeit war die bisher feindliche Partei so weit gewonnen, daß nichts mehr für die Wiederkehr des Evangelisten zu befürchten war.

5. Des Kämpfers Sieg und Ende.

Mehrere Monate waren vergangen. Pao hatte sein Inselvolk nicht vergessen und wartete nur auf den Augenblick, da sich ihm die Thüren in Lifu wieder aufthun würden. Da erschienen ganz unerwartet Boten von Lifu, die ihm die erfreuliche Kunde von dort brachten, man bitte ihn, wieder dahin zurückzukehren. Seine ehemaligen Feinde seien anderen Sinnes geworden und würden ihn mit Freuden willkommen heißen.

Das war eine Botschaft, wie sie nicht besser lauten konnte. Pao war sofort bereit, ihr Folge zu leisten. Großer Vorbereitungen bedurfte es für ihn nicht. In kurzer Zeit war sein Kanoe in Bereitschaft gesetzt und das Mattensegel aufgezogen. So kehrte er mit einem günstigen Wind in Begleitung jener Boten nach Lifu zurück. Der Empfang war jetzt ein besserer, als das letzte Mal. Alle bezeugten die größte Freude, als er bei seiner Landung den Strand betrat. Er fand, daß nun die Stimmung eine ganz andere sei.

Unverweilt ging er mit seinen Anhängern an die Arbeit. Es wurden vorläufige Gebäulichkeiten errichtet, in denen regelmäßig Gottesdienst gehalten wurde. Die Leute stellten sich jetzt zahlreich zu diesem ein. Auch Schulen wurden eingerichtet, und es währte nicht lange, so konnten manche der Eingeborenen lesen und waren mit den einzelnen Büchern des Neuen Testaments bekannt. Der Umschwung der Dinge im Distrikt Löfi, wo Bula seinerzeit Oberhäuptling gewesen war, rief allenthalben unter den Heiden die größte Verwunderung hervor. Selbst im feindlichen Bezirke Wet auf der anderen Seite der Insel, der von jeher mit den Bewohnern von Löfi in Urfehde gelegen hatte, sah man mit Staunen die Wandlung der bisherigen Verhältnisse. Es sollte nicht lange währen, und auch dieses Inselgebiet konnte sich nicht mehr länger dem Einfluß des Evangeliums verschließen.

Einer der einflußreichsten heidnischen Priester im Wet-Bezirke empfing eines Tages von einem seiner Amtsgenossen im Löfi-Distrikt die Botschaft, daß man bei ihnen drauf und dran sei, die neue Religion des fremden Mannes anzunehmen. Er möchte ihn deshalb aufmuntern, sich die Sache zu überlegen, ob es nicht für seinen Distrikt auch besser sei, ihrem Beispiele zu folgen. Der Priester war ein einsichtsvoller Mann und wies die Sache nicht ohne weiteres von sich, zumal er schon mancherlei zu Gunsten des Christentums gehört hatte. Er sann darüber nach und erklärte sich schließlich bereit, den vielgenannten Pao bei sich zu sehen und seine Sache anzuhören. Dieser erkannte darin einen göttlichen Fingerzeig und beschloß sofort, in die geöffnete Thür einzutreten.

Als das bekannt wurde, widerrieten ihm viele seiner Anhänger die Ausführung seines Vorhabens, indem sie ihm erklärten, daß die dortigen Leute es nur auf seine Ermordung abgesehen hätten. Andere dagegen teilten mit ihm den ernstlichen Wunsch, das Evangelium als die Botschaft des Friedens auch in jene verrufene Gegend zu tragen. Sie hegten dabei die bestimmte Erwartung, daß dadurch endlich einmal die uralten Reibereien und Kriege zwischen den beiden Inselgebieten aufhören würden. Jedenfalls — das war die feste Ueberzeugung aller — dürfe Pao den Leuten nicht trauen und er solle sich nicht ohne eine bewaffnete Begleitung unter sie wagen. Pao hegte keinerlei Befürchtung und versicherte seine Freunde, daß ihn sein Gott wie bisher beschützen werde. Sie schienen jedoch zu denken, daß weder Gott noch sein Diener Pao den wahren Charakter jener Wilden kenne und bestanden darauf, daß ihn eine Anzahl Bewaffneter zum Dorfe des heidnischen Priesters geleitete.

Haneka — so hieß der Priester — bot dem Evangelisten wenig Widerstand dar. Das Wort des letzteren fiel bei ihm auf einen empfänglichen Boden. Er hörte der Verkündigung des Evangeliums aufmerksam zu, sann darüber nach und erklärte schließlich, sich den Christen anschließen zu wollen. Auch lieferte er ohne Bedenken seine Götzen aus und sagte sich somit auch äußerlich von ihnen los. Dann begleitete er den Evangelisten zum Oberhäuptling Ukenizö. Dieser mißtraute aber ihren friedlichen Absichten, weil sie in Begleitung von Bewaffneten erschienen und hatte zur Vorsicht an zwei Orten seine Krieger in den Hinterhalt gelegt. Die darauffolgende Unterredung lief zwar ohne allen Zusammenstoß ab, aber sie führte nicht zu dem erwünschten Ergebnis, da die Verhandlung doch allzu kriegerisch ausfiel. Der Häuptling erklärte rundweg, ihm genügten die Götter seiner Väter und so wolle er auch wie sie leben und sterben.

So war und blieb für längere Zeit Haneka der einzige im Wet-Bezirk, der ein Christ zu werden wagte. Aber bei dem Einfluß, den der ehemalige Priester unter seinem Volk genoß, konnte es dabei nicht bleiben. Selbst der Oberhäuptling mußte mit ihm und seinem Ansehen rechnen. Zunächst schloß sich Hanekas Sohn, ein energischer, furchtloser Mann von ungefähr dreißig Jahren, seinem Vater an und stellte eine Verbindung zwischen diesem und Pao her. Ueberhaupt zeigte sich Tubaisi, so hieß der wackere Sohn, unermüdlich in seinem Verkehr mit Pao; ja es ging gewissermaßen dessen Eifer auf ihn über und er wurde sozusagen der Evangelist des ganzen Bezirks. Scharenweis fand sich das Volk beim alten Haneka ein, um aus dem Munde seines Sohnes Belehrung über die neue Religion zu erhalten. Es währte nicht lange, so hatte Pao fast in jedem Dorfe des Wet-Be-

zirkes seine Anhänger, denen er so oft als möglich von Lösi aus Besuche abstattete und sie im Glauben und in der Erkenntnis förderte. Und er that das in unerschrockener Weise, obschon sein Leben dabei nicht selten in Gefahr schwebte.

Je mehr aber die Zahl seiner Anhänger wuchs, desto mehr stellte sich auch die Notwendigkeit heraus, diesen Neugewonnenen auch örtlich näher zu sein. Pao mußte daran denken, seinen Wohnplatz mehr in den Mittelpunkt der Insel zu verlegen. Allein der Entscheid war schwer zu treffen, denn alle beide Distrikte wünschten ihn in ihrer Mitte zu haben. Fast wären sie über dieser Frage aneinander geraten wie in den früheren Tagen. Da kam er auf einen glücklichen Ausweg. Er beschloß, sich auf neutralem Boden anzusiedeln, und zwar auf der Grenze zwischen den beiden Gebieten — auf dem Platze, der ihnen vormals bei ihren Zwisten als Kampfplatz gedient hatte. Allein es war dies sozusagen ein Stück verfehmtes Land, das der gänzlichen Verwilderung und Verödung anheimgefallen war. Keine Kokospalme, kein Fruchtbaum irgend welcher Art durfte auf ihm wachsen, und es bot somit für den Anfang keinerlei Aussicht fürs Durchkommen.

Als die Heiden von Wet davon hörten, daß Pao hier seinen Sitz aufschlagen und sogar ein christliches Dorf anlegen wolle, kam ihnen die Sache höchst lächerlich vor, und selbst seine Freunde suchten ihm den Plan auszureden, da sie ihn für aussichtslos hielten. Aber Pao war nicht der Mann, der sich durch die Schwierigkeiten des Anfangs abschrecken ließ. Es stand nicht lange an, so erhob sich in der Einöde eine kleine schmucke Hütte. Bald darauf bauten sich Leute, die in Paos Nähe sein wollten, aus den entferntesten Ortschaften der beiden Distrikte ebenfalls da an und es entstand so nach und nach eine saubere Ansiedlung mit Palmen und Bananenhainen, die die sonst öde, unbebaute Ebene bedeckten. Die kleine Ansiedelung wuchs zum stattlichen Dorfe an, in dessen Mitte sich zwischen dem herrlichsten Grün eine freundliche Kapelle erhob, sodaß sich hier des Propheten Wort erfüllte: „Die Wüste und Einöde wird lustig sein, und das dürre Land wird fröhlich stehen und wird blühen wie die Lilien". (Jes. 35, 1.)

Die Heiden staunten die Sache wie ein Wunder an, und für manchen war die friedliche Stätte eine lebendige Predigt. Nur unserm Kannibalen-Charlie war sie ein Dorn im Auge, umsomehr als durch das Umsichgreifen des Christentums und die Unterdrückung der alten heidnischen Sitten sein Einfluß mehr und mehr dahinsank. Selbst unter den Heiden fing sein Stern an unterzugehen. Er wußte nur zu gut, daß mit dem Christentum nicht nur der Kannibalismus und

die finstern Werke des Heidentums in Abgang kamen, sondern daß sich auch eine neue ihm zuwiderlaufende Lebensordnung Bahn brach. Sein altes wüstes, ungeordnetes Leben wollte er aber nicht aufgeben. Er ergriff daher die erste beste Gelegenheit, die sich ihm bot, um von dem Schauplatz seiner dunkeln Vergangenheit fortzukommen. Er bestieg ein Schiff, das vor Lifu anlegte, und fuhr damit nach den Fidschi-Inseln, unter dessen Kannibalen er sich niederließ. Hier hat er dann den Rest seines verworfenen Lebens vollends zugebracht.

So wich der heidnische Weiße dem anbrechenden Lichte, während der christliche Polynesier all seine Kraft daran setzte, diesem auf der Insel vollends zum Durchbruch zu verhelfen. Er arbeitete nicht vergeblich. Das Christentum erwies sich als eine erneuernde Macht auf dem Eiland. Die früheren endlosen Kämpfe wurden beigelegt, die Menschenfresserei hörte auf und christliche Kultur zog an Stelle der heidnischen, wilden Gebräuche ein. Als dann im Jahr 1850 einige Missionare auf ihrer Rundfahrt mit dem „John Williams" die Insel besuchten, waren sie hoch erfreut, eine große Kirche und ein schönes Wohnhaus erbaut zu finden. Und als vollends im Jahre 1856 Missionar Jones von Mare aus die Insel Lifu besuchte, wurde er unter den größten Ehrenbezeugungen und mit jubelnder Freude begrüßt. An dem einen Platz wurde er von den Leuten auf den Schultern zu des Lehrers Haus getragen. Aber erst 1859 ließen sich die ersten Missionare auf der Insel nieder und traten in das von Pao mit so viel Segen betriebene Werk ein.

Ueber Pao sei nur noch kurz sein friedlicher Heimgang erwähnt. Während seiner letzten Krankheit hatte er nur noch den einen Wunsch, und zwar den, sein Testament im Beisein des Missionars zu machen. Obschon er ca. sieben Wegstunden von mir entfernt wohnte, eilte ich doch sofort zu ihm, um sowohl ihm als auch den Bewohnern Lifus meine Achtung und Teilnahme zu bezeugen. Der Abend war schon hereingebrochen, als ich bei ihm eintraf. Nichtsdestoweniger ging er sofort daran, über seine Habe für den Fall seines Todes zu verfügen. Sie bestand nur in einigen abgetragenen Kleidungsstücken und einigem wenigem Handwerkszeug, das ebenfalls schon sehr abgenützt war. Aber für Pao war das ein so wichtiges Geschäft, als ob er ein Millionär wäre. Mit dem Nachlaß wurden einige Freunde bedacht. Seiner Frau und einer seiner beiden Töchter vermachte er den Rest, bestehend in einer Kiste, einigen Kleidungsstücken und etwas Baumwollenstoff. Dann bat er mich noch, dafür zu sorgen, daß seine Frau mit ihren beiden Kindern auf dem Missionsschiff nach Rarotonga zurückkehren könnten. Hierauf verschied er sanft und friedlich.

Das war die Heimfahrt des Apostels von Lifu. Denn also darf

man ihn füglich nennen. Er war zwar kein regelrechter Missionsgehilfe, aber er hat als Pionier auf dieser Insel dem Evangelium Bahn gebrochen. Zweimal hat er auch den Versuch gemacht, in Begleitung von einigen Insulanern den Kannibalen Neukaledoniens das Evangelium zu bringen. Sein Heimgang wurde von der gesamten Bevölkerung Lifus betrauert. Ja die Achtung, die er unter ihr genoß, war so groß, daß viele Jahre später sich Eingeborene und Fremde zusammenthaten und ihm ein Denkmal errichteten, um das Andenken an sein Leben und Wirken in Lifu zu ehren.

Ich habe, so schließt Miss. Mac Farlane seinen Bericht, nur deshalb vorstehende Geschichte erzählt, um den Gegensatz zu zeigen, der zwischen den beiden ersten fremden Ansiedlern unter den damaligen Kannibalen und Wilden Lifus bestand. Er enthält zugleich eine Warnung und ein Beispiel, das uns zeigt, wie tief der zivilisierte Weiße durch sein Lüste sinken, und wie hoch ein unzivilisierter, heidnischer Wilder durchs Christentum steigen kann.

Zur Beurteilung indischer Christen.*)

Ueber den angeblichen Mißerfolg der Missionsarbeit und über die Mangelhaftigkeit der eingeborenen Christen ist schon oft und viel geschrieben worden, zum Teil im Sinn einer gehässigen Kritik, und zwar von Leuten, von denen man glauben sollte, sie hätten die Verhältnisse genau studiert. So wird z. B. häufig von Offizieren und Zivilbeamten, die aus ihrem Dienst in Indien in die Heimat zurückkehren, ohne weiteres ausgesagt: 1. sie hätten draußen keine Spur von einer Missionsthätigkeit gesehen und noch viel weniger etwas von einem Erfolg; 2. die eingeborenen Christen seien allesamt eine schlechte Bande, und 3. sie hätten es mit christlichen Dienern versucht, aber sie weit schlimmer gefunden als die Heiden und Mohammedaner. — Was ist darauf zu sagen?

Was die erste Aeußerung betrifft, so ist sie leicht zu entkräften. Denn forscht man näher nach, so zeigt sichs in den meisten Fällen, daß die Betreffenden oft nicht den geringsten Versuch gemacht haben, die Bekanntschaft der Missionare oder ihrer eingeborenen Gemeinden zu machen, noch auch etwas über ihre Arbeit zu erfahren, obschon

*) Nach einem Bericht des Miss. Perkins im Church Miss. Intell.

sie vielleicht jahrelang in nächster Nähe einer Missionsstation gelebt haben.

In Bezug auf den zweiten Vorwurf läßt sich oft feststellen, daß sie es eben nie mit rechten Christen zu thun gehabt haben. Im Gegenteil, es sind ihnen meist nur solche in den Weg gekommen, die als Strolche das Land durchziehen und dem Christentum einen schlechten Namen machen. Zu ihnen gehören nicht bloß Europäer — entlassene Soldaten, Eisenbahnarbeiter u. a., die durch Trunk und Liederlichkeit heruntergekommen und deswegen in Indien hängen geblieben sind — sondern auch zum großen Teil Eurasier oder Mischlinge und Eingeborene, die den christlichen Namen führen, aber je nachdem gar nie getauft worden sind, oder als Abkömmlinge von den alten Portugiesen von römischen Priestern die Taufe empfangen haben, aber vom Christentum so wenig wissen, als die Heiden oder Mohammedaner, und meist ebenso lasterhaft leben als diese. Derlei Leute treiben sich überall in Indien herum und sind selbst von den Eingeborenen verachtet, tragen aber nichts destoweniger dazu bei, daß sich viele ihre Begriffe über das Christentum der Eingeborenen nach ihnen bilden. Denn wie für uns jeder Hindu als Typus des Hinduismus, jeder Mohammedaner als solcher für den Islam gilt, so ist dies bei ihnen der Fall bei jedem sogenannten Christen. Er wird von ihnen als Typus des Christentums angesehen.

Der dritte Punkt, hinsichtlich der Untauglichkeit der christlichen Diener, ist zum Teil schon durch das Vorstehende beantwortet, indem viele Diener gerade aus dieser Klasse von Leuten bezogen werden. Auch hier würde etwas mehr Unterscheidungsgabe und Menschenkenntnis den Dienstherrn oft vor Täuschung bewahren. Viele stellen vielleicht aus Güte oder wirklichem Interesse gerade deshalb einen an, weil er sich für einen Christen ausgiebt, aber sie unterlassen es, einen solchen nach seinem Taufzeugnis zu fragen, oder sich einen Ausweis von einem Missionar vorlegen zu lassen. Im andern Fall würde die Wahrheit sofort an den Tag kommen.

Indes, es giebt auch solche Diener, die in der That getauft worden sind, oder doch Kinder von Christen sind und sich hinterher als durchaus keine Muster von christlichen Dienstboten erweisen. Das darf uns aber nicht befremden, wenn wir die Umstände in Betracht ziehen. Die Diener der Europäer entstammen — wenigstens in Nordindien — hauptsächlich den untersten Klassen des Volkes. Das hängt mit dem Kastensystem zusammen. Viele Hindus befassen sich nur mit gewissen Zweigen äußerer Arbeit, die Dienste in den Häusern selbst aber werden gewöhnlich von solchen verrichtet, die den sogenannten Kehrern (sweepers) oder Kastenlosen angehören. Diese sind

Abkömmlinge der Urbewohner, die zuerst von den Hindus (Ariern), dann von den mohammedanischen Eroberern unterjocht und zum Stand der Straßenkehrer herabgedrückt worden sind. Als solche sind sie zugleich von allem gesellschaftlichem Verkehr mit ihren Unterdrückern ausgeschlossen. Viele von ihnen sehen den Islam als eine höhere Lebensstufe an und betrachten zugleich das Christentum als etwas, das ihnen äußere Vorteile bringt, weshalb es ihnen willkommen ist, obschon die Christen in ihren Augen auch als Auswürflinge gelten. In den Missionsschulen erwerben sie sich leicht einige christliche Kenntnisse, sie nehmen christliche Redensarten an, wissen sich zu verstellen und so kann es selbst einem Missionar oder Katechisten begegnen, daß er trotz sorgfältigster Prüfung sich täuschen läßt, zumal wenn es ihm an Menschenkenntnis mangelt.

Aber auch im Fall, wenn ein solcher Bewerber es aufrichtig meint und die Gnade Gottes wirklich in seinem Herzen arbeitet, sind die Versuchungen und Schwierigkeiten für ihn derart, daß man sich davon schwer eine Vorstellung machen kann. Schon die Christen der Urgemeinde befanden sich in ähnlicher Lage, und wir erfahren aus den Sendschreiben an die sieben Gemeinden, aus den Briefen der Apostel und anderer, wie schwere Versuchungen an sie herantraten. Selbst in unserer europäischen Heimat, die uns alle Vorteile einer christlichen Erziehung und Sitte bietet, wo die Bibel für die meisten zugänglich ist und die Gnadenmittel verwaltet werden, ja die ganze Umgebung vom Sauerteig des Christentums durchdrungen ist — finden wir denn da die Bekenntnischristen auch immer ganz aufrichtig? Oder bereiten die Kinder selbst ernster Christen dem Namen Gottes immer nur Ehre? Und trotzdem stellen ihre Mitchristen oder solche, die sich als Christen bekennen und dabei der Mission unfreundlich gesinnt sind, an die Heidenchristen einen viel höheren und strengeren Maßstab als an sich selbst, und sobald sie dem nicht ganz entsprechen, schreiben sie es ihrem mangelhaften Christentum zu.

Aber man darf nicht vergessen: der aus einer niederen Kaste stammende Christ ist, wiewohl er zu Christo geführt worden und das Werk Gottes in ihm seinen Anfang genommen hat, aus einem so versunkenen Zustand und einer solchen Erniedrigung hervorgegangen, daß wir uns keinen Begriff davon machen können. Der Kampf wider die Sünde und die alten Gewohnheiten ist für ihn durch seine Umgebung und die bestehenden Verhältnisse unendlich erschwert und alle Kräfte des bisherigen Lebens und Treibens sind bei ihm auf das Böse gerichtet. Er war von früher her gewöhnt, das Schlechte gut und das Gute schlecht zu heißen, und nur allmählich lernt er gegen die Versuchung anzukämpfen, zu beten und einer Kraft zu ver-

trauen, die über die seinige geht. Er kann vielleicht nicht einmal lesen und ist dadurch nur auf den mündlichen Unterricht angewiesen, sodaß das Licht der Erkenntnis nur allmählich bei ihm eindringt. Zudem ist er thatsächlich mit vielem unbekannt, was wir von Jugend auf von dem Willen Gottes und den göttlichen Geboten wissen. Fassen wir nur den einen Punkt ins Auge. Ein solcher Heidenchrist ist sein Leben lang gelehrt worden, daß es höchst rühmenswert sei, auf schlaue Weise zu lügen und zu betrügen; er hat selbst von seinen Eltern nichts Besseres gesehen und gehört. Je gewandter er sich darin gezeigt hat, für desto gescheiter wurde er gehalten, und er wurde nur dann getadelt, wenn er sich dabei ertappen und es an der nötigen Schlauheit beim Hintergehen fehlen ließ, nicht aber wegen des Unrechts der Sache. Diese böse Gewohnheit, die ihm nach und nach zur zweiten Natur geworden ist, kostet ihm jetzt als Christ, da sie ihm nun als Sünde dargestellt wird, einen ungeheuren Kampf, bis er sie durch Gottes Gnade überwindet, einen Kampf, von dem sich die in bessern Verhältnissen aufgewachsenen heimatlichen Christen gar keine Vorstellung machen können.

In der Regel muß man sich auch hüten, unbefestigten Konvertiten den Eintritt in den Hausdienst anzuraten, und zwar eben wegen der vielen Versuchungen, die damit verbunden sind. Doch nehmen wir einmal den Fall an, ein solcher Christ ist in der Lage, einen solchen anzunehmen. Die Umstände verhindern vielleicht den Missionar, ihn im Auge zu behalten, und so ist er beim ersten Schritt, den er auf seiner christlichen Laufbahn macht, allen möglichen Versuchungen ausgesetzt. Von seinen Verwandten und Freunden ist er abgeschnitten und genötigt, mitten unter heidnischen Kameraden und Mitdienern zu leben. Von diesen wird er möglicherweise auch noch verfolgt und drangsaliert, jedenfalls ist er von ihrem geselligen Zusammensein ausgeschlossen. Daneben hört und sieht er fortwährend das Böse, was um ihn her vorgeht. Sein neu erwecktes Gewissen mag ihm sagen, daß er das seinem Herrn hinterbringen sollte. Aber er darf es nicht wagen, den Angeber zu machen. Er fürchtet den Zorn seiner Genossen, er ist auch nicht sicher, daß ihm geglaubt wird, denn er kennt vielleicht als Neuling kaum seinen Herrn, während die andern Diener schon lange im Dienste stehen und mit den Verhältnissen genau vertraut sind. Er ist somit still und muß sich zurückhalten, obgleich er fühlt, daß es nicht recht ist.

Es treten andere, neue Versuchungen an ihn heran. Er soll für seinen Herrn die Einkäufe auf dem Markt besorgen, weil er von ihm als einem Christen erwartet, daß er ehrlich ist. In früheren Tagen ist er als Heide gewohnt gewesen, bei solchen Gelegenheiten

einen guten Schnitt zu machen und dabei seine eigene Tasche zu bedenken. Das hat sich umso leichter thun lassen, als solche Gebrauchsartikel keine festen Preise haben. Und warum sollte er nicht eine Kleinigkeit als seine Kommission dem Herrn verrechnen? Das gilt ja allgemein als Jägerrecht und er hat diese kleine Uebervorteilung seines Herrn immer als ganz ehrlichen Weg angesehen, seinen geringen Lohn zu verbessern. Aber nun sagt ihm eine innere Stimme: das darfst du als Christ nicht mehr thun; es ist nicht recht. Warum es aber nicht recht sein soll, das ist ihm nicht klar. Sein Herr erfährt es ja nicht, und wenn er die Einkäufe selbst machen würde, so würde er vom Verkäufer betrogen werden und sicherlich noch viel teurer einkaufen, als es durch den Diener geschieht, der das Feilschen versteht. Während er so unschlüssig dasteht, wird er von den Verkäufern und Mitdienern bedroht, die Preise nicht zu verderben. Die Furcht und das eigene Interesse bekommt die Oberhand; er bewegt sich nach wie vor auf dem Pfade der Unredlichkeit. Aber er fühlt, daß er unrecht handelt und nicht lebt, wie er sollte. Das Gebet hilft ihm nicht, denn sein Gewissen ist nicht ruhig und die Sünde ist eine Schranke zwischen ihm und Gott. Er sieht sich nach menschlicher Hilfe und Anleitung um. Der einzige Christ, an den er sich vielleicht wenden kann, ist sein Herr. Indem er all seinen Mut zusammennimmt, wagt er diesem gegenüber eine ängstliche, weit ausholende Frage. Aber er bekommt zu seiner Enttäuschung die Antwort, daß sein Herr von derlei Dingen nichts verstehe und sich auch nicht darum bekümmere.

Nun fängt er an, seinen Herrn und dessen Frau im stillen zu beobachten. Sie gehen selten oder gar nicht zur Kirche. Ihre Sonntage verbringen sie mit faulem Herumliegen, mit Besuchen und allerlei Vergnügungen. Die Unterhaltung am Tisch, soweit er sie versteht, ist gehaltlos, wenn nicht gar anstößig. Seine Herrin tanzt stundenlang in leichter Toilette auf öffentlichen Bällen, was bei den Eingeborenen für unmoralisch und entwürdigend angesehen wird. Sein Herr ist oft unwirsch und übelgelaunt; er behandelt seine Leute mitunter ungerecht und schlecht, weil er ihre Sprache nicht genügend versteht. Kein Wunder, daß der junge Heidenchrist angesichts alles dessen Aergernis am Verhalten seines sogenannten christlichen Herrn nimmt und ihm Zweifel aufsteigen, ob Christen wirklich besser sind als andere Leute, und ob er nicht einen Fehler gemacht hat, als er seine frühere Religion mit der christlichen vertauschte und so alles für nichts darangab. Das Licht fängt an, sich allmählich zu verdunkeln.

Dann kommt noch etwas dazu. Er wird vielleicht bei einer kleinen Unredlichkeit ertappt, über die man bei einem Heiden ohne

weiteres Aufheben hinweggegangen wäre, die aber einem Christen nicht verziehen wird. Er wird in Ungnade entlassen und sein Meister weiß nicht genug über die Unehrlichkeit und Schlechtigkeit der eingebornen Christen zu schimpfen; aber er denkt nicht von ferne daran, wie viel er selbst zum Falle des armen Menschen beigetragen hat. Es giebt in Indien viele Engländer sowohl im Militär- als im Zivildienst, deren ganzer Lebenswandel ein lebendiges Zeugnis für die Wahrheit des Christentums ist, und die auch deshalb von den Eingeborenen hoch geachtet werden. Aber anderseits giebts auch leider solche genug, deren Leben und Auftreten dem Christentum nur zur Schande gereichen.

Und nun noch eins. Man sagt: „die Kinder der eingeborenen Christen taugen nichts." Das ist allerdings leider bei vielen der Fall. Aber auch da müssen die bestehenden Verhältnisse in Betracht gezogen werden. Schon die in Indien lebenden Europäer wissen etwas von der Schwierigkeit, ihre Kinder in heidnischer Umgebung aufzuziehen, und sie geben sich deshalb die größte Mühe, sie vor dem zu freien Umgang mit eingebornen Dienern zu behüten, oder sie sehen darauf, sie so bald als möglich nach Europa zu schicken. Wie viel größer aber muß die Schwierigkeit für die sein, die mitten unter Heiden wohnen und denselben mehr oder weniger gleichstehen. Bekanntlich verliert der Hindu, wenn er Christ wird, in vielen Fällen sein Weib; ein Mohammedaner muß sogar sicher mit dieser Thatsache rechnen, denn bei ihm zieht der Uebertritt zu einer andern Religion auch stets die Ehescheidung nach sich. Nach dem Senanasystem ist die Frau ganz in den Händen ihrer Verwandten, die sie in diesem Fall zurückhalten und sie vielleicht der Schande wegen sofort wieder verheiraten. Sie kann zwar vor dem englischen Gericht erklären, daß sie bei ihrem Mann bleiben wolle, aber das sind Ausnahmsfälle. Der Mann hat, sobald die Kinder ein gewisses Alter erreicht haben, ein gesetzliches Anrecht auf dieselben, und manchmal führt ihm auch die Mutterliebe die Frau zurück. Doch häufig geschieht dies nicht. Der Mann hat keine weiblichen Verwandten, die ihm die kleinen Kinder aufziehen helfen, falls er diese zu sich nimmt. In der Hoffnung, seine Frau wieder zurückzubekommen, verheiratet er sich auch nicht sobald wieder, obschon er nach dem Gesetz dazu berechtigt ist. Auf sich allein angewiesen ist der Mann nicht im stande, sich der kleinen Kinder anzunehmen und sie zu erziehen; er überläßt sie deshalb seiner Mutter oder Großmutter. Im günstigen Fall kommt die Frau wieder zum Manne zurück, wird unterrichtet und vielleicht auch getauft. Aber auch da versteht die Frau wenig vom Hauswesen und noch weniger von der Erziehung der Kinder.

Sie ist vielleicht selbst noch ein Kind an Jahren, ohne praktische Kenntnisse, ungewohnt selbständig zu denken, dumm, abergläubisch, und durch ihre Umgebung wird sie darin noch bestärkt. Da sind christliche Kleinkinderschulen, in die solche Kinder womöglich schon vom vierten Lebensjahre an geschickt werden sollten, am Platz.

Diese Thatsachen sind die tiefen Schattenseiten des Bildes. Aber gottlob, es giebt auch viele eingeborne Christen, die alles um Christi willen verlassen haben und ein christliches Leben zu Gottes Ehre führen. Im Blick aber auf die großen Versuchungen, denen sie ausgesetzt sind, wollen wir auch in erbarmender Liebe der Schwachen im Glauben gedenken.

Missions-Zeitung.

Eine Missionskonferenz am Kongo. In Leopoldville, dem Endpunkt der Kongo-Eisenbahn, fand im Anfang dieses Jahres (vom 19.—21. Januar) die erste allgemeine Missionskonferenz der im Kongo-Freistaat arbeitenden Missionare statt. Von den sieben Missions-Gesellschaften, die gegenwärtig im Freistaat in der Arbeit stehen, waren sechs durch 35 Abgeordnete — 29 Männer und 6 Frauen — vertreten. Zu ihnen gehörte auch ein Vertreter der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft, die zwei Bibelniederlagen im Lande besitzt.

Bei dieser Gelegenheit lag es nahe, einen Rückblick zu werfen auf die letzten 25 Jahre, in denen jene weiten Gebiete erst bekannt und der Mission zugänglich geworden sind. Damals trat Henry Stanley seinen Marsch von Nyangwe aus an, um den Lauf des Kongo zu erkunden, der in geheimnisvollem Dunkel vor ihm lag und nur an seiner Mündung einige 20 Wegstunden aufwärts der Welt bekannt war. Es war ein kühnes Unternehmen und Stanley hatte mit den größten Schwierigkeiten und Gefahren zu kämpfen. Er hatte es unterwegs mit Kannibalen und gefahrvollen Stromschnellen, mit schier unüberwindlichen Hindernissen des Terrains und mit Nahrungsmangel zu thun, bis er im August 1877 die Westküste und damit die Mündung des gewaltigen Stromes erreichte. Das große Kongo-Becken war dadurch fortan dem Handel und der Mission erschlossen. Und jetzt, kaum 25 Jahre später, haben sich am Stanley Pool die Vertreter verschiedener Missionsgesellschaften zu einer Konferenz zusammengefunden, um über den Stand und die Förderung des Missionsbetriebs in diesen noch vor drei Jahrzehnten

gänzlich unbekannten Gebieten Afrikas zu beraten! Unter ihnen führte Missionar Grenfell, der sich seinerzeit als einer der ersten im Kongo-Gebiet niederließ und seine Gesellschaft, die englische Baptistenmission, am Kongo einführte, den Vorsitz. Seine Mission hat jetzt 58 Arbeiter daselbst stehen, deren Stationen sich von Matadi bis zu den Stanley-Fällen in einer Entfernung von 1400 englischen Meilen hinziehen. Dabei haben sie sich das Ziel gesteckt, noch weitere Stationen am Arumwimi entlang bis zum Albert Nyansa hin anzulegen, um dort der von Osten her vordringenden englisch-kirchlichen Mission die Hand zu reichen und so die Kette der Missionsplätze durch ganz Zentralafrika hin vom Atlantischen bis zum Indischen Ozean zu vervollständigen.

Außer ihnen arbeiten mit viel Erfolg am unteren Kongo die amerikanischen Baptisten, die zur Zeit 35 Arbeiter am Werke stehen haben. Ebenfalls am Unterlauf wirkt der schwedische Missionsbund, und am Nordufer die christliche Missions-Allianz. In einem sehr entlegenen Gebiet finden wir die amerikanischen südlichen Presbyterianer, deren Arbeitsfeld am Kassai, einem großen Nebenfluß des Kongo, liegt. Den Mittelpunkt ihrer Arbeit bildet die Station Luebo, wo sie großen Eingang unter der Bevölkerung gefunden haben und mit dem Plane umgehen, demnächst ein Kirchengebäude zu errichten, das 2000 Personen faßt. Von Bedeutung ist auch die Kongo-Balolo-Mission, die seit ihrem Bestehen große Opfer an Menschenleben gekostet hat. Ihre 6 Hauptstationen liegen in dem großen Bogen, den der Kongo in seinem mittleren Laufe beschreibt und der von seinem Nebenfluß Lulanga durchströmt wird. Am Aequator haben sodann die sogenannten „Christian Disciples“ (christlichen Schüler) eine Station.

Es sind somit sieben evangelische Missionen — vier amerikanische und drei englische — die im Kongo-Freistaat unter einer Bevölkerung von ca. 20 Millionen thätig sind und von denen sie ca. 6000 Eingeborene als Christen zählen. Die ungefähr 50 Missionsplätze sind gegenwärtig von etwa 200 Missionsarbeitern (mit Einschluß der Frauen) besetzt. Ins Kikongo sind bis jetzt die Bibel und einige Lesebücher übersetzt; auch ist eine Geographie, ein Rechenbuch und eine Naturlehre darin erschienen. Das Schulwesen, das wohl kaum die starke Seite der dort arbeitenden Missionen ist, weist einige hundert Dorfschulen auf und mehrere Anstalten zur Ausbildung von Lehrern, Evangelisten und Predigern. Wichtig ist, daß der Schnapshandel unter den Eingeborenen aus diesen Gebieten verbannt ist.

Die Hauptgegenstände der Verhandlungen auf dieser ersten allgemeinen Missionskonferenz, die uns leider im Wortlaut nicht vorliegen, bewegten sich um verschiedene wichtige Fragen über den Be-

trieb der Mission, so unter anderem über die Qualität der eingeborenen Christen und ihr Verhalten gegenüber dem Trinken von Palmwein, über die Polygamie und heidnische Gebräuche. Man war auf allen Seiten darüber einig, daß energisch dagegen Stellung genommen werden müsse. Im großen und ganzen aber waren alle Mitglieder von Herzen dankbar dafür, was bis jetzt durch Gottes Gnade an jenen Völkern des Kongo-Gebiets durch die Mission geschehen sei.

Indien. Nach der neuesten Volkszählung in Britisch-Indien (1901) beträgt die Zahl der dortigen Christen, soweit die Angaben vorliegen, 2 923 349. Das ergiebt eine Zunahme der christlichen Bevölkerung von 638 969 während der letzten zehn Jahre. Zu jener Gesamtzahl gehören 1 202 049 römische Katholiken. Die übrigen gehören der evangelischen und syrischen Kirche an. Die größte Zunahme weisen die eingeborenen Christen auf, deren Gesamtzahl sich auf 2 664 359 beläuft. Die europäische Bevölkerung beträgt 169 739, die der Eurasier 89 251. Unter den evangelischen Christen stehen die Anglikaner mit 205 907 eingebornen Christen an der Spitze; dann kommen die Baptisten mit 216 743 und die Lutheraner mit 153 768 Mitgliedern. Hierauf folgen die Methodisten mit 68 451, die Kongregationalisten mit 37 313 und die Presbyterianer mit 42 799 Christen. Bedeutend ist auch die syrische Bevölkerung, wovon die Jakobiten 248 737 und und die römischen Syrier 322 583 Seelen zählen. Von den Europäern haben sich zwei Personen als „Neue Hindu-Vedantisten" im Zensus angegeben. Die weitaus größte Anzahl der eingebornen Christen findet sich im südlichen Indien, wo sie sich allein auf 1 973 439 belaufen. Davon entfallen auf Travankor 697 887, auf Kotschin 198 239, wogegen die christliche Bevölkerung in den übrigen Provinzen unbedeutend ist. (Christian Patriot.)

Erlebnisse von Frl. Stone und Frau Tsilka in ihrer Gefangenschaft. Der Weltreisende Gaston Stiegler, der Frl. Stone während seiner Durchreise in Salonika besuchte, erzählt von ihr: „Aus ihren Schilderungen geht hervor, daß die an sechs Monate dauernde Gefangenschaft der Frl. Stone und Frau Tsilka eine harte, prüfungsschwere Zeit war. Gleich vom ersten Tag ab warfen die Briganten alles ihnen überflüssig scheinende Gepäck der Damen weg; namentlich die Bücher erschienen ihnen ein ganz unnötiger Ballast. Sie ließen den beiden Frauen bloß zwei Bibeln in bulgarischer Sprache, überzeugt, daß diese alles enthielten, was dem Geiste Zerstreuung bieten könnte.

Die Briganten, die in dem Gewerbe von Entführungen offenbar keine Neulinge mehr waren, befolgten vom ersten Tage die traditionelle

Methode des täglichen Ortswechsels. Jede Nacht setzte sich die Karawane zu Pferde in Bewegung. Nacht für Nacht ging es, ob schön, ob Regen, über Stock und Stein, über Bäche und Flüsse, über Saumpfade und an gähnenden Abgründen vorüber. Aber die Briganten kannten die Gegenden genau, denn sie wußten ihre Gefangenen aus jeder nächtlichen Reise unversehrt an eine Haltestelle zu bringen. Nur einmal stürzte Frl. Stone vom Pferde und erlitt eine Verletzung am linken Knie, von der sie noch nicht ganz geheilt ist. Diese Wanderungen endigten jedesmal bei anbrechendem Morgen. Sobald sich der Tag zeigte, wurden beiden Damen die Augen verbunden, auf daß sie nicht wüßten, in welcher Gegend sie sich befänden. Alsdann führte man sie in eine Höhle oder in eine einsame, weltverlorene Hütte, löste die Binden von den Augen, befahl aber den Gefangenen, bei Todesgefahr den Schlupfwinkel nicht zu verlassen. So waren sie immer den ganzen Tag frei — in ihrem engen Gefängnis. Sie durften ungestört schlafen, nähen, die Bibel lesen und schließlich den Säugling der Frau Tsilka pflegen.

In den ersten Wochen hatten die Gefangenen nicht allzusehr unter dem Wetter zu leiden. Von November ab begann jedoch starker Schneefall und Kälte. Die Briganten stiegen mit ihren Gefangenen von den Bergeshöhen, auf welchen sie anfangs stationierten, in niedriger gelegene Gegenden hinab. Gleichzeitig verschafften sie den Damen ein paar Dutzend Schafpelze und waren ihnen sogar beim Anfertigen von warmen Kostümen behilflich. Es waren grobe Kleider aus rohem Pelz, aber sie boten Wärme und Schutz gegen Feuchtigkeit und Kälte. Diese halbwilde Toilette legten die beiden Frauen erst nach ihrer Befreiung ab. An Nahrung fehlte es während der Dauer der Gefangenschaft niemals. Das Essen war derbe, aber annehmbare Hausmannskost. Die Briganten machten offenbar immer in der Nähe von Dörfern Halt, in denen sie zweifelsohne Vertraute besaßen, die ihnen Lebensmittel lieferten oder gar auf Kredit vorstreckten. Das reiche Lösegeld verbürgte die pünktliche Zahlung. Frl. Stone und Frau Tsilka, obwohl seit Jahren in der Umgebung von Strumnitza bekannt, wissen jedoch nicht im geringsten anzugeben, durch welche Gegenden und Ortschaften sie volle sechs Monate geschleppt wurden.

Am meisten staunt Stiegler über Frau Tsilka. Diese kleine, schmächtige Frau überstand die Gefangenschaft ohne Nachteil für ihre Gesundheit, obschon sie sich bei der Wegschleppung in gesegneten Umständen befand. Sie stieg allmählich zu Pferde und nahm angeblich schon in der ersten Nacht, die auf die Geburt ihres Töchterchens folgte, die beschwerlichen Ritte wieder auf. Das Kind, heute sieben Monate alt, ist ein kräftiges Mädchen mit tiefbrauner Gesichtsfarbe.

Die beiden Frauen befanden sich stets unter Aufsicht zweier Briganten. Auf den nächtlichen Märschen trug einer von ihnen das Kind nach, daß es nicht zu Schaden komme, wickelte es in seinen Pelz und hielt es warm.

Während der sechsmonatlichen Gefangenschaft erfuhren die Gefangenen nicht das Geringste von der Außenwelt, noch über den Verlauf ihrer eigenen Angelegenheit. Erst zwei Stunden vor ihrer Freilassung erhielten sie von den Briganten Kenntnis, daß das Lösegeld bezahlt worden sei." (Friedensbote.)

Vermächtnisse. Ein Fräulein Marston, das kürzlich im Alter von 95 Jahren starb und ein Vermögen von 1 072 775 Mk. hinterließ, hat dasselbe zur größeren Hälfte verschiedenen Missionen und zu einzelnen Missionszwecken vermacht, und zwar: der indischen Senana und ärztlichen Mission (zur Erhaltung und Errichtung von Hospitälern) 160 000 Mk., der Brüdermission 80 000 Mk., dem American Board 80 000 Mk., der Gesellschaft für christliche eingeborene Litteratur in Indien 60 000 Mk., dem syrischen Kolleg in Aintab 40 000 Mk., dem medizinischen Kolleg in Marsowan (am Schwarzen Meere) 40 000 Mk., dem Gehilfenseminar in Battikaloa (auf Ceylon) 40 000 Mk., der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft 20 000 Mk., dem Schulverein für daheim und in den Kolonien 15 000 Mk. Außerdem hat die Dame noch der Londoner Stadtmission verschiedene Vermächtnisse überwiesen. (Christian Patriot.)

Bücheranzeige.

Strümpfel, P. **Was heute jedermann von der Mission wissen muß.** 16.—20. Tausend. Mit 29 Illustrationen und einer Religionskarte von D. R. Grundemann. Berlin 1902. M. Warneck.

Brosch. Mk. 1. | eleg. geb. Mk. 1.50.

Eine gründliche Arbeit, die sich durch Zuverlässigkeit und Uebersichtlichkeit auszeichnet und darum eine sehr zweckmäßige Einführung in die Kenntnis der äußeren Mission darbietet.

Genischen, Missionsdirektor. **Ein hoffnungsfreudiger Missionsbericht aus Trübsalstiefen.** 20 S. Berlin, Buchhandlung der Berliner ev. Missionsgesellschaft. 40 Pf.

Eindrücke, die der Verfasser während seiner Visitation in Süd- und Ostafrika auf seinem Arbeitsfelde erhalten hat. Leider etwas knapp gehalten.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

Chinesische Truppen vor einem Tempel des Konfuzius.

Missionsarbeit und Missionsaufgaben in den deutschen Südsee-Kolonien.

Von Pfarrer P. Andler.

Das Festland Australien hat im Norden und Nordosten einen doppelten Kranz von Inseln um sich. Die innere, dem Festland zunächst liegende Reihe besteht aus den melanesischen Inseln, darunter Neuguinea, der Bismarckarchipel und die Salomoninseln. Die äußere Reihe, die sich zuerst parallel der Küste Australiens und der inneren Reihe hinzieht, dann aber in östlicher Richtung sich weiter fortsetzt, wird von der mikronesischen und polynesischen Inselwelt gebildet. Deutschland besitzt in jedem der drei Gebiete Kolonien: in Melanesien ist es der nordöstliche Teil Neuguineas, Kaiser-Wilhelmsland genannt, der Bismarckarchipel, sowie Bougainville, die nördlichste der Salomoninseln; von den vier Inselgruppen Mikronesiens gehören sämtliche außer den Gilbertinseln Deutschland an; es sind die Marianen-, Karolinen- und Marschallinseln. Von Polynesien ist nur ein Teil der Samoainseln deutsch, nämlich die westliche Gruppe mit den zwei größeren Inseln Sawaii und Upolu.

Die Mission in den deutschen Südsee-Kolonien bietet ein sehr mannigfaltiges Bild. Die Gründe der Verschiedenheit liegen teils in den Gebieten selbst, teils auf Seite der Mission. In ersterer Hinsicht ist der ethnographische Unterschied von Bedeutung. Die Bewohner Neuguineas und des Bismarckarchipels sind Melanesier, die Samoaner Polynesier, die Bevölkerung der Marianen-, Karolinen- und Marschallinseln gehört dem mit den Polynesiern nahe verwandten mikronesischen Volksstamme an. Der Charakter der Einwohner, die sprachlichen und politischen Verhältnisse sind infolge-

dessen verschiedenartig. Ebenso hat das verschiedene Klima und die andersartige geographische Lage — hier eine Menge kleiner Inselchen auf weitem Raum zerstreut, dort ein zusammenhängendes Gebiet — einen Einfluß auf Art und Gang der Missionsarbeit.

Das Missionswerk wird auf diesen Gebieten von fünf verschiedenen Gesellschaften getrieben: auf Samoa arbeiten die Sendboten der Londoner Missionsgesellschaft und der australischen Wesleyaner, im Bismarckarchipel treffen wir noch einmal auf die letzteren; in Neuguinea finden wir zwei deutsche Gesellschaften, die Neuendettelsauer und Barmer (Rheinische) an der Arbeit, in Mikronesien endlich den American Board. Den eingreifendsten Unterschied in dem Gesamtbilde der Mission in den deutschen Südsee-Kolonien macht es aber, daß die Mission hier schon lange besteht, dort erst in viel späterer Zeit in Angriff genommen wurde. Nach Samoa kam das Evangelium schon 1830; die Inselgruppe kann als christianisiert gelten; nach Mikronesien wurde die evangelische Wahrheit in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts gebracht; auf dem Bismarckarchipel begann die Arbeit Mitte der 70er Jahre; es sind dies Gebiete, die über das Anfangsstadium schon in verschiedenem Maß hinaus und doch von einer Christianisierung noch weit entfernt sind. Im Kaiser-Wilhelmsland, wo die Mission erst Mitte der 80er Jahre begonnen wurde, steht sie noch ganz in den Anfängen.

Aber so beachtenswert für das Verständnis der Missionsarbeit auf diesen Gebieten die erwähnten Unterschiede auch sind, ebenso wichtig ist auch die Gleichartigkeit derselben nach drei andern Richtungen. Keiner der in Betracht kommenden Stämme bildet ein geschlossenes Volksganzes, keiner hat eine entwickelte, widerstandsfähige Religion, keiner ist ein Kulturvolk; es fehlt daher das nationale, religiöse und kulturelle Selbstbewußtsein. Vergleicht man dazu die Chinesen, so hat man in allen diesen drei Punkten das Gegenstück. Gerade dieser Gesichtspunkt, daß wir hier nirgends festgefügte Völker vor uns haben, ist bei der ganzen Betrachtung der Mission in den deutschen Südsee-Kolonien im Auge zu behalten.

Doch nun zu den einzelnen Gebieten, die nach der Zeit, in der die Mission begonnen wurde, aufeinanderfolgen sollen: Samoainseln, Mikronesien, Bismarckarchipel, Kaiser-Wilhelmsland.

1. Samoa.

Von den 2787 □km der Samoainseln mit etwa 36 000 Einwohnern kommen seit 1899 2560, also $^{11}/_{12}$ auf Deutsch-Samoa mit ungefähr 31 000 Einwohnern. Doch ist es für unsere Darstellung nicht möglich und auch nicht notwendig, den deutschen Teil Samoas streng von dem amerikanischen zu sondern.

Die Bewohner der Samoainseln gelten seit Ausgang der 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts für christianisiert, und zwar zählt gegenwärtig die Londoner Missionsgesellschaft 27 305, die australische Konferenz der wesleyanischen Methodisten 6005, die katholische Mission 5000 Christen, was allerdings eine etwas größere als die angegebene Bevölkerungszahl ergiebt.

Wie kam die Christianisierung zustande?

a) Die Anfänge und die erste Arbeit.

Die ersten Boten des Evangeliums kamen 1830 nach Samoa. Es waren die beiden Missionare der Londoner Gesellschaft, John Williams, der Apostel der Südsee, und Barff. Schon die erste Aufnahme war eine unerwartet freundliche. Sie wurden wie Ehrengäste behandelt. Die Samoaner waren zuvor mit europäischer Kultur nur wenig in Berührung gekommen und hatten auch mit den Weißen noch keine so schlimmen Erfahrungen gemacht, wie andere Bewohner der Südsee. Es waren aber auch an sich schon gutmütige, für Neues empfängliche Leute. Schon dies erklärt zum Teil den guten Empfang. Erleichtert wurde derselbe noch dadurch, daß die zwei Weißen nicht bloß von acht polynesischen Lehrern begleitet, sondern auch von einem angesehenen Samoaner eingeführt wurden, der in der Fremde das Evangelium kennen gelernt hatte. Nicht ungünstig war zudem noch der Zeitpunkt, in dem Williams auf seinem „Friedensboten" in Samoa anlangte. Der gewaltthätige und einflußreiche Priesterkönig Tamafainga, der menschlicher Berechnung nach dem Evangelium den Eingang gewehrt hätte, war wenige Wochen zuvor gestorben.

Der freundlichen Aufnahme folgte ein rascher Fortschritt des Missionswerks. Die acht polynesischen Lehrer, die Williams auf

der Insel Sawaii unter dem Schutz eines angesehenen Häuptlings Malietoa zurückließ, hätten an vielen Orten zugleich sein sollen. Es zeigte sich eine Lernbegierde, die man zu dem Eifer der Aboleute im Kamerungebiet wohl in Parallele setzen darf. Als Williams zwei Jahre später von Osten herkommend wieder die Samoainseln besuchte, traf er schon auf den östlichen Inseln Manna, Tutuila und Upolu „Söhne des Worts", die auf das Religionsschiff des großen weißen Häuptlings Williamu warteten. Einzelne Inselbewohner waren gelegentlich auf Sawaii mit dem Evangelium bekannt geworden, hatten ihren Landsleuten die neue Kunde mitgeteilt, ja waren auch von Zeit zu Zeit wieder zu den Lehrern gefahren, um für sich und andere neuen Vorrat zu holen. Auf Sawaii hatte Malietoa der Rückkehr Williams mit Spannung entgegengesehen; sie galt ihm als eine Bürgschaft für die Wahrheit des von den Missionaren verkündigten Worts.

Das Wichtigste, was in den zwei Jahren zwischen Williams erster und zweiter Landung auf Sawaii geschehen war, war der Bruch Malietoas, seiner Familie und der Mehrzahl seiner Unterthanen mit dem Heidentum. Die Lossagung von der alten Götterverehrung vollzog sich in einer eigentümlichen Handlung: jeder verzehrte das Tier oder die Frucht, worin nach seinem heidnischen Glauben sein Schutzgott wohnte, mochte es ein Fisch, ein Vogel, eine Banane, eine Kokosnuß oder sonst etwas gewesen sein. Nach heidnischer Anschauung mußte ihm der heilige Gegenstand, der durch den Genuß entweiht war, die Eingeweide zerreißen. Daß aber keine schädlichen Folgen eintraten, war für die ersten, die den Versuch machten, zugleich eine Probe auf den Betrug der Götterverehrung, und half bei Zurückhaltenden mit, den Bann des Aberglaubens zu brechen.

Die erste Arbeit war also in den zwei Jahren von den polynesischen Lehrern gethan: es war für die Mission in dem Gebiet Malietoas und einiger benachbarten Häuptlinge ein fester Stützpunkt gewonnen. Es war zwar auch hier noch keine Christengemeinde im eigentlichen Sinne gesammelt, es gab noch keine Getauften; aber die Macht des Heidentums war gebrochen, die Leute wollten keine Heiden mehr sein. Und weit über dieses Gebiet hinaus war die Furcht vor den alten Göttern erschüttert und die Begierde nach der neuen Lehre geweckt.

b) Systematische Arbeit unter europäischer Leitung.

Nun galt es, nicht bloß den Bitten von nah und fern entsprechend das Werk auszudehnen, sondern auch die Arbeit zu vertiefen. Zu ersterem waren eine größere Zahl von Arbeitern, zu letzterem europäische Missionare erforderlich. Williams selbst überschätzte die bisherige Bewegung zu Gunsten des Christentums keineswegs. Vorläufig wurden von 1834 an zwei Missionare der Gesellschaftsinseln mit der Leitung der Samoamission betraut. Sie begannen bald mit den Anfängen einer Bibelübersetzung und legten mit der Abfassung eines Katechismus, eines Lieder- und Lesebuchs, die 1837 auf der tahitischen Missionspresse gedruckt wurden, den Grund nicht bloß zu einer religiösen Litteratur, sondern überhaupt zum Schrifttum auf Samoa. Endlich im Jahre 1836 kamen aus England die ersten speziell für Samoa bestimmten Missionare an. War bisher die westlichste Insel Sawaii der Ausgangspunkt für die Missionsthätigkeit, so konnten jetzt auch Upolu und Tutuila besetzt werden. Als Williams 1838 von England auf sein Arbeitsfeld zurückkehrte, fand er auf Sawaii das erste, wenn auch noch kleine Häuflein Getaufter und auch sonst überall bedeutsame Fortschritte. Die Lossagung vom Heidentum und das Verlangen nach dem Evangelium zog weitere Kreise. Zum Glück brachte Williams drei Missionare mit, darunter einen Buchdrucker; ja er entschloß sich in der Erkenntnis, daß hier eine offene Thüre für das Evangelium gegeben sei, sich eine Zeitlang auf Upolu niederzulassen. Es war freilich nur für kurze Zeit; denn schon 1839 starb er auf Eromanga den Märtyrertod.

Seit 1836 stand nun also die Arbeit unter regelmäßiger europäischer Führung, wenn auch die Nachschübe teilweise spärlich waren. Neben Predigt und Fürsorge für Schulunterricht ging eine rege litterarische Thätigkeit her. Schon in den 40er Jahren wurden auf der Presse in Samoa nach und nach die einzelnen Teile des Neuen Testaments gedruckt; auf Grund dieser Vorarbeiten gab dann 1850 die britische Bibelgesellschaft das ganze Neue Testament heraus, ein Jahrzehnt später die ganze Bibel, die raschen Absatz fand. Daß die samoanische Presse auch später nicht müßig war, und daß die Missionare neben dem gesprochenen auch reichlich das gedruckte Wort für die Verbreitung in christlicher Er-

kenntnis benützten, zeigt die Liste der samoanischen Litteratur, die den Missionaren ihre Entstehung verdankt: es sind ein Handkommentar zum Alten und Neuen Testament, acht Bände Erläuterungen zu den Psalmen und den Büchern des Neuen Testaments, zwei Bände Predigtentwürfe, eine Bibelkonkordanz, ein Bibellexikon, ein Liederbuch von 400 Nummern, Katechismus, biblische Geschichte, Kirchengeschichte, Pastoraltheologie, Unterricht über die katholische Lehre, Bunyans Pilgerreise, eine Anzahl Schulbücher für weltlichen Unterricht und Traktate. Auch eine Zeitschrift dient der religiösen und intellektuellen Hebung der Eingeborenen. Ein großer Teil dieser Schriften ist in erster Linie für die Bedürfnisse der samoanischen Prediger und Lehrer berechnet. Die Bibel findet sich aber nach sachkundigem Zeugnis in den meisten Häusern. Es kommt ja freilich nicht bloß darauf an, daß Kommentare u. dgl. gedruckt sind, sondern auch darauf, was darin steht, nicht bloß darauf, daß die Bibel da ist, sondern daß sie auch gelesen wird. Aber für jeden Fall ist die vorhandene Litteratur ein Zeugnis für den Eifer der Missionare und ein Mittel, ein selbständiges religiöses Leben zu fördern.

Neben der litterarischen Thätigkeit war die Gründung eines Seminars für eingeborene Prediger und Lehrer von hervorragender Bedeutung für die ganze Entwicklung des Missionswerks auf Samoa. Die Londoner Missionare der Südsee erkannten frühe die Wichtigkeit der Mitarbeit der Eingeborenen und hatten damit auch schon die besten Erfahrungen gemacht. So eröffneten die beiden Missionare Hardie und Turner 1844 das Missionsseminar Malua, zwei Stunden westlich von Apia auf Upolu. Als es im Jahre 1894 sein 50jähriges Jubiläum feierte, waren darin 2021 Samoaner, und zwar 1041 Männer, 632 Frauen und 348 Jünglinge ausgebildet worden. Auch Frauen sind unter den Zöglingen des Seminars genannt. Die Seminaristen sind nämlich großenteils verheiratet und haben ihre Familien bei sich. Die einzelnen Familien wohnen in besonderen Häusern, sodaß das Seminar ein ganzes Dorf bildet. Die Frauen erhalten ebenfalls einen guten Schulunterricht und werden außerdem noch zu weiblichen Arbeiten und zu Führung des Hauswesens angeleitet. Es heißt daher in den Gesuchen, in denen ein Dorf sich nach Malua mit der Bitte um einen Pfarrer wendet, des öfteren: Wir wünschen einen Mann,

dessen Frau unsern Weibern und Töchtern etwas Nützliches beibringen kann. Außerdem ist mit dem Institut noch eine Schule für Knaben und Jünglinge verbunden, die in den Familien der Seminaristen wohnen. — Da die jungen Leute alle Arbeiten an Gebäuden, Wegen u. s. w. selbst verrichten und auch noch Zeit zur Bebauung des Bodens und zum Fischfang haben, so unterhält sich die Anstalt selbst. Nur der Gehalt der beiden Missionare, die daran arbeiten, fällt der Missionskasse zur Last. Der Aufnahme in das Seminar geht ein Examen voran. Die Unterrichtssprache ist samoanisch. Nach Absolvierung des vierjährigen Kurses haben die Zöglinge meist schon einen Ruf auf eine Pfarrstelle, werden jedoch erst nach einem Probejahr ordiniert. Es kann kein Zweifel sein, daß dieses Institut nicht bloß für die Christianisierung Samoas von Bedeutung war, sondern daß auch künftighin die Heranziehung eines sittlich und intellektuell immer tüchtigeren Predigerstandes eine der ersten Lebensfragen der samoanischen Kirche ist. Schon jetzt kann der letzte Jahresbericht der Londoner Mission beim Rückblick rühmen, daß sich die Durchschnittsbildung in Malua gegen früher gehoben habe.

c) Nebenströmungen und Hemmungen.

Nach der bisherigen Darstellung könnte es scheinen, als habe die Londoner Mission allein und ohne Störung gearbeitet. Neben den Londonern haben die Wesleyaner und Katholiken Teil an dem Missionswerk auf den Inseln. Diese Nebenströmungen hinderten zwar naturgemäß manchen Orts die Thätigkeit der Londoner, trugen aber im ganzen genommen zur Vollendung der Christianisierung doch auch nicht unwesentlich bei. Aehnlich wie Williams wurden auch die französischen Maristenpatres unter dem Bischof mit dem ominösen Namen Bataillon im Jahre 1845 von zwei christlichen und zwar katholischen Samoanern eingeführt. Die schönen Erfolge der evangelischen Mission waren es, die das Gelüste der Patres erregt hatten. Wir werden in Mikronesien und Melanesien der Thätigkeit katholischer Missionare noch genauere Aufmerksamkeit schenken müssen. Deshalb möge es hier genügen anzuführen, daß bei einem Personal von 16 europäischen Missionaren, 9 weißen Schwestern, 95 eingeborenen Katechisten, etwa 5000 katholische

Christen gezählt werden. Wären diese Missionare wie auf Tahiti oder in Mikronesien unter dem Schutze einer katholischen Macht gekommen, so hätten wohl auch hier die Dinge einen anderen Verlauf genommen.

Von prinzipieller Bedeutung ist dagegen die Art, wie die wesleyanische Mission dieses Arbeitsgebiet besetzte. Bei seiner ersten Reise nach Samoa hatte Williams die Tongainseln berührt und mit den dortigen wesleyanischen Missionaren das Abkommen getroffen, daß Samoa zu dem Wirkungskreis der Londoner gehören solle. Durch Besuche von Tongainsulanern auf Samoa entstanden jedoch hier einzelne methodistische Gemeinden, und schließlich übernahm ein Missionar 1835 die Arbeit; die Zahl ihrer Anhänger mehrte sich rasch, so rasch, daß man kaum an eine gründliche Arbeit denken kann. 1839 sollen es schon 80 Gemeinden mit 3000 Kirchengliedern, 13 000 Anhängern, 197 Schulen mit 487 Lehrern gewesen sein. Die beiden Muttergesellschaften in England erklärten trotz allem das frühere Abkommen für gültig und die wesleyanische Direktion war loyal genug, ihre Sendboten abzurufen. Diese fügten sich, gaben auch ihren Gemeinden den Rat, sich der Londoner Mission anzuschließen. Befremdlicher Weise blieb aber doch einer der tüchtigsten Katechisten zurück. Die fortgesetzten Bitten der wesleyanischen Samoaner um weitere Missionsarbeiter fanden zwar bei den Missionaren auf Tonga kein Gehör, wohl aber bei dem tonganischen König Georg, der 1841 eine Anzahl tüchtiger Kräfte nach Samoa schickte. Als dann in den 50er Jahren die australische Konferenz der Wesleyaner die Leitung der methodistischen Südseemission übernahm, achtete sie sich durch das Abkommen, an dem die englische Direktion immer noch festgehalten hatte, nicht mehr für gebunden und stationierte 1857 wieder einen weißen Missionar auf den Inseln. Dadurch war die Hoffnung auf eine Vereinigung der methodistischen mit den Londoner Gemeinden auf absehbare Zeit zu nichte geworden. Es war dies umsomehr zu beklagen, als die Gemeinden bunt durcheinander gewürfelt waren. Es ist dies ein bedauerliches Beispiel evangelischer Konkurrenz und des mangelhaften Einflusses, den manche Missionsleitungen auf ihre Arbeiter haben. Die Folgen zeigten sich auch in Samoa: einerseits war die Durchführung ernsterer Grundsätze erschwert; jeder trotzige Häuptling drohte einfach, Methodist zu

werden, wenn man nicht seinen Willen that. Auf der andern Seite konnten die katholischen Priester mit einem gewissen Schein des Rechts darauf hinweisen: die Evangelischen sind über die Wahrheit selbst nicht einig. — Es sei jedoch ausdrücklich bemerkt, daß sich jetzt die Verhältnisse gebessert haben: die Gemeinden sind, soweit es möglich war, abgegrenzt und die Gemeinden stehen im ganzen in freundschaftlichem Verkehr; neuerdings werden gelegentlich gemeinschaftliche Gottesdienste abgehalten.

Dies ist in kurzem der Gang der Christianisierung Samoas. Eine doppelte Frage legt sich bei dem Rückblick nahe: Wie ist die rasche Annahme des Christentums auf Samoa zu erklären? und: Ist die Arbeit der Mission gethan?

In schnellem Anlauf wurden die Inseln für das Evangelium gewonnen; welche mühevolle Geduldsarbeit ist dagegen auf andern Gebieten nötig! Wie kam dieser verhältnismäßig schnelle Sieg? Für's erste dürfen wir nicht übersehen, wenn wir von der Christianisierung Samoas reden, so sind es doch nur zwischen 30 und 40 000 Seelen. Es ist zwar ein ganzes Volk, aber doch nur ein kleines Volk. Für's zweite ist die Widerstandskraft eines kleinen Volkes geringer als die eines großen. Mit der numerischen Schwäche hängt die innere Schwäche, der Mangel an nationalem und religiösem Kraftbewußtsein enge zusammen. Für's dritte fehlte auch ein starker, einflußreicher Priester- oder Zaubererstand, welcher dem Abwerfen der alten Religion Widerstand entgegengesetzt hätte. Freilich ganz ohne Kampf ging es auch in Samoa nicht ab. Gleich zu Anfang versuchte eine Partei sich der Abschaffung der alten Götterverehrung zu widersetzen in dem richtigen Vorgefühl, daß die neue Weisheit nicht bloß die alten Götter umstürze, sondern auch dem alten Leben den Tod drohe. Und noch gegen Ende der 40er Jahre war es die Reaktion einer heidnischen Partei auf der kleinen Insel Manono, welche jahrelange Feindseligkeiten verursachte. Aber bei alledem handelte es sich doch nur um einen Widerstand an einzelnen Punkten.

Als vierter und wichtigster Grund dafür, daß das Evangelium einen empfänglichen Boden auf den Inseln fand, ist die nationale Eigentümlichkeit der Samoaner anzuführen, die sie übrigens mit den meisten Polynesiern teilen: es ist ein freundliches, gastfreies, bei aller Trägheit geistig gut angelegtes, bildsames Volk. Es sei

nur erinnert an die Aufnahme, die die ersten Missionare fanden, an den Lerneifer, der sich sogleich entwickelte, an den raschen Absatz, den die heil. Schrift fand. Darf man aber vielleicht bei den Samoanern noch mehr sagen? Waren sie etwa zugleich in besonderem Maße für den religiösen Gehalt des Evangeliums empfänglich, und ist darin eine wesentliche Ursache für den raschen Gang der Christianisierung zu sehen? Diese Frage ist zu verneinen. Es war zum großen Teil der innere Druck des heidnischen Aberglaubens, der sie bereit machte, den Götzendienst abzuwerfen; außerdem lockte sie die neue Kultur, in deren Besitz sie durch Annahme des Evangeliums zu kommen hofften. Auf diese Weise war der Weg gebahnt für das Evangelium, das nun erst die religiösen Bedürfnisse im eigentlichen Sinne zu wecken hatte, das Verlangen nach Gottes Gnade und nach einem neuen Leben. Es ist wahr, willig wurde dem Evangelium die Thüre geöffnet, aber es geschah dies nicht, weil man gleich den eigentlichen Gehalt desselben erkannt und geschätzt hätte. Den besten Beweis hiefür bildet die Thatsache, daß es europäischen und samoanischen Schwindlern wiederholt gelang, mit leichter Mühe eine große Zahl an sich zu ziehen. Nur *ein* Beispiel von mehreren. Ein samoanischer Matrose, der auf dem Schiff des Admirals d'Urville weite Reisen gemacht hatte und dadurch seinen Landsleuten imponierte, spielte sich als Religionsstifter auf. Die neue Religion hatte lediglich keinen Gehalt und diente nur den selbstsüchtigen Zwecken des neuen Propheten. Seine Anhänger hießen sich unter Verketzerung des Namens Urville Suivilianer; ihre Zahl soll während der Blütezeit 5—6000 betragen haben.

Unter die den Eingang des Evangeliums fördernden Momente sind die politischen Verhältnisse kaum zu zählen. Die einzelnen Häuptlinge der größeren Distrikte waren unabhängig von einander. Dies hinderte allerdings die dem Christentum feindlichen Häuptlinge, aber ebenso auch die christlich gesinnten Männer, einen weittragenden Einfluß zu üben.

Sehen wir nun auf die Arbeit der Missionare, so finden wir auch hier einige Umstände, die ihre Wirksamkeit erleichterten und förderten. Nicht zu unterschätzen ist die Thatsache, daß sie auf der ganzen Inselgruppe *eine* Sprache vorfanden, zudem eine, die mit den ihnen schon bekannten polynesischen Sprachen verwandt

war. Für die spätere Entwicklung war es wichtig, daß das Klima verhältnismäßig gesund ist und daher den Arbeitern eine lange Wirksamkeit gestattet. Von zwei bedeutenden Leitern des Maluaseminars, Dr. Turner und Nisbet, wirkte der eine 41, der andere 35 Jahre in Samoa. Es braucht ja nur angedeutet zu werden, welch ein Hindernis vieler Wechsel und kurze Wirksamkeit der Missionare und der damit verbundene Mangel an einem Stamm erfahrener Arbeiter für den Fortschritt des Evangeliums ist. Nicht zum mindesten ist aber der rasche Eingang und Fortgang des Werkes der Methode der Londoner zu verdanken, daß sie von Anfang an polynesische Lehrer verwendeten und sehr frühe auf die Heranbildung samoanischer Gehilfen Bedacht nahmen.

Wäre es mit der Christianisierung wohl auch so rasch und leicht gegangen, wenn in jenen ersten Jahrzehnten Samoa schon in den Besitz einer europäischen Macht gekommen, oder überhaupt in der Weise, wie es jetzt der Fall ist, in den Weltverkehr hineingezogen worden wäre? Kaum; so wertvoll es jetzt ist, daß Deutschland seine Hand auf diese Inseln legte, so war doch für den Eingang des Evangeliums gerade der Umstand fördernd, daß fast die ersten und längere Zeit die einzigen bleibenden Vertreter der neuen Kultur Missionare waren. Dadurch waren die Samoaner an diese gewiesen und zugleich von den schädigenden Einflüssen europäischer Kultur in der Hauptsache bewahrt.

Hat die Mission ihre Arbeit gethan; wenn nicht, was hat sie noch zu thun?

Man fragt gewöhnlich, ob ein Gebiet christianisiert sei, und ist geneigt, im bejahenden Fall die Arbeit der Mission als im wesentlichen beendigt anzusehen. Es ist bekannt, daß z. B. die amerikanische Missionsgesellschaft auch die Konsequenz dieser Anschauung schon gezogen und auf den Hawaiinseln nach der Christianisierung des Gebietes ihre Arbeiter weggenommen hat. Allein die Christianisierung eines Landes ist ein unbestimmter Begriff, den jeder wieder anders versteht. Wir nennen meistens Samoa christianisiert, weil nach der Zählung der Missionsgesellschaften alle Samoaner äußerlich dem Christentum zugeneigt sind und die Mehrzahl getauft ist; wenn ferner die Londoner 7114, die Wesleyaner 1669 Schüler zählen, so muß auch angenommen werden, daß fast alle Kinder christlichen Unterricht erhalten. Hört man

jedoch die Stimmen mancher Reisenden, so ist diese Christianisierung nur äußerer Schein. Solche scharfe Urteile sind gewiß großenteils unberechtigt. Man darf auf Samoa sogut wie anderswo von wirklichen Früchten der Missionsarbeit reden. Es scheint etwas Aeußerliches zu sein, daß das Tätowieren in Abgang kam. Aber wenn man bedenkt, daß die Tätowierung mit einem Tanzfest abgeschlossen wurde, und daß gerade unsittliche Tänze ein Hauptstück samoanischen Heidentums darstellen, so wird man doch in dieser Veränderung einen wirklichen Sieg christlichen Wesens sehen. Ebensowenig dürfen wir die Verbreitung christlicher Gebräuche bei den Begräbnissen, denen die ausgedehnten und ausgelassenen heidnischen Totenklagen das Feld räumen mußten, für eine bloße Aeußerlichkeit halten. Eine gute Frucht der Missionsarbeit ist es auch, daß die evangelischen Samoaner nicht nur ihre eingeborenen Gehilfen selbst unterhalten und für ihre kirchlichen Bedürfnisse aufkommen, sondern auch noch ihren Missionsgesellschaften erhebliche Mittel zur Weiterführung des Missionswerks zur Verfügung stellen; in dem letzten Jahrzehnt waren es durchschnittlich 30 000 Mk., also pro Kopf 1 Mk. Es ist dies umso mehr als ein Zeichen innerer Veränderung anzuschlagen, als die von Natur trägen Samoaner ihre Gaben durch ihrer Hände Arbeit verdienen müssen. Aber haben die Reisenden mit ihrem ungünstigen Urteil nicht doch am Ende recht, wenn man nach dem eigentlichen sittlichen Fortschritt fragt, besonders hinsichtlich der zwei Nationalsünden, Unsittlichkeit und Kriegslust? Es ist schwer, ein klares Bild darüber zu gewinnen, in wieweit z. B. die alten unsittlichen Tänze abgenommen haben. Jedenfalls wird dagegen gekämpft; den eigentlichen Gemeindegliedern ist die Teilnahme daran verboten, während die katholische Mission sie zuläßt; wie es scheint, waren sie bis zur jüngsten Zeit im großen ganzen in Abgang gekommen. Und schon in den 40er Jahren wurde als Erfolg der sittlichen Zucht gerühmt, daß sich auf europäischen Schiffen, die in Samoa anlegten, oft nicht *eine* Frauensperson sehen ließ. Darüber lassen aber allerdings auch die Berichte der Missionare keinen Zweifel, daß auf diesem Gebiete immer noch schwere Schäden vorliegen, und daß die Heilighaltung der Ehe auch in den Gemeinden fortwährend ernsten Kampf erfordert. Daß die Kriegslust nicht erstorben ist, haben die Streitigkeiten der letzten Jahre vor der deutschen Be-

sitzergreifung gezeigt, an denen die Schuld freilich zum großen Teil den Weißen zur Last fällt. Und doch ist gerade in diesem Punkte ein greifbarer Unterschied gegen früher: Die Kriegssitten sind milder geworden.

Im ganzen sprechen es auch die Missionare offen aus, je mehr man hinter den Vorhang schaue, umsomehr nehme man noch den Mangel an Verständnis für christliche Lebensgrundsätze, ja auch die Macht des alten Aberglaubens wahr. Sollen wir also Samoa christianisiert heißen oder nicht? Oder ist am Ende bei schärferem Zusehen eine derartige Frage überhaupt unbeantwortbar? Wir glauben das letztere; denn es fehlt an jedem festen Maßstab, an dem wir die Christianisierung eines Volkes messen könnten, auch wenn uns die Verhältnisse deutlicher vor Augen liegen, als dies nach den Berichten der Missionare bei Samoa der Fall ist. Wie viele müssen christliches Wesen an sich tragen, bis wir das ganze Volk christlich nennen dürfen? Oder soll es eine einzelne christliche Lebensäußerung sein (wir begegnen nachher noch einer solchen), die man als Zeichen wirklicher Christianisierung ansehen darf? Aber ihr können Mängel in anderer Beziehung gegenüberstehen, die uns wieder irre machen. Es ist ähnlich wie beim christlichen Individuum; wir können auch bei ihm nicht einzelne Tugenden zum sichern Kennzeichen entschiedenen Christentums machen. Oder soll eine starke öffentliche Meinung gegen Laster und Aberglauben der Maßstab sein? Aber wie geteilt ist z. B. in Deutschland die öffentliche Meinung gerade über die Unsittlichkeit! Wie stark soll sie sein, um als überwiegend, vorherrschend zu gelten? Von einem christlichen Volk gilt noch in vollerem Sinn als von dem einzelnen Christen das Wort Luthers: es ist nicht im Gewordensein, sondern im Werden. Will man ein Volk unter die Lupe nehmen, so entschwindet einem sofort das einheitliche Bild, das ein Gesamturteil ermöglicht. Wie ist es bei dem deutschen Volk? Wir sind gewohnt, es ein christliches zu nennen; aber faßt man die thatsächlichen Zustände ins Auge, so will einem die Christlichkeit unter den Händen zerrinnen.

Wir wollen daher, statt der unfruchtbaren Streitfrage nachzugehen, ob Samoa mehr oder weniger christianisiert sei, lieber die bestimmtere Frage stellen: hat die bisherige Missionsarbeit das Evangelium in Samoa so fest gegründet, daß es jetzt schon oder

in absehbarer Zeit ohne auswärtige Hilfe seine Kraft entfalten kann? Ist dies der Fall, dann ist die Arbeit der europäischen Missionsarbeiter gethan. Aber auf diese Frage ist trotz der zahlreichen eingebornen Lehrer und trotz der reichen religiösen Litteratur mit nein zu antworten. Die Missionare selbst halten die Zeit noch für keineswegs gekommen, da sie sich zurückziehen und den einheimischen Kräften allein das Feld überlassen könnten. Man darf sich darüber nicht wundern. Es bedarf in jedem Volk geraume Zeit, bis die erforderliche Zahl religiös gefestigter Persönlichkeiten vorhanden ist, welche mit Klarheit den Schnitt zwischen dem christlichen und dem alten heidnischen Wandel zu machen wissen. Und in Zeiten, in denen wie jetzt in Samoa die religiös indifferente oder gar christentumsfeindliche europäische Kultur in verstärktem Maße einströmt, ist klare Einsicht und entschiedene Festigkeit in Glaubenssachen noch nötiger, aber für die Eingeborenen auch noch schwerer als sonst. Man wird aber noch weiter gehen dürfen. Es ist eine Frage, ob so isolierte und numerisch so schwache Völker, wie das samoanische, die wohl immer in politischer, kultureller und geistiger Abhängigkeit von den Europäern bleiben, je ganz der Leitung weißer Missionare entbehren können. Die Vertreter einer höheren Kultur genießen ganz von selbst auch eine höhere Autorität; weiße Missionare gelten überall mehr als die eingeborenen Prediger. Bei einem starken Volke wird aber mit der Zeit, wenn eine größere Zahl seiner Glieder die neue Kultur in sich aufgenommen hat, eine Reaktion eintreten und das Selbstgefühl erwachen; es sei nur an die Japaner erinnert. Bei schwachen Völkern wird das Gefühl der Schwäche der eigenen Rasse wohl bestehen bleiben und daher auch auf religiösem Gebiet die fremde Autorität nicht ganz entbehrt werden können.

Trotzdem muß selbstverständlich die Mission darauf hinarbeiten, die Eingeborenen so viel als möglich zur Mitarbeit heranzuziehen. Dies ist bisher schon geschehen durch das Seminar in Malua; auch die Wesleyaner haben ein solches in Lufilufi, östlich von Apia. Das Malua-Seminar zählt regelmäßig 100, das der Wesleyaner etwa 30 Seminaristen. Das Feld ihrer Wirksamkeit ist aber nicht bloß Samoa; hier haben die Londoner zur Zeit 339, die Wesleyaner 67 eingeborene Gehilfen und Katechisten. Ein Teil der in Malua ausgebildeten Zöglinge hat auch die benachbarten, unter

der Oberaufsicht der Londoner stehenden Tokelau-, Ellice- und südlichen Gilbertinseln mit etwa 10 000 Christen zu pastorieren; neuerdings beteiligen sie sich auch in ansehnlicher Zahl an der Missionsarbeit der Londoner in Neuguinea. Gerade diese Thätigkeit für die Ausbreitung des Christentums ist ein Kennzeichen wirklichen christlichen Lebens in den samoanischen Gemeinden, und wirkt andrerseits wieder belebend auf die Heimatgemeinden ein. In der Absicht, die Eingeborenen möglichst zur Selbständigkeit heranzuziehen, hat die Londoner Mission auch voreilige Schritte gethan. Im Jahre 1875 schon wurde die Oberaufsicht über die Katechumenenklasse und die Entscheidung, wer unter die eigentlichen Gemeindeglieder aufzunehmen sei, aus den Händen der Missionare in die der eingeborenen Geistlichen gelegt. Die Berufung der Pfarrer erfolgt durch die Kirchenglieder und den Häuptling eines Dorfes. Gegen unpassende Wahlen hat der Missionar keineswegs ein unbedingtes Veto. An der allgemeinen Jahresversammlung, auf der alle samoanischen Gemeinden durch geistliche und weltliche Abgeordnete vertreten sind, nimmt kein Missionar teil; es schließt sich daran allerdings eine gemeinsame Konferenz der englischen Missionare mit Delegierten des eingeborenen Pfarrstands, auf welcher die wichtigeren Angelegenheiten endgültig entschieden werden.

Was ist nun noch die Aufgabe der Mission? Wie schon gesagt, darf sie sich nicht das Ziel stecken, die Missionsgemeinden ganz unabhängig zu machen. Aber sie muß fortdauernd auf die Ausbildung eines immer tüchtigeren Prediger- und Lehrerstandes bedacht sein. Insbesondere ist es angesichts des stärkeren Hereindringens europäischer Kultur notwendig, daß das Niveau der Bildung erhöht wird, um die Lehrer wie die Bevölkerung im allgemeinen gegen ungünstige Einflüsse widerstandsfähiger zu machen. „Die Organisation der Erziehung ist zu verbessern, ein höherer Durchschnitt und regelmäßigerer Schulunterricht zu erzielen," wird im Jahresbericht der Londoner Mission von 1901 als nächste Aufgabe bezeichnet. Nicht unrichtig ist auch die Erziehung zur Arbeit. Die Samoaner sind bis jetzt der Plantagenarbeit abgeneigt. Und doch dürfte fleißige Arbeit nicht bloß eine Lebensfrage für das Volk sein, sondern auch ein Kennzeichen wachsenden christlichen Lebens bei den von Natur trägen Bewohnern Samoas.

Weiter hat die Mission darauf hinzuwirken, daß die christlichen

Grundsätze mehr als bisher ins Leben übergehen. Hiezu hat sie sich freilich eines wichtigen Mittels begeben durch die verhältnismäßig selbständige Stellung der Gemeinden. Und solche Schritte lassen sich nicht mehr zurückthun. Weiter gilt es, der christlichen Welt- und Lebensanschauung in der öffentlichen Meinung Geltung zu verschaffen. Bis zu einem gewissen Grade hat die Mission hiebei an der europäischen Verwaltung einen Bundesgenossen bekommen. Insbesondere erwarten die Missionare von der deutschen Regierung eine Eindämmung der Streitsucht und Kriegslust.

Freilich erwächst der Mission durch die veränderten politischen Verhältnisse auch eine neue, nicht leichte Aufgabe. Die gegenseitige Stellung der deutschen Regierungsbehörden und der Missionare war zwar bisher durchaus freundlich, und die englischen Missionare begrüßen die neue Wendung der Dinge mit Genugthuung und Hoffnung. Aber neben den Vorteilen bringt eine europäische Verwaltung auch schwere Gefahren. Der vermehrte Verkehr mit den Weißen kann nicht bloß die einfachen Lebensgewohnheiten durch europäische Halbkultur verdrängen, er kann auch die Sittlichkeit gefährden, es sei nur an die Sünden gegen das 6. Gebot und die Einfuhr geistiger Getränke erinnert. Die Gefahr ist um so größer, als unter den Kriegszuständen des letzten Jahrzehnts überhaupt eine heidnische Reaktion eingetreten ist. Heidnische Gebräuche und Laster, die bisher bei dem jungen Volk unerhört waren, sind wieder aufgetreten.

Viel hat die englische Mission in Samoa zustande gebracht, und bei aller Kritik müssen wir das Erreichte dankbar anerkennen. Aber sie wird nun gerade in den nächsten Jahren und Jahrzehnten auf die Probe gestellt werden, ob sie das Geschaffene erhalten und weiter ausbauen kann. (Schluß folgt.)

Die
Missionsthätigkeit der schottischen Staatskirche.

(Fortsetzung)

1864—1880.

Im Jahre 1864 wurde der schottische Geistliche Norman Macleod zum Vorstand des Missionskomitees ernannt. Unverzüglich veranlaßte er mit Zustimmung des Komitees die Aussendung von Abordnungen an die Presbyterien. Er selbst hielt eine große Anzahl von Missionsansprachen, u. a. auch vor den Studenten von Edinburg, Glasgow und St. Andrews. Der Verfasser (Dr. Weir) erinnert sich noch lebhaft des Vortrags, den Dr. Macleod in dem kirchengeschichtlichen Hörsaal in Edinburg hielt. Der Redner hatte einen solchen Namen, daß die Zuhörer viel zahlreicher waren, als es sonst bei Versammlungen des Universitäts-Missionsvereins der Fall war. Alle lauschten aufmerksam dem begeisterten Redner, der sich mit mächtiger Beredsamkeit an ihren Verstand und ihr Gewissen wandte und ganz neue Gedanken über die Größe des Missionswerks bei ihnen anregte. Er schilderte den Unterschied zwischen dem, was ein junger Mann, der als Missionar nach Indien geht, für die Mission wirkt und dem, was ein Landpfarrer in einer kleinen Gemeinde durch Aufbringen von vielleicht 20 oder 30 Mark im Jahr für das Missionswerk thun kann. Der Eindruck von Macleods Ansprachen war gewaltig und wirkt noch heute nach. Seit den Tagen Dr. Duffs hatte man in der Kirche Schottlands nichts derartiges gehört. Im Jahr 1866 stiegen die Einnahmen der Missionskasse um 30 000 Mark; von den sieben Kandidaten, die das Missionskomitee aufforderte, in die Mission zu gehen, erklärten sich vier bereit, und man konnte hoffen, daß in kurzem jede der fünf Stationen wenigstens zwei europäische Missionare haben würde.

Macleod gab in seinem Jahresbericht einen Ueberblick über die Geschichte der Mission, erklärte, daß die Methode der Missionare Inglis und Duff, als Anfang der Mission in den großen Städten Schulen zu gründen, sich bewährt habe. Er drang darauf,

daß man verschiedene Methoden anwende, daß man Vertrauen zu den Missionaren habe und anerkenne, daß in der letzten Zeit deren Zahl ungenügend gewesen sei. Die schottische Staatskirche hatte damals 5 Hauptstationen, 13 europäische Missionare, 4 eingeborene Prediger, 10 Katechisten, 250 eingeborene Abendmahlsgäste, 2110 Schüler. „Unser Heer," schrieb Macleod, „ist klein, unsere Kasse unzureichend, unsere Hilfsquellen sind noch kaum erschlossen." Er wünschte die Sammlungen für die Mission nach einem regelrechten System zu betreiben, dazu war aber die Zeit noch nicht gekommen. Um für die Lösung verschiedener schwieriger Fragen besser befähigt zu sein, wünschte Macleod das Missionsfeld selbst zu besichtigen. Einige Freunde waren bereit, die Kosten zu tragen, und im Herbst 1867 reiste er mit seinem Freund, Pfarrer Watson, nach Indien. Macleod wurde von vielen Beamten, vom General-Gouverneur abwärts, von den Missionaren aller Kirchen und überhaupt von vielen Schotten, denen er als Herausgeber des vielgelesenen christlichen Familienblatts „Good Words" bekannt war, sehr freundlich aufgenommen. Die beiden schon vorher mit dem Missionswesen gründlich bekannten Männer nützten ihren dreimonatlichen Aufenthalt in Indien nach Kräften aus. Nach ihrer Heimkehr schrieb Watson einen ausgezeichneten Bericht mit lebensvollen Schilderungen der Missionsarbeit, und Macleod hielt vor der Generalsynode einen Vortrag, der in seiner eingehenden und geschickten Behandlung der Fragen, um die es sich handelte, wieder an die Zeiten Duffs erinnerte. Macleod empfahl folgende Maßregeln: 1. Die Vermehrung der europäischen Missionare an den Schulen. 2. Auf jeder Station die Anstellung eines Missionars, der sich ganz dem Predigen zu widmen habe. 3. Die Gründung einer Mission unter den Ureinwohnern Nordindiens. 4. Die Gründung einer Pensionskasse für dienstunfähige Missionare. Was die Wirksamkeit daheim anlangt, so drang er auf eine kräftigere Ueberzeugung von der Notwendigkeit der Mission, auf mehr Geld und mehr Missionare.

Macleods und Watsons Ansprachen machten großen Eindruck. Dies zeigte sich besonders an dem Stand der Pensionskasse, die 1873 schon 350 000 Mark enthielt. Aber mit der Zunahme der Missionare wollte es nicht so schnell gehen. Der im Jahr 1866 ausgesandte Grant mußte schon 1872 aus Gesundheitsrücksichten

heimkehren, und Dr. Ogilvie, „ein tüchtiger Gelehrter, ein feingebildeter Mann, ein Christ mit einfältigem Auge, klarem Kopf und warmem Herzen, ganz durchdrungen von der Wahrheit in Absichten, Worten und Thaten," starb 1871, nachdem er 25 Jahre ununterbrochen in Indien gewirkt hatte. Erst gegen Ende der siebziger Jahre gelang es, eine einigermaßen genügende Anzahl von Missionaren auf die Hauptstationen zu bringen, aber die Anstalten, besonders die in Bombay, litten sehr unter dem raschen Wechsel der Missionare.

Im Jahr 1877 wurde der Vorschlag gemacht, die schottische Kirche solle mit der Freikirche und ein paar andern Missionsgesellschaften gemeinschaftlich zum Unterhalt der christlichen höheren Schule in Madras beisteuern. Die Unterhandlungen zogen sich lange hin; schließlich mußte das Komitee aus Mangel an Mitteln auf die Teilnahme an dem Werk verzichten.

Die Missionsschulen gediehen besser, als man bei den ungünstigen Verhältnissen erwarten konnte. Als im Jahr 1864 die Schule in Kalkutta der Universität angeschlossen wurde und die Schüler mit denen andrer Schulen in Wettbewerb traten, zeigte sich's, was für vortreffliche Lehrer Ogilvie und Wilson waren, und was für tüchtige Nationalgehülfen sie sich herangebildet hatten. Die Schule der schottischen Kirche nahm damals unter den andern derartigen Anstalten eine hervorragende Stelle ein. Auch in Madras hatte das Werk guten Fortgang und hier gedieh auch die heidenchristliche Gemeinde.

Für eine Mission unter den Ureinwohnern Nordindiens versprachen die Missionsvereine der Universitäten und die Sonntagsschulen die Mittel aufzubringen. Missionar Macfarlane, bisher in Gyah, gründete in Dardschiling im Himalaya eine Station. Gyah mußte nämlich aufgegeben werden. Der Versuch, den man hier gemacht hatte, bloß durch Predigt zu wirken, war mißlungen; der trägen, schwerfälligen Bevölkerung war nicht beizukommen; für Schulen in der Volkssprache fanden sich keine Schüler; gemischtsprachige Schulen wären ein von dem bisher befolgten System ganz abweichendes und wahrscheinlich erfolgloses Unternehmen gewesen; ein ganz mißglücktes Unternehmen war die Gründung eines Waisenhauses.

So ging Macfarlane mit Campbell und zwei Deutschen,

Bechtold und Beutel, nach Dardschiling. Aber nur Macfarlane konnte dauernd dort bleiben. Im Jahr 1874 konnte er die ersten Nepalesen, drei Jünglinge, taufen. Trotz der Feindschaft der Heiden gedieh das Werk, und einige der ersten Bekehrten konnten zu Katechisten herangebildet werden. Im Jahr 1879 waren es 4 Stationen mit 6 Katechisten und 130 Christen; in 15 Schulen wurden 450 Knaben und 95 Mädchen unterrichtet. In diesem Jahr kamen auch wieder zwei Missionare, Turnbull und Sutherland, nach Dardschiling.

Im Jahr 1872 hielt Macleod noch einmal eine große Missionsrede vor der Generalsynode. Er drang auf freigebigere Unterstützung der Mission und auf eine weitherzigere Kirchenpolitik daheim und draußen. Er mußte jetzt auf den Rat des Arztes die Leitung der Mission niederlegen; vielleicht hätte er dies schon früher thun sollen. Er starb am 16. Juni 1872, und es ist möglich, daß seine letzte große Missionsrede sein Ende beschleunigt hat. Sein Tod war ein unersetzlicher Verlust für die indische Mission. Daß die schottische Kirche sich für die Heidenmission erwärmt hat, ist vor allem den drei Männern Inglis, Duff und Macleod zu danken. Macleods Tagebuch zeigt seine Begeisterung für die Heidenmission und seine Betrübnis, daß diese Begeisterung nicht von allen geteilt werde. So schreibt er 1870: „Diese indische, unsere einzige Mission, macht eine Prüfung durch. Unsere Reise nach Indien war nur ein Vorspiel für das viel schwerere Werk, diese große, starre, stumpfe Masse von Pfarrern und Gemeinden zu beleben.“ Seine letzten Gedanken gehörten teilweise der indischen Mission. Drei Tage vor seinem Tod erzählte er seinem Bruder einen Traum, der ihn sehr glücklich zu machen schien: „Mir träumte, das ganze Pandschab sei auf einmal christlich geworden, und es waren so prächtige Menschen, diese heidenchristlichen Gemeinden und Geistlichen.“

Macleods Nachfolger war Herdman, der aber das Amt nur fünf Jahre hatte. Im Jahr 1873 übernahm die schottische Kirche die Mission in Tschamba, einem unabhängigen Staat. Sie war von einem Missionar Namens Ferguson zehn Jahre lang auf eigene Faust betrieben worden.

In demselben Jahr wurde das Missionskomitee veranlaßt, eine Mission in einem andern Weltteil anzufangen. Livingstone

war gestorben. Es war sein Lebenswerk gewesen, der Mission neue Wege zu bahnen, große Länderstrecken Afrikas ihr zu erschließen. Was von ihm bekannt wurde, machte einen tiefen Eindruck in Schottland, und manche Stimme ließ sich vernehmen: die Kirche von Schottland dürfe die Zeit und Gelegenheit nicht versäumen. Es bildete sich ein Komitee unter dem Vorsitz von Mac Rea, einem beredten und begeisterten Fürsprecher der Mission. Man besprach sich mit bekannten Afrikaforschern und fand, daß es am zweckmäßigsten wäre, in der Nähe von Kap Clear am Njassa eine Station anzulegen. Man hatte auch freundliche Besprechungen mit dem Missionskomitee der Freikirche, in dem damals Duff den Vorsitz hatte. Auch die Freikirche erstrebte eine Mission in Ostafrika, und da sie schon länger Mission in Afrika trieb, stand ihr gleich ein im afrikanischen Leben erfahrener Missionar zur Verfügung. Doch auch die Staatskirche fand den richtigen Mann in der Person von Henry Henderson, einem Pfarrerssohn, der, nachdem er in Edinburg Philosophie studiert hatte, nach Australien ausgewandert war. Er kehrte später nach Schottland zurück, um Theologie zu studieren, hörte von dem Plan einer Mission in Afrika und bot dem Komitee seine Dienste an. Er reiste im Mai 1875 nach Afrika ab. Seine in Australien gesammelten Erfahrungen kamen ihm bei der Gründung der Station zu statten. Er wählte einen Platz, der in einiger Entfernung vom See im Hochland gelegen war und der sich in gesundheitlicher Beziehung als günstig erwies. Die Station wurde nach Livingstones Geburtsort Blantyre genannt. Die freie Kirche legte ihre Station am See an, mußte sie aber, nachdem verschiedene Missionare dem Klimafieber erlegen waren, aufgeben und eine höher gelegene Stelle suchen. Da die Mission in Blantyre — nach den Vorschlägen, die seinerzeit Livingstone gemacht hatte — auch gewerbliche Thätigkeit umfassen sollte, wurden im Jahr 1876 außer einem Arzt ein Gärtner, ein Schmied, zwei Zimmerleute und ein Bootbauer ausgesandt. Henderson, der nur die Pionierarbeit thun wollte, führte die Neuangekommenen ein und ging dann selbst nach Indien. So lange in Blantyre kein ordinierter Missionar war, half die freikirchliche Mission aus, aber 1878 konnte ein solcher, Duff Macdonald, ausgesandt werden. Das Volk nahm die Missionare freundlich auf und der Häuptling gab der Mission ein Stück Land.

Im Jahr 1879 konnte berichtet werden, daß die Missionare in der Erlernung der Sprache Fortschritte machten, daß 500 Menschen bei der Mission Beschäftigung fanden, daß das Volk begabt und lernbegierig scheine. Diese Mission war ein ganz neues Wagnis. Sie wurde in einem Lande begonnen, wo nicht, wie in Indien, eine zivilisierte Regierung war, sondern nur die heidnischen Häuptlinge herrschten. Die Erwerbung von so viel Land legte der Mission eine große Verantwortlichkeit auf, die sie besser nicht gehabt hätte. Es wurde deshalb später der größere Teil des geschenkten Landes dem Häuptling zurückgegeben. Den Missionaren waren die Verhältnisse vollständig neu und nach Hendersons Abreise fehlte es ganz an dem Rat eines erfahrenen Mannes. So waren manche Fehler, besonders in Hinsicht auf die Ausübung der Gerichtsbarkeit auf dem der Mission gehörigen Lande, unvermeidlich. Berichte eines nicht ganz freundlich gesinnten Reisenden drangen in die Oeffentlichkeit und das Missionskomitee war schließlich genötigt, im Jahr 1880 eine Untersuchungskommission an Ort und Stelle zu schicken. Das Ergebnis war, daß eine durchgreifende Veränderung im Personal und kleine Veränderungen in dem ursprünglichen Plan vorgenommen wurden. Dies war eine schmerzliche Enttäuschung für alle Beteiligten, aber die neuen Missionare konnten sich die Erfahrungen ihrer Vorgänger zunutze machen und das Werk mit mehr Aussicht auf Erfolg neu anfangen.

Die Zunahme des Missionssinnes lenkte die Blicke der Missionsfreunde auch nach China. In dem Missionsblatt (Record) erschien im Jahr 1877 folgender Aufruf: „Die Mission der schottischen Kirche, die bisher in so kleinem Maßstabe betrieben wird, hat noch nicht die lebhafte Teilnahme des Volks erregen, noch die Herzen der Studenten und der Pfarrer mit Begeisterung erfüllen können. Aber schon die Ausdehnung des Missionsgebiets auf Afrika hat die Teilnahme und Aufmerksamkeit erhöht und 100 000 Mk. sind für Afrika aufgebracht worden. Ganz abgesehen von dieser Summe ist die Einnahme des letzten Jahres um 40 000 Mk. höher gewesen als im Jahr vorher, und ist überhaupt die höchste Einnahme, die in einem Jahr eingegangen ist. Sieben Arbeiter sind nach Afrika abgereist. Zeigen diese Thatsachen nicht, daß ein mutiges Vorwärtsgehen gesegnet sein wird?" Es wurde in dem Aufruf ferner mitgeteilt, daß sich ein Missionsarzt für China ge-

funden habe und daß schon beinahe 30000 Mk. für die chinesische Mission gezeichnet seien, darunter 20000 Mk. von einem Gemeindeglied. Nachdem 40000 Mk. gesichert waren, wurden Georg Cockburn als ordinierter Missionar und Dr. Macfarlane als Missionsarzt ausgesandt, außerdem noch drei Bibelboten. Die Gesellschaft ließ sich in Itschang nieder. Das erste Jahr verging natürlich mit dem Erlernen der Sprache. Im Jahr 1879 fing der Arzt an, Kranke zu behandeln, die sich reichlich einfanden. In demselben Jahr konnte ein eingeborener Christ als Katechist angestellt werden und das Jahr darauf wurden zwei Erwachsene getauft. Nach der Tauffeier wurde das heilige Abendmahl mit 15 Teilnehmern — 8 Mitgliedern der Mission, 4 eingeborenen Christen von Hankau, dem Prediger und den zwei Neugetauften — gefeiert. So war die christliche Kirche in Itschang gegründet.

Im Jahr 1880 hatte die schottische Kirche 13 ordinierte und 16 nicht ordinierte europäische Missionare, 4 Missionsärzte, 5 eingeborene Pfarrer und mehrere Katechisten und Lehrer. Die durchschnittliche Jahreseinnahme der Mission belief sich auf 250000 Mk.

1881—1900.

In der Periode, die im vorigen Abschnitt geschildert wurde, war die Teilnahme für die Heidenmission in der Kirche neu belebt worden und das kleine Missionsheer der Kirche dehnte seine Wirksamkeit auf ein größeres Gelände aus. Von den sieben Mittelpunkten aus schritt man stetig vorwärts, und zwar teilweise mit wunderbarem Erfolg. In der Heimat zeigte sich eine Zunahme des Verständnisses und der Teilnahme für die Mission, der Bereitwilligkeit, für sie zu wirken und sie mit Geld zu unterstützen. Das Komitee war auch in Zeiten großer Sorge mutig und freudig geblieben und konnte im ganzen auf einen guten Erfolg zurücksehen. Die Leiter und Mitglieder der Zweigkomitees hatten weder Zeit noch Mühe gespart. Die Vorstandschaft hatte nach Macleods Rücktritt schnell gewechselt; der jetzige Vorstand, Dr. Mac Murtrie, übernahm das Amt 1885. Die bisherigen Vorstände hatten es nur als Nebenamt gehabt, aber Mac Murtrie gab seine Pfarrei auf und erhielt einen Gehalt als Vorstand des Missionskomitees, so daß er seine ganze Kraft dieser Arbeit widmen konnte. Seit dem Jahr 1897 ist das indische Missionsfeld von verschiedenen

schottischen Geistlichen und Aeltesten besucht worden. Die alten Missionen in den Präsidentschaftsstädten werden noch ziemlich nach der Weise ihrer Gründer betrieben. Die Annahme von Schulbeiträgen von der Regierung hat sich als vollkommen richtig erwiesen.

Der Anstalt in Kalkutta, als der ältesten und als in der größten Stadt Indiens gelegen, wird besonders viel Sorgfalt zugewandt; trotzdem hat in den letzten Jahren die Zahl der Schüler etwas abgenommen, weil Eingeborene religionslose Schulen errichtet haben. Wenn man bedenkt, daß in der Missionsschule der Religionsunterricht obligat ist, so muß man sich nur wundern, daß die Schülerzahl nicht noch mehr abnimmt. Günstiger liegen die Verhältnisse an der Hochschule, wo die Schülerzahl von 409 im Jahr 1881 auf 670 im Jahr 1900 gestiegen ist. Diese Missionshochschule ist die größte in ganz Nordindien. Gewöhnlich arbeiten daran vier europäische Missionare und eine Anzahl von tüchtigen eingeborenen Professoren und Lehrern (im Jahr 1889 waren es 23 Nationalgehilfen, 10 Christen und 13 Heiden). Die Studenten kommen aus allen Teilen Bengalens und lassen sich nachher an verschiedenen Orten nieder. Es giebt viele Gelegenheit, diesen Studenten das Evangelium zu predigen. Der Vorstand, J. Morrison, sagt in einem seiner Berichte: „Wenn vier von unsern Pfarrern daheim täglich, wie wir hier, einer Klasse von 100 Studenten der Philosophie Religionsunterricht geben könnten, so wäre das doch eine herrliche Gelegenheit zu segensreichem Wirken unter der gebildeten Jugend Schottlands.“ Verschiedene andere Einrichtungen sind mit der Schule in Kalkutta verbunden, wie tägliche Gebetsstunden, eine Sonntagsschule und Sonntagabend-Vorträge. Für christliche Schüler ist ein Wohnhaus gebaut. In Kalkutta ist auch eine Kirche, in der Bengalisch gepredigt wird, eine Kapelle in einem andern Stadtteil und eine Mission unter den Leuten niederer Kaste, die in den Jutefabriken arbeiten. Im Jahr 1900 gehörten zu der Mission 246 Christen.

In Madras sind nicht so viele Missionare; die Schule hat sich nicht zu einer Hochschule entwickelt, es sind aber doch höhere Klassen (ein sogenanntes „Second Grade College“) angefügt worden; dieses hatte 1900 105 Schüler, die eigentliche Schule 682. Eine Nebenstation in Arkonam gedeiht gut.

Als im Jahr 1895 einige Beschränkung wünschenswert war, wurde die Mission in Vellore, die die schottische Kirche eine Zeitlang betrieben hatte, an eine amerikanische Gesellschaft abgetreten. Madras hat stets einen europäischen Missionar, der sich ganz der eigentlichen Missionsarbeit widmet. Innerhalb 20 Jahren hat sich die Zahl der Christen in Madras von 304 auf 759 vermehrt.

Nicht so gut ging es in Bombay, das infolge des Mangels an europäischen Missionaren und des steten Wechsels der vorhandenen nicht gedeihen konnte. Im Jahr 1891 wurde die Station zum Besten anderer, gedeihlicherer Stationen aufgegeben. Der Erlös für die Gebäude wurde teils zur Deckung der Schulden, die damals auf der Mission lasteten, die aber jetzt bezahlt sind, teils zur Missionsarbeit in der Präsidentschaft Bombay verwendet. Die Hoffnung, daß die Arbeit in Puna begonnen werden könne, wo das erfolgreiche Werk des Frauenmissionsvereins dringend eines ordinierten Missionars und einer Missionskirche bedarf, ist leider noch nicht erfüllt.

Im Jahr 1884 wurde eine Abordnung nach Kalkutta geschickt, um einige Schwierigkeiten zu untersuchen und auch über die Missionsmethode zu berichten. Der Bericht über die Schulmission fiel ebenso günstig aus, wie einst die Berichte von Duff, Macleod und Watson. Um aber noch sicherer zu gehen, wurde ein eigenes Komitee gebildet, das an viele hundert Missionsfreunde eine Reihe von Fragen richtete. Später wurden auch die Aeltestenkollegien befragt. Die Mehrzahl der Befragten stimmte für Fortsetzung der Mission auf Grundlage des Schulunterrichts und sie konnten wohl kaum anders stimmen, denn wenn auch die Zahl der Heidentaufen verhältnismäßig klein ist, so hat doch keine andere Methode unter den Hindu der höheren Stände auch nur so viel erreicht. Wo das Evangelisieren mehr erreicht hat, war es, weil untern andern Stämmen gearbeitet wurde. Direktor Miller, eine Autorität in solchen Dingen, sagt: „Es ist allgemein bekannt, daß alle Bekehrungen von Hindu den Missionsschulen zu danken sind.“ Wie könnten überhaupt so viele gebildete Leute anders als durch ihre Studien in den Missionsschulen das Evangelium kennen lernen und in dem für Eindrücke empfänglichen Alter mit Missionaren in Berührung kommen? Der biblische Unterricht ist viel um-

fassender, als der, der in Schulen und Hochschulen in Schottland gegeben wird. Dr. Duffs Sohn erzählt, sein Vater habe nach seiner Rückkehr aus Indien im Jahr 1850 einer Christenlehre beigewohnt, in der der 12jährige Sohn abgefragt wurde. Der Vater habe dann entsetzt ausgerufen: „Meine Heidenknaben in der Schule von Kalkutta wissen mehr von der Bibel als du."

Bei der Mission im Pandschab ist ein steter Fortschritt sichtbar, manchmal viel bedeutender als bisher in der Geschichte der Mission erhört war. Auf den drei Pandschabstationen waren im Jahr 1881 87 Christen und 1300 Schüler, in Tschamba, wo der noch heidnische Maharadscha jetzt eine schöne Kirche baut, 72 Christen und 58 Schüler. Vor 24 Jahren hatte Hunter seine Arbeit im Pandschab, die ein so plötzliches Ende finden sollte, begonnen. Zwei Jahre darauf kamen wieder Missionare nach Sialkot und nach weiteren drei Jahren konnten die Erstlinge getauft werden. In den folgenden Jahren (1882—1884) nahm die Arbeit der Bazar- und Reisepredigt, des Schulbesuchs und der Schriftenverbreitung ihren regelmäßigen Gang, ohne auffallenden Erfolg. Im Jahr 1882 schreibt Missionar Harper nach einer Schilderung seiner Arbeit: „All das zeigt, daß der Sauerteig sich regt. Wir müssen mit aller Macht unter allen Ständen wirken und den Erfolg Gott anheimstellen. Wir müssen mit einem einfältigen Auge, das nur auf Gottes Ehre schaut, arbeiten, und er wird zur rechten Zeit und auf die rechte Weise die Ernte schenken. Wir haben dies Jahr zwar keine Taufe gehabt, die Lage ist aber doch hoffnungsvoller als in den letzten Jahren." — Die Ernte reifte schneller, als man erwartete; es ging nach dem Wort: Der eine säet, der andere erntet.

Ende 1885, als Harper zur Erholung in der Heimat war, kam zu seinem Vertreter Youngson ein Katechist und sagte ihm, daß in dem Dorfe Amutra einige Taufbewerber seien. Youngson taufte sie. Dies war der Anfang einer reichen Ernte, denn in diesem Gebiet wurden im Jahr 1886 444 Heiden getauft. Im November 1886 schrieb Youngson: „Unsere gegenwärtige Lage erinnert mich daran, wie ich in England an der Küste die Fischerboote ausfahren und nahe der Küste einen reichen Fang thun sah. Die Netze werden ausgeworfen, die Nacht vergeht in gespannter Erwartung und morgens werden die Netze mit verschiedenem Er-

folg hereingezogen. Wir Missionare ziehen jetzt das Netz des Evangeliums herein und bekommen eine große Menge Fische. Ueberall auf diesem Meer des Heidentums wird fleißig gearbeitet und jeder hat seinen Anteil am Werk. Wie der Apostel Johannes sagen wir: „Es ist der Herr.“ Im Jahr 1887 hatte man 660 und das Jahr darauf 568 Taufen. Um für die Bekehrten zu sorgen, gründete man neue Schulen und eröffnete ein theologisches Seminar zur Heranbildung von Predigern. Drei eingeborene Prediger wurden ordiniert und aus den in den Dörfern zerstreut wohnenden Christen bildete man möglichst bald kleine Gemeinden mit Kirchenältesten. Die meisten Heidenchristen waren arm und viele verloren durch ihren Uebertritt ihre Arbeit bei den Bauern. Einigen, die so ihrer Nahrung beraubt waren, verpachtete man Missionsland in der Nähe der Hunter-Gedächtniskirche. Das Dorf, das so entstand, bekam den Namen Hunterpore.

Im Jahr 1888 traf man ein Abkommen mit der Amerikanisch-Presbyterianischen Mission, der einzigen, die außer der schottischen hier arbeitete. Die Schotten übergaben den Amerikanern und diese den Schotten eine Anzahl Christen, wodurch es erreicht wurde, daß jede Mission ein abgeschlossenes Gebiet hatte. Die Zahl der Taufen wurde dadurch nicht vermindert. In einem Jahr stieg sie bis auf 700.

Im Jahr 1884 wurde eine Mission in Dschummu, der Hauptstadt des Maharadscha von Dschummu und Kaschmir, angefangen. Der Maharadscha gab 1891 die Erlaubnis zur Eröffnung einer christlichen Schule und schenkte den Bauplatz zu einem Missionshaus. In Dschummu sind jetzt 140 Christen, die von eingeborenen Predigern bedient werden. Auch in Gudscherat, Wasirabad und Tschamba geht es voran, wenn auch nicht so schnell, wie in Sialkot, wo die Zahl der Christen auf den verschiedenen Stationen innerhalb 16 Jahren (1883—1899) von 159 auf 4745 gestiegen ist. Die Mehrzahl sind Tschupra, Nachkommen der Ureinwohner. Sie haben eine untergeordnete Stellung in der Gesellschaft, sind aber sowohl körperlich als geistig den Mohammedanern und den Kastenleuten, die auf sie heruntersehen, ebenbürtig. Christliche Missionare dürfen die Angehörigen der höheren Kasten, die Gebildeten, wie sie unsere Schule in Kalkutta besuchen, nicht vernachlässigen, aber ebensowenig die, die in ihren äußeren Ver-

hältnissen den Armen gleichen, denen das Evangelium zuerst gepredigt wurde. Die Geschichte der Kirche ist eine Geschichte der Anziehungskraft, die das Christentum auf die Armen ausübt, um ihnen neue Kraft und neuen Einfluß zu geben. In Youngsons Geschichte der Pandschabmission heißt es: „Gott hat unsere Arbeit gesegnet. Innerhalb der letzten 10 Jahre sind ungefähr 5000 getauft worden. Wir haben 50 Dorfschulen für Christenkinder; 3000 Heidenkinder lesen in unseren Stadtschulen täglich die Bibel; 100 Evangelisten predigen das Evangelium. Ganze Dorfgemeinden möchten das Christentum annehmen, große Gebiete stehen unsrer Wirksamkeit offen." Im Jahr 1899 schenkte der Gouverneur den Missionsgesellschaften eine große Strecke gut bewässerten Landes. Es wurde zwischen den Schotten und den Amerikanern geteilt und sie legen nun hier Christendörfer an, jedes zu ungefähr 40 Familien.

Eins ist nur schmerzlich: Als aus dem Pandschab der Ruf erscholl: Schicket uns mehr Arbeiter, konnte man der Bitte nicht in genügender Weise nachkommen. Man hat jetzt eine „Stellvertreterkasse" gegründet, um mit deren Hilfe die durch Heimkehr der Missionare entstehenden Lücken ausfüllen zu können. Als Youngson im Jahr 1895 nach 20jähriger Wirksamkeit in die Heimat zurückkehrte, sandte man ihm eine von 1314 Eingeborenen unterzeichnete Bittschrift nach, in der er dringend ersucht wurde, doch wieder zu kommen, man werde ihm dann einen glänzenden Empfang bereiten. Zur großen Befriedigung aller Missionsfreunde ist Youngson wirklich auf sein gesegnetes Arbeitsfeld zurückgekehrt. Jetzt stehen im Pandschab noch einmal so viel Missionare als vor 16 Jahren, aber die Arbeit und die Gelegenheiten zu weiterem Vordringen haben sich mehr als verdoppelt.

Die Mission im östlichen Himalaya, die 1870 von Macfarlane begonnen wurde, hat in den letzten 20 Jahren manchen Fortschritt gezeigt. Seit im Jahre 1878 die Eisenbahn nach Dardschiling eröffnet wurde, ist diese Stadt ein Luftkurort für die Europäer geworden, die der Hitze des Tieflands entfliehen wollen und wird auch viel von Reisenden besucht. Die Theepflanzungen der Gegend haben sich auch dank der Eisenbahn mehr entwickelt. Diese Umstände kommen der Mission zugute. Ansässige Europäer helfen durch Beiträge und andre Dienste, die sie der Mission leisten; Reisende ermutigen die Missionare und erzählen

daheim, was sie von dem Missionswerk gesehen und gehört haben. Das Zuströmen von Arbeitern zu den Theepflanzungen bietet Gelegenheit, auch die Stämme der angrenzenden Länder zu beeinflussen und mahnt die neugegründete Kirche an ihre Pflicht, denen zu Hilfe zu kommen, bei denen noch kein Missionar gewesen ist. Eingeborene Katechisten erweisen sich bei dieser Mission sehr nützlich. Sie predigen in Kirchen, die auf Kosten der Eingeborenen erbaut sind, bereisen die Dörfer, machen Hausbesuche, thun überhaupt alles, was ein nicht ordinierter Missionar thun kann. Missionar Sutherland schreibt 1881 über die drei Katechisten seines Bezirks: „Sie sind redliche, sehr fleißige Männer; die Missionare sollten sich ganz besonders darauf legen, solche Männer heranzubilden und ihre Wirksamkeit zu beaufsichtigen. Der einzelne Europäer, der von Hof zu Hof geht und mit den Bauern redet, kann, er mag noch so ausdauernd sein, nicht viel zustande bringen, aber er kann sehr viel wirken, wenn er sich Männer zu Gehilfen auswählt, sie sorgfältig heranbildet und ihre Arbeit stets beaufsichtigt und leitet.“ Auch Missionar Turnbull schreibt über seine sechs Katechisten: „Sie sind gute, redliche Arbeiter in Christi Weinberg und verdienen es, daß Christi Gemeinde sie durch ihre Fürbitte unterstützt.“ Wenn man bedenkt, wie klein verhältnismäßig die Zahl tüchtiger Gehilfen der Geistlichen in den Christengemeinden der Heimat ist, so muß man sagen: Es gereicht der neugegründeten Kirche zur Ehre, daß so viele tüchtige Katechisten und Lehrer aus ihr hervorgehen. In Pandschajat halten die Missionare mit den eingeborenen Gehilfen jeden Monat eine Konferenz, in der über Fragen der Zulassung und der Kirchenzucht gesprochen und den Katechisten Anleitung gegeben wird. Einmal im Jahr wird eine Konferenz mit allen Christen des Bezirks gehalten. In Dardschiling sind jetzt 13 Katechisten gegen drei im Jahre 1881; in Kalimpong sind zwei ordinierte eingeborene Prediger und zehn Katechisten. 1881 waren in Dardschiling und Kalimpong 184 Christen, 19 Schulen und 470 Schüler; 1900 zählte man 2932 Christen, 97 Schulen und 3097 Schüler. Teile der Bibel und andre Bücher sind übersetzt, auch Bücher für die Christen in der Volkssprache verfaßt. Turnbull hat das Neue Testament und einen großen Teil des Alten ins Nepali, die Sprache der Gurkha, übersetzt. Die Bücher werden von der Missionsdruckerei hergestellt, wo auch eine Hindostan-Zeitschrift, eng-

lische Nachrichten über das Werk für die Missionsfreunde in der Heimat herauskommen. In Dardschiling und Kalimpong sind gutgebaute Kirchen. Bei der Einweihung der Kirche von Kalimpong (1892) waren 700 Christen anwesend, 134 Heiden wurden getauft und 154 Europäer und Eingeborene genossen das heilige Abendmahl. Sechzehn Jahre vorher war noch kein Christ in Kalimpong. An der Kirche in Kalimpong ist in zehn verschiedenen Sprachen die Einladung, das Evangelium zu hören, angeschrieben; all diese werden von Leuten, die den Ort besuchen, gesprochen.

Im Jahr 1891 begann die Kirche von Kalimpong eine Mission in dem benachbarten Staate Bhutan, von dessen Bewohnern gesagt wird, sie seien unter den unsittlichen Völkern die unsittlichsten. Die Mission im Himalaya hat ihren guten Stand wohl mit dem Umstand zu verdanken, daß immer rechtzeitig Verstärkung von neuen Missionaren eintraf. Einer von ihnen ist zugleich Kaplan für die Pflanzer, bei denen die Mission sehr angesehen ist.

Der gute Erfolg bei den Ureinwohnern im Himalaya legte es nahe, noch eine solche Mission zu beginnen, und die Missionsvereine der Universitäten waren bereit, die Mittel zu liefern. Eine Zeitlang handelte es sich um eine Mission bei den Santal im Bezirk von Monhum, wo eine deutsche Gesellschaft arbeitete, aber aus finanziellen Gründen die Mission abtreten wollte. Die Sache hatte aber Schwierigkeiten, weil die deutsche Mission lutherisch war. Schließlich blieben die Deutschen doch an dem Ort.

Nachdem Macfarlane verschiedene Forschungsreisen gemacht hatte, fand er endlich, daß das damals noch unabhängige Sikkim ein passender Ort für eine Mission war. Es liegt in der Nähe von Dardschiling, sodaß eine Katechistenanstalt für Sikkim, Dardschiling und Kalimpong an einem Ort errichtet werden konnte. Das Klima von Sikkim ist gesund und die Sprachen, die dort gesprochen werden, hatte Macfarlane schon erlernt. Die Gründung der Mission wurde beschlossen, und da der Radscha von Sikkim nicht erlaubte, in seinem Gebiet zu bauen, wurde die Katechistenanstalt in Dardschiling errichtet, später aber nach Kalimpong verlegt. Macfarlane begann 1886 seine Arbeit mit zwölf Schülern, es ging aber langsam, da die Jungen mit dem Abc anfangen mußten. Macfarlane hatte im Sinne, einen Teil des Jahrs auf

die Schularbeit, einen andern auf Predigtreisen in Sikkim zu verwenden. Aber schon im Februar 1887 starb er plötzlich nach 22jährigem Missionsdienst. Er war einer der besten Missionare, sehr begabt, ausdauernd und von inniger Frömmigkeit. Er that die schwere Pionierarbeit mit wenig in die Augen fallendem Erfolg, aber sein Glaube an das endliche Gelingen wankte nie. Er hat den Grund zu der schottischen Mission im Himalaya gelegt und dort wird man vielleicht in der christlichen Kirche der Zukunft seines Namens gedenken, wie die Schotten des Namens von St. Columba. Das Wort des Direktors Smith von Kalkutta: „Ich danke Gott, daß ich einen solchen Mann kennen gelernt habe", ist gewiß allen, die Macfarlane gekannt haben, aus dem Herzen gesprochen. Während eines Aufenthalts in Schottland von 1882—1883 hat er in 329 Versammlungen gesprochen und viel dazu beigetragen, das Vertrauen zu dem Missionswerk der Kirche zu wecken. Infolge des Kriegs mit Tibet im Jahr 1888 kam Sikkim unter britische Hoheit, was für die freie Uebung der Mission sehr förderlich war. In Sikkim sind jetzt fünf Katechisten und 199 Christen; in 12 Schulen werden von 11 (sämtlich christlichen) Lehrern 304 Schüler unterrichtet. Der Direktor des öffentlichen Schulwesens hat in den stärksten Ausdrücken sein Erstaunen über die Leistungen der Schüler ausgesprochen.

Die Mission im östlichen Himalaya hat eine große Zukunft. Man kann jetzt hoffen, daß die Zahl der Christen zunimmt und daß das ganze Volk in absehbarer Zeit christianisiert sein wird. Die drei Missionen schieben sich wie ein Keil zwischen die drei der Mission bis jetzt noch verschlossenen Länder Bhutan, Tibet und Nepal. Die Mission hat sowohl nach Zahl als nach Leistungsfähigkeit sehr zugenommen. Missionar Kilgour sagt in seinem letzten Bericht: „Eine Generation ist jetzt vorübergegangen, seit auf die Aufforderung einiger Pflanzer und der früheren deutschen Missionare dieses Berglandes der erste Vertreter der schottischen Kirche den Grund zu dem Werk gelegt hat, das sich nun über die Berge und Ebenen nördlich bis nach Sikkim und östlich bis an die Grenze von Assam ausdehnt. Damals war Macfarlane der einzige schottische Missionar; jetzt haben wir fünf ordinierte Missionare, einen Arzt, einen Laienmissionar, eine Krankenpflegerin, fünf Missionarinnen. Eine Schar von eingeborenen Missionaren,

Katechisten und Lehrern ist über ein Gebiet verbreitet, das halb so groß ist als Schottland. In Dardschiling waren es vor zwanzig Jahren noch nicht 200 Christen, vor 10 Jahren 500, jetzt sind es über 1000, und zwar nur in dem Bezirk von Dardschiling. Rechnen wir dazu die Bezirke von Kalimpong, Sikkim und Duar, so bekommen wir fast 3000 Christen — menschlich gesprochen die Ernte aus dem bescheidenen Samen, den Macfarlane vor dreißig Jahren ausgestreut hat.

Aber Zahlen allein beweisen nicht alles. Es giebt ein tieferes und wichtigeres Wachstum. Wir nennen nur ein sichtbares Zeichen: die veränderte Haltung der Bevölkerung gegenüber dem Christentum und der Mission in dem ganzen Gebiet. Wir haben im allgemeinen die Feindschaft der Nichtchristen besiegt und die Bedenken derer, die unsere Mission schief ansahen, nahezu überwunden. Selbst unter den Heiden findet man jetzt ein höheres Lebensideal und besonders ein ganz andres Urteil über die Christen. Die große Mehrheit steht freilich dem Christentum noch fern, aber ihre Ansichten haben sich geändert. Man kann die neue Religion nicht mehr ignorieren, deren Jünger nicht mehr ihres Glaubens wegen verachten. Ueberall sind wichtige und verantwortungsvolle Stellungen in den Händen der Christen. Sie sind nicht mehr eine unbekannte Sekte, sondern eine Gemeinschaft, die von allen Urteilsfähigen als eine zunehmende Macht anerkannt wird."

Die Mission unter den Heiden in Indien und China hat es mit mehr oder weniger zivilisierten Völkern zu thun, die Mission in Innerafrika hingegen mit Völkern, die noch nicht die gewöhnlichsten Künste und Handwerke gelernt haben. Der Missionar unter einem solchen Volk muß, wie Warneck in seinem wertvollen Buch: „Die Mission und die Kultur" sagt, „ein Vater unter Kindern, ein Patriarch einer großen Familie, ein Lehrer unter Schülern sein; er muß Baumeister und Ackerbauer sein, Kaufmann und Handwerker, Straßenbauer und Schulmeister, Schriftsteller und Ratgeber in Gemeindeangelegenheiten. Er muß seine Hand an den Pflug legen, und seine Frau muß die eingeborenen Frauen den Besen und die Nadel handhaben lehren." All das gilt von unseren afrikanischen Missionaren und ihren Frauen. Bei einem noch gänzlich unwissenden Volk sind die Erfolge der Mission auch für den gewöhnlichen Beobachter in die

Augen fallender, als bei der Mission unter zivilisierten Völkern. Reisende, Pflanzer und Beamte ebensowohl wie Missionare bezeugen, daß die Mission von Blantyre innerhalb 19 Jahren aus einer Wildnis, dem Aufenthalt der Sklavenhändler und dem Schauplatz immerwährender Grausamkeiten, eine gut regierte britische Kolonie mit einer kleinen hoffnungsvollen Gemeinde von Heidenchristen gemacht hat.

Im Jahre 1880 waren in Blantyre nur noch die drei Missionare Peden, Henderson und Duncan. Im Jahre 1881 gingen die Missionare Clement Scott und Deans mit ihren Frauen nach Blantyre. Man gab ihnen neu durchgesehene Anweisungen mit, in denen sie darauf aufmerksam gemacht wurden, daß ihr künftiger Wirkungskreis in einem Lande sei, wo sie nicht auf den Schutz einer europäischen Macht rechnen könnten. Es war geplant, daß sich die Mission fortan auf Evangelisation und Schulwesen beschränken sollte, man fand aber, daß nicht ganz auf die Industrie verzichtet werden konnte, wenn sie auch infolge verschiedener Ereignisse nicht mehr so wichtig war wie am Anfang. Die afrikanische Seegesellschaft hat den Leuten viel Arbeit gegeben und es ist eine ganz neue Industrie entstanden. Im Missionsgarten versuchte man es mit dem Kaffeebau, der guten Erfolg hatte. Jetzt geben zahlreiche Kaffeepflanzungen vielen Leuten Arbeit, die früher dem Sklavenhandel, dem Krieg und andern schädlichen Beschäftigungen oblagen. Der Blantyre-Kaffee, der in den schottischen Läden verkauft wird, ist also ein Zeuge für einen Fortschritt, der von dieser Mission ausgeht.

Im Jahre 1882 wurde die erste Kirche, ein kleines bescheidenes Gebäude, errichtet. Missionar Scott legte dem Missionskomitee einen Plan vor, demgemäß fünf Stationen mit je zwei Missionaren, (einer von ihnen womöglich ein Arzt), gegründet werden sollten. Jede Station sollte der Mittelpunkt für ein Gebiet von ungefähr 100 englischen Meilen, und Blantyre sollte der Mittelpunkt für das ganze Gebiet sein. Das Komitee meinte damals, der Plan sei angesichts der vorhandenen Mittel für den Augenblick noch zu großartig, aber er sei nicht überhaupt unausführbar, und man dürfe ihn einstweilen in Erwägung ziehen. 1884 wurde schon die erste dieser Stationen (in Domasi) gegründet, und in Blantyre wurde eine Druckerei eingerichtet. In demselben Jahr war Blantyre in

großer Gefahr vor den Angoni, einem kriegerischen Stamm, der oft Einfälle in dieses Gebiet machte. Mehr als tausend raub- und mordlustige Krieger näherten sich Blantyre bis auf acht Meilen und man befürchtete eine Niedermetzelung aller Europäer. Da begaben sich zwei Missionare zu den feindlichen Häuptlingen und brachten es durch ihren persönlichen Einfluß zustande, daß die Wilden ihren Plan aufgaben. Gefahren durch die Sklavenhändler und durch portugiesische Uebergriffe veranlaßten 1887 eine Eingabe der beteiligten Missionsgesellschaften (der Schottisch-Kirchlichen, der Freikirchlichen und der Universitätenmission) sowie der Kaffeepflanzer Buchanan, in der die Regierung gebeten wurde, den Shirefluß als frei zu erklären, dem Sklavenhandel Einhalt zu thun und das Njassaland unter britischen Schutz zu stellen. In der Eingabe war dargelegt, daß die Schottisch-Kirchliche Mission am Njassa 20 europäische Missionare habe, daß sie schon 700 000 Mk. auf die Mission verwendet habe und jährlich 80 000 Mk. dafür ausgebe, und daß dank der Mission die Wildnis innerhalb weniger Jahre in Kaffee- und Maispflanzungen und Weizenfelder verwandelt worden sei. Das Land wurde 1889 wirklich unter britischen Schutz gestellt. Seither ist eine britische Verwaltung da, geschützt durch eine kleine Truppe von Sikhs und durch Kanonenboote auf dem Fluß und dem See. Am 10. Mai 1891 wurde die schöne große Kirche von Blantyre, an der man drei Jahre gebaut hatte, eingeweiht. Damals gab es 39 Christen; die ersten Heiden waren 1880 getauft worden. Jetzt ist die Zahl der Christen auf 773 gestiegen. Die Gottesdienste sind gut besucht, das heilige Abendmahl wird häufig und unter zahlreicher Beteiligung gefeiert. In der Jao- und in der Manganjasprache sind Wörterbuch und Grammatik geschrieben worden, Teile der Bibel sind übersetzt, Schulbücher und Volksschriften sind verfaßt worden. Die Druckerei, der Garten, die Tischlerwerkstatt, die Ziegelei, die Wäscherei und die Molkerei können sich schon beinahe selbst erhalten und sind unschätzbar als ein Mittel, Einfluß auf das Volk zu gewinnen. Freilich konnte so viele Arbeit nicht gethan werden, ohne daß mancher Missionar sein Leben aufopferte. „Unsere Mission hat vielleicht nicht so große Verluste gehabt wie andre afrikanische Missionen, aber doch haben wir den Verlust von fünf Missionaren und fünf Missionsfrauen zu beklagen."

Die Mission in China, die 1875 angefangen wurde, hat zwar keine genügende Zahl von Missionaren gehabt, hat aber trotz großer Schwierigkeiten an dem allgemeinen Fortschritt des Missionswerks teilgenommen. Sie hatte 1881 zwei ordinierte Missionare, und 1893 konnte eine neue Station (in Itu) eröffnet werden. Infolge eines Geschenks von 60 000 Mk. für eine ärztliche Mission konnte im Jahre 1888 ein Missionsarzt nach Itschang gehen. Im Jahre 1887 berichtete Missionar Cockburn von Itschang über den Erfolg seiner Predigt: „Ich begegne in der Stadt und Umgebung keinem, der nicht die großen Wahrheiten des Christentums kennt und ich glaube fest, daß der überall ausgestreute Samen einst eine reiche Ernte geben wird." 1890 wurde eine Kirche eingeweiht; damals konnten zehn Heiden getauft werden; die Zahl der Christen belief sich auf 34. Im Jahre 1891 war eine Empörung in Itschang, sodaß die Missionare fliehen mußten. Die Regierung leistete später Ersatz für das zerstörte Missionseigentum. Die Gesundheit Cockburns, des Gründers und ausgezeichneten Leiters der Station Itschang, hatte infolge jener Unruhen sehr gelitten; er mußte 1894 in die Heimat zurückkehren und starb 1897. Sein Buch „John Chinaman" gilt für eine der besten Schilderungen des chinesischen Lebens. 1898 begann der Missionsarzt Dr. Rankine ein Krankenhaus zu bauen, zu dem er die Kosten selbst aufbringen wollte, aber ein Reisender, der das angefangene Werk sah, schenkte die noch zur Vollendung nötige Summe von 6900 Mk. Zu Itschang gehören jetzt drei Zweigstationen mit 354 Christen.

Es ist interessant, einen Ueberblick über die von Gemeinden, Vereinen und einzelnen Personen der Mission geleisteten Beiträge zu bekommen. Legate, Zinsen, Regierungsbeiträge, Schulgelder, Geschenke von Europäern im Ausland und von Eingeborenen sind dabei nicht gerechnet. In den ersten 13 Jahren nach Beginn der Kirchlichen Mission, von 1830—1843, war die Einnahme zwischen 80 000 und 90 000 Mk. Sie ist von da an stetig gestiegen mit Ausnahme des Jahrzehnts von 1853—1862, das einen Rückgang aufweist. Eine Steigerung beginnt wieder nach der Uebernahme der Missionsleitung durch Dr. Macleod. Die Jahre 1898 und 1899 zeigen zusammen eine Einnahme von 500 000 Mk., das höchste, was bisher erreicht worden war.

Natürlich hat die schottische Mission, wie jede andre, ihre

Geldnöten, sowohl durch den regelmäßigen Betrieb des Werks wie durch allerlei Unglücksfälle, Krieg, Hungersnot, Seuchen und Naturereignisse. Krankheits- und Todesfälle unter den Missionaren und deren Familien veranlassen viele unvorhergesehene Ausgaben, sodaß oft die sorgfältig gemachten Ueberschläge überschritten werden müssen, wenn nicht etwas viel Schlimmeres geschehen soll: daß durch plötzliche Entlassung tüchtiger Arbeiter das Werk geschädigt und die Missionare entmutigt werden. In den siebziger Jahren wurden neue Missionen in Dardschiling, in Afrika und in China gegründet. Dazu wurden besondere Beisteuern geleistet, aber solche Quellen versiegten, als es sich um die Fortsetzung dieser Missionen handelte. Im Jahre 1881 waren die Kassen leer und das Missionskomitee sagte der Generalsynode, entweder müßten sich die Einnahmen verdoppeln, oder man müsse das Werk einschränken. Nun machte man große Anstrengungen, besonders durch Ansprachen an Vereine, Gemeinden u. s. w. Die Einnahmen stiegen nun wieder, aber ebenso die Anforderungen, und die Schuld konnte nicht getilgt werden. Man bat jetzt um Beiträge zur Tilgung der Schuld; als man aber endlich schuldenfrei war, zeigte sich's, daß die Mittel für die laufenden Ausgaben des sich so schnell ausbreitenden Werkes nicht reichten. Wieder wurde der Vorschlag gemacht, das Werk einzuschränken und z. B. Madras aufzugeben. Aber die Generalsynode stimmte nicht zu. Da trat Professor Charteris mit einem neuen Plan vor das entmutigte Komitee. Es handelte sich vor allem um vierteljährliche Missionsnachrichten, Missionspredigten und Missionssammlungen und um Gründung einer Hilfskasse. Das Komitee gab seine Einwilligung, ebenso die Generalsynode von 1896; verschiedene der besten Redner unter den Geistlichen halfen; das Volk war schon durch die Bemühungen der letzten Jahrzehnte auf die Mission aufmerksam geworden; der neu erwachte Missionseifer in der Christenheit drang auch in die unteren Schichten und die Freudigkeit zu geben hob sich, als man den Leuten sagte, es handle sich nicht bloß um das traurige Geschäft, wieder eine Schuld zu tilgen, sondern auch um ein frisches, fröhliches Vorwärtsgehen. Die Beiträge flossen reichlich und es konnte nicht nur die Schuld von nahezu 70 000 Mk. getilgt werden, sondern auch die regelmäßigen Einnahmen hatten jetzt die erforderliche Höhe.

Am Schluß des Jahres 1900 zählte die schottische staats-

kirchliche Mission: 22 Hauptstationen, 26 ordinierte Missionare, 9 Aerzte, 10 sonstige Laiengehilfen; an eingeborenen Arbeitern: 10 ordinierte Geistliche, 135 Katechisten (und 13 Heilgehilfen). In 3 Seminarien und in mehr als 200 Schulen waren 244 christliche und 154 nichtchristliche Lehrer thätig. Die Zahl der Schüler betrug 13 047, die der Christen 10 393.

Die Einnahme im Jahr 1899 war zwischen 700 000 und 800 000 Mk. Das Eigentum der Mission in Indien, China und Afrika hat einen Wert von ca. $1^1/_2$ Millionen Mk. Vielleicht sind diese Zahlen nicht groß im Vergleich mit denen andrer Missionen. Man muß aber bedenken, daß im Jahre 1843 die Mission ganz neu angefangen werden mußte und daß sie anfangs fast ganz auf das Schulwesen, dessen Erfolge nicht so in die Augen fallend sind, beschränkt war. Der Fortschritt der Mission war bis jetzt langsam aber sicher, sodaß die Kirche allen Grund hat, Gott zu danken und Mut zu fassen. Sie hat hingebende und fähige Arbeiter und die Aussicht, manchen begabten fleißigen Studenten für den Missionsdienst zu gewinnen. Unter den eingeborenen Christen und Gehilfen sind viele recht hoffnungsvoll, es giebt jetzt viel mehr Pfarrer und Gemeindeglieder als früher, denen das Missionswerk am Herzen liegt, sodaß augenblicklich die Zeit sehr günstig ist für neue Anstrengungen. Die Kirche möchte es so weit bringen, daß jeder Abendmahlsgast wenigstens einen Penny (8 Pfennig) wöchentlich für die Mission giebt und daß die ganze Kirche sich in herzlichem Gebet für die Mission vereinigt. Zusammen mit den Beiträgen des Frauenmissionsvereins belief sich die Einnahme des Jahrs 1899 auf über eine Million Mk., wenn aber jeder Abendmahlsgast mindestens seinen Penny wöchentlich gäbe, so müßte die Jahreseinnahme gegen drei Millionen ausmachen. Gott allein aber weiß, was herzliches Gebet der Kirche für die Vermehrung der Missionare und der Heidenchristen und für Belebung des Eifers daheim und draußen bewirkt hätte.

Chineſiſche Gebräuche.*)

Wir brauchen uns nicht über die in China üblichen Sitten weiter auszulaſſen, den Vornamen hinter den Beinamen zu ſetzen, Bücher da zu beginnen, wo wir das Ende haben, erklärende Noten an die Spitze der Seite zu ſtellen, wo wir Fußnoten kennen, die Bücher liegend ſtatt ſtehend aufzubewahren, von links nach rechts, ſtatt von rechts nach links zu nähen, den Leuchter in die Kerze, ſtatt die Kerze in den Leuchter zu ſtecken, weiß, die Farbe der Hochzeit bei uns, als Trauer anzulegen, das Eſſen mit dem zu beginnen, was wir für den Nachtiſch aufbewahren, Weine heiß ſtatt kalt zu trinken, bei Tiſch aufſtoßen und ähnliche Geräuſche machen, was bei uns ein unglaublicher Verſtoß gegen die Etikette wäre, als ein Zeichen guter Erziehung anzuſehen, womit man den Gaſtgeber ehrt, beim Gruß die eigenen Hände zu ſchütteln, ſtatt die deſſen zu ergreifen, den man begrüßen will, auf Bildern in der Perſpektive größer ſtatt kleiner zu zeichnen, den Sitz des Verſtandes in den Magen oder in das Herz zu verlegen, ſtatt in den Kopf, wie wir es thun, es für höflich zu erachten, jedermann über Alter, Verdienſt u. ſ. w. auszufragen, was im Weſten als unhöflich gilt, den Hut auf den Kopf zu ſetzen, wenn man jemandem Achtung erweiſen will, wo man den Hut im Weſten abnimmt oder ganz fortlegt, Schuhe zu weißen, ſtatt zu ſchwärzen, Ball mit den Füßen zu ſpielen, ſtatt mit den Händen u. ſ. w.

Auch das iſt bekannt, daß Ehren nachträglich auf die Vorfahren übergehen, während ſie bei uns den Nachkommen vermacht werden. Der Chineſe ſagt, die Kompaßnadel zeigt nach Süden, während wir ſie nach Norden weiſen laſſen. Der Chineſe bezeichnet die Himmelsrichtungen, indem er Oſten und Weſten vor Norden und Süden ſtellt, und ſpricht daher von Oſt-Norden, Oſt-Süden, Weſt-Norden oder Weſt-Süden, wo wir von Nord-Oſten oder Süd-Weſten ſprechen. Der Chineſe lacht, wenn er von dem Tode eines nahen Verwandten redet, wo wir eher weinen würden. In China iſt der Beruf des Rechtsanwalts verächtlich, im Weſten gilt er als einer der ehrenvollſten. Im Weſten hält man den Angeklagten ſo lange für unſchuldig, bis er der Schuld überführt iſt; in China gilt er als ſchuldig, bis er ſeine Unſchuld bewieſen hat. Im Weſten wird der Verbrecher allein beſtraft; handelt es ſich in China um ein Kapitalverbrechen, namentlich um Vater- oder Muttermord, ſo werden nicht nur die zehn

*) Von Frau T. Richard im Oſtaſiat. Lloyd.

nächsten verwandten Familien mitbestraft, sondern auch der Mandarin, in dessen Distrikt die That begangen wurde. Das letztere entspricht auch heute noch der Auffassung der chinesischen Zivilisation. Hätten die Ausländer von Anfang an auf die Bestrafung des Mandarins gedrungen, in dessen Distrikt Unruhen gegen Fremde vorgekommen waren, so würde es wahrscheinlich längst keine Unruhen gegen Fremde mehr geben und es würde voraussichtlich auch der Boxeraufstand niemals stattgefunden haben. Im Westen ist ein Mann volljährig, wenn er einundzwanzig Jahre zählt, in China nicht, bis sein Vater und seine älteren Brüder tot sind, möge er selbst auch siebzig Jahre oder noch älter sein. Im Westen lernen sich junge Leute vor der Ehe erst gründlich kennen; in China dürfen sie sich nicht sehen, bis sie verheiratet sind. Der Heiratsvermittler ist in China ein geachteter Mann, während man im Westen von einer Zwischenträgerei nicht viel wissen will. Land wird in China durch Gräben und kleine Wasserläufe abgegrenzt, im Westen durch Hecken, Raine und Knicke. Kommen in China viele Leute zum Besuch, so gilt der Platz neben dem Wirt für den schlechtesten, während er im Westen der beste ist. Während im Westen der Buchstabe des Gesetzes in allen Fragen den Ausschlag giebt, herrscht in China der Wille des Mandarins oder der Geist des Gesetzes. In den Schulen des Westens ist der Lehrer die Hauptsache und das Buch ein Hilfsmittel; in China kommt es in erster Reihe auf das Auswendiglernen der Bücher an, und der Lehrer spielt erst eine zweite Rolle. Die Hochschulen des Westens sind Unterrichtsanstalten, die in China Prüfungsanstalten.

Im Westen nimmt das ganze Volk teil an der Anbetung Gottes, in China ist der Gottesdienst ein Prärogativ des Kaisers allein. Im Westen findet der Gottesdienst in einem Gebäude statt, der Gott Chinas wird unter freiem Himmel angebetet. (Der Platz, wo der Kaiser betet, ist nicht der gewöhnlich als der Tempel des Himmels gezeigte Ort, sondern ein Altar unter freiem Himmel im Tempelgebiet). Es entspricht dieses auch der Auffassung Salomos, daß der, den die Himmel der Himmel nicht fassen können, unmöglich auf einen mit Händen gebauten Tempel beschränkt werden kann. Im Westen versammeln sich die Christen allsonntäglich zum Gottesdienst, der Tempel des Konfuzius steht in China nur zweimal im Jahr, im Frühling und im Herbst, offen. Im Westen kennt man keine Opfer von Tieren beim Gottesdienst, bei der Anbetung des Konfuzius werden Opfer von ganzen gebratenen Ochsen oder Schweinen dargebracht. Im Westen kommt die Gemeinde zum gemeinsamen Gottesdienst zu bestimmten Stunden zusammen, in China geht der Einzelne für gewöhnlich in den Tempel, wann immer es ihm genehm ist.

Die Regel ist, daß die Chinesen die Denkmäler für ihre Helden in Tempeln errichten, während sie im Westen unter freiem Himmel aufgestellt werden.

Wenn ich hier im Besonderen auch über soziale Bräuche handeln wollte, so sei es mir doch auch gestattet, einige chinesische Sitten zu erwähnen, die gewisse Stellen der heiligen Schrift unserem Verständnis näher bringen, so z. B. das „Stehe auf, heb dein Bett auf und gehe heim", „Zwo Frauen werden mahlen auf der Mühle", eine zweite Einladung zu einem Fest, die so viel heißt, wie „Kommt, denn es ist alles bereit", oder den Bräutigam, der das Gesicht der Braut erst nach der Hochzeit sieht (Jakob und Lea). Wir lesen von einer Anzahl Jungfrauen, die in Syrien ausgingen, um den Bräutigam zu treffen; in China geht eine Anzahl Männer der Braut entgegen. In China betet die Mutter im Tempel nicht, bis ihr Kind mindestens einen Monat alt ist; die Tage der Reinigung sind in Syrien vierzig. Man kennt in China den Vermittler, der „seine Hände auf beide legen kann"; thatsächlich macht es dem Chinesen keine Schwierigkeit, die Kräfte des Mediums zu verstehen. „Grüßet niemand auf der Straße", sagte der Herr zu denen, die er zu predigen aussandte, weil, wie in China, der Gruß in der Form des Salaam oder Kotou zu viel Aufenthalt verursachen würde. In China versteht man es sehr wohl, wenn Abraham Geld nach Gewicht zahlte oder wenn mit einem Joch Ochsen geackert wird. Die chinesischen Frauen werden mit Hanna sympathisieren, die im Unwillen über den Vorwurf ihrer Unfruchtbarkeit in den Tempel ging und einen Knaben erflehte, denn bei ihnen ist das Gebet an die Königin der Gnade für Kinder sehr gebräuchlich. Sprüche, die auf die Thürpfosten geschrieben oder in den Felsen eingehauen werden, das bunte Kleid, das man dem Lieblingskinde giebt, das Antlitz zu schminken und den Kopf zu putzen, wie Isebel that, das Anweisen des höchsten und niedrigsten Platzes beim Fest („Freund rücke hinauf") sind in China leicht zu verstehen; ebenso ist in China das Gras, das noch heute auf dem Felde steht, und das man morgen in den Ofen wirft, nichts Auffallendes; man spricht vom Hinabsteigen zum Brunnen und vom Verstopfen des Brunnens; man kennt das Tragen von Sandalen, das Lose werfen, das Bestellen von Trauernden, die um den Toten weinen und klagen, das Viele-Worte-machen beim Beten. Alles dieses und vieles Andere, das in China gebräuchlich ist, macht die Bibel leichter verständlich. Wie bei den Juden, so steht auch bei den Chinesen Todesstrafe darauf, wenn man des Vaters Frau oder Schwester heiratet. Dagegen steht es mit dem jüdischen Brauch in Widerspruch, daß der mit dem Tode bestraft wird, der seines Bruders

Witwe heiratet; unter den Juden war eine solche Ehe vorgeschrieben, wenn der erste Gatte, ohne Kinder zu hinterlassen, starb.

Am eingehendsten behandeln wohl Williams in seinem „Middle Kingdom“ und Doolittle im „Social life of the Chineses“ die sozialen Bräuche. Wir müssen uns hier darauf beschränken, auf einige Sitten einen Blick zu werfen, die ich versuchen will, um einen allgemeinen Gedanken oder eine Hauptnationalsitte zu gruppieren. Auf Einzelheiten einzugehen, verbietet der Raum.

Wir wollen zunächst einen Blick auf die Bräuche werfen, die aus der Anbetung der Vorfahren oder vielmehr richtiger, der Ehrerbietung, die den Vorfahren erwiesen werden, herrühren. Denn darin besteht die Schwierigkeit, daß fast alle Missionare diese eine Anbetung nennen, das Wort aber, das die Chinesen brauchen, und das ich mit Ehrerbietung übersetzt habe, ist dasselbe, welches in dem Ausdruck vorkommt, den die Chinesen für den Besuch eines Freundes gebrauchen. In dieser Hinsicht aber würden wir niemals von einer Anbetung ihrer Freunde sprechen. Sie machen ihnen einen ehrerbietigen Besuch — pai-keh —, warum nicht also auch denselben Charakter in der Phrase pai-tsu-tsung mit „den Vorfahren Ehrerbietung erweisen“ übersetzen? Wir erweisen unseren Toten Ehrerbietung, indem wir ihnen Grabsteine errichten, am Tage der Beerdigung Blumen bringen und auf ihren Gräbern lebende Pflanzen pflegen. Ist ein Anlaß vorhanden, weil der Chinese an Stelle der Blumen Speisen und Scheingeld darbringt, bei ihm von einem Gottesdienst zu sprechen?*)

Jeder gebildete Chinese erzählt uns, daß es drei Grade der Ehrerbietung giebt, nämlich die, die man dem Freunde, den Vorfahren und dem höchsten Gott, dem Herrscher über Himmel und Erde, erweist.

Der erste Brauch, den wir in Verbindung mit der Ehrerbietung vor den Vorfahren erwähnen, ist die frühzeitige Verlobung und Verheiratung, denn die Wurzel dieses Brauches ist in dem Wunsche zu suchen, daß die Eltern, die Großeltern und vielleicht auch die Urgroßeltern noch ihr Glück darin finden, daß sie wissen, daß ihre Nachkommen auf Generationen hinaus die feierlichen Bräuche beobachten werden. Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Eltern, die durch einen Vermittler frühzeitig ihre Kinder verloben, statt abzuwarten, daß diese erst heranwachsen und für sich selbst wählen, den Vorteil haben, für ihre Töchter ein Heim zu sichern und diese nicht, wie wir es thun, der Gefahr aussetzen, daß sie einst für ihren eigenen

*) Daß die Ahnenverehrung trotzdem ein Totenkultus ist, daran ist doch wohl nicht zu zweifeln. D. H.

Lebensunterhalt sorgen müssen und alt werden, ohne der Freuden des Familienlebens teilhaftig geworden zu sein. Selbstverständlich giebt es auch alte Jungfern in China, weil mancher Bräutigam vor der Ehe stirbt; sie leben dann aber unvermählt in der Familie der Eltern des verstorbenen Bräutigams und werden als Witwen angesehen. Natürlicherweise wird man manche Abweichungen von dieser Regel im Osten wie im Westen finden, infolge derer es auf der einen Seite nicht so viele Unvermählte im Westen giebt wie es auf den ersten Blick scheinen könnte, und auf der anderen Seite im Osten die Frau nicht für ihr Lebenlang an einen Mann gekettet ist, der durchaus nicht zu ihr paßt und daher für sie ein Leben des Elends heraufbeschwört. Wie im Westen, so giebt es auch in China Ehescheidungen. Gründe für Ehescheidungen aber giebt es in China sieben, nämlich Unfruchtbarkeit, Untreue, Eifersucht, Klatschhaftigkeit, Diebstahl, Ungehorsam den Schwiegereltern gegenüber und Aussatz. Was für Fehler aber auch eine Frau haben mag, sie kann nicht aus dem Hause des Gatten entfernt werden, wenn ihre Eltern nicht mehr am Leben sind, zu denen sie zurückkehren könnte. Dagegen setzt der Mann sich einer Bestrafung aus, der seine des Ehebruchs überführte Frau nicht aus dem Hause weist. Wiederum giebt es keine Bestimmung darüber, was mit dem Manne geschehen soll, der des gleichen Verbrechens überführt wird. Einseitige Gesetze giebt es aber bekanntlich nicht nur in China.

Ein anderes Uebel, das eng mit dem Wunsche der Chinesen, Söhne zu haben, zusammenhängt, die den Ahnen Ehrerbietung erweisen können, ist die Vielweiberei. Angeblich haben zwei Fünftel aller wohlhabenden Chinesen Nebenfrauen. Bekommt die erste Frau keinen Sohn, so nimmt der Chinese in der Hoffnung, daß ihm solche von anderen Frauen beschert werden mögen, mehr Frauen. Ja, eine gute Frau wird, sobald sie merkt, daß sie wahrscheinlich keine Kinder bekommen wird, es für ihre Pflicht erachten, in ihren Gatten dringen, eine andere Frau zu nehmen. Aus der Polygamie aber entstehen wieder im Hause Eifersüchteleien, Streit und häufig Selbstmord. Ein chinesisches Sprichwort sagt: Neun Zehntel aller Frauen sind eifersüchtig. Ich würde nicht viel von der Liebe einer Frau halten, die, wenn wirklich Grund vorhanden ist, nicht eifersüchtig werden würde. Und trotz alledem ist es geradezu erstaunlich, wie oft solche Familien mit mehr als einer Frau in schönster Harmonie leben. Das ist aber der Fall, weil, während es im Westen genügt, daß eine Frau etwas für nur möglich hält, sie zur Verzweifelung zu bringen und den Entschluß zur Reife zu bringen, ihre Ehe scheiden zu lassen, in China die Thatsachen ruhig als „alter Brauch“ ge-

duldet werden. Es war für mich geradezu rührend, wie ich kürzlich sah, daß die zweite Frau eines Mannes ein ihr bekanntes jüngeres Mädchen überredete, ihres Gatten dritte Frau zu werden, um ihre Ehre zu wahren. Wir Frauen des Westens würden einen solchen Edelmut für Wahnsinn halten. Nichtsdestoweniger darf man doch behaupten, daß Eifersucht, Streit und Selbstmord häufig die Folgen solcher Verhältnisse sind. Interessant würde es sein, festzustellen, wie sich in den Teilen Chinas, wo Polyandrie vorherrscht, die Männer mit einander auskommen.

Ein dritter, indessen nicht schlimmer Brauch, der dem Wunsche entspringt, Söhne zur Fortsetzung des Ahnendienstes zu haben, ist es, arme Knaben anzunehmen. Reiche kinderlose Eltern wählen dazu beim Fehlen von Neffen Agnaten oder Cognaten, also Verwandte entweder des Bruders oder der Schwester, meist Kinder desselben Namens. Der angenommene Knabe kann auch nachträglich noch der Adoptivsohn und Erbe eines schon Verstorbenen werden. Namentlich wo es sich um Agnaten und Cognaten handelt, bedarf es dabei keiner Mitwirkung der Behörden; Verabredungen innerhalb der Familie allein genügen völlig. Es heißt, daß fünf Prozent aller Chinesen Kinder annehmen, und daß von den Angenommenen siebzig Prozent Knaben sind. In Amoy ist es Sitte, daß Kaufleute Söhne adoptieren, um sie als Agenten in andern Ländern zu verwenden.

Im Zusammenhang mit dem Ahnendienst steht schließlich noch ein schreiendes Uebel: nämlich der in den ärmeren Klassen verbreitete Mädchenmord. Wozu, sagen die Leute, sollen wir Mädchen erziehen, die nichts zum Aufbau einer eigenen Familie thun können, die vielmehr, nachdem sie unnütze Kosten verursacht haben, nur dazu beitragen müssen, die Familie ihres Gatten aufzubauen? Die Erziehung von Knaben und Mädchen im Sinne der Kultur des Westens wird zweifellos mit der Zeit mit dem Mädchenmord, der Polygamie und den vorzeitigen Verlobungen und Heiraten aufräumen und der Jugend ein größeres Bestimmungsrecht in der Wahl des Gatten, als bisher, geben. Durch die Erziehung werden auch die Mädchen bessere Frauen einsichtiger Männer werden, welch letztere, sobald die westliche Erziehung allgemein geworden ist, in der Mehrzahl sein werden. Dr. Allen berichtet, daß, als Prinz Tschun auf dem Rückweg nach China eine Mutter und eine Erzieherin zwei Kindern an Bord des Dampfers Unterricht erteilen sah, er in die Worte ausbrach: „Jetzt verstehe ich es, jetzt verstehe ich es“, womit er offenbar ausdrücken wollte, daß er jetzt das Geheimnis der Blüte der westlichen Völker erfaßt habe, nämlich, daß auch Frauen unterrichtet würden und im Stande seien, ihrerseits wieder zu unterrichten.

Füglich kann man die sozialen Bräuche der Chinesen in drei Klassen teilen: in freundliche, grausame und entwürdigende.

Erstens. — Der freundlichen Bräuche giebt es gar viele. Wir brauchen nur auf die bei Besuchen üblichen hinzuweisen: die freundlichen, wenn auch etwas aufdringlichen Fragen; die warme Gastfreundschaft, die Geschenke an die Kinder von Gästen und der Gäste an die Kinder des Wirtes, auch bei gelegentlichem Vorsprechen im Hause des Freundes; den Austausch von Geschenken an den drei großen Festtagen des Jahres, wie wir es zu Weihnachten thun, das „nur einmal im Jahre" kommt. Reist ein Freund ab, so werden ihm von allen Seiten Gaben gesandt, meistens solche, die er unterwegs gut gebrauchen kann. Auch das Anbieten von Plätzen im Hause oder im Wagen, ehe man selbst Platz nimmt, zeigt, daß der Chinese bescheiden ist. Daß er Armen, Greisen, Blinden gegenüber ein gutes Herz hat, ist bekannt. Die Findelhäuser, Freischulen, Hospitäler, unentgeltliche Impfung der Kinder u. s. w. lassen deutlich erkennen, daß der reiche Chinese dem minder Begüterten gegenüber wohlthätig ist. Von dem Wohlwollen der Chinesen legen auch die Provinzialgilden ein Zeugnis ab, die für ihre Angehörigen Sorge tragen, wenn sie in Not geraten.

Zweitens. — Auch nach grausamen Bräuchen braucht man nicht lange zu suchen. Die Autorität des Mannes über die Frau wird oft gemißbraucht, ebenso die der Schwiegermutter über die Schwiegertochter, und endlich auch die des Herrn oder der Herrin über die Sklavin. Daß Frauen geschlagen werden, ist nichts Seltenes. Diese Sitte ist so allgemein, daß eingeborene Christinnen schon mehr als einmal ihrem Erstaunen darüber Ausdruck verliehen haben, wenn sie hören, daß die Missionare ihre Frauen niemals schlagen. Ein Beweis dafür mag in der Erklärung gefunden werden, die eine Chinesin einer andern vor einem bekannten Bilde gab, auf dem ein Geistlicher beim Betreten eines Hauses seine Hand zum Segen ausbreitet, wobei er spricht: „Gesegnet sei dein Haus", während sich zwei Kinder an den Rock der Mutter hängen. „Siehst Du", sagte die eine der Frauen zu der andern, „der Mann ist fortgewesen; das erste, was er thut, wie er zurückkommt, ist, daß er die Hand erhebt und seine Frau schlägt. Du siehst, die Westländer sind gerade so schlecht, wie unsere Männer." Auf die grausame Sitte des Fußbindens brauchen wir nicht weiter einzugehen. Wir hoffen, wenn die Reformpartei erstarkt, wird mit andern Mißbräuchen auch dieser verschwinden. Ein anderer grausamer Brauch ist der, Sterbende aus dem Hause zu bringen. Dies geschieht, damit der Geist des Toten nicht im Hause spuken kann, oder wenn der Tote, wie das bei Sklavinnen oft der Fall ist,

schlecht behandelt wird, dem Hause Unglück bringt. Zuweilen kommt es indessen vor, daß ein ausgesetzter Todeskandidat sich wieder erholt, wenn er aus der verpesteten Luft des Hauses in die frische kommt.

Drittens. — Von den entwürdigenden Sitten Chinas müssen wir zunächst die Trennung der Geschlechter nennen, die die Männer häufig zu bäuerischen Manieren, Schwelgerei, Opiumrauchen und Zeitvertreib mit Freunden und schlechten Frauenzimmern in Spielhöllen führt, sodaß man in China selten das findet, was der Stolz des Lebens in England ist: die Freuden des Familienlebens, wie es in Liedern verherrlicht ist. Aber es giebt auch in China Familien, in denen die Frau hoch geehrt ist und verdientermaßen, denn sie ist der bessere Teil, und in denen auch die Trennung der Geschlechter nicht so streng durchgeführt wird. Männer, die solche Frauen haben, denken in der Regel nicht daran, auch das geringste Geschäft ohne die Zustimmung ihrer Frauen abzuschließen. Auch der Umstand, daß Männer häufig räumlich weit von ihren Familien getrennt leben, führt nicht selten zu einem wüsten Leben. Die nur allzu bequeme Opiumpfeife, die man besuchenden Freunden, Männern wie Frauen, anbietet, wie wir Frauen des Westens unsern Freundinnen eine Tasse Kaffee oder Thee vorsetzen oder wie ein Mann einem andern eine harmlose Zigarre giebt, führt häufig zu einem übermäßigen Genuß dieses Giftes. Wie der Genuß von Alkohol, wenn in richtigen Grenzen gehalten, eine Gottesgabe ist, und übermäßig genossen, seine Opfer entwürdigt, so ist es auch mit dem Opium. Auf das Stehlen kleiner Mädchen, um sie in der Ferne als Sklaven oder zu noch schlechteren Zwecken zu verkaufen, in welchem Falle sie jedes Mal der grausamsten Behandlung ausgesetzt sind, brauche ich nicht weiter einzugehen.

Die sozialen Bräuche in allen Ländern, auch in denen der Christenheit, sind bei weitem nicht vollkommen. So kann man auch nicht erwarten, daß sie es in China sind, das in dieser Hinsicht weit weniger erleuchtet ist, als die der Christenheit. Zweifellos ist es, daß das Christentum auf die sozialen Bräuche Chinas einen großen, verändernden Einfluß übt. Wer die Chinesen aber wirklich kennt, findet manches, das er in seiner Art bewundern muß. Er wird aber auch die Hoffnung hegen müssen, daß ein Volk, dessen geistige Fähigkeiten so groß sind und das so viele gute Charakterzüge, Freundschaft, Dankbarkeit für genossene Wohlthaten, Ausdauer bei schlecht gelohnter Arbeit u. s. w. besitzt, in nicht zu großer Ferne vom Geist des Christentums, d. h. von dem Geiste, der uns den Nächsten lieben läßt, wie sich selbst, erfüllt sein und eines der besten auf der Erde werden wird.

Missions-Zeitung.

Indianer-Statistik. Daß die Indianer Nordamerikas im Aussterben begriffen sind, ist eine weitverbreitete Annahme; daß sie aber nicht richtig ist, beweisen die jüngst erfolgten Veröffentlichungen des Chefs der Abteilung für die Indianer-Angelegenheiten in Washington. Die Statistik zeigt nicht nur, daß eine langsame, aber stetige Vermehrung der roten Rasse stattfindet, sondern auch, daß diese Zunahme sich besonders auf die unter der Civilisation stehenden Stämme erstreckt. Ueber den Stamm der Irokesen z. B. sind Ziffernangaben seit der ersten Berührung mit den Missionaren vorhanden. Damals betrug ihre Zahl 11 000, gegenwärtig beläuft sie sich auf 30 000. Daß gerade kultivierte Stämme sich am schnellsten vermehren (weil ihre Lebensführung die Sterblichkeit vermindert), beweisen die Tschirokesen, die 1782 nur 3000, jetzt aber 25 000 Seelen zählen. Die Tschakta-Indianer sind von 6000 auf 16 000, die Krik-Indianer von 3000 auf 14 000 Köpfe gewachsen. Die Gesamtzahl der Rothäute in den Vereinigten Staaten beträgt gegenwärtig rund 250 200, und es liegt kein Grund vor anzunehmen, daß ihre Zahl vor 200 Jahren höher gewesen ist. Die Erzählungen von Massenausrottungen der Indianer sind als Fabeln zu betrachten. „Der letzte Mohikaner" lebt noch in bestem Wohlbefinden, nur ist der Stamm, 2400 Mann stark, nach Kanada ausgewandert. Thatsächlich ist nur ein einziger Fall bekannt, daß ein ganzer Stamm ausgerottet wurde. Das geschah in den vierziger Jahren in Kanada, und die Feinde waren eine verheerende Pockenepidemie und die Mordlust eines benachbarten Stammes. In den Kämpfen der weißen Goldsucher mit den Indianern Kaliforniens und der Nachbargebiete fielen insgesamt etwa 7000 der Eingebornen; doch kennt die Geschichte der Rothäute kein Gegenstück hiezu.

Westindien. Zu den Opfern, die die schreckliche Katastrophe von St. Pierre auf der Insel Martinique am 8. Mai d. Js. gefordert hat, gehört ohne Zweifel auch Behanzin, der letzte König des einst mächtigen Königreiches Dahome. Derselbe wurde im Jahr 1894, nachdem er den französischen Expeditionstruppen unter Oberst Dodd in die Hände gefallen war, nach der Insel Martinique deportiert und ist hier beim Untergange von St. Pierre aller Wahrscheinlichkeit nach mit seinem ganzen Gefolge umgekommen. Er saß nur vier Jahre auf dem Throne seiner Vorgänger; denn schon beim Antritt seiner Regierung im Jahr 1890 pochten die Franzosen an die Thore seines

Reiches. Behanzin suchte zwar direkt mit dem Präsidenten der französischen Republik durch eine Gesandtschaft zu unterhandeln, aber man hatte allen Grund, dem König, der in den Wegen seiner Vorfahren wandelte, nicht zu trauen. Als er dann vollends die Franzosen in verräterischer Weise in einen Hinterhalt lockte, ließ Oberst Dodd seine Truppen von der Küste aus gegen die Hauptstadt Abome marschieren. Nur unter beständigen harten Gefechten konnten sie langsam durch das morastige Land vordringen. Als dann eine fliegende Kolonne sich der königlichen Residenz Kana näherte, war Behanzin zu einem bedingten Friedensschluß geneigt. Aber Dodd ging nicht darauf ein und drang gegen die Hauptstadt Abome vor, die der König mit seinen Amazonen besetzt hielt. Hier sollte es zum letzten Entscheidungskampf kommen. Als aber die französischen Truppen die weite fruchtbare Ebene von Abome betraten, fanden sie die Hauptstadt in Flammen gesetzt. Damit fiel auch das Reich Dahome dahin und die Weibergarde hatte zum letzten Male ihre Kriegsgesänge vor dem Herrscher angestimmt. Seine Getreuen verließen ihn und Behanzin wurde zwei Jahre lang von den Franzosen wie ein Wild von einem Schlupfwinkel zum andern verfolgt, bis er in ihre Hände fiel und im Jahr 1894 nach Martinique deportiert wurde.

Vom 7.—11. August d. J. soll in **Eisenach** die **XII. Allgemeine deutsche christliche Studentenkonferenz** stattfinden. Ihr Zweck ist, in den Kreisen der Studenten, der künftigen Führer unseres Volkes, lebendiges Christentum zu wecken und zu pflegen, überzeugt, daß die Frage nach dem Sinn des Lebens nur so ihre tiefste Lösung findet, und der Einzelne in unserer gärenden Zeit nicht anders festen, bleibenden Halt findet. Als Themata sind zur Besprechung gewählt: 1) „Der Weg zu dem lebendigen Gott", Referent Herr Inspektor des Tholuck-Konvikts Jaeger-Halle a. S.; 2) „Die Evangelisation der Welt als unser Vorrecht, geboten durch die Forderungen der Gegenwart", Referent: Herr Pfarrer Corrévon-Frankfurt a. M.; 3) „Das Leben in Gott", Referent Herr Pfr. Stockmayer-Hauptweil (Schweiz). Außerdem werden Berichte gegeben aus den Kreisen der Studenten und solche Fragen behandelt, die für das studentische Leben von besonderer Bedeutung sind; daneben bietet das mehrtägige Zusammensein mannigfache Gelegenheit zu persönlichem Austausch. Die Einladung ergeht an alle Kommilitonen deutscher Hochschulen ohne Unterschied der Fakultät; solche, die die Universität bereits verlassen haben, sind gleichfalls (nach vorheriger Anmeldung) willkommen.

Bücheranzeige.

Bornemann, W. D. Prof. **Einführung in die evangelische Missionskunde** im Anschluß an die Basler Mission. Mit einer Beilage: Vier Tabellen zur Geschichte der Basler Mission. 340 S. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr (P. Siebeck), brosch. 6 Mk., geb. 7 Mk.

Bei dem Umfang, den die Mission heutzutage angenommen hat, und der Wichtigkeit, daß auch die gebildeten Kreise, vor allen die theologischen, ihr die gebührende Teilnahme schenken, ist das vorliegende Buch eine höchst dankenswerte Gabe. Der gelehrte Verfasser bezweckt damit, vor allem die führungsbedürftigen und suchenden jungen Theologen in die Fülle der Missionsprobleme einzuführen und sie auf dem umfangreichen Gebiete der Missionslitteratur zu orientieren. Er thut das nach einer kurzen Erörterung über einige allgemeine wissenschaftliche Probleme: (1. das Wesen und der gegenwärtige Stand der evang. Missionswissenschaft; 2. die evang. Missionswissenschaft im Zusammenhang der gesamten Theologie; 3. Winke für das Studium der Missionswissenschaft; 4. Missionszögling und Student der Theologie) an Hand eines konkreten Beispiels, an der Geschichte, dem Betrieb und Charakter der Basler Mission, da ihm aus manchen Gründen gerade diese Mission als ein geeignetes Objekt erschien. Er zeichnet dieselbe nach verschiedenen Seiten hin hauptsächlich durch Vorführung typischer und charakteristischer Gestalten aus der Reihe ihrer Leiter und Arbeiter, und es ist das Ganze eine durchaus sachliche und übersichtliche Darstellung, die besonders durch die treffende Charakterzeichnung gewinnt. Wir freuen uns über die Wärme und Liebe, mit der die Mission behandelt und beurteilt wird; wir sind überzeugt, daß nicht nur Theologen, sondern auch die übrigen gebildeten Kreise dem Verfasser Dank wissen werden für das in die Missionskunde einführende Werk.

Mackay, A. **Pionier-Missionar von Uganda.** Von seiner Schwester. Uebers. von J. H. Nebinger. Mit einer Skizze seiner Persönlichkeit aus persönlichem Verkehr von D. W. Baur. 421 S. Wohlfeile Ausgabe 1902. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, brosch. 2 Mk., in Leinen geb. 3 Mk.

Die Bedeutung, die der Laienmissionar A. Mackay als Ingenieur, Bibelübersetzer, Prediger, Katechet und Seelsorger für die Gründung und die ersten schwierigen Anfänge der Uganda-Mission gehabt hat, ist in der Gegenwart von um so größerem Interesse, als sich diese Mission innerhalb des letzten Jahrzehnts zu einer der bedeutendsten und fruchtbarsten entwickelt hat. Es ist deshalb ein dankenswertes Unternehmen des Verlegers, das vorliegende Buch, das zu den besten Erscheinungen der Missionslitteratur gehört, in einer wohlfeilen Ausgabe jedermann zugänglich gemacht zu haben.

Leuschner, F. W. **Aus dem Leben und der Arbeit eines China-Missionars.** 128 S. Berlin NO. 43. Buchhandlung der evang. Missionsges. 1,50 Mk.

Konkrete, ansprechende Bilder aus dem chinesischen Missionsleben, wodurch uns der Missionar als Prediger, Lehrer, Arzt und Baumeister, sowie sein Familienleben anschaulich vor Augen geführt wird.

— **Der Reisschrift** oder Menschliches Elend und göttliche Barmherzigkeit. Ebenda. 86 S. 1 Mk.

Eine Erzählung, die ein Nachtstück chinesischen Heidentums enthüllt, in das aber das freundliche Licht des rettenden Evangeliums hereinfällt.

Ein Lama mit Gebetmühle und Rosenkranz.

Ein abenteuerliches Missionsunternehmen.

Wiederholt haben Reisende und Missionare versucht, in das Hochland von Tibet einzudringen, um es der wissenschaftlichen Forschung und der Predigt des Evangeliums zu erschließen. Aber hartnäckig sind bis jetzt alle derartigen Versuche in neuerer Zeit zurückgewiesen worden. Ganz besonders aber wird von den Tibetern argwöhnisch darüber gewacht, daß kein unberufener Fuß die Hauptstadt ihres Landes, das heilige Lhasa, den Sitz ihres buddhistischen Oberhauptes Dalai Lama, betrete. Auch der neueste Versuch des bekannten schwedischen Reisenden Sven Hedin ist gescheitert. Hedin wurde, als er sich der verbotenen Stadt näherte, erkannt und zurückgewiesen. Ebenso mißlang ein zweiter Versuch, den er als Burjäte verkleidet im letzten Jahr unternahm.

Doch gab es eine Zeit, da Tibet keineswegs ein den Europäern verschlossenes Land war. Die Jesuiten des 17. und 18. Jahrhunderts durften sich dort frei bewegen und genossen sogar die besondere Gunst des chinesischen Kaisers. Aus jener Zeit besitzen wir auch Beschreibungen von Lhasa. Der heutige Zustand der Abgeschlossenheit datiert erst seit 1760, als die Kapuziner aus Tibet vertrieben wurden. Das ganze Hochland freilich ist nie ganz unzugänglich gewesen, aber umso mehr die heilige Zentralprovinz. Nur zwei Versuche, in diese Hochburg buddhistischer Priestermacht einzudringen, sind von Erfolg begleitet gewesen. Im Jahr 1811 besuchte der Engländer Manning in der Verkleidung eines indischen Arztes die Stadt Lhasa und er wurde sogar vom Dalai Lama wiederholt gesegnet. Sodann hielten sich 1844 die von Peking her kommenden französischen Missionare Huc und Gabet

einige Monate dort auf. Sie traten als buddhistische Mönche auf, wurden aber schließlich erkannt und von ihrem Wege nach Indien nach Osten abgeschoben. Damals hielt es noch nicht so schwer, die Wachsamkeit der Lamas zu täuschen, da die zentralasiatische Forschung noch nicht begonnen hatte. Seitdem aber die Gebieter von Lhasa zu der Erkenntnis gekommen sind, daß Tibet eine besondere Anziehungskraft auf die Europäer ausübt und wie namentlich die Engländer von Indien aus sich dort einschleichen wollen, sind sie weit vorsichtiger geworden, und es ist keinem Europäer mehr gelungen, das sorgsam gehütete Lhasa zu betreten. Denn ein ausgezeichneter Nachrichtendienst unterrichtet sofort die Behörden in Lhasa, sobald sich ein Ausländer an den Grenzen des verbotenen Gebietes zeigt. Und auch solche, die in unauffälliger Weise und in Verkleidung das Land durchziehen, werden bald erkannt, auf Schritt und Tritt beobachtet und im entscheidenden Augenblick angehalten.

So ist das Innere von Tibet bis jetzt ein verschlossenes Land geblieben. Die Missionare aber, die vergeblich dahin vorzudringen suchten, haben sich begnügen müssen, in verschiedenen Grenzgebieten ihre Posten aufzustellen, bis sich die verschlossenen Thore des Landes zu der von Gott gegebenen Stunde aufthun werden. Diesen Zeitpunkt können aber manche, die sich als Pioniere des Evangeliums berufen glauben, nicht abwarten und suchen immer wieder aufs neue den Zugang zu erzwingen. Es geschieht das in bester Absicht, und der Heroismus, womit solche Versuche unternommen werden, verdient alle Achtung, aber das Ergebnis ist schließlich doch nur ein Mißerfolg.

Ein Versuch dieser Art ist auch das abenteuerliche Unternehmen des holländischen Freimissionars Peter Rijnhart (spr. Reinhart), der im Jahr 1898 mit Frau und Kind von der chinesischen Provinz Kansu aus in das Innere von Tibet einzudringen suchte, um sich hier wenigstens in der Umgebung von Lhasa, wenn nicht in der Stadt selbst, niederzulassen. Aber er wurde, nachdem das Kind schon vorher dem Wechsel des Klimas erlegen war, an der Grenze der Zentralprovinz, ca. 50 Wegstunden vor Lhasa angehalten und er sah sich genötigt, nach Osten abzubiegen und den ins chinesische Gebiet führenden Karawanenweg einzuschlagen. Hatten die beiden Reisenden schon vorher auf ihrer

monatelangen Wanderung durch Einöden und über steile Gebirgsrücken hinweg, bei Regen und Schneestürmen große Strapazen aushalten müssen, so gestaltete sich ihr erzwungener Rückzug erst recht zu einem verhängnisvollen Mißgeschick. Auf dem Weg nach Taschi Gomba wurden sie von Räubern angefallen, die Felsstücke den Bergabhang herabrollten und auf sie feuerten. Sie verloren dabei ihre Pferde bis auf eins und die Führer entwichen. Mühsam schleppten sie sich durch das öde Bergland weiter, bis Rijnhart bei dem Versuch, in einem benachbarten Zeltlager Hilfe zu holen, auf unerklärliche Weise spurlos verschwand. Er kehrte nicht mehr zurück und hat wahrscheinlich durch Mörderhand seinen Tod gefunden. Seine Frau setzte dann als die einzige Ueberlebende von der Karawane die Reise fort und erreichte nach höchst gefahrvoller, beschwerlicher Wanderung die Stadt Tatschienlu, wo sie bei den Missionaren der China Inland Mission liebevolle Aufnahme fand. Von da ist sie auf dem Yantsekiang nach Shanghai weiter gereist und in ihre Heimat nach Kanada zurückgekehrt. Hier hat sie ihre Erlebnisse in dem lesenswerten Buch: „With the Tibetans in Tent and Temple“ veröffentlicht. Auf Grund dieses interessanten Werks, das auch in sehr gewandtem Stil geschrieben ist, möchten wir unsern Lesern einige Mitteilungen über dieses abenteuerliche Unternehmen machen.

Eintritt in die Arbeit.

Schon im Jahre 1892 hatte sich Peter Rijnhart in dem Dörfchen Lusar, in der Nähe des großen, weithin berühmten Lama-Klosters Kumbum in der Grenzprovinz Kansu niedergelassen und hier seine medizinische und evangelistische Thätigkeit entfaltet. Er fand unter den Lamas, sowie unter den verschiedenen andern Bewohnern des Landes die freundlichste Aufnahme. Unter seinen Patienten befanden sich Leute von hohem und niederem Stande: Lamas, tibetische und mongolische Häuptlinge, Beamte, Kaufleute, Hirten und Räuber. Seine Thätigkeit verschaffte ihm bald einen Ruf, sodaß ihn die buddhistischen Priester mit dem Namen eines „weißen Lama aus dem Westen“ beehrten. Auf seinen Reisen forderte kein Beamter, weder ein chinesischer noch ein tibetischer, ihm den Paß ab, noch zeigten sie irgendwelches Mißtrauen über seinen Aufenthalt an der Grenze des ver-

botenen Landes. Diese gute Aufnahme ließ ihn die Hoffnung gewinnen, trotz der bekannten Abgeschlossenheit Tibets doch ins Innere des Landes und womöglich nach Lhasa vordringen zu können.

Er kehrte nach Kanada zurück und heiratete hier am 15. September 1894 seine Frau Susie, eine geprüfte Aerztin. Das junge Ehepaar verließ sodann Amerika, um sich zunächst wieder in Lusar bei Kumbum niederzulassen und von da später den Vorstoß gegen das innere Tibet auszuführen. Sie hatten hierin umso freiere Hand, als sie in keinerlei Verbindung mit irgendeiner Missionsgesellschaft standen. In Bezug auf die äußeren Mittel für ihr Missionsunternehmen waren sie wie es scheint nur auf die Unterstützung von Freunden angewiesen, die Rijnhart durch seine Vorträge in Holland, Kanada und in den Vereinigten Staaten gewonnen hatte. Im übrigen verließen sie sich auf Gottes Verheißungen. Für ihre Arbeit in Kumbum schloß sich ihnen ein junger Mann, Namens William Ferguson an, der sich aber bald wieder von ihnen trennte und anderswo in China sein Arbeitsfeld gefunden zu haben scheint.

Von der Hafenstadt Shanghai aus, wo sie ihre Ausrüstung vervollständigten, traten sie ihre Reise ins Innere von China an. Sie benützten zunächst den Dampfer, der sie den Yangtsekiang hinauf bis nach Hankau verbrachte, wo sich alles wegen des damaligen Krieges mit Japan in großer Aufregung befand. Dann schifften sie sich auf einer Dschunke ein, auf der sie den Hanfluß hinauffuhren bis Fantscheng, das sie am 7. Januar 1895 erreichten. Sie fanden hier bei skandinavischen Missionaren ein freundliches Unterkommen, bis sie am 11. Januar auf dem landesüblichen Karren die Reise nach dem Westen fortsetzen konnten. Nach einer äußerst ermüdenden Fahrt auf unebenen Straßen und über Flüsse und Bäche langten sie glücklich in Singanfu, der alten Hauptstadt des Reiches, an. Dann wurde die Fahrt nach Lantschau, der Hauptstadt von Kansu fortgesetzt, wo sie von Missionaren der China Inland Mission freundlich aufgenommen wurden. Von da ritten sie auf dem kürzesten Weg über die Berge und an der großen chinesischen Mauer entlang, die hier den Hwangho-Fluß berührt, in fünf Tagen nach der Stadt Sining, wo Frau Dr. Rijnhart vorderhand im Hause der China Inland Missionare verblieb, während ihr Mann mit seinem Gefährten Ferguson nach Lusar vorauseilte, um die ersten Anstalten für ihre Niederlassung zu treffen. Frau Rijnhart wartete indes die Zeit, bis ihr Mann sie abholen würde, nicht ab, da sie die erste Einrichtung ihres Haushalts nicht ihrem Gatten allein überlassen wollte, sondern eilte ihm nach, während derselbe noch mit dem Bau einer einfachen Wohnung beschäftigt war.

Sie befanden sich nun nach sechsmonatlicher Reise am Ort ihres vorläufigen Wirkungskreises. In ihrer Nähe, an den Abhängen zweier Hügel erhob sich das stattliche Buddhistenkloster Kumbum, eins der größten Heiligtümer Asiens, weithin bekannt als Stätte buddhistischer Wissenschaft. Es bildet den Sitz von ca. 4000 Lamas und ist das Ziel von unzähligen Wallfahrern aus allen Grenzgebieten Tibets. Nur wenige Minuten davon entfernt liegt das Dorf Lusar, sozusagen der weltliche Teil des großen Klosteranwesens. Zugleich ist es eine Handelsstation, die von Kaufleuten aus China, der Mongolei und den verschiedenen Gebieten Tibets besucht wird. Besonders an den großen Festen, die jährlich ab und zu im Kloster stattfinden, wird eine Unmasse von Altarlampen, Zauberbüchsen, Götzenbildern, Gebetmühlen und andere Gegenstände buddhistischer Verehrung abgesetzt.

Das ganze westliche Gebiet der Provinz Kansu gehört zu dem sogenannten äußeren Tibet und wird hauptsächlich von zwei Volksstämmen bewohnt: den Tusan oder bäuerlichen Barbaren, die nach ihrer Abstammung zu den Chinesen gezählt werden — und den Sifan oder westlichen Barbaren, die reine Tibeter sind. Letztere sind zum größten Teil Nomaden und zerfallen in kleine Trupps, die unter erblichen Häuptlingen stehen. Als solche zahlen sie dem chinesischen Beamten in Sining Tribut. Unter den handeltreibenden Chinesen finden sich auch viele, die in ihrem Aeußeren an die Türken erinnern und Mohammedaner sind. Lusar zählte zur Zeit, als sich Rijnharts dort niederließen, ungefähr tausend Einwohner, teils Mohammedaner, teils Chinesen, Tibeter und Mongolen. Die verschiedenen Nationalitäten sind durch ihr äußeres Auftreten leicht zu unterscheiden. Der Mongole mit seinem breiten, gutmütigen Gesicht und kurzgeschorenen Haar, gekleidet in ein langes Gewand von Schaffell, ist, wenn er gefolgt von seinem Weib durch die Dorfstraße watschelt, mit dem reinen Tibeter nicht zu verwechseln, obschon sich derselbe ebenfalls in ein Schaffell kleidet. Aber seine Nationalität trägt er in einem Schwert zur Schau, das in seinem Gürtel steckt. Noch mehr unterscheidet sich der Chinese, während der Mohammedaner von turkestanischer Abstammung an seiner kühnen Adlernase, seinem schmalen, hageren Gesicht und vorstehendem Schnurrbart zu erkennen ist.

Sobald sich Rijnharts häuslich niedergelassen hatten, begannen sie ihre missionsärztliche Thätigkeit, und es fehlte auch nicht an Zuspruch. Die Chinesen stellten sich zuerst mit ihren Gebresten ein und bald folgten ihnen auch die Tibeter; selbst Priester kamen herbei. Ihre evangelisierende Thätigkeit konnten sie dagegen bei den bestehenden Volksverhältnissen nur in der Weise ausüben, daß sie mit den ein-

zelnen Besuchern über das Christentum sprachen und sie für das Neue Testament zu interessieren suchten. Obschon sie in dem Grenzgebiet mit dem Chinesischen, das Rijnhart fließend sprach, recht wohl auskommen konnten, gingen sie doch von Anfang an daran, sich die tibetische Sprache anzueignen. Nur hielt es schwer, einen geeigneten Sprachlehrer ausfindig zu machen; denn ein solcher konnte nur unter den Lamas gesucht werden, die allein der tibetischen Schrift und des Lesens kundig sind. Ihre heilige Sprache aber fremden Barbaren zu übermitteln, dazu wollten sie sich nicht verstehen. Endlich fand sich doch ein junger Priester, Namens Tschinima, dazu bereit, aber nur unter der Bedingung, daß er nicht verraten würde. Sein Unterricht beschränkte sich jedoch, da er zwar lesen, aber keine sprachliche Erklärung geben konnte, nur auf die Uebersetzung chinesischer Worte und Redensarten ins Tibetische, wobei er mongolische und tibetische Ausdrücke durcheinander gebrauchte und es darauf absah, daß seine Schüler möglichst im unklaren über die Sprache blieben. Er stellte sich jeden Tag regelmäßig ein und wohnte auch des Sonntags dem Gottesdienst an, der im Missionshause gehalten wurde.

Ein Aufstand der Mohammedaner.

Die Missionsfamilie hatte noch nicht lange ihren Wohnsitz neben den Lamas von Kumbum aufgeschlagen, als ein Unwetter drohendster Art über sie hereinbrach. Sie waren eben auf dem Rückweg von einer kleinen Reise begriffen, als sie unterwegs die Nachricht erhielten, daß sich die Mohammedaner im westlichen Kansu gegen die Chinesen erhoben hätten und überall mit Feuer und Schwert wüteten. Ohne Aufenthalt eilten Rijnharts nach Lusar zurück, wo alle Bewohner vom Schrecken wie gelähmt waren. Denn noch stand der letzte Aufstand in den Jahren 1861 bis 1874 in frischer Erinnerung. Jahr um Jahr hatten damals die chinesischen Truppen den Aufstand niederzukämpfen gesucht, aber vergeblich. Nur während der Saatzeit ruhten jedesmal die Waffen, dann aber flogen die Schwerter wieder aus den Scheiden. Die Regierungstruppen wurden immer und immer wieder von den Rebellen aufs Haupt geschlagen und sie vermochten schließlich des Aufstands nur deshalb Herr zu werden, weil die Mohammedaner unter einander uneins wurden, und zwar über der Frage, ob der Koran den Gebrauch des Tabaks gestatte oder nicht. Das kleine Lusar war in jenen Jahren zweimal zerstört worden und die damaligen 7000 Lamas des Kumbum-Klosters hatten auf Tod und Leben

ihr Heiligtum mit seinen Tempelschätzen verteidigt. Hunderte derselben hatten ihr Blut auf den Schwellen ihres Heimwesens vergossen, sodaß seit jener Zeit ihre Zahl sich nur noch auf 4000 belief.

Wiewohl die Chinesen schließlich die Rebellion unterdrückt hatten, so war doch der Fanatismus der Mohammedaner nicht aus den Herzen verbannt. Dazu kam, daß die Chinesen von da an den Mohammedanern verboten, innerhalb der Städte zu wohnen. Infolge dessen siedelten sich diese zu Tausenden außerhalb der Stadtmauern in besonderen Niederlassungen an und sannen auf Rache. Ein kleiner Umstand, ein Streitfall unter den Mohammedanern selbst, wurde zum zündenden Funken, der die Explosion aufs neue herbeiführte. Zwischen zwei Sekten war nämlich die Frage aufgetaucht, ob ein Mohammedaner vor dem vierzigsten Jahr einen Bart tragen dürfe oder nicht. Die chinesische Regierung wollte den Streitfall schlichten, wobei aber ein Beamter die Unklugheit beging, einige angesehene Mohammedaner gefangen zu nehmen und hinrichten zu lassen. Diese Gewaltthat ließ die Mohammedaner mit einem Schlag ihre Streitpunkte vergessen. Sie erhoben sich wie ein Mann gegen die verhaßten Chinesen. Alle Proklamationen der chinesischen Beamten konnten den Rachedurst der fanatischen Rebellen nicht stillen. Die Schmiede waren Tag und Nacht beschäftigt, alte Schwerter zu schärfen und neue zu schmieden. Die Bewohner der Dörfer flüchteten in Scharen mit Hab und Gut in die Städte; alle Arbeit auf dem Felde war aufgegeben und weithin verbreitete die Erhebung der Mohammedaner allgemeinen Schrecken. Zwar sandte die Regierung einzelne Abteilungen Soldaten nach dem aufständischen Bezirk, aber sie genügten nicht gegenüber den zahlreichen Horden der Rebellen. Waren es doch allein 10 000 Mohammedaner, die in den Vorstädten Sinings die Fahne des Aufruhrs entfalteten.

Als die Gerüchte davon Kumbum erreichten und mit Recht die Gemüter der Bewohner in Schrecken versetzten, ging sogleich alles daran, den Ort in Verteidigungszustand zu setzen. Alles verfügbare Eisen wurde herbeigeschafft und daraus Waffengerät geschmiedet. An allen Zugängen wurden zweistöckige Türme errichtet, die unten einen Thorweg hatten und darüber einen geschützten Raum mit Schießscharten. Die in Lusar ansäßigen Mohammedaner verkauften in aller Stille ihr Eigentum und zogen nach Topa, dem Sammelort von ca. 40 000 Rebellen. Die Lamas von Kumbum versahen sich mit Waffen aller Art und organisierten sich zu einer Armee unter der Führung eines „lebenden Buddhas". Auf den umliegenden Höhen übten sie sich in den Waffen und errichteten wehrhafte Wachttürme zum Schutz für ihre Heimstätten und Tempel. Selbst der Sprach-

lehrer Jschinima, ein ausgesprochener Feigling, versah sich mit einem Speer und hatte vollständig sein Gleichgewicht verloren. Die Bewohner von Lusar verbrachten all ihre Habe ins Kloster und vertrauten sie dem Schutz der Lamas an. Beim Anrücken der Rebellen gedachten sie auch ihre Person dort in Sicherheit zu bringen, denn sie wußten, daß die Priester ihre Schätze wie ihr Leben bis aufs äußerste verteidigen würden. Von allen Seiten flüchteten sich die Umwohner ins schützende Kloster, sodaß sich infolge der Uebervölkerung gar bald allerlei Krankheiten, wie Diphtherie und Pocken unter den Leuten einstellten, während zugleich die Preise der Lebensmittel ins ungemessene in die Höhe gingen.

Bei der Unsicherheit der Verhältnisse wurde auch der Familie Rijnhart geraten, auf ihre Sicherheit bedacht zu sein und hinter die Mauern von Sining zu flüchten. Aber sie konnten sich nicht dazu entschließen, ihren Posten zu verlassen. Alles was sie thaten war, daß sie Vorbereitungen trafen, ihre Habseligkeiten in einer nahen Höhle zu bergen. Bald darauf erhielten sie ein Anerbieten, von wo sie es nie erwartet hätten. Niemand geringeres als der Abt des Klosters selbst bot ihnen sein Kloster als Zufluchtsstätte an. Sie nahmen das dankbar an, denn erstlich waren sie hier voraussichtlich außer aller Gefahr, und dann mußte ein solcher Freundschaftsakt des Abtes viel zur Hebung ihres Ansehens unter der Bevölkerung beitragen. Da ihnen somit die Thore des Klosters offen standen, statteten sie dem Abt zunächst einen Besuch ab, der sonst einem Fremden kaum vergönnt ist. Sie fanden den hohen Würdenträger des Buddhismus auf einem Throne sitzend, von wo er mit stoischer Ruhe auf seine Gäste herabschaute. Er hieß sie auf einigen prachtvollen Teppichen niedersitzen, während ihnen sein Diener Thee in chinesischen Tassen servierte. Der kurze Besuch führte zu weiteren häufigen Zusammenkünften, woraus sich schließlich eine feste Freundschaft entwickelte. Dem Abt war es aufrichtig darum zu thun, sie in Sicherheit zu wissen und er drängte zu ihrer Uebersiedelung ins Kloster, wo er ihnen zwei große Zimmer und eine Küche anweisen ließ.

Schrecken des Aufstandes.

Der Aufenthalt im Kloster war keine Mußezeit. Im Gegenteil; sie bekamen alle Hände voll zu thun. Hunderte litten an Diphtherie, denen sie ärztliche Hilfe zuteil werden ließen. Auch wurden viele Verwundete aus den umliegenden Distrikten herbeigebracht, die be-

handelt sein wollten. Immer drohender wurde die Gefahr eines Angriffs. Die Türme waren mit bewaffneten Lamas besetzt und auf den umliegenden Hügeln standen Wachtposten, um die herannahende Gefahr zu melden. Auf allen Straßen und Gehöften trieben sich Lamas mit blanken Schwertern herum oder standen auf den platten Dächern und besprachen die Vorgänge des Aufstands. Noch aber war der Weg nach Sining offen und diese Gelegenheit nahm ihr Mitarbeiter Ferguson wahr, um nach der Küste zurückzukehren. Rijnharts begleiteten ihn bis Sining, um ihre dortigen Freunde noch einmal zu sehen, ehe sie vielleicht für längere Zeit von ihnen abgeschnitten sein würden.

Die Stadt Sining bot einen traurigen Anblick dar. Hunderte von heimatlosen und verwundeten Flüchtlingen hatten in ihr Zuflucht gesucht. Alle Tempel waren zu Hospitälern umgewandelt, in denen die dortigen Missionare die mit Brand- und Schußwunden bedeckten Leute pflegten. Manche von ihnen waren von weither auf Knieen und Händen kriechend herbeigekommen und waren mehr tot als lebendig. In der übervölkerten Stadt grassierten Diphtherie und Pocken und rafften viele Opfer dahin. Rijnharts kehrten schleunigst wieder nach Kumbum zurück, wo sie bald darauf von allem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten waren; denn nur etwa zwei Wegstunden entfernt standen die Mohammedaner in Topa zu Tausenden und verwüsteten das Land nach allen Richtungen hin. Zugleich wurde das auf der entgegengesetzten Seite liegende Dorf Shentschun, wo sich die mohammedanischen Bewohner den Rebellen angeschlossen hatten, zu einem Herd des Aufstands. Man hatte somit den Feind in allernächster Nähe stehen und täglich hörte man von seinen kriegerischen Erfolgen. Was seinem Schwerte entging, kam ins Kloster geflüchtet; Sieche und Verwundete suchten bei Rijnharts Hilfe, deren Wunderkuren weit und breit bekannt geworden waren. Um Shentschun herum, das von Kumbum nur eine Stunde entfernt lag, fanden fast täglich Zusammenstöße zwischen den Mohammedanern und Chinesen statt. Beide Teile hatten sich verschanzt und machten von da Ausfälle. Bei einem solchen wurde die junge Mannschaft der chinesischen Partei in Stücke gehauen und es blieben zur Verteidigung ihres Forts nur noch ältere Männer, Frauen und Kinder übrig. Sie erbaten deshalb die Hilfe der Lamas und der chinesischen Truppen. Diese waren dazu bereit. Sie schleppten alle ihre Waffen in einen Tempel, um sie einsegnen zu lassen, und stürmten dann an einem Morgen in den Kampf hinaus. Ihre Priestergewänder hatten sie beiseite geworfen und dafür die rote und gelbe Kleidung der Laien angelegt. Ihre dunklen Augen blitzten vor Kampfbegier, als sie mit

Flinten, Schwertern und Speeren bewaffnet, zu Pferd und zu Fuß zur Attacke vorgingen. Auch die chinesischen Truppen von Lusar stellten sich in Schlachtordnung auf und schlossen sich den Lamas an. Die gesamte Bevölkerung von Kumbum und Lusar hatte sich auf den platten Dächern eingefunden und schaute dem Auszug zu, während durch das Getöse der Volksmenge das harte Knarren der Gebetmühlen, das Gemurmel der Gebetsformel: „om mani padme hum“ und die dumpfen Gesänge der zurückgebliebenen Lamas zu hören waren. Die Mutigsten bestiegen ihre Rosse und begleiteten die Ausrückenden bis auf die Spitze eines Hügels, von wo sich die bevorstehende Scene des Kampfes überblicken ließ.

Der Sturm aufs mohammedanische Fort war bald im Gange. Aber er wurde abgeschlagen. Statt dessen gelang es den Mohammedanern mit Hilfe einer zugezogenen Streitmacht in das chinesische Fort einzudringen, unter dessen Erdmauern sie in der Nacht zuvor heimlich einen Zugang gegraben hatten. Die chinesischen Frauen kämpften wie Tiger, aber vergeblich. Die eindringenden Rebellen metzelten alle erbarmungslos nieder. Frauen und Kinder wurden lebendig verbrannt, Säuglinge aufgespießt und auf der Spitze der Speere umhergetragen. Nur einige wenige, denen der Todesschrecken aus den Augen starrte, entkamen nach Kumbum. Bald darauf erschien als Rächer dieser Greuel ein chinesischer Befehlshaber mit chinesischen und tibetischen Truppen, der im Verein mit den Lamas die Mohammedaner angriff. Schon war das Gefecht so gut wie gewonnen, als sich der alte Opiumraucher zurückzog und keine weiteren Anstrengungen zur Unterwerfung der Rebellen machte. Er war, wie man sich offen gestand, von denselben bestochen und damit unschädlich gemacht worden.

Diese Kämpfe hatten viel Blut gekostet und eine Menge Verwundeter, die nicht nach Kumbum gebracht werden konnten, bedeckte die Wahlstatt. Rijnharts wurden deshalb gebeten, an Ort und Stelle zu kommen, um ärztliche Hilfe zu leisten. Unter dem Schutz einer militärischen Eskorte wurden sie hin und zurück geleitet. Es war jedesmal ein gefährlicher Ritt, da sie von umherschwärmenden Rebellenhorden überfallen und niedergemacht werden konnten. Aber sie durften sich der Aufgabe nicht wohl entziehen, den Dienst der Liebe zu verrichten. Nur mit knapper Not entgingen sie denn auch das eine mal auf dem Rückweg der Verfolgung durch einen feindlichen Trupp.

Endlich zog von Sining her der Brigade-General Teng mit Heeresmacht herbei, um die Umgebung Kumbums von den Aufständischen zu säubern. Seinem Geschütz vermochten die Türme und Befestigungen der Mohammedaner nicht stand zu halten. Die Rebellen

flohen nach allen Richtungen und furchtbar war die Rache, die die Sieger an ihnen ausübten. Der ganze Bergabhang bildete eine große Wahlstatt und das herbstliche Gras war buchstäblich mit Blut getränkt. Rijnhart und seine Frau, die nicht umhin konnten, sich der Verwundeten anzunehmen, hatten Tag und Nacht über alle Hände voll zu thun, Kugeln herauszuziehen und die klaffenden Wunden zu verbinden. Etwa 800 Mohammedaner hatten an diesem Tage ihr Leben lassen müssen.

Aber noch war der Aufstand nicht gedämpft. Zwar war der Weg nach Sining wieder offen, aber noch standen in Topa ca. 40 000 Rebellen, die den äußersten Widerstand leisteten. Rijnharts begaben sich deshalb auf die Einladung des chinesischen Befehlshabers nach dem dortigen Kriegsschauplatz und nahmen sich der Kranken und Verwundeten an, deren es über 1000 waren. Ihre ärztliche Hilfe wurde von General Teng hoch geschätzt und anerkannt. Die Kämpfe um Topa, die viel Blut kosteten, führten endlich zur Niederlage der Rebellen. Die Stadt ergab sich nach heftiger Beschießung und die Aufständischen unterwarfen sich, hauptsächlich aus abergläubischer Furcht vor den Sprenggeschossen, die gegen sie losgelassen wurden. Die Anführer wurden rottenweise enthauptet, die übrigen Rebellen nur entwaffnet und in ihre Heimat entlassen; etwa 20 000 flüchteten nach Turkestan, wobei sie unterwegs Schrecken und Verwüstung verbreiteten. Viele erlagen jedoch in den Einöden der Kälte und den Entbehrungen. Die mohammedanischen Niederlassungen wurden von den Chinesen und Tibetern überall geplündert und der Erde gleich gemacht. Die wenigen Mohammedaner, die noch im Lande verblieben, waren zu Bettlern geworden, die chinesischen Truppen dagegen, die jetzt entlassen wurden, zerstreuten sich in der Provinz Kansu und bildeten Räuberbanden, die allenthalben die Bevölkerung in Schrecken versetzten. Der Aufstand hatte im ganzen ca. 100 000 Menschenleben gekostet. Die Spuren davon waren nur zu deutlich sichtbar. In vielen Distrikten war das Land unbebaut geblieben und es fehlte an Händen, die das Feld bestellten. Anderwärts mangelte es an Getreide zur Aussaat und an Feldgerät, obschon die Regierungsbeamten der Bevölkerung mancherlei Unterstützung zukommen ließen. Und wo die Saat bestellt war, da wurde die Ernte größtenteils durch Ratten zerstört, die wie ein feindliches Heer das Land überschwemmten und alles vernichteten. Allenthalben seufzte das Volk unter dem Druck der allgemeinen Not.

Sobald der Aufstand gedämpft und der Friede wieder hergestellt war, begab sich Rijnhart zur großen Verwunderung der Chinesen und Tibeter nach Topa, um den dortigen verwundeten Mohamme-

danern ärztlichen Beistand zu leisten. Dieser Akt der Nächstenliebe schien den Heiden, die nichts von Feindesliebe wissen, unbegreiflich; doch wehrten sie ihm nicht. Auch daß die beiden Missionsleute während der Kriegsunruhen an Hand von bunten biblischen Bildern der Jugend einigen Unterricht erteilten, fand keinerlei Widerstand unter den buddhistischen Priestern. (Fortsetzung folgt.)

Missionsarbeit und Missionsaufgaben in den deutschen Südsee-Kolonien.

Von Pfarrer P. Andler.

(Schluß)

2. Mikronesien.

Die Mehrzahl der mikronesischen Inselgruppen, die zum Teil stärker bevölkert sind als die polynesischen Inseln, gehört, wie schon erwähnt, Deutschland an. Es sind:

Die Marschallinseln,	deutsch	seit 1885	mit	415 □km	u.	16000 Einw.
„ Karolinen,	„	„ 1899	„	1450 „	„	36000 „
„ Marianen,	„	„ 1899	„	626 „	„	3000 „
			zusammen	mit 2491 □km	u.	55000 Einw.

Es ist dies ein Gebiet fast so groß wie Deutsch-Samoa, wenig mehr als der achte Teil von Württemberg, aber nicht zusammenhängend oder nahe beisammen liegend wie die Inseln Samoas, sondern hingestreut auf einen Raum, der 4 bis 5 Mal so groß ist wie ganz Deutschland. Schon diese „Diaspora" im eigentlichen Sinn erschwert die Missionsarbeit; die Schwierigkeit wird noch vermehrt durch die Verschiedenheit der Sprachen: die Marschallinseln und Marianen haben eine eigene Sprache, auf den Karolinen giebt es deren fünf, die aber selbst teilweise wieder verschiedene Dialekte haben.

Die evangelische Mission ist bis vor kurzem nur auf den Marschallinseln, sowie der östlichen und mittleren Gruppe der Karolinen thätig gewesen, nicht aber auf den Westkarolinen mit den Palauinseln und den Marianen. Die Einwohner der Marianen

wurden im 17. Jahrhundert von den Jesuiten christianisiert. Die jetzigen Einwohner sind ein Gemisch aus den Ureinwohnern und den durch die Spanier hierher verpflanzten philippinischen Tagalen. Erst in jüngster Zeit ist, nicht auf deutschem Gebiet, sondern auf der in amerikanischen Besitz übergegangenen Insel Guam, der bedeutendsten des Marianenarchipels, ein amerikanischer Missionar stationiert worden. Auf den westlichen Karolinen wurde einem ersten schwachen evangelischen Missionsversuch 1885 durch Kapuzinerpatres, die sich nach der spanischen Besitzergreifung dort einnisteten, ein schnelles Ende bereitet. Unsere Darstellung hat es daher nur mit der östlichen und mittleren Gruppe der Karolinen, sowie den Marschallinseln zu thun.

Bei beiden Gebieten macht die Mitte der 80er Jahre einen Einschnitt. 1885 kamen die Marschallinseln in deutschen Besitz, die Karolinen durch den Spruch Leos XIII in spanischen. Bis zu diesem Zeitpunkt sind beide Archipele zusammenzunehmen.

Die Mission in Mikronesien wurde 1852 in Angriff genommen und zwar von Christen auf den Hawaiiinseln unter Mitwirkung von Missionaren des American Board, der auf Hawaii wirkte. Die mikronesische Mission wird noch heute getrieben von der „hawaiischen evangelischen Vereinigung", aber unter Leitung der genannten amerikanischen Gesellschaft.

Es waren drei amerikanische Missionare mit ihren Frauen nebst zwei Lehrern aus Hawaii, die im Jahre 1852 auf den Karolinen landeten. Zuerst wurden die Inseln Kusaie und Ponape im östlichen Teil des Archipels besetzt. Auf Ponape wurden bald mehrere Stationen angelegt. Im Jahre 1857 wurden die Marschallinseln in Angriff genommen, und zwar wurde auf der in der südwestlichen Ecke liegenden Insel Ebon durch zwei amerikanische Missionare die Arbeit begonnen. Von dort breitete sich das Evangelium auf die benachbarten Inseln aus, auf denen aber nie Missionare, sondern nur hawaiische Lehrer oder gar nur Ebonesen wirkten.

Im Karolinenarchipel hatten sich zunächst auf den zwischen Kusaie und Ponape liegenden Inseln Pingelap und Mokil Gemeinden gebildet. Im Jahre 1874 wurde die westlicher gelegene Mortlockgruppe von drei Lehrern aus Ponape besetzt. Die Arbeit hatte einen erfreulichen Erfolg. Mehrere Jahre nahm auch ein Missionar, zum Teil zum Zwecke von Sprachstudien, dort seinen

Sitz. Im Jahre 1879 wurde das Werk noch weiter westlich auf die Rukinseln ausgedehnt, wo ein wegen seiner Wildheit berüchtigter Stamm wohnte. Nachdem dort anfänglich ein eingeborener Lehrer gearbeitet hatte, siedelte 1884 Missionar Logan von der Mortlockgruppe hierher über und gründete auf der Zentralstation Anapauo (ich lasse ausruhen) ein Missionsseminar; ein anderes befindet sich seit 1879 für Marschallinsulaner in Kusaie.

Die Aufnahme der Missionare war ähnlich wie in Samoa eine sehr freundliche. Es fehlte zwar auch nicht an Häuptlingen, die feindselig gesinnt waren. Doch kam die Bevölkerung dem Evangelium, oder sagen wir auch hier, der Kultur und dem Evangelium willig entgegen. Von sehr ungünstigem Einfluß waren insonderheit auf den Karolinen die Weißen, welche nicht bloß durch ihre Unsittlichkeit und Verführung zum Trunke das Missionswerk hinderten, sondern auch die Bewohner gegen die Missionare einnahmen. Auf den Marschallinseln wirkte die Wanderlust der Bewohner erschwerend, die freilich andererseits auch wieder dazu diente, die Kunde von dem Evangelium auszubreiten. Das Hindernis, das die zerstreute Lage der Inseln darbot, wurde teilweise durch die Verwendung eines Missionsschiffs behoben; es waren nacheinander vier Morning Stars (Morgensterne), die aber alle jetzt der Vergangenheit angehören; der fünfte ist noch nicht gebaut. Das Schiff hatte die Missionare auf ihrem abgelegenen Posten mit des Lebens Nahrung und Notdurft zu versorgen und diente zugleich zu Visitationsreisen. Für den östlichen Teil Mikronesiens, späterhin auch für die Rukgruppe, waren noch kleinere Schiffe vorhanden.

Als äußerlich sichtbarer Erfolg der Arbeit wird die Heilighaltung des Sonntags erwähnt, die leicht Eingang fand, wie es scheint, auch stark betont wurde, ferner eine Verminderung der Feindseligkeiten besonders auf der Rukgruppe, Zurückhaltung der Christen von unsittlichen Vergnügungen, Fleiß bei Kirchenbauten und nicht zuletzt Willigkeit zur Ausbreitung des Evangeliums.

Hätte bei der Willigkeit der Eingeborenen nicht noch mehr geleistet werden können? Wir wollen den treuen Arbeitern gegenüber nicht undankbar sein. Aber wenn man die Arbeit überschaut, so bekommt man den Eindruck, daß kein Plan und keine starke Leitung des Werks vorhanden war. Nur ein Beispiel hiefür aus

dem Marschallarchipel. Die Insel Jaluit, seit 1885 deutscher Regierungssitz, wurde erstmals 1858 angelaufen; etliche Jahre später verweilte ein Lehrer von Hawaii kurze Zeit auf der Insel, nach ihm kam ein christlicher Eboneſe mit seiner Frau und gewann durch seinen christlichen Wandel und sein Zeugnis dem Evangelium manche Anhänger. 1872 wurden die ersten zehn Erwachsenen getauft. Im Jahre 1873 konnte der visitierende Missionar eine neue Kirche einweihen und acht Taufen vollziehen. In den Jahren 1874—79 war wieder ein Hawaiischer Pfarrer dort stationiert. Nach dessen Weggang siedelte der eingeborene tüchtige Gehilfe Jeremia nach Jaluit über — auf ein Jahr. Darnach blieb die Insel drei Jahre unbesetzt, bis 1884 ein eingeborener Pfarrer und ein Lehrer den Posten übernahmen; inzwischen war die Gemeinde, die zeitweilig 86 volle Glieder gezählt hatte, auf 40 zurückgegangen. Nun folgte wieder ein Aufschwung. Als jedoch 1887 sich der Pfarrer eine Verfehlung zu Schulden kommen ließ, blieb der Lehrer wieder ein Jahr allein, bis 1888 der oben genannte Jeremia von neuem nach Jaluit übersiedelte. Störender Wechsel läßt sich ja auch auf anderen Gebieten nicht vermeiden. Aber dies hin und her, von dem der erwähnte Fall nur ein Beispiel ist, macht den Eindruck, es ist kein Leiter und kein Plan da; ein jeder thut, was ihm recht däucht. Auch bei der Errichtung von Schulen, Ausbildung von Nationalgehilfen und den litterarischen Arbeiten scheinen die Missionare nicht so zielbewußt vorgegangen zu sein, wie wir es beispielsweise bei Samoa fanden.

Ein anderer Punkt, der schwere Bedenken erweckt, ist die vielfache Verwendung eingeborener Lehrer und Pfarrer in ganz selbständigen Stellungen. Es hat offenbar unter diesen Gehilfen von den Marschallinseln und den Karolinen tüchtige Leute gegeben, wie den oben erwähnten Jeremia. Es ist auch keine Frage, daß die Verwendung farbiger Hilfskräfte aus den eigenen oder aus fremden Inselgruppen dem Evangelium den Weg bahnt. Allein es ist gegen alle Erfahrung auf anderen Missionsgebieten, daß in verhältnismäßig so kurzer Zeit so viele Eingeborene hinreichend sittlich gefestigt und in religiöser Hinsicht gefördert wären, um ohne regelmäßige Kontrolle zu wirken. Denn was will es heißen, wenn der Missionar alle Jahre einmal — so oft reicht es im besten Fall auf den entfernteren Außenstationen — geschwinde zur Visi-

tation oder zur Schlichtung schwieriger Fälle auf die Station kommt. Es tritt dabei zugleich auch ein anderer Mißstand zu Tage: die zu schwache Besetzung der Gebiete mit weißen Missionaren. Es hat dies nicht bloß in dem Mangel an Leuten seinen Grund, sondern in der ganzen Richtung amerikanischen und independentischen Christentums. Man nimmt ein Sündenbekenntnis, einen ernsten Entschluß für eine definitive Entscheidung und für den Ausdruck klaren, christlichen Verständnisses, und man vergißt, daß die selbständige Stellung der Pfarrer und Gemeinden, die in Amerika unschädlich sein mag, jedenfalls auf dem Missionsgebiete bei Gemeinden, die noch mitten in heidnischer Umgebung und unter starkem heidnischen Einfluß stehen, sehr gefährlich wirken kann.

Es wäre wohl richtiger gewesen, wenn nun einmal nicht mehr weiße Kräfte zur Verfügung standen, an wenigen Punkten einzusetzen, die tüchtigsten Eingeborenen zunächst im Dienste nahegelegener Gemeinden unter Kontrolle des Missionars zu üben. Die frühzeitige Aussendung auf entferntere Gebiete brachte für die schon gegründeten, aber innerlich schwachen Gemeinden einen bedauerlichen Kräfteverlust, den Ausgesandten selbst legte sie eine zu schwere Aufgabe auf. Erwähnt mag auch noch werden, daß an dem Missionsbetrieb der Amerikaner die puritanische Strenge, mit der sie auf Sonntagsheiligung und die Enthaltung vom Tabakrauchen dringen, getadelt wird.

Wir kommen zu der weiteren Entwicklung von 1885 an, zunächst auf dem Marschallarchipel. Sie ist ein klassisches Beispiel, wie bei aller Förderung, die selbstverständlich eine Verwaltung wie die deutsche für die Beruhigung und Ordnung eines Gebiets mit sich bringt, auch eine unparteiische Macht störend in die Missionsthätigkeit eingreifen kann. Eine der ersten Maßregeln, die nach der Besitzergreifung durch Deutschland erfolgten, war, daß die Christengemeinde in Ebon mit einer Strafe von 2000 Mark belegt wurde. Der Grund war: dieselbe hatte den Verkehr mit zwei deutschen Händlern abgebrochen, die das von den Insulanern aufgestellte Alkoholverbot übertraten. Andere lästige Verordnungen waren, daß der Verkauf und die Verpachtung von Grundstücken an die Missionare zum Zweck der Erbauung von Kirchen und Schulen untersagt wurde. Missionskollekten der Eingeborenen waren gestattet, doch sollten dieselben „nicht übermäßig“ sein und

ihr Betrag sollte alsbald zur Kenntnis des deutschen Kommissars gebracht werden. Der Missionsdampfer „Morning Star“ brachte den Missionsarbeitern die nötigen Tauschwaren für ihren Unterhalt; er sollte deshalb für jede Rundfahrt eine Handelslizenz lösen, die 1000 Mark kostete. Als jedoch 1894 ein Wechsel in der Person des Landeshauptmanns eintrat, besserten sich die Beziehungen der Verwaltung zur Mission wesentlich. Und die wohlwollende Stellung der Beamten zu den Missionaren äußerte auch wieder ihre Rückwirkung auf die Händler.

Die Arbeit hat in den letzten Jahren einen erfreulichen Fortschritt gemacht. Besetzt sind von den 33 Marschallinseln 14. Die Zahl der Kirchenglieder beträgt etwa 2800, mit den Anhängern etwa 8000. Für den ganzen Marschallarchipel ist nur ein weißer Missionar vorhanden, der seinen Sitz auf der Karolineninsel Kusaie hat, wo sich auch, wie schon erwähnt, das Missionsseminar befindet. Neben Schulbüchern und einer Liedersammlung ist das Neue Testament in der Sprache der Marschallinseln gedruckt.

Neuerdings haben sich die Väter von dem heiligen Herzen Jesu auf Jaluit niedergelassen. Ihr Leiter, Bischof Couppé, motiviert den Schritt damit: auf den Marschallinseln, wo die frohe Botschaft des Heils noch nie verkündet worden, eine Mission zu gründen, wurde mir vom heiligen Stuhl aufgetragen.

Wir kommen zu der Entwicklung der Dinge auf den Karolinen von 1885 an. Diese Inseln geben uns ein lehrreiches Beispiel dafür, was die evangelische Mission von einer unter dem Einfluß des heiligen Stuhls stehenden Macht zu erwarten hat, und wie trefflich der weltliche Arm mit der geistlichen Gewalt zusammenarbeitet.

Merkwürdigerweise war die erste Folge, die nach dem Erscheinen eines spanischen Kriegsschiffs auf Ponape im Sommer 1886 eintrat, ein Zudrang zu der Christengemeinde: von fünf Häuptlingsfamilien schlossen sich vier derselben an. Es werden ja ohne Zweifel politische Gedanken dabei im Spiele gewesen sein. Jedoch ist die loyale Haltung der beiden damals auf Ponape stationierten Missionare Doane und Rand über allen Zweifel erhaben. Sie redeten den Häuptlingen zum unbedingten Gehorsam gegen die Spanier zu. Im März 1887 erfolgte die Landung des Gouverneurs in Begleitung von Kapuzinern. Die willkürliche Beschlag-

nahme von Missionseigentum veranlaßte Doane zu einer Vorstellung an den Gouverneur Don Isidor Posadilla. Seine Antwort auf den Vorwurf der Willkür war, daß er Doane Mitte April zu 15 Tagen Arrest auf dem Kriegsschiff Manila verurteilte. Ohne die geringste Gelegenheit zur Verantwortung zu haben, wurde er aber noch weiter in Gewahrsam behalten und nach Manila transportiert. Der evangelische Gottesdienst, teilweise auch der Schulunterricht, wurde unter allerlei Schwierigkeiten weitergeführt. Die Sache Doanes wurde dank der Intervention der nordamerikanischen Regierung gründlich und unparteiisch untersucht und Doane erhielt eine vollständige Rechtfertigung und die Zusicherung freier Missionsthätigkeit. Ehe er aber zurückkehrte, hatte auf Ponape eine traurige Katastrophe stattgefunden. Die schlechte Bezahlung der Arbeiten und Waren durch die Spanier, die Nötigung zu Frondiensten, die Ausschreitungen gegen Frauen, die rücksichtslose Behandlung der Häuptlinge und schließlich die thätliche Mißhandlung von Eingeborenen führte zu einem Aufstand, dem der Gouverneur selbst zum Opfer fiel, obwohl Rand, soviel er konnte, zu beschwichtigen suchte.

Der neue Gouverneur suchte zwar den Frieden wieder herzustellen; es war auch der evangelische Gottesdienst gestattet. Aber die Gewaltthätigkeiten der Kapuziner gegen die Evangelischen mehrten sich. In unmittelbarer Nähe von evangelischen Kirchen wurden katholische errichtet, in einem Fall sogar auf Missionsgebiet. Es wurde den Kapuzinern hierauf von den Vertretern der Mission ein anderes Grundstück, nur nicht in so unmittelbarer Nähe der evangelischen Kirche angeboten. Aber „aus sanitären Gründen", wie es hieß, mußte neben der evangelischen Kirche gebaut werden; der Gouverneur wies jede Beschwerde ab.

Auch die Gewaltthätigkeiten der Bevölkerung und die Ausschreitungen der Soldaten nahmen ihren Fortgang. Vielleicht wäre diesmal der offene Aufruhr doch noch abgewendet worden, wenn die beiden Missionare Doane und Rand am Platze gewesen wären; aber sie hatten aus Gesundheitsrücksichten 1890 Ponape verlassen. So lag die Leitung der Christengemeinden auf Ponape in dieser Zeit in den Händen eines amerikanischen Fräuleins, einer tahitischen Lehrerin, und des eingeborenen Katechisten Nanpei, für unsere deutschen Begriffe freilich eine seltsame Vertretung

der Mission unter so kritischen Verhältnissen. Juni 1890 brach der Aufruhr aus und zwar an dem erwähnten Bauplatz der katholischen Kirche. Die Leiter der Christengemeinde thaten, was sie konnten, zur Besänftigung; Nanpei rettete mit eigener Lebensgefahr einen Pater und einen Laienbruder; sie wurden nebst fünf Soldaten und einem Militärarzt im Missionsgehöfte geborgen, bis sie anderweitig in Sicherheit gebracht werden konnten. Die Mehrheit der Aufständischen gehörte der heidnischen Partei an, doch waren auch einige Christen beteiligt. Während der Wirren traf im August Rand wieder ein, der sich nun vergeblich um die Versöhnung der Aufständischen bemühte. Der Lohn für die Mühe war, daß der Gouverneur den evangelischen Missionaren jede Versammlung und alle Schulthätigkeit untersagte. Die Missionare zogen sich daher nach Kusaie zurück. Denn auf die übrigen Karolinen reichte der spanische Arm, der auf Ponape so gewaltig schaltete, trotz der nominalen Besitzergreifung noch nicht. Bis ins Jahr 1894 durften die Missionare sich nicht einmal auf ihrem Missionsschiff den Gemeinden in Ponape nähern. Um so treuer nahmen sich einige eingeborene Christen, besonders der vorhin erwähnte Nanpei der Gemeinden an. Der Gottesdienst wurde nirgends ganz eingestellt. Als die Spanier immer mehr von den Philippinen in Anspruch genommen wurden, wurde die Praxis milder: der Missionsdampfer durfte jetzt wieder wenigstens am Regierungssitze landen.

Und jetzt: die deutsche Besitzergreifung stellte die ruhige Weiterführung der Mission wie auf den übrigen Karolinen so auch in Ponape außer Frage. Der neueste Jahresbericht des American Board rühmt, daß der amerikanische Missionar bei seinem Eintreffen im September 1900 nicht bloß von Nanpei, sondern auch von dem deutschen Gouverneur aufs freundlichste begrüßt worden sei, daß auch auf andern Inseln, z. B. der Rukgruppe, sich schon Früchte der deutschen Verwaltung in der ruhigen Beilegung von Streitigkeiten der Eingeborenen gezeigt haben. Die Zahl der Kirchenglieder beträgt auf den Karolinen jetzt etwa 2500, mit den Anhängern 8000.

Der Vollständigkeit wegen ist noch beizufügen, daß in der Kusaiesprache die Vollbibel vorhanden ist, in der Sprache von Ponape das Neue Testament und Teile des Alten, im Dialekt der

Mortlockgruppe das Neue Testament, in dem von Ruk einige Vorarbeiten.

Was thut der mikronesischen Missionsarbeit not? Vor allen Dingen eine ausreichende Besetzung durch weiße Missionare, sodann eine gründlichere Ausbildung und bessere Ueberwachung der farbigen Gehilfen. Für die deutschen Karolinen sind im neuesten Bericht nur vier Missionare, einer auf Kusaie, einer auf Ponape, zwei (darunter ein Arzt) auf den Rukinseln aufgeführt neben etwa sechs Lehrerinnen; für die Marschallinseln, wie schon erwähnt, ein auf Kusaie stationierter Missionar. Der Ausschuß der kontinentalen Missionskonferenz hat sich in dieser Frage mit dem American Board in Beziehung gesetzt. Es heißt in dem Bericht, der auf der 10. kontinentalen Missionskonferenz 1901 in Bremen erstattet wurde: „Höchst unerquicklich sind fortgesetzt die Verhandlungen mit dem American Board betreffs ausreichender Besetzung der Marschallinseln und der Karolinen. Leider hat die amerikanische Missionsleitung nicht Autorität genug über ihre Missionare, um diese an bedrohte Punkte zu senden, und die Katholiken benutzen die ungenügende Besetzung der weit zerstreuten Inselflur, um sich mit Macht einzudrängen." „Es ist ein agitatorisches Bestreben gewesen, die außerdeutschen Missionsgesellschaften aus unsern Kolonien zu verdrängen. Der Ausschuß hat in dieser Hinsicht zwei große Denkschriften an das auswärtige Amt eingereicht und für die außerdeutschen Missionsgesellschaften uneingeschränkte Religionsfreiheit in Anspruch genommen. Aber allerdings, wenn von der mangelhaften Leitung dieser Missionen, speziell des American Board, nun die Katholiken Gewinn ziehen, dann wird für die deutschen Missionen die Frage immer brennender, ob es nicht ihre Pflicht sei, selbst auf den bedrohten Gebieten einzutreten."

---

3. Melanesien.

Der Teil Melanesiens, der seit 1885 in deutschem Besitz ist, umfaßt etwa $^1/_4$ von Neu Guinea, Kaiser Wilhelmsland mit 181 850 □km und 110 000 Einwohnern, den Bismarckarchipel mit 47 100 □km und 188 000 Einwohnern, die Salomoninsel Bougainville mit 10 000 □km und 40 000 (?) Einwohnern.

Hievon scheidet Bougainville von vornherein für unsere Darstellung aus. Sie gehört in das Gebiet der „melanesischen Mission", einer australisch-kirchlichen Missionsgesellschaft, die auf der kleinen Norfolkinsel ihren Sitz hat. Dieselbe hat schöne Erfolge aufzuweisen, ist aber bis jetzt auf den Salomoninseln in nördlicher Richtung bloß bis zur Insel Isabel vorgedrungen.

Schon klimatisch macht das melanesische Gebiet der Mission weit größere Schwierigkeiten als die bisher behandelten. Wichtiger ist aber die Eigenart der Bewohner. Nicht bloß äußerlich sind sie unzivilisierter; gehen doch in einem Teil des Bismarckarchipels und auf einigen andern melanesischen Inseln selbst die Frauen nackt; sie sind auch wilder, fast ohne Ausnahme Menschenfresser, gegen die Fremden mißtrauisch, ein Charakterzug, der durch das Verhalten der Weißen vielfach noch verschärft worden ist. Die Sprachenzersplitterung ist noch bei weitem größer als in Mikronesien; oft räumlich sehr naheliegende Ortschaften haben verschiedenen Dialekt. Es ist also ein in mehrfacher Beziehung wenigstens für die Anfänge viel schwierigerer Missionsboden. Wo jedoch das Mißtrauen geschwunden ist, treten auch recht schätzenswerte Eigenschaften hervor: Gastfreundlichkeit, Anhänglichkeit, geringere Liederlichkeit als bei den Polynesiern, auch gute intellektuelle Fähigkeiten.

Der zeitlichen Folge des Missionsanfangs nach kommt zuerst der Bismarckarchipel. Derselbe ist, wie auch Kaiser Wilhelmsland, noch nicht lange in den Interessenkreis der europäischen Völker getreten und daher auch noch wenig erforscht. Kurz nachdem deutsche Händler sich dort niedergelassen hatten, begann die australische Konferenz der Wesleyaner das Missionswerk, über das aber bei uns verhältnismäßig wenig bekannt ist, da die Berichte dieser Gesellschaft schwer zugänglich sind. Im Jahr 1875 landete der auf den Tongainseln erprobte Missionar Brown mit farbigen Gehilfen, acht von den Witi-, zwei von den Samoainseln. Zuerst wurde auf Neulauenburg, einer kleineren, zwischen Neumecklenburg und Neupommern liegenden Insel, Port Hunter besetzt und sodann durch die braunen Arbeiter die Nordküste von Neupommern und das südliche Ende von Neumecklenburg in Angriff genommen. Die Beziehungen zu den Eingeborenen entwickelten sich besser als man gehofft hatte. Im Jahr 1878 geschah es jedoch, daß vier

braune Lehrer von einem Stamm, dessen Häuptling von den Missionaren Schaden für seinen Handel fürchtete, erschlagen und aufgefressen wurden. Die Sache muß seinerzeit viel Aufsehen gemacht haben und zwar wegen der Folgen. Die übrigen Missionslehrer unternahmen nämlich in Gemeinschaft mit weißen Händlern unter Zustimmung Missionar Browns einen Strafzug und verbrannten mehrere Dörfer. Der Erfolg war zwar günstig; die Beziehungen der Eingeborenen zu den Missionaren blieben von da an gut; auch eine Untersuchung, die der Gouverneur von Witi anstellte, endete mit der Freisprechung des Missionars. Trotzdem scheint uns das Verfahren, wenn auch leicht begreiflich, doch prinzipiell unzulässig zu sein; es wurde daher auch mit Recht von der heimischen Missionsleitung mißbilligt; denn die braunen Lehrer waren so gut wie ein weißer Missionar Vertreter der Mission, die nicht mit dem Schwerte dreinschlagen darf.

Die Mission entwickelte sich fortan unter der Leitung von zwei, zeitweise drei weißen Missionaren und einer zunehmenden Zahl brauner Gehilfen, bald auch eingeborener vom Bismarckarchipel, stetig ohne besondere Störungen. Von späteren Strafexpeditionen wegen Angriffen auf weiße Händler wurde die Mission kaum berührt. Die empfindlichste Hemmung brachten zeitweise Epidemien, die unter der Bevölkerung und auch unter den farbigen Lehrern Opfer forderten. 1878 wurden die Erstlinge in Neupommern getauft. Neben Port Hunter auf Neulauenburg wurden noch zwei Hauptstationen auf der Gazellenhalbinsel (Neupommern) gegründet: Raluana und Kabakada. Im Jahr 1890 waren es, nachdem kurz vorher eine Sichtung durch Ausschließung unlauterer Elemente stattgefunden hatte, 600 Kirchenglieder an 41 Orten, 1100 Schulkinder; jetzt werden gezählt: 2442 Kirchenglieder an 106 Orten, etwa 13000 Eingeborene, welche die Gottesdienste besuchen, 102 braune Gehilfen, darunter 70 vom Bismarckarchipel; das Missionsseminar auf Neulauenburg zählt 44 Zöglinge. Eine Vermehrung der weißen Arbeitskräfte von drei auf fünf ist beschlossen. Von sprachlichen Arbeiten sind vorhanden: in der Sprache der Gazellenhalbinsel die vier Evangelien und Apostelgeschichte, für Neulauenburg zwei Evangelien und Apostelgeschichte. Auch von deutschen Missionaren, die dies Missionsfeld besuchten, wird die Arbeit der Wesleyaner als solid anerkannt.

Von den Missionsgemeinden wird Eifer im Bau von Schulen und Kirchen und Opferfreudigkeit für Missionszwecke gerühmt, bei der sich freilich auch wie anderwärts das Pharisäertum breit macht. Gemeinsam mit den beiden andern Gesellschaften, denen wir bisher hauptsächlich begegneten, ist den Wesleyanern die im Verhältnis zu den Missionaren sehr starke Verwendung eingeborener Arbeiter. Doch darf dabei nicht außer acht gelassen werden, daß ihre Kontrolle ähnlich wie in Samoa, so auch auf diesen zusammenhängenden Gebieten des Bismarckarchipels leichter möglich ist, als in Mikronesien. Ein weltlicher Beobachter rühmt gerade die Thätigkeit dieser Lehrer: „Der bedeutende Einfluß der Missionare ist vornehmlich daraus zu erklären, daß die Witilehrer wie Eingeborene unter Eingeborenen leben, an allen kleinen, täglichen Vorkommnissen teilnehmen und es verstehen, bei kleinen Zwistigkeiten als Schiedsrichter aufzutreten. Da sie selbst auf einer höheren Stufe stehen, als die Eingeborenen, so blicken diese bald zu ihnen als ihren natürlichen Ratgebern hinauf. Die Lehrer hinwieder, gänzlich auf die europäischen Missionare angewiesen, bringen jede größere Angelegenheit vor deren Richterstuhl."

Eigentümlich und gerade bei Methodisten uns befremdlich ist der weite Spielraum, den die Wesleyaner Volksvergnügungen, sogar Tanzfesten selbst in Verbindung mit Missionsversammlungen gewähren; teils einheimische, teils von den polynesischen Lehrern eingeführte Tänze werden aufgeführt. Es ist dies ja auch bei uns ein Ideal, daß die Kirche einen Einfluß auf die Volksvergnügungen erhält und daß auch die kirchlichen Feste Volksfeste werden. Aber die Gefahr ist doch gerade bei den Tänzen, die in den heidnischen Orgien eine so wesentliche Rolle spielen, sehr groß, daß die Tanzleidenschaft genährt und wieder eine Brücke zu alten heidnischen Unsitten geschlagen wird.

Noch zweierlei gehört zu den charakteristischen Zügen dieses Missionsfeldes: Die bisher freundliche Stellung zu den deutschen Behörden und das Eindringen der Katholiken.

Bald nach der deutschen Besitzergreifung wurden die zwei Missionare zu Beisitzern des kaiserlichen Gerichts ernannt. In fürsorglichem Geist wurde die Bestimmung getroffen, daß die Anwerbungen von Arbeitern für andere Gebiete ohne Gewaltthätigkeiten zustande komme; ferner wurde die Einführung von Spiri-

tuosen verboten. Andererseits haben sich auch die Missionare Mühe gegeben, das in sie gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen; seit 1897 hat die Missionsleitung verständiger Weise einen deutschen Missionar dort stationiert, dem ein zweiter nachfolgen soll.

Haben wir auf den Karolinen die missionierende Thätigkeit einer katholischen Macht beobachtet, so haben wir auf dem Bismarckarchipel die Wirksamkeit einer katholischen Mission auf dem Gebiet einer neutralen Macht vor uns. Die schon 1882 begonnene katholische Mission wurde erst seit 1888 energisch betrieben. Die Landesverwaltung wollte zunächst die Gebiete der evangelischen und katholischen Mission räumlich abgrenzen. Allein auf die Beschwerde des katholischen Bischofs — dem in diesem Punkte vollkommen zuzustimmen ist — wurde die Verordnung wieder aufgehoben. Gegenwärtig hat die katholische Mission 12 Priester, 22 Laienbrüder, 17 Schwestern, also zusammen 51 weiße Arbeitskräfte, die sich auf 11 Hauptstationen verteilen; getauft wurden etwa 7000 Christen. In drei Waisenhäusern sind 232 Kinder; es gehört dies zu der katholischen Missionsmethode, losgekaufte Sklaven- und Waisenkinder unter ihren Einfluß zu bringen. Ihre Stationen legen sie möglichst nahe bei den evangelischen an. Schon zu der Zeit, als die Bezirke beider Missionen noch getrennt waren, kauften sie mitten im wesleyanischen Gebiete umfangreiche Grundstücke auf, lockten durch Unterhändler Eingeborene vom wesleyanischen Gebiet auf ihre Stationen herüber, die sich dann nach sehr summarischer Unterweisung in ihrer Heimat zu katholischen Gemeinden konstituierten. An die Spitze dieser Gemeinden wurde, so lange die Scheidung noch Geltung hatte, irgend ein eingeborener Christ gestellt; in einem Dorf, berichtet Bischof Couppé selbst, stellten die Eingeborenen in Ermanglung eines andern einen sieben- bis achtjährigen Knaben auf. Welche Mittel die Mission anwendet, möge derselbe Bischof erzählen: „Allen Jünglingen, welche sich bis zu ihrer Volljährigkeit in unsern Anstalten wohl verhalten, schenken wir an ihrem Hochzeitstage ein Haus aus australischem Eisenholze und mit einem Zinkdache, eine junge Kuh, verschiedene Hausgeräte und die unerläßlichsten Ackergeräte und Schreinerwerkzeuge. Dies kommt der Mission auf drei- bis vierhundert Mark für jedes Ehepaar zu stehen. Es liegt darin für sie eine Anziehungskraft, eine Gewähr ihrer Beharrlichkeit."

Bemerkenswert ist für beide Missionen der Unterschied in der Schulthätigkeit, bei den Katholiken einschließlich der Waisenhäuser 16 Schulen mit 800 Kindern, bei den Wesleyanern 101 Schulen mit 3000 Kindern. Für jeden Fall muß sich die wesleyanische Missionsleitung durch die katholische Gegenmission zu immer mehr zureichender Besetzung des Gebiets antreiben lassen.

In Kaiser Wilhelmsland haben wir das Anfangsstadium der Missionsthätigkeit vor uns.

Den Anlaß zu der Arbeit auf diesem Gebiet hat die deutsche Besitzergreifung im Jahr 1885 gebildet. Zuerst legte die Neuendettelsauer „Gesellschaft für innere und äußere Mission im Sinne der lutherischen Kirche", die bisher nur mittelbar Heidenmission getrieben, die Hand ans Werk; es geschah dies auf Veranlassung ihres in Australien thätigen Sendboten Flierl. Dieser langte im Jahr 1886 in Kaiser Wilhelmsland an. Im folgenden Jahre begann die Rheinische (Barmer) Missionsgesellschaft ihr Werk. Auch der Allgemeine protestantische Missionsverein hat vorübergehend eine Thätigkeit auf diesem Gebiet ins Auge gefaßt. Die Neuendettelsauer haben jetzt vier Stationen im Norden des Huongolfs: Simbang, die Gesundheitsstation Sattelberg, die Tamiinseln und Deinzerhöhe. Die Barmer Gesellschaft hat drei Stationen: Bogadjim, Siar und Bongu an der Astrolabebai; in ihr Gebiet hat sich seit 1896 auch eine katholische Mission eingedrängt, von der aber noch nicht viel verlautet.

Jetzt arbeiten die genannten zwei Gesellschaften 15 Jahre. Was ist ihr Erfolg? Aeußerlich ist er sehr klein. Auf dem Neuendettelsauer Gebiet wurden 1899 die Erstlinge getauft, denen seither noch andere folgten; aber es sind immer noch einzelne; auf dem rheinischen Gebiet gibt es noch keine Getauften. Auch bei der Schulthätigkeit, bei den gottesdienstlichen Versammlungen kann man erst von Anfängen reden. Die Ursachen dieses langsamen Fortschrittes sind oben schon kurz angedeutet worden.

Ein Grund liegt in dem mörderischen Klima, das viele Todesfälle und Erkrankungen und im Zusammenhang damit häufigen Wechsel der Arbeiter zur Folge hat. Die Neuendettelsauer waren bisher, abgesehen von vereinzelten Fällen, nur durch Krankheitsnot, aber durch diese stark heimgesucht. Auf dem rheinischen Gebiet sind einschließlich zweier oder dreier Frauen schon 12 Missions-

arbeiter gestorben. Von den 18 männlichen, die im Lauf von 14 Jahren ausgesandt wurden, sind nur noch fünf an der Arbeit. In diesem Zusammenhang mag auch erwähnt sein, daß die Rheinische Mission eine Station, die Dampierinsel, auf der schon ein tüchtiger Grund gelegt war, wegen vulkanischer Ausbrüche verlassen mußte. Eine weitere Erschwerung liegt in dem Sprachengewirr. Man hat bis jetzt in Kaiser Wilhelmsland 18 verschiedene Sprachen gezählt. Die Neuendettelsauer arbeiten auf drei verschiedenen Sprachgebieten. Die Sprache der Tamiinsulaner wird nur von 3—400 Leuten gesprochen. Auch die Rheinische Mission hatte anfänglich drei Sprachen zu bewältigen. In Britisch-Neuguinea ist einer der zahlreichen dortigen Dialekte von der britischen Verwaltung zur Umgangssprache erhoben worden. In Kaiser Wilhelmsland sind aber bis jetzt die Sprachen noch zu wenig erforscht, um eine einzelne, die sich besonders dazu eignete, herauszufinden.

Eine dritte Schwierigkeit bietet die Zersplitterung des Volks und das damit zusammenhängende Mißtrauen der einzelnen Stämme gegen einander. Nur ein Beispiel hiefür: als die Neuendettelsauer ihre Gesundheitsstation Sattelberg im Inneren unter dem Kaistamme anlegten, war es dem Jabimstamme an der Küste sehr widerwärtig, daß die Kaileute mit den Traglasten der Missionare so oft durch ihr Gebiet kamen. Sie fürchteten, sie werden Weg und Steg auskundschaften und die Kenntnis ihres Gebiets bei etwaigen Kämpfen benützen. Die Träger wurden daher wiederholt beunruhigt, bis die Missionare einen andern Weg ausfindig machten, der das Jabimgebiet nur wenig berührte.

Ein viertes Hindernis liegt in dem schwer zugänglichen, mißtrauischen und wilden Charakter der Eingeborenen, der Papûas. Es kommen hier viel mehr Ueberfälle vor, als in Polynesien. Die rheinische Gesellschaft hat zwei Missionare durch Ermordung verloren. Doch darf man dabei nicht vergessen, daß diese Ueberfälle meist nicht den Missionaren als solchen galten. Auch die beiden rheinischen Missionare fielen wahrscheinlich der Blutrache zum Opfer und mußten für das Verbrechen anderer Weißen büßen.

Das größte Hemmnis ist aber der starke Bann, in dem das Heidentum die Eingebornen hält. Es findet sich zwar unter ihnen, so wenig wie unter den Polynesiern, ein eigentlicher Priesterstand;

sie fühlen auch selber den Betrug ihres Gottesdienstes. Aber wie ein Bann liegt er auf ihnen, daß sie nicht davon lassen können. Für Leute, die sich von den Opferfesten losmachen wollen, lautet die Antwort: „Schwertgroßes", d. h. Vernichtung. Nicht zu übersehen ist zugleich, daß diese Opferfeste den Männern eine starke Autorität gegenüber den Frauen geben, die nie daran teilnehmen dürfen. Und jedes Dorf, das den Frauen das Geheimnis des Schwindels, der dabei getrieben wird, verraten würde, ist mit Ausrottung bedroht.

Auf diesem Boden haben die beiden Gesellschaften nun den Grund gelegt. Die erste wichtige Frage, die bei der ersten Inangriffnahme eines Gebiets ungleich schwieriger ist als bei der Ausdehnung der Arbeit, war die Wahl einer passenden Station. Für die Neuendettelsauer waren bei der Wahl der ersten Station und so auch späterhin bei Sattelberg gesundheitliche Gründe ausschlaggebend. Die Tamiinseln wählten sie trotz des beschränkten Sprachgebiets, weil die Bewohner mit ihren Booten weit herum kommen und daher, einmal für das Evangelium gewonnen, auch in größerem Umkreis für dasselbe werben können. Aehnliche Rücksichten auf Sprache und gesundheitliche Verhältnisse der Orte waren auch für die Barmer maßgebend.

Viele Arbeit und Kraft der Missionare nahm die Anlage der Stationen in Anspruch. Denn auf solchen Gebieten, auf denen die europäische Kultur noch so gut wie nicht bekannt ist, muß der Missionar zunächst auch die äußerliche Arbeit in der Hauptsache allein thun, bis er sich sachkundige Gehilfen herangezogen hat. Zugleich galt es, mit den Eingeborenen in Verkehr zu kommen und in ihre Sprache einzudringen. Durch allerlei Tauschwaren suchte man sie zu Dienstleistungen, Bebauung des Gartens u. dgl. zu bewegen, und nicht umsonst; auch die Verabreichung von Medizin, gegen die sie freilich zunächst mißtrauisch waren, förderte den gegenseitigen Verkehr. Es soll hier nicht näher ausgeführt werden, wie schwierig die allmähliche Erlernung einer Sprache ohne jedes Hilfsmittel ist und wie viel Mißverständnisse im Anfang notwendig entstehen. Es ist einleuchtend, daß vermehrter Verkehr und Kenntnis der Sprache sich wechselseitig unterstützen und daß je länger je mehr sich auch Gelegenheit bietet, den Leuten ans Herz zu reden. Jetzt ist die Erforschung der Sprachen

soweit gediehen, daß schon Anfänge mit Fibeln, Katechismen, Liederübersetzungen in einigen Sprachen gemacht sind.

Nicht bloß die Unkenntnis der Sprache hinderte lange die Missionare, eigentliche Gottesdienste abzuhalten, und beschränkte ihre missionarische Thätigkeit auf die Einwirkung von Person zu Person; es war ebenso die Zurückhaltung der Leute vor öffentlichen gottesdienstlichen Versammlungen. Es sind auch jetzt erst Anfänge damit gemacht. Von Bongu wird berichtet, daß die Gottesdienste regelmäßig von etwa 20 Männern besucht werden. Etwas günstiger steht es auf dem Neuendettelsauer Gebiet. Auf den Tamiinseln kommen etwa 100 zum Gottesdienst.

Auch die Schulthätigkeit begegnet großem Widerstand. In Bogadjim und Siar mußte die Schule aufgegeben werden; in Siar wollten die Papuas den Missionar nötigen, den Schulbesuch mit Tabak zu erkaufen. Alte und Junge sind der Schule nicht geneigt; noch die meiste Freude macht ihnen das Singen.

Auch hier ist es auf dem Neuendettelsauer Gebiet etwas rascher vorangegangen. Als zweckmäßig hat sich die Einrichtung erwiesen, die in Simbang und Sattelberg getroffen wurde. Hier werden etwa 20 junge Leute aus der Umgebung von mehreren Stunden in Dienst genommen, die allerlei Arbeiten zu besorgen haben und zugleich unterrichtet werden. Dadurch wachsen sie allmählich in eine christliche Ordnung hinein. Manche kommen, wenn ihre Dienstzeit abgelaufen ist, zum zweiten und dritten Mal wieder. Auch nach Hause zurückgekehrt, geben sie weiter, was sie bei den Missionaren gehört, kommen auch unter sich zusammen, um zu singen und zu beten wie auf der Station. Andere, die sich später auf Pflanzungen anwerben lassen, halten dort Andachten miteinander; manche bleiben auch mit den Missionaren in brieflichem Verkehr.

Klein sind die äußerlichen Erfolge bis jetzt. Aber es ist noch ein anderer Erfolg der mühsamen Arbeit zu spüren, der am besten zeigt, daß ein guter Grund gelegt ist. Man kann unbedingt sagen, daß die Missionare beider Gesellschaften das Vertrauen der Eingeborenen gewonnen haben. Nur zwei Beispiele hiefür. Einer der rheinischen Missionare versuchte vergebens einem Aufruhr der Eingeborenen gegen die Verwaltung zu wehren. Da stellt er ihnen die Wahl, entweder sollen *sie* sich unterwerfen oder verlasse *er*

das Land: und sie fügten sich. Als Missionar Kunze auf der Dampierinsel einmal von einem Heiden bedroht wurde und schon ein Speer dicht neben ihm in die Erde gefahren war, stürzte sich ein Papuaweib dem Wütenden entgegen, als er den zweiten erhob, um besser zu treffen. Was trieb sie, den Missionar zu beschützen? Ein anderer Missionar hatte ihr einige Wochen zuvor eine Wunde verbunden. Liebe ist die Weltsprache, die man auch unter diesem Volke versteht.

Neu Guinea ist ein harter Boden. Das hat ebenso die Londoner Missionsgesellschaft erfahren, die jetzt nach 30jähriger Arbeit etwa 1500 Gemeindeglieder zählt. Aber könnten die deutschen Gesellschaften nicht doch etwas von den Londonern und den andern Gesellschaften lernen, denen wir auf unserm Rundgang begegneten? Warum verwenden die Deutschen nicht auch polynesische Arbeiter, mit denen die Engländer und Amerikaner so gute Erfolge erzielt haben? Die Neuendettelsauer versuchten es mit zweien, die sie von den Wesleyanern im Bismarckarchipel übernahmen; sie scheinen sich aber nicht bewährt zu haben. Die Rheinische Mission versuchte es vergeblich, einige zu bekommen. Man dachte auch an Bataker aus Sumatra, gab aber den Plan wieder auf, weil die Verhältnisse doch für sie zu fremdartig gewesen wären. Es fehlt eben beiden Gesellschaften ein eigenes Missionsgebiet in der Südsee, aus dem sie Arbeiter nach Neu Guinea versetzen könnten.

Einen andern Plan hat der rheinische Missionar Kunze vorgeschlagen: eine Schiffsmission, ähnlich der melanesischen. Das Schiff soll dazu dienen, freundliche Beziehungen mit verschiedenen Stämmen anzuknüpfen und aus den besuchten Ortschaften junge Leute zu gewinnen. Diese wären dann in einem Seminar zu sammeln und in gemeinsamer Sprache zu unterrichten, um sie nach etwa einem halben Jahr in ihre Heimat zu entlassen und zu baldiger Wiederholung des Besuchs zu ermutigen. Und in der That hat auch Missionar Bergmann von seiner letzten Urlaubsreise ein kleines Dampfboot für seine Missionsthätigkeit mit hinaus genommen.

Es ist ein kleiner, aber ein gründlicher Anfang in Kaiser Wilhelmsland gemacht, der allen Grund zu guten Erwartungen giebt. Der Boden in den deutschen Kolonien der Südsee ist verschieden; die Methoden der Missionsarbeit sind nicht gleich; manches

entspricht unserer deutschen Art nicht ganz. Aber überall wird auf ein Ziel hingearbeitet, auch in diese Völker das Evangelium einzupflanzen, um aus ihnen eine Schar Christo zuzuführen zur Ehre Gottes, des Vaters.

Apolo Kagwa,

der Reichskanzler und Regent von Uganda.

Unter den fremden Gästen, die von fernher aus den britischen Gebieten Asiens und Afrikas zur Krönung Eduards VII nach England herbeigekommen sind, befindet sich auch der Katikiro oder erste Minister und Regent von Uganda, jenes Landes, das der europäischen Welt noch keine 30 Jahre bekannt ist, aber heute eine Stellung in Zentral-Afrika einnimmt, die für die Christianisierung jener entlegenen Gebiete von außerordentlicher Bedeutung ist. Nach manchen Stürmen und Wirren, die die kurze, aber wechselvolle Geschichte Ugandas während der letzten 25 Jahre aufweist, hat die gründliche Arbeit der englisch-kirchlichen Mission dort eine Missionskirche ins Leben gerufen, die ihre evangelisierende Thätigkeit bis weit über ihre Provinzen hinaus in regem Eifer entfaltet. Auch in seinem äußerlichen Bestande ist das Land nach manchen Aufständen und Bürgerkriegen, seit es unter britischem Protektorat steht und sein launenhafter Herrscher Muanga deportiert ist, sichtlich aufgeblüht und erfreut sich einer geordneten Verwaltung. An der Spitze der letzteren, soweit sie in den Händen der Eingeborenen geblieben ist, steht der genannte erste Minister oder Katikiro. Ueber ihn, der ein guter evangelischer Christ ist, bringt der Church Missionary Gleaner einen interessanten Artikel, dem wir die nachfolgenden Mitteilungen entnehmen.

Apolo Kagwa ist jetzt ungefähr 36 Jahre alt, ein Mann von hohem, stattlichem Wuchs. Obschon seine Gesichtszüge durchweg den Negertypus zeigen, so hat doch sein ganzes Aeußeres etwas Gewinnendes und zugleich Gebietendes. Wegen seiner hervorragenden geistigen Fähigkeiten, die er bei der Leitung der Staatsangelegenheiten an den Tag legt, ist er bei jedermann geliebt und geachtet. In seiner Stellung als Katikiro ist er zugleich oberster Richter, der auch unter den drei Häuptlingen, die für den sechsjährigen König die Regentschaft führen, den ersten Platz einnimmt.

Seine ersten Lebenstage verbrachte Kagwa in einem entlegenen Landesteil von Uganda, im Südwesten des Singo-Distrikts, an der Grenze von Budu. Sein Vater war nur ein ganz unbedeutender Häuptling, der in der Geschichte von Uganda keinerlei Rolle gespielt hat. Der Knabe wurde nach Landessitte schon frühzeitig anderweitig untergebracht, weil in den damaligen Zeiten ein Häuptling beim Herrscher des Landes leicht in Ungnade fallen und dadurch auch dessen Kinder mit ins Unglück gezogen werden, z. B. in Sklaverei fallen konnten. Er kam zunächst zu einem Häuptling und später an den Hof des bekannten Königs Mtesa. Hier lernte er, der bis dahin ein Heide gewesen war, den Islam kennen, den die mit Elfenbein und Sklaven handelnden Araber in der Hauptstadt einführten. Es geschah dies von den Händlern aber nicht im Interesse ihrer Religion, sondern zur Befestigung ihrer Macht und ihres Ansehens. Infolge dieser Berührung mit dem Mohammedanismus lernten viele der königlichen Pagen, darunter auch Kagwa, das Kisuahili lesen und schreiben, und zwar in arabischer Schrift. Manche von ihnen wurden auch des Arabischen so weit mächtig, daß sie einzelne Teile des Korans mit ihren Lehrern durchnahmen.

Inzwischen waren 1877 die ersten Missionare der englisch-kirchlichen Mission im Lande eingetroffen und begannen ihr Werk. Unter den königlichen Pagen, die bei den Missionaren Mackay und Ashe in die Schule gingen und christlichen Unterricht empfingen, befand sich auch der junge Kagwa. Als dann im Jahr 1884 König Mtesa starb und Muanga den Thron bestieg, galt der Häuptlingssohn Kagwa als einer der Lieblinge des Königs, und eine angesehene Stellung schien ihm in der Zukunft gesichert zu sein. Mittlerweile trat er zum Christentum über und erhielt bei der Taufe den Namen Apolo (Apstgesch. 18, 24 ff.).

Während der ersten Regierungsjahre Muangas bekleidete Apolo einige Häuptlingsschaften. Als dann aber der Bürgerkrieg ausbrach, Muanga verjagt wurde und die mohammedanische Partei die Oberhand gewann und einen Gegenkönig auf den Thron setzte, flüchtete sich der junge Häuptling Apolo mit der Mehrzahl der Christen in den Südwesten nach Nkole (am Albert-Eduard-Nyansa), wo er an die Spitze der evangelischen Partei trat und Gelegenheit hatte, seine Fähigkeiten als Führer seiner Glaubensgenossen im Krieg und Frieden zu erproben. Als dann die Christen mit dem König Muanga an der Spitze wieder nach Uganda zurückkehrten und den mohammedanischen Gegenkönig samt seinem Anhang vertrieben (1888), war Apolo einer der angesehensten Häuptlinge, unter dessen Befehl die Armee stand und der mit Erfolg gegen die Mohammedaner focht.

In einem dieser Gefechte erhielt er einen Schuß durch die Schulter und verlor beinahe sein Leben. Sobald der Friede im Lande wieder hergestellt war und die Christen die Oberhand gewannen, wurde Apolo zum Katikiro erwählt, während das Land zugleich unter die Schutzherrschaft Englands kam (1890).

Neue Wirren folgten. Die katholische, an Zahl überlegene Partei, auf deren Seite auch der König Muanga stand, suchte die evangelische Partei zu verdrängen. Die Stellung des Katikiro, der der letzteren angehörte, wurde dadurch äußerst schwierig. Es kam im Januar und Februar 1892 zu blutigen Kämpfen, in denen die Protestanten durch die Hilfe der englischen Truppen den Sieg davon trugen. Der Friede für das heimgesuchte Land schien dadurch gesichert; aber ein neuer, vom König Muanga angezettelter Aufstand im Jahr 1897 und die Meuterei sudanischer Söldner rief neue Wirren hervor, die für die protestantische Partei äußerst gefahrvoll zu werden drohten. Nur mit Mühe wurde der Aufstand gedämpft und an Stelle des Königs Muanga sein Söhnlein Daud am 14. August 1897 auf den Thron gesetzt, und zwar unter der Regentschaft des Katikiro und zweier anderer Häuptlinge. Unter allen diesen Wirren hat sich Apolo als ein weiser Staatsmann und trefflicher Christ bewiesen, der Eingeborenen wie Europäern gegenüber furchtlos seiner Pflicht nachgekommen ist.

Daß es ihm mit seinem Christentum ernst ist, zeigt auch sein Privatleben. Er liest und forscht fleißig in der Bibel und sie ist ihm die Richtschnur für sein tägliches Leben. Ebenso hält er streng darauf, daß in seiner Familie die täglichen Morgen- und Abendandachten regelmäßig stattfinden; er selbst hat jahrelang an den täglichen Bibelklassen und Wochen-Gottesdiensten teilgenommen, was ihm jetzt bei den vielen Staatsgeschäften nicht mehr in demselben Maß möglich ist. Doch hat er sich jeden Tag sein Stündchen für das Bibelstudium reserviert. Auch wird er jede Woche zwei bis dreimal von einem Missionar besucht, der ihm über schwer verständliche Punkte in der hl. Schrift Auskunft erteilt. Dabei ist er höchst freigebig für kirchliche Zwecke, unterhält mehrere Evangelisten auf seine Kosten und unterstützt, wo es nötig ist, arme und bedürftige Pastoren und Lehrer. Von seiner jetzigen Frau, mit der er in christlicher Ehe lebt, hat er sechs Kinder. Außerdem sind noch mehrere Kinder da von einigen andern Frauen aus der Zeit, ehe er Christ wurde. Die Kinder sind alle gut geraten und er läßt es nicht an Zucht und an ihrer Ausbildung fehlen. Für seinen großen Haushalt und das zahlreiche Hofgesinde hat er eigens eine Kapelle in seinem Anwesen erbaut und einen eigenen Lehrer angestellt.

Daß Apolo Kagwa in mancher Hinsicht ein Mann von außerordentlichen Eigenschaften ist, beweist sein offener, weiter Blick für alles, was zur Hebung seines Landes und Volkes dient. Er war der erste unter den Eingeborenen Ugandas, der in der Bauart größerer und soliderer Häuser mit gutem Beispiel voranging. So errichtete er sich z. B. ein Wohnhaus mit einem zweiten Stock aus Riegelwänden. Dann führte er getrocknete Backsteine ein, erbaute ein dauerhafteres Gebäude, bei dessen Errichtung er häufig selbst mitarbeitete, und versah es mit Thüren, Fensterläden und einer regelrechten Treppe. Ebenso hat er sich ein Telephon und elektrische Klingeln einrichten lassen. Auch benützt er eine Schreibmaschine und arbeitet an der Nähmaschine. Selbst ein Velo besitzt er und versteht darauf zu fahren. Ueberhaupt sucht er jeden Fortschritt im Lande zu fördern. Obschon er erst seit etwa 12 Jahren zu schreiben versteht, hat er doch eine ziemlich vollständige Geschichte von Uganda selbständig abgefaßt, die im letzten Jahr in England gedruckt worden ist, und erst kürzlich ist von ihm ein Büchelchen mit mythologischen Geschichten nach den Ueberlieferungen der Baganda erschienen. Bei seinen Gerichtssitzungen führt er genau Protokoll, sowie über alle seine Staatsgeschäfte. Selbst Europäer sind erstaunt über seine außerordentliche Leistungsfähigkeit und unermüdliche Thätigkeit.

Möge es Gott gefallen, diesen Afrikaner noch recht lange seinem Volke zu erhalten und ihn auch fernerhin den Baganda zum Segen zu setzen.

Missions-Zeitung.

Amerika. Im v. J. starb der Indianer-Häuptling „Good Thunder", ein Mann, der einer Erwähnung in einem Missionsblatte wohl wert ist. Der verstorbene Bischof Whipple sagte von ihm: „Er war einer der aufrichtigsten Männer, die ich je gekannt. Als ich ihn vor 41 Jahren zum ersten Mal sah, war er ein wilder Mann, ein Krieger, der seinem Volke leidenschaftlich ergeben war. Ich kann heute noch sein aufwärts gerichtetes Antlitz sehen, wie er neben Wabasha und Taopi am Ufer des Minnesota-Flusses saß und zum ersten Mal das Wort von der Liebe Gottes in der Sendung seines Sohnes hörte. Sein tiefes Gemüt war so ergriffen, daß er am nächsten Tage mit seiner kleinen Tochter zu mir kam, die so lieblich anzusehen war wie eine Waldblume, und zu mir sagte: „Will der

Bote des Großen Geistes mein Kind in sein Haus nehmen und sie so machen, wie eine gute weiße Frau ist? Sie soll nicht aufwachsen wie ein wildes Weib." In jenem blutigen Drama, dem Sioux-Gemetzel im Jahre 1862, begünstigte „Good Thunder" die weißen Gefangenen und war ein besonderes Werkzeug zu ihrer Errettung vom Tode. General Sybley, der meine Bewunderung und Vorliebe für ihn teilte, schätzte seine Treue so hoch, daß er ihm einen Attest ausstellte, der seinen Heldenmut bezeugte, und ernannte ihn zum Haupt der Kundschafter."

Indien. Ein Wirbelsturm hat kürzlich in Ost-Bengalen furchtbare Verheerungen angerichtet. Ganze Dörfer wurden in dem einen Bezirk zerstört und Hunderte von Menschen verloren ihr Leben oder erhielten schwere Verletzungen. Durch die Gewalt des Sturms wurden viele vom Boden aufgehoben und weithin durch die Luft geschleudert. Alle Aerzte sind zur Hilfeleistung aufgeboten und werden von den Missionaren unterstützt, um die Verwundeten und Sterbenden zu bedienen. Die schlimmsten Wunden wurden durch Wellblechplatten und spitzige Bambusstangen verursacht, die in allen Richtungen umherflogen. Indem die Windsbraut einen Fluß kreuzte, wurde das Wasser so in die Höhe getrieben, daß es die Stadt Nagilbad, einen sehr besuchten Badeort mit einer Unzahl von Götzenbildern und Priestern vollständig zerstörte. Alle Götzentempel und Heiligtümer liegen in Trümmern, während ihre Dächer durch die Gewalt des Sturmes über den Fluß hinüber geschleudert wurden. (Miss. Herald.)

Afrika. Trotz der Unterwerfung der Mahdisten im Sudan stößt die Unterdrückung der Sklavenjagden und der Sklavenausfuhr besonders in Kordofan noch immer auf große Schwierigkeiten. Die Sklaven werden entweder nach dem Westen abgeführt oder über den weißen Nil nach Abessinien verbracht, wo sie leicht verkauft werden können. Es scheint auch, daß die Abessinier ab und zu Einfälle über die Grenze hinüber machen und Sklaven zu erbeuten suchen. Es ist deshalb in neuester Zeit ein englischer Offizier in Khartum stationiert worden, der der Unterdrückung des Sklavenhandels seine Aufmerksamkeit schenken und mit einer Truppe von Kamelreitern die südöstliche Grenze des Sudan überwachen soll. (Miss. Intell.)

China. Die gegenwärtige Lage der Dinge in China wird von dem jetzigen Leiter der China Inland-Mission also beschrieben: „So weit wir es beurteilen können, sagt sich die chinesische Regierung, daß sie einen großen Fehler gemacht hat, als

sie 1900 die Ausländer zu vertreiben suchte, und daß jetzt ein neuer Versuch, das auszuführen, völlig aussichtslos sein würde. Wenn wir denn, so scheint sie zu urteilen, die Ausländer unter uns haben müssen, so werden sie uns um so besser behandeln, je besser wir sie behandeln. Daher kommt die freundliche Behandlung der zurückgekehrten Missionare. Doch ist noch nicht jede Gefahr ausgeschlossen. Diese liegt in dem Drucke der hohen, wegen der Kriegsentschädigung auferlegten Steuern. Während die Protestanten keine oder nur eine mäßige Entschädigung für ihre Verluste an Missionseigentum angenommen haben, haben die Katholiken so viel als möglich herausgepreßt. So z. B. in der Provinz Schansi 6 Millionen, in Honan 400 000 Mk. u. s. w. Dieser Unterschied zwischen den Katholiken und Protestanten ist von der Bevölkerung wohl beachtet worden und hat sie letzteren sehr freundlich gestimmt. (Leipz. Miss.Bl.)

Heimat. Die großen englischen Gesellschaften haben trotz des Krieges wieder reiche Einnahmen gehabt: die englische Kirchenmission 6 840 000 Mk., die höchste Summe, die sie jemals eingenommen, und doch hat sie ein Defizit von $^1/_2$ Mill. Mk., das indes zu einem großen Teil schon gedeckt ist. Die hochkirchliche Ausbreitungsgesellschaft nahm 4 120 000 Mk. ein, die Wesleyaner fast $2^3/_4$ Mill., die Baptisten $1^1/_3$ Mill., die britische Bibelgesellschaft $4^2/_3$ Mill. u. s. w.

Bücheranzeige.

Schreiber, Missionsinspektor. **Ein Besuch auf dem Missionsfelde in Togo.** Mit 46 Bildern und 2 Karten. Bremen, Verlag der Norddeutschen Missionsgesellschaft. 50 Pfg.

Das Arbeitsfeld der norddeutschen Mission in Deutsch-Togo ist kürzlich zum ersten Mal vom Leiter derselben besucht worden und es gewährt der von ihm veröffentlichte Visitationsbericht einen klaren Einblick in die Verhältnisse und den gegenwärtigen Stand dieser Mission. Es hat dieselbe nach einer schweren und opferreichen Zeit im letzten Jahrzehnt einen erfreulichen Aufschwung genommen und sie sieht sich augenscheinlich gerade jetzt vor neue und umfangreiche Aufgaben gestellt.

Mendner, R. **Unterwegs und daheim.** Meine Reise von Deutschland nach Ostafrika, und einige Bilder meiner zweiten Heimat. Mit 20 Abbildungen. Oberneukirch (Lausitz), F. Hübschmann, brosch. 1,50 Mk., geb. 2 Mk.

Reiseschilderungen nach Ostafrika sind heutzulage nichts Neues mehr; um so ansprechender sind die Schilderungen aus der afrikanischen Heimat, die der Verfasser von seiner Arbeit und Umgebung auf der Leipziger Missionsstation Jimba bei Mombasa entwirft.

Baierlein, C. R. **Die Lehre des Vedanta** von Gott, von der Welt, vom Menschen und von der Erlösung des Menschen. Aus den Quellen dargestellt. Zweite vermehrte Auflage mit einem Anhang aus dem Dharma Schastra des Manu. 80 S. Dresden und Leipzig, Fr. Richter. 1,20 Mk.

Eine meisterhafte Studie des inzwischen heimgegangenen Leipziger Missionsveteranen, die trefflich über die religiöse Gedankenwelt des alten Indiens orientiert.

Die deutschen Kolonien. Monatsschrift für die sittliche und soziale Hebung der Eingebornen in den Schutzgebieten. Herausgegeben von **Gustav Müller,** Pastor in Groppendorf bei Hakenstadt, Bezirk Magdeburg. Monatlich ein Heft von 16 S., gr. Lex. = 8. Preis jährlich 3 Mk. Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh.

Wir machen hier aufs neue auf die seit Januar d. Js. erscheinende koloniale Monatsschrift aufmerksam, die nicht nur gut redigiert ist, sondern auch eine der ersten Stellen in der kolonialen Litteratur einnimmt.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

Ein Tibeter auf der Reise.

Die
Frauenmissionsgesellschaft der schottischen Kirche.

Die Anfänge bis 1843.

Der erste Versuch, den indischen Frauen Schulunterricht zuteil werden zu lassen, wurde im Jahr 1819 gemacht. Einige junge Indierinnen hatten eine von den Frauen der Baptistenmissionare in Kalkutta geleitete Schule besucht und sie richteten nun an die Freunde und Gönner jener Mission die Bitte um Gründung von Schulen für Hindumädchen. Daraufhin wurde in Kalkutta ein Verein für die Erziehung der Hindumädchen gegründet. Eine von diesem Verein gegründete Schule wurde im ersten Jahr von 8, im zweiten von 32 Mädchen besucht. Nach drei Jahren gab es schon 6 Schulen mit 160 Schülerinnen. Der 14. Dezember 1821, an dem der Verein sein zweites Jahresfest hielt, war ein denkwürdiger Tag, denn da konnte es zum erstenmal öffentlich ausgesprochen werden, daß Schulen für Hindumädchen möglich seien, ohne daß dadurch dem Unglauben Thür und Thor geöffnet und der Hohn und Spott der Gegner herausgefordert werde.

Im Jahr 1822 begann Frl. Cooke, die spätere Frau Wilson, in Verbindung mit der Englisch-Kirchlichen Missionsgesellschaft eine Schule für Hindumädchen und der gute Erfolg dieser Schule führte zu weiteren derartigen Unternehmungen. Die schottische Mission gründete die erste Mädchenschule in Bombay, an der auch eine Frau Wilson (geb. Bayne) mit besonderem Eifer arbeitete. Sie starb 1835, worauf ihre beiden Schwestern das Werk fortführten. Im Jahr 1836 schrieb Dr. Wilson: „Die Schule für arme Hindumädchen wird jetzt von 55 Schülerinnen besucht, die gute Fortschritte machen. Ich habe kürzlich eine der ältesten Schülerinnen

getauft und sie mit einem bekehrten Mohammedaner verheiratet. Diese erste Verbindung von Eingeborenen im Schoß der protestantischen Kirche in Bombay verspricht eine glückliche Ehe zu werden. Im Jahr 1837 wurde infolge eines Aufrufs von Hauptmann St. Clair Jameson aus Bombay der Schottische Frauenverein für weibliche Erziehung in Indien gegründet. In einer Ansprache, die Duff im Jahr 1839 in der Sache des Frauenvereins hielt, setzte er auseinander, wie sein eigenes Wirken für die Erziehung und Bildung der Männer auch zu stärkerer Nachfrage nach Unterricht für die Frauen führen müsse. „Geht mit zunehmendem Eifer voran," sagte er u. a.; „es ist ein edles Werk, das ihr treibet. Wenn ihr auch zunächst nur einzelnen Befreiung bringt, so ist es schon ein unaussprechlicher Gewinn, wenn durch Gottes Gnade eine kleine Anzahl von unsterblichen Seelen als Brand aus dem Feuer gerettet wird. Bald wird eure Hilfe in solchem Maß in Anspruch genommen werden, daß ihr nur durch ungeheure Zunahme eurer Mittel den Anforderungen gewachsen sein werdet." In den ersten zwei Jahren arbeitete der Verein nur in Bombay, wo in 16 Schulen 384 Mädchen unterrichtet wurden. Die Schulen befanden sich in Privathäusern, wohin die Schülerinnen kommen konnten, ohne Aufsehen zu erregen. Den Unterricht gaben eingeborene Lehrerinnen unter der Aufsicht von Europäerinnen.

Die Leitung der Vereine in Schottland hatten einige Geistliche und ein Komitee von 34 Damen. Nachrichten über die Lage der Frauen in Indien und Aufrufe zur Hilfe wurden in vielen tausend Exemplaren verbreitet; in vielen schottischen Städten wurden Hilfsvereine oder Sammelstellen gegründet. In diesen zwei Jahren gingen schon über 25 000 Mk. ein. Man fürchtete am Anfang, durch die Beiträge für die Frauenmissionsgesellschaft könnten die Einnahmen des Missionswerks im ganzen geschmälert werden; dies war aber nicht der Fall. Die ersten europäischen Missionslehrerinnen, Frl. Reid und Frl. Jallot, starben nach ganz kurzer Zeit, aber andre folgten und auch Missionarsfrauen nahmen sich des Werkes an. Im Jahr 1836 begann die Arbeit in Puna und im Jahr 1839 gründete Frl. Laing in Kalkutta ein Waisenhaus. In beiden Orten war es auch den Lehrerinnen gelungen, in einzelnen Häusern Zutritt in die Senana, das so ängstlich gehütete Frauengemach, zu bekommen.

Da brachte auch hier die Kirchenspaltung eine Störung in das so hoffnungsvoll begonnene Werk, und zwar gerade zu einer Zeit, als größere Mittel und mehr Gehilfinnen dringend gewünscht wurden. Die Frauenmissionsgesellschaft verlor von ihren damals 45 Komiteedamen 21, von den 7 Geistlichen, die den Vorsitz in den Vereinen hatten, gingen 4 zur freien Kirche über, und von den Lehrerinnen in Indien blieb nur eine, Frl. Saville, der Mission der alten Kirche treu.

1844—1868.

Zum Glück hatte die Frauenmissionsgesellschaft in Dr. Norman Macleod für ihre Sache einen Mann gewonnen, der durch seine Begeisterung und Rednergabe wie kein andrer geeignet war, der Gesellschaft neue Freunde zu gewinnen. Von dem Jahresfest in Edinburg im Jahr 1843, bei dem Macleod in gedrängt vollem Saal die Festrede hielt, sagte Dr. Macduff 25 Jahre später: „Es war ein herrliches, begeisterndes Fest, einer der hellsten Hoffnungsstrahlen in der dunkeln Stunde.“ Macleod und andre bereisten Schottland, hielten zahlreiche Ansprachen und gründeten neue Hilfsvereine.

Im Jahr 1858 gründete die Gesellschaft eine Vierteljahrsschrift: „News of Female Missions“ (Nachrichten über die Frauenmission). In der Vorrede zur ersten Nummer heißt es: „Es könnte scheinen, als hätten wir, wie einst die Jünger, die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen, oder als sei der Erfolg unserer Arbeit klein und unbedeutend, aber wir dürfen doch dankbar bekennen, daß wir manche Zeichen von Gottes Güte bekommen haben. Manchmal durften wir sehen, wie eine Seele aus der Finsternis ins wunderbare Licht einging. Im Waisenhaus in Kalkutta sind besonders in den letzten Jahren unsre Bemühungen sehr gesegnet worden. Viele von uns erzogene Waisen haben jetzt eine geachtete Stellung und einen nützlichen Beruf, während andre, wie wir glauben dürfen, in das Vaterhaus droben eingegangen sind. Wir brauchen also nicht mutlos zu werden. Wir wissen, daß die Erde einst voll sein wird der Erkenntnis des Herrn, wie die Wasser das Meer be-

decken, und zur Beschleunigung des Kommens dieser großen Zeit in bescheidener Weise mitzuhelfen ist ein des christlichen Ehrgeizes würdiges Werk. Wir empfehlen allen Freunden unsrer Arbeit unser kleines Missionsblatt, wir bitten um ihre Fürbitte, daß es zur Förderung der Mission dienen möge, und um ihre Hilfe, damit es eine recht weite Verbreitung finde."

Die Einnahmen des Vereins hatten auch nach 1843 nicht abgenommen, obgleich die Gesellschaft durch die Kirchentrennung manche gute Geber verloren hatte. Von 1845 bis 1868 war die Durchschnittseinnahme 36000 Mk. jährlich; im allgemeinen waren Ausgaben und Einnahmen im Gleichgewicht. Auch in Indien selbst wurden bedeutende Summen für das Werk gegeben, z. B. gingen einmal nach einer Predigt, die ein schottischer Kaplan gehalten hatte, als Kirchenopfer über 3000 Mk. ein. Es gab auch Missionsnähvereine, aber man hielt noch keine Bazare, sondern sandte nur ein paarmal Arbeiten nach Kalkutta, die dort zum Besten eines Hauskaufs oder -baus verkauft wurden. Im Jahre 1844 unternahm es eine Dame, ein Waisenkind in dem Waisenhaus von Kalkutta zu erhalten, und dieses Beispiel fand so viele Nachahmer, daß man bald nicht genug Waisenkinder hatte, um der Nachfrage zu genügen.

Wie in der großen Kirchlichen Missionsgesellschaft, so fehlte es auch in der Frauenmissionsgesellschaft oft an Arbeitskräften. Frl. Saville blieb an dem Waisenhaus von Kalkutta bis zu ihrer Verheiratung mit Missionar Anderson (1850). Es schien damals, als würde ein männlicher Vorstand mehr Ansehen genießen, und so wurde ein Mann (Missionar Yule und später Dr. Weitbrecht) zum Leiter des sich immer mehr ausdehnenden Werks bestimmt. Man hatte im Jahr 1855 neue, geräumigere Gebäude gemietet; in dem Waisenhaus waren damals 68, in den Tagschulen 233 Mädchen. Yule meinte aber in Beziehung auf die Schulen, es seien „die Tage geringer Dinge".

In Bombay hatte das Werk infolge des Austritts aller Missionarinnen im Jahre 1843 ganz aufgehört. Erst 1847 konnten wieder Schulen eröffnet werden. 1858 wurde auch ein Waisenhaus gegründet. Es scheint aber, daß das Werk, wohl teilweise infolge raschen Wechsels der Arbeiterinnen, nicht recht gedieh, denn 1864 wurde die ganze Mission nach Puna verlegt.

Besseres Gedeihen hatten die Unternehmungen in Madras. Hier eröffnete Frl. Maillard 1845 eine Schule, deren Zweck war, „europäischen und indischen Mädchen eine zweckmäßige geistige, sittliche und religiöse Bildung zu geben.“ Die Schule wurde mit 20 Schülerinnen, darunter drei Europäerinnen, eröffnet. Sämtliche Schülerinnen bezahlten Schulgeld. Nachdem die erste Vorsteherin wegen Zwistigkeiten mit dem Komitee und die zweite wegen Uebertritts zur Freikirche ihr Amt nach kurzer Wirksamkeit niedergelegt hatte, gelang es, einen schottischen Lehrer, der später zum Missionar ordiniert wurde, zum Leiter des Schulwesens zu bekommen. Im Jahr 1852 wurden von dem allgemeinen Missionskomitee und dem Frauenverein gemeinschaftlich Schulgebäude gekauft. In diesem Jahr hielt man die Prüfungen in Gegenwart von 700 Eingeborenen. Ein gebildeter Eingeborener hatte den Vorsitz und er sagte, die, die ihre Töchter nicht unterrichten lassen wollten, seien unklug und unvernünftig und man sollte alles thun, um das weibliche Unterrichtswesen zu fördern.

Auch in Ceylon ging man unter der Leitung eines schottischen Geistlichen in Colombo, Macvicar, mit der Gründung von Schulen vor; er schrieb einen sehr guten Katechismus, der ins Singalesische übersetzt und in den Schulen gebraucht wurde. Die Arbeit in Ceylon erreichte keine große Ausdehnung und wurde 1880 aufgegeben.

Im Jahr 1861 dehnte die Gesellschaft ihre Arbeit in den Pandschab aus und errichtete ein Waisenhaus in Sialkot.

Bis zum Jahr 1868 beschränkte der Frauenverein seine Thätigkeit auf die Gründung von Waisenhäusern und Tagschulen; es zeigte sich aber, daß man in den Schulen nicht viel Einfluß auf die Kinder bekam. Eine Deputation der Generalsynode, die im Jahr 1868 nach Indien kam, besuchte die Waisenhäuser in Puna, Madras, Kalkutta und Sialkot. Sie fand, daß die Zöglinge recht wohl aussahen und mit großer Liebe verpflegt wurden. Die Waisenhäuser dienten drei Zwecken: Sie nahmen sich armer, verlassener Mädchen an, erzogen Frauen für die eingeborenen Christen und bildeten tüchtige Lehrerinnen heran.

1868—1882.

In einem Bericht vom Jahr 1863 über die Schulen von Kalkutta bemerkte Dr. Herdman: „Diese Bazarschulen sind noch sehr bescheidener Art, und es ist selten, daß man bei den Schülerinnen, die dort eine gewisse Bildung erhalten haben, einen wohlthätigen Einfluß der Schule nachweisen kann. Aber wir dürfen jetzt hoffen, daß in diesem finsteren Land bessere Tage für die Erziehung der Frauen kommen. Viele gebildete Hindu wünschen, daß ihre Frauen, Schwestern und Töchter auch gebildet werden möchten. Es sind angesehene Schulen für die höheren Stände entstanden und sie werden wohl immer mehr Bedeutung erlangen. Bis jetzt hat das Christentum noch wenig Einfluß auf diese Schulen und es wird viel Missionseifer und Weisheit nötig sein, um dem Evangelium diesen Einfluß zu verschaffen. Die Senanamission ist ein Schritt in dieser Richtung." In dem Bericht von Macleod und Watson über ihren Besuch in Indien heißt es: „Für die Kirche bietet sich jetzt Gelegenheit, den Unterricht der Frauen in ausgedehnterer Weise, als in den Waisenhäusern möglich ist, zu betreiben," und in seiner Rede vor der Generalsynode sagte Macleod: „Es ist augenblicklich keine Bewegung in Indien hoffnungsvoller, als die für weibliche Bildung in den Schulen und den Senanas. Ich glaube, daß in Indien eine große Veränderung oder ein rascher Fortschritt in der Entwicklung bevorsteht, und die Kirche sollte durch Mädchenschulen und die Senanamission diesen Fortschritt thatkräftig fördern helfen." Die Bewohnerinnen der Senanas wurden damals auf 40 Millionen geschätzt.

Es gelang, für die Senanamission in Kalkutta eine Dame von halbindischer Herkunft, Frl. Pigot, zu gewinnen, unter deren Leitung bald ein tüchtiger Zug in die Arbeit kam. Im Jahr 1875 konnten 60 Senanas besucht werden und 294 Schülerinnen wurden in ihnen unterrichtet. Die Missionsschulen wurden verbessert und fünf derselben wurden von Mädchen der höheren Kasten besucht. Um das Jahr 1871 wurde auch in Puna unter der Leitung der sehr tüchtigen Frl. Bernard mit der Senanamission begonnen, in Sialkot 1873 und in Madras 1876.

Natürlich brauchte man für diese neue Wirksamkeit auch neue Mittel. Eine Zeitlang — bis 1885 — gab das allgemeine Mis-

sionskomitee einen Zuschuß, aber es mußten jedenfalls neue Hilfsquellen erschlossen werden. Missionar Ferguson reiste in Schottland umher und redete in Versammlungen; noch mehr Eindruck aber machte es, als seine Frau und Frl. Pigot als Rednerinnen auftraten. Dies war in Schottland etwas ganz Neues und lockte viele Zuhörer an. Frl. Pigot sprach im Jahr 1875 an 42 Orten und wußte durch ihre Schilderungen der Senanas die Teilnahme für die Senanamission rege zu machen. Auch Frau Ferguson, eine Missionarstochter und selbst eine erfahrene Missionarin, machte mit ihren Vorträgen großen Eindruck. Im Jahr 1880 sprach sie in 80 Versammlungen. Im Jahr 1876 wurde zum erstenmal während der Sitzung der Generalsynode auch eine Frauenkonferenz gehalten. Dies ist seither der Brauch geblieben; seit 1880 hat diese Konferenz sogar einen weiblichen Präsidenten. Die Redner sind oft Missionare, die sich auf Urlaub in der Heimat befinden. Die Präsidentin des Jahres 1881 und überhaupt ein eifriges Mitglied des Frauenkomitees war Frau Th. Stevenson, die Mutter des berühmten Schriftstellers Robert Louis Stevenson. Im Jahr 1893 las sie in der Konferenz einen Aufsatz ihres Sohnes über die Mission in der Südsee vor, der für den Frauenverein geschrieben war und mit den Worten beginnt: „Die, die über die Mission schelten, müssen nur eines thun: kommen und sich die Sache ansehen. Sie werden dann sehen, wie viel Gutes geschehen, wie ein Volk in verschiedenen Richtungen gehoben worden ist, und wenn sie ehrlich sind, werden sie aufhören, die Mission und ihre Wirksamkeit zu schmähen."

Im Jahr 1880 wurde nach einem Vorschlag, den schon Macleod und Watson gemacht hatten, der Frauenverein unter die Aufsicht der Kirche gestellt und sein Jahresbericht der Generalsynode mit dem allgemeinen Missionsbericht vorgelegt. Nach dem Jahresbericht von 1881 wurden 157 Senanas mit 453 Schülerinnen besucht. Von diesen erhielten 310 nur Religionsunterricht und bezahlten deshalb kein Schulgeld. Leider fehlte es aber damals dem Verein nicht nur an Geld, sondern besonders an Missionarinnen. 1877 war unter den ausgesandten Missionarinnen gar keine Schottin. Es scheint, daß viele nur sehr kurze Zeit im Dienst blieben und der Wechsel dadurch sehr stark war.

1882—1900.

Der vollständige Name des Schottisch-Kirchlichen Frauenvereins hatte bisher gelautet: „Frauenverein der Kirche Schottlands für Beförderung der weiblichen Bildung in Indien"; wegen Inangriffnahme der Senanamission und wegen der Absicht, eine Missionarin nach Afrika zu schicken, änderte man den Namen. Der Verein hieß fortan: „Schottisch-Kirchlicher Frauenverein für Heidenmission mit Einschluß der Senanamission."

In der letzten Periode hat sich das Werk kräftig weiter entwickelt. Zu den schottischen Missionarinnen finden sich auch solche aus Australien und Neuseeland. Vor allem aber werden eingeborene Gehilfinnen herangebildet. In Madras waren 1899 7 Missionarinnen und 35 eingeborene Gehilfinnen, eine Mädchenanstalt mit 39 Zöglingen, 8 Schulen mit 863 Schülerinnen; 79 Senanas mit 360 Schülerinnen wurden besucht. Mit wie vielen kleinen Mädchen die Mission zu thun hat, zeigt sich daran, daß im Jahr 1884 Frl. Emily Bernard, Missionarin in Kalkutta, eine Bitte um 900 Puppen nach Schottland gelangen ließ.

In Madras hat eine unternehmende Missionarin, Frl. Gordon, der Mission zu einem stattlichen Missionshaus verholfen. Sie und eine andre Missionarin hatten angefangen, ein Zehntel ihres Gehalts zum Besten eines Missionshauses zurückzulegen und hatten auch schon einige Geschenke zu diesem Zweck erhalten. Im Jahr 1891 benützte die frühere Frl. Gordon, jetzt verwitwete Frau Longhurst, einen Erholungsurlaub, um in Australien Geld für das Missionshaus in Madras zu sammeln. Sie brachte über 40000 Mk. zusammen, gewann auch zwei Missionarinnen und erhielt das Versprechen, daß man von Australien aus diese beiden und eine neue Schule erhalten wolle. Von dem gesammelten Geld konnte ein schönes Missionshaus gebaut werden. In Madras sind 5 Missionarinnen, darunter 2 mit ärztlichen Kenntnissen, 32 christliche Lehrerinnen, eine Mädchenanstalt mit 86 Zöglingen, 8 Schulen mit 674 Schülerinnen. 35 Senanas mit 89 Schülerinnen stehen in der Pflege der Mission.

In Puna wirken seit 1881 (gelegentlichen Erholungsurlaub abgerechnet) die Schwestern Bernard. Andere Missionarinnen waren nur vorübergehend da. In Puna wurde zuerst eine ärztliche Mission angefangen. Die erste Missionsärztin war nur ein

Jahr (von 1878—1879) im Dienst, aber 1886 kam eine geprüfte Aerztin, Frl. Bernard, und begann alsbald ihre Arbeit mit Sprechstunden und Krankenbesuchen. 1892 wurde ein Krankenhaus mit 21 Betten eröffnet. In Puna ist der Wechsel im Personal nicht so stark gewesen wie auf den andern Stationen, so daß man manchmal hier Aushilfe holte. Von Puna aus wird auch in den umliegenden Dörfern Mission getrieben; der schottische Kaplan und die freikirchlichen Missionare in Puna unterstützen dabei die Damen, man hofft aber, daß bald ein ordinierter schottisch-kirchlicher Missionar hingesandt werden kann. Das Waisenhaus und die Mädchenanstalt in Puna haben zusammen 50 Zöglinge; in 10 Schulen werden 800 Mädchen unterrichtet und der Senanabesuch wird in großem Maßstab betrieben. Im Krankenhaus wurden im Jahr 1898 413 Kranke verpflegt und in der Ambulanz über 2000 behandelt. In den letzten Jahren wurde das Werk in den Schulen und den Senanas durch die Pest vielfach zerstört, aber nach den neuesten Nachrichten hat man die Schulen wieder eröffnet und die Kinder haben sich zahlreich eingefunden.

In Sialkot und Tschamba waren vor 20 Jahren nur kleine Schulen, die vom Frauenverein erhalten und von den Missionarsfrauen beaufsichtigt wurden, und im Jahr 1884 schrieb Missionar Harper: „Wir brauchen in unserer Pandschab-Mission wenigstens 8 Missionarinnen, ehe wir sagen können, sie sei gut versorgt." 1885 eröffnete Harper in Daska eine Schule, die erste Sikh-Schule des Frauenvereins. Ein Regierungskommissar, der im Jahr 1885 die Missionsschulen für Mohammedaner und Sikhs besuchte, sprach sich rühmend über den Erfolg der Schulen aus. Der Hilfsverein in Aberdeen nahm sich besonders der Pandschabmission an und sandte Missionarinnen dorthin. Damen von Aberdeen gaben auch die Mittel zum Bau eines Missionshauses in Sialkot, das 1891 vollendet wurde. Die erste ärztliche Mission im Pandschab wurde in Sialkot im Jahr 1893 eröffnet. Eine Stiftung ermöglichte den Bau eines kleinen Krankenhauses für zwölf Betten.

1894 schrieb Dr. Hutchinson von Tschamba, die Schulen dort hätten sich zwar sehr gehoben, aber ein wirklicher Fortschritt sei erst möglich, wenn eine Missionarin da sei. Es war deshalb große Freude, als 1896 zwei Missionarinnen ankamen. Sie wurden bei

ihrer Ankunft von den eingeborenen Christinnen mit dem Gesang des ins Hindostani übersetzten Missionsliedes „Von Grönlands eis'gen Zinken" begrüßt. Seit der Ankunft dieser Missionarinnen hat sich die Zahl der Schülerinnen verdoppelt. Es heißt ferner in dem Bericht: „Es sind ungefähr zwölf Häuser in der Stadt, die wir möglichst oft besuchen. Die Bewohner gehören sämtlich den höheren Kasten an. Wir werden immer sehr freundlich aufgenommen und unser Beruf macht uns große Freude. Leider können wir wegen Ueberhäufung mit andrer Arbeit nicht so viele Hausbesuche machen, wie wir möchten. Es ist kaum ein Haus in der Stadt, wo wir nicht Einlaß fänden." Die Pandschab-Mission ist jetzt gut mit europäischen Missionaren versehen (5 in Gudscherat, 5 in Sialkot, 1 in Daska, 2 in Tschamba); eingeborne Gehilfen sind es im ganzen 30.

Nach Afrika sandte der Frauenverein im Jahr 1885 die erste Missionarin, eine Frl. Walker. Es hatten sich damals 30 Damen für diese Stelle gemeldet. Frl. Walker übernahm die Schule in Blantyre. Man mußte aber hier wie in Indien die Mädchen durch Geschenke zum Schulbesuch ermuntern. Im Jahr 1888 sandte ein Häuptling seine sieben Töchter, jede von einer Sklavin begleitet, in die Schule. Dieses Beispiel that natürlich gute Wirkung. Die Schule hatte in diesem Jahr 70 Schülerinnen, von denen 40 im Missionshaus wohnten. Auch in Domasi wurde eine Schule gegründet. Jetzt gehören zu der Blantyre-Mission eine ganze Anzahl von Dorfschulen. Die Mädchen werden auch in allerhand Arbeiten, z. B. in der Vieh- und Milchwirtschaft und in der Wäscherei unterrichtet.

Im Jahr 1886 kam eine Missionarin des Frauenvereins nach Dardschiling. Sie ging zuerst nur für einen Teil des Jahres hin, um unter den Bengali-Familien, die sich hier vorübergehend aufhalten, zu wirken; aber es zeigte sich bald, daß es auch unter der ansäßigen Bevölkerung Arbeit genug gab. Es wurde ein Haus für eine Mädchenanstalt mit Wohnungen für die Missionarinnen gebaut. Außer der Senanaarbeit haben die Missionarinnen auch die Leitung eines Lehrerinnenseminars. In Kurseong wurde eine neue Station, und in Kalimpong eine ärztliche Mission begründet, die aber in Ermangelung eines weiblichen Arztes von einem männlichen besorgt wird.

Zuletzt kam auch China an die Reihe. Im Jahr 1891 eröffnete der Frauenverein in Itschang Mädchenschulen. Frau Anderson, eine Pfarrerswitwe, die früher auch eine Zeitlang in der Mission in China gewesen war, ging nach Neuseeland, um für die chinesische Mission zu wirken, und sie gewann hier 3 Missionarinnen, 2 Lehrerinnen und eine Krankenpflegerin. Die Reise und die Ausstattung und auch teilweise der Gehalt der Damen wurde von Neuseeland aus bezahlt. Den Gehalt für eine Lehrerin bezahlt Frau Anderson selbst, den für die andre bringt sie durch Sammlungen auf. Sie begleitete die Missionarinnen nach China und hatte im Sinn, mit ihnen als unbesoldete Missionarin zu arbeiten, mußte aber ihrer Gesundheit wegen nach Schottland zurückkehren. Sie wirkt seither in der Heimat für die Mission und hat den größten Teil der Bausumme für die Wohnung der Missionarinnen aufgebracht. Das Werk in Itschang hat einen guten Anfang gemacht. 3 Chinesinnen sind als Lehrerinnen und 3 als Bibelfrauen angestellt. Die 4 Schulen werden von 90 Mädchen besucht. Man hält Bibelstunden für die Frauen und macht Hausbesuche. Erwünscht wäre ein Waisenhaus und eine Bildungsanstalt für eingeborene Gehilfinnen.

Auch in der Heimat ist in den letzten zwei Jahrzehnten viel für die Förderung des Werkes geschehen. Bazare in Edinburg und Glasgow haben große Summen eingetragen. Heimkehrende Missionarinnen haben fleißig Vorträge gehalten, Blätter und sonstige Missionsschriften sind verbreitet worden. Ein Gebetsverein, ein Verein der Freunde des Frauenmissionsvereins, Nähvereine und Jungfrauenvereine haben viel mit geholfen, und natürlich ist die allgemeine Belebung des Missionssinnes auch dem Frauenmissionsverein zugute gekommen. Die Einnahmen sind sehr schnell, fast sprungweise gestiegen. Im Jahr 1880 war die Jahreseinnahme 60000 Mk., 1885: 100000, 1889: 140000, 1899: 260000.

Der Verein hat jetzt 50 Missionarinnen und 161 eingeborene christliche Gehilfinnen, die als Lehrerinnen, Bibelfrauen und Krankenpflegerinnen beschäftigt sind. 43 Schulen werden von 2705 Schülerinnen besucht, und in 6 Lehrerinnenseminaren und Mädchenanstalten sind 247 Zöglinge. Die Missionsärztinnen haben in den Ambulanzen 10295, in den Krankenhäusern 466 und in den Senanas 277 Kranke behandelt.

Der Frauenverein ist in den 63 Jahren seines Bestehens langsam aber stetig gewachsen. Immer neue Anforderungen sind an seine Hilfe gemacht worden und jetzt scheint es, als seien seine Arbeitsfelder reif zur Ernte. Der Bericht, den wir hiemit abschließen, konnte nur die nackten Thatsachen geben. Er konnte nichts erzählen von der geduldigen und von Gebet getragenen Arbeit daheim, von dem selbstverleugnenden Wirken der Missionarinnen draußen, von der treuen Arbeit vieler Eingeborenen und Mischlinge. Er konnte nicht die großen Dienste schildern, die die Mission so vielen Gattinnen, Müttern und Töchtern in Indien, China und Afrika durch Anregung neuer Gedanken und Hoffnungen geleistet hat. Unser Bericht kann aber zeigen, daß man in dem Frauenverein von jeher fleißig gebetet und gearbeitet hat und daß ihm zu keiner Zeit ein so reiches Feld wie eben jetzt offen gestanden hat.

Ein abenteuerliches Missionsunternehmen.

(Fortsetzung)

Ein Blick ins Lama-Kloster.

Die Lamaklöster oder Gomben bilden die Sammelpunkte der buddhistischen Priesterschaft, die auf ein Siebentel der gesamten Bewohnerschaft Tibets geschätzt wird. Sollen doch in den Klöstern von Lhasa allein nicht weniger als 15 000 Lamas wohnen, während sich ihre Zahl in der Provinz Amdo (im äußern Tibet von West-Kansu) auf 25 000 bis 30 000 belaufen soll, die in 24 Klöstern wohnen und wobei auf jedes Kloster 200 bis 5000 Lamas kommen.

Das Kloster von Kumbum, worin Rijnharts während des Aufstands Aufnahme fanden, gehört zu den größten und berühmtesten Heiligtümern Centralasiens und liegt in einem schönen, fruchtbaren Thale, das von einem Fluß durchströmt wird. Auf beiden Seiten desselben und an den Abhängen der Thalwände erheben sich die weißen Klostergebäude, die in Terrassen übereinander liegen. Ueber allen aber, auf dem höchsten Punkt des Bergkamms, ragt die Residenz des Abtes mit ihren glänzenden roten Mauern. Auf der Westseite des Flusses erheben sich die Tempel, solide Bauwerke aus Backsteinen

mit buntgemalten Mauern und umlaufenden Kolonnaden. Die mit geschwungenen Falzziegeln gedeckten Dächer sind an ihrem Rande, der über die Mauern ragt, blau oder grün glasiert. Unter den Tempeln hebt sich besonders der eine durch seine kühnen Formen von den übrigen ab. Es ist dies der mit einem goldenen Dach versehene Tempel des Tsong Kaba oder das „Heim des Buddha". Er ist das interessanteste Bauwerk von Kumbum und der Stolz der ganzen Provinz. Seine Mauern, die einen Raum von 50 Quadratfuß einschließen, sind mit Holzskulpturen bedeckt und zeigen eine Mosaik in allen möglichen Farben. Von seinen beiden Dächern, die sich übereinander erheben, ruht das obere, einspringende Dach auf einer Reihe von rotlackierten Säulen.

Tsong Kaba, der hier geboren und dessen Andenken der Tempel gewidmet ist, war der Reformator des tibetischen Buddhismus und lebte im 14. Jahrhundert. Die Klosterchroniken wissen viel von dem Mann zu erzählen, aber seine Geschichte ist vielfach von Mythe und Legende durchwoben. Die Lamas erzählen von ihm, daß er als Kind mit weißem Bart, langen fliegenden Locken und weisem Gesichtsausdruck zur Welt gekommen sei. Schon bei seiner Geburt habe er sprechen können und sei geistig entwickelt gewesen. Im Alter von drei Jahren habe er den Entschluß gefaßt, der Welt zu entsagen und sich der Betrachtung und Versenkung in die Lehren Buddhas zu widmen. Seine Mutter, stolz auf den heiligen Eifer ihres Sohnes, schnitt ihm sein schönes Haar ab und warf es hinaus in das Gehöft, worauf im Augenblick ein Baum aus der Erde hervorsproßte, auf dessen einzelnen Blättern die Gestalt des Buddha sichtbar war. Der junge Schüler saß zu den Füßen der hervorragendsten Lamas seiner Zeit, hielt sich einige Zeit in Lhasa auf und stellte sich dann an die Spitze einer Reformbewegung, die zur Gründung einer neuen Sekte, der sogenannten „Gelu" oder „gelben Kappen" führte. Sie bildete den Gegensatz zu der altkonservativen Schule der „roten Kappen".

Tsong Kaba führte radikale Aenderungen in der buddhistischen Liturgie — also im Kult — ein und gründete auf Grundlage dieser Reform das große Kloster von Kaldan, das noch heute in der Nähe von Lhasa in Blüte steht und 8000 Lamas beherbergen soll. Durch die ungeheure Zahl seiner Anhänger, die Tsong Kaba schon bei Lebzeiten für seine Reform gewann, noch vielmehr aber durch seine Schriften, die er hinterließ, hat er einen großen Einfluß auf die letzten fünf Jahrhunderte der Geschichte Tibets ausgeübt. Er starb im Jahr 1419 und sein Leichnam soll noch im Kloster Kaldan erhalten sein.

Ueberraschend ist die Aehnlichkeit der Kultusformen, die zwischen

der buddhistischen Gelupa-Sekte und dem römischen Katholizismus besteht, sodaß schon ein katholischer Missionar darauf hingewiesen hat, der Teufel habe hier ein Zerrbild des Katholizismus geschaffen. Wie sind diese auffallenden Analogien zu erklären? Die tibetischen Lamas kommen kaum je über ihre Landesgrenzen hinaus und es ist auch nicht wahrscheinlich, daß Tsong Kaba ein christliches Land besucht und hier die römisch-katholischen Einrichtungen kennen gelernt habe. Dagegen nimmt der französische Missionar Huc, der vor 50 Jahren China und Tibet bereiste, an, daß Tsong Kaba seiner Zeit mit einem der römisch-katholischen Missionare, die schon seit dem 14. Jahrhundert in China arbeiteten, zusammengetroffen sei. Zudem erzählt eine tibetische Legende, daß einst ein fremder Lama aus dem fernen Westen in die Provinz Amdo gekommen sei und in Tsong Kabas Zelt gewohnt habe, ein Mann von ungewöhnlichem Wissen und außerordentlicher Frömmigkeit. Zu seinen Füßen habe Tsong gesessen und die Weisheit des Westens studiert, bis der Lehrer in einen tiefen Schlaf fiel, aus dem er nicht mehr erwachte. Diese Legende läßt vermuten, daß der ungenannte Fremde ein Missionar gewesen ist, der in jener Zeit dahin kam und den wissensdurstigen Tsong Kaba in den Lehren des Christentums unterrichtete. Diese Annahme liegt umso näher, als es geschichtliche Thatsache ist, daß im Jahr 1325 — also noch vor dem Auftreten des buddhistischen Reformators — ein römischer Missionar, der Mönch Odorik, eine Reise vom nordwestlichen China aus durch Tibet nach Indien gemacht und einige Zeit in Lhasa gelebt hat. Ebenso sind jene Gegenden später im Jahr 1661 und 1716 von römischen Missionaren bereist worden, wovon sich der eine dreizehn Jahre in dem heute unzugänglichen Lhasa aufgehalten hat. Ja, im Jahr 1719 ließ sich der Kapuzinermönch Franzisko Della Penna mit 12 seiner Ordensgenossen in Lhasa nieder und begann hier eine Mission, die bis zum Jahre 1760 bestand. Unter diesen Einflüssen ist es sehr wohl möglich, daß der neuere tibetische Buddhismus viele seiner Religionsformen dem römischen Katholizismus entlehnt hat.

Obschon das Kloster Kumbum nicht von dem Reformator Tsong Kaba gegründet ist, so verdankt es ihm doch seine Entstehung und Berühmtheit. Denn hierher, als an seine Geburtsstätte, wallfahrteten bald Tausende von Pilgern, Buddhistenpriester aller umliegenden Länder errichteten hier ihre Zellen, und so wurde es zu dem berühmten Heiligtum, als das es noch heute gilt. Missionar Rijnhart und seiner Frau war es durch ihren Aufenthalt im Kloster möglich, mit dessen Innerem genau bekannt zu werden. Selbst der „goldbachige Tempel" stand ihnen durch die Freundlichkeit des Abtes offen. Frauen dürfen diesen nur einmal im Jahr betreten und diese Ge-

legenheit benützte auch die Missionsfrau, einen Blick in das Heiligtum zu thun. Das erste, was ihrem Auge begegnete, war ein ungeheures Bildnis von Tsong Kaba in sitzender Stellung auf einem Thron. Letzterer ist etwa zehn Fuß hoch, während das Bildnis ca. sechs Fuß Höhe hat. Nach der Aussage der Lamas soll es von massivem Golde sein; aber auch wenn es nur vergoldet ist, repräsentiert es schon einen hohen Wert und ist, ganz abgesehen von seiner religiösen Bedeutung, die größte Kostbarkeit des Klosters. Unmittelbar vor dem Bildnis befand sich ein ungeheurer länglicher Altar, der buchstäblich bedeckt war mit einer Unzahl von Gefäßen mit Weihwasser und von großen und kleinen Lampen, die mit Butter gefüllt waren. Hunderte von den letzteren beleuchteten mit ihrem Lichte das Antlitz des Götzenbildes, während ringsherum seine Verehrer auf den Knieen lagen und Gebete murmelten. Als weiteres Heiligtum beherbergt der Tempel auch den Stein, auf dem Tsong Kaba seiner Zeit zur Welt kam. In der Nähe des Tempels befinden sich die Lesehallen, von denen die eine so geräumig ist, daß sie recht wohl 2500 Priester zu gleicher Zeit aufnehmen kann. Ueber den Lesehallen liegt das Museum, das eine Sammlung von Reliquien, Musikinstrumente, goldene und silberne Gefäße, Lampen und sonstige Kunstwerke enthält. Als die kostbarste Reliquie gilt ein Gemälde von Tsong Kaba, das er eigenhändig mit seinem Blut entworfen haben soll.

Die Hauptperson im Kloster war natürlich der Abt Mina Fujeh, ein junger Mann von 27 Jahren. Er behauptete indes steif und fest, daß er schon vor dem Jahr 1861 in denselben klösterlichen Räumen gelebt und noch lebhafte Erinnerungen aus seiner früheren Existenz hätte. Er pflegte in bestimmten Zwischenräumen je drei Tage lang mit seinem Sekretär und Schatzmeister in seinem Haustempel religiöse Uebungen zu verrichten, die aber in nichts anderem bestanden, als im Absingen von Gebeten, wobei geklingelt und getrommelt wurde. Nach dieser ermüdenden Ceremonie kam er gewöhnlich zu Rijnhart und unterhielt sich mit ihm über Christentum und Buddhismus. Mit Interesse nahm er auch die Evangelien in tibetischer Schrift an und sprach sich besonders mit Anerkennung über das Johannes-Evangelium aus. Er hatte ein ausgezeichnetes Gedächtnis und war bald so in den Evangelien zu Hause, daß er ganze Stellen daraus mit Genauigkeit und Verständnis citieren konnte. Dabei versicherte er den Missionar, daß er an Jesum glaube, aber nicht einsehen könne, warum er den Buddhismus aufgeben und Christ werden solle. Es ließen sich ja, meinte er, beide Religionssysteme recht wohl mit einander vereinigen. Ja er erklärte, nach seinem Dafürhalten sei Jesus offenbar eine neue Menschwerdung des Buddha, wie Tsong Kaba eine solche

von Jesus sei. In dem Leben der beiden letzteren fand der Abt mancherlei Parallelen. So sei z. B. Tsong Kaba auch wie Jesus umhergegangen und habe gelehrt und die Kranken geheilt. Ebenso sei er gehaßt und verfolgt worden und — fügte er bedeutsam hinzu — noch heutzutage sei es nicht ratsam, als Lama „allzugut" zu sein.

Uebrigens sprach der Abt ganz offen über die christliche Lehre, soweit er sie kennen gelernt hatte, mit allen berühmten Lamas und Pilgern, selbst mit denen von Lhasa und der Mongolei. Ueberhaupt überragte er an Intelligenz seine ganze Priesterschaft, und doch war sein Wissen sehr beschränkt, was er auch gern zugab. So hatte er z. B. keine blasse Idee von der Außenwelt und glaubte Peking am äußersten Ende des Weltalls. Er studierte deshalb mit allem Eifer Geographie an Hand eines alten Atlas, den er von Rijnhart erhielt, und sprach das Verlangen aus, Europa und Amerika mit ihren Wundern kennen zu lernen. Dagegen war er ein großer Sprachenkenner und verstand als solcher das klassische und volkstümliche Tibet, Chinesisch und Mongolisch. In der Mongolei war er seiner Zeit als Bettelmönch weit umher gewandert und hatte den Leuten die heiligen Buddhistenschriften vorgelesen. Auf dieser Bettelfahrt war er auch nach Peking gekommen und hatte hier zum ersten Male Ausländer gesehen. Als Kuriosität hatte er u. a. eine Anzahl von Photographien von da mitgebracht, die er für Darstellungen des Buddha hielt. Als aber Rijnhart dieselben zu Gesicht bekam, fand sichs, daß die meisten davon französische und amerikanische Schauspielerinnen im Kostüm darstellten. Der Abt war bei dieser Entdeckung sehr beschämt und lieferte sie sofort aus, bat aber zugleich den Missionar, nichts davon laut werden zu lassen, da es unter den Lamas verpönt sei, Bilder von Frauenspersonen zu besitzen.

Die Freundschaft zwischen dem Abt und dem Missionar wurde eine so vertraute, daß Mina Fujeh nicht bloß seine persönlichen Angelegenheiten mit ihm besprach, sondern sich auch ganz offen über die des Klosters äußerte. Besondere Schwierigkeit bereitete dem jungen Abt die Handhabung der Zucht unter seinen 4000 Lamas. Bei festlichen Gelegenheiten mußte sogar eine Abteilung von auserlesenen Lamas aufgeboten werden, die mit großen Peitschen bewaffnet die Ordnung aufrecht erhalten mußten. Eigensinn und Empfindlichkeit führte nicht selten zu Widersetzlichkeit und Ungehorsam, und es ist eine falsche Vorstellung, wenn man meint, in einem solchen Kloster sei die gesamte Priesterschaft in die Betrachtung des Nirvanas versunken und alles atme heilige Ruhe und lautlose Stille. Dieser Zauber schwindet, sobald man die Wirklichkeit aus der Nähe kennen lernt.

In neuer Umgebung.

Etwa fünf Wegstunden von Kumbum entfernt liegt am Ufer des Hsi-ho-Flusses die Karawanen-Stadt Tankar. Sie ist gewissermaßen der Sammelort für die chinesischen Waren, die von da aus weiter ins Innere, unter anderm direkt nach Lhasa spediert werden. Sie hat aber auch eine politische und strategische Bedeutung. Hier empfängt alljährlich der chinesische Präfekt von Sining die mongolischen Fürsten und verteilt Geschenke unter sie im Namen des Kaisers. Die Bevölkerung, die etwa 10 000 Seelen zählt, ist sehr buntscheckig und setzt sich aus Chinesen, Mongolen und Tibetern zusammen. Die zahlreichen mohammedanischen Bewohner verließen während des Aufstandes die Stadt und schlossen sich den Rebellen an. Nur etwa 400 von ihnen blieben als loyale Unterthanen Chinas zurück. Aber man warf ihnen Verrat vor und metzelte sie allesamt, Männer, Weiber und Kinder nieder.

Dieses Tankar nun faßten Rijnharts für ihre Niederlassung ins Auge. Wohl war ihnen Lusar durch ihren fast zweijährigen Aufenthalt ans Herz gewachsen und der Gedanke an eine Trennung von dort fiel ihnen schwer. Aber sie glaubten, es ihrem Beruf als Pioniere des Evangeliums schuldig zu sein, sich nirgends für ständig niederzulassen. Sie erblickten vielmehr darin ihre Aufgabe, der Reisepredigt obzuliegen und neue Wege für nachrückende Missionsarbeiter zu eröffnen. Dazu kam noch — bezeichnend für die Art der Freimissionare — daß sie sich von ihrer Arbeit in Tankar einen rascheren und sichtbareren Erfolg versprachen, indem die dortige Bevölkerung nicht so unter dem Einfluß der Lamas stand, wie die von Lusar. Schließlich gab noch der Umstand den Ausschlag, daß die Stadt an der großen Karawanenstraße lag, wodurch sie eine Verbindung mit Lhasa erhofften.

So sagten sie denn Lusar und ihren Freunden im Kloster Kumbum Lebewohl und siedelten nach Tankar über, wo sie sich eine Wohnung gemietet hatten. Sie wurden hier freundlich aufgenommen und sie begannen ihre Arbeit. Zu den interessantesten Bekanntschaften, die sie in der Stadt machten, gehörte die der vier sogenannten „Kuschok" oder Vertreter des Dalai Lama. Auch sie waren Lamas und hatten im Auftrag ihres Oberhauptes in Tankar die Aufsicht über seine kaufmännischen Geschäfte zu führen. Zugleich vertraten sie die Handelsinteressen der Lhasa-Tibeter, von denen viele in Tankar Handel trieben. Ihr Aufenthalt in der Stadt war indes nur vorübergehend, da sie alljährlich die große Handelskarawane des Dalai Lama nach Peking hin und zurück zu geleiten hatten, wogegen die übliche Tribut-

karawane Lhasas in neuerer Zeit ihren Weg nach Peking über das südlichere Tatschienlu nimmt.

Zwischen diesen angesehenen Agenten des Dalai Lama und dem Missionar entspann sich bald ein freundlicher Verkehr. Sie hatten auch die Freude unter andern alten Bekannten den Abt des Klosters Kumbum einmal bei sich zu sehen. Aber obschon der Mann dem Christentum nahe zu stehen schien, so mußten sie es doch mit ansehen, wie er sich vom Volk als einen Gott verehren ließ und wie er die vor ihm im Staube liegenden Verehrer segnete. Trotz aller Bewunderung für die Person Christi blieb Mina Fujeh ein buddhistischer Heiliger.

Neben ihrer medizinischen und evangelistischen Thätigkeit in Tankar gingen Rijnharts nun auch daran, kleine Predigtausflüge in die nächstliegenden Distrikte zu unternehmen. Bei der Rückkehr von einem solchen, im Oktober 1896, hatten sie die Freude, in ihrem abgelegenen Erdenwinkel einen Europäer begrüßen zu dürfen, der eben in Tankar eingetroffen war. Es war der englische Offizier Kapitän M. S. Wellby, der von Ladakh aus ins Innere von Tibet einzudringen gesucht hatte, aber unterwegs von tibetischen Soldaten genötigt worden war, die Route nach Lhasa aufzugeben. Er schlug hierauf seinen Weg nach Nordosten ein und durchquerte die nördlichen Gebiete von Tibet, bis er nach mühevollen Märschen, auf denen der größere Teil der Karawane in den unwirtlichen Einöden ihren Untergang fand, mit seinem Begleiter Lieutenant Malcolm Tankar erreichte. Er hielt sich hier nicht lange auf und setzte, nachdem er mit Rijnhart das Kloster Kumbum besucht hatte, seinen Marsch nach China fort. Kapitän Wellby hat später seinen Tod im südafrikanischen Krieg gefunden. Rijnhart ließ sich bestimmen, die Reisekarawane als Dolmetscher bis Peking zu begleiten, während er seine Frau in Tankar allein zurückließ. Von Peking begab er sich dann in Begleitung eines deutschen Reisenden nach Hankau und kehrte von da so schnell als möglich wieder auf seinen Posten zurück.

Frau Rijnhart wurde während dieser Zeit von den Eingeborenen der Stadt, besonders von den weiblichen Bewohnern, aufs freundlichste behandelt. Es war ihnen eine Ehrensache, sie während ihrer Einsamkeit in ihrem Schutz zu wissen. Nur ein Dieb nahm die Gelegenheit wahr, während der Weihnachtszeit, die sie in Sining bei den dortigen Missionsschwestern zubrachte, ins Missionshaus einzubrechen und außer dem vorhandenen Gelde mancherlei unersetzliche Gegenstände zu stehlen. Während die chinesische Obrigkeit durchaus nicht beflissen war, den Uebelthäter aufzuspüren, bot Mina Fujeh der einsamen Frau eine Zuflucht in seinem Kloster an und stellte ihr

seinen Geldbeutel zur Verfügung, worauf sie indes verzichtete. Selbst einer der Vertreter des Dalai Lama beschenkte sie mit einigem Geld und bot ihr weitere Unterstützung an.

Noch war Rijnhart nicht zurück, als seine Frau eines Tages durch den Besuch des schwedischen Reisenden Sven Hedin überrascht wurde. Auch er verweilte nur kurz in Tankar, nachdem er das Kloster Kumbum besucht hatte. Ein weiterer interessanter Besucher, der das Heim der Missionsfrau aufsuchte, war ein alter Lama von 73 Jahren, ein sogenannter „lebender Buddha", der die Evangelien des Markus und Johannes gelesen hatte und gern die Fremde kennen lernen wollte. Er interessierte sich besonders für ihre ärztlichen Kuren und bat um Medizin für seine Augen. Der Besuch des Alten, der aus der Ebene stammte, sicherte ihnen für einen späteren Predigtausflug ein freundliches Entgegenkommen in jener Gegend.

Inzwischen kehrte auch Rijnhart von seiner Reise wieder zurück und zur großen Freude der beiden Missionsleute wurde ihnen am 30. Juni 1897 ein Söhnlein geboren. Mit ihm zog Sonnenschein und Lebenslust in ihr einsames Heim ein. Das weiße Kind und dessen Behandlung in seinen ersten Lebenstagen übte natürlich eine große Anziehungskraft aus auf die tibetische Frauenwelt, die gewöhnlich den jungen Haustieren mehr Sorgfalt und Pflege angedeihen läßt als den kleinen Weltbürgern. Nicht minder großes Erstaunen erregte das Zweirad, auf dem sich Rijnhart ab und zu trotz der schlechten Wege sehen ließ, und die Nähmaschine seiner Frau, die die Eingeborenen den „eisernen Schneider" nannten.

Das Kind war erst sechs Wochen alt, als Rijnharts eine größere Reise an den Kokonor-See, im Westen von Tankar, unternahmen. Wohl wußten sie, daß die dortigen nomadisierenden Tunguten fast durchweg Räuber sind, aber sie hofften, den Leuten durch ihre ärztliche Thätigkeit genugsam bekannt zu sein, als daß sie etwas zu fürchten hätten; zudem waren sie von einem Tunguten eingeladen, eine Operation an den Augen seines Vaters vorzunehmen. Gegen Abend des zweiten Reisetages erblickten sie von der Höhe des Rala-Passes die blauen Gewässer des Kokonor-Sees und erreichten am vierten Tag das Zeltlager ihres Gastfreundes. Sie wurden hier freundlich aufgenommen und reichlich beschenkt. Auch viele Besucher, darunter Priester und andere angesehene Leute, stellten sich bei ihnen ein, mit denen sie über das Christentum sprachen und unter die sie Evangelien in ihrer Sprache verteilten. In prächtiger Umgebung hatten die Reisenden ihr Zelt in der Nähe des Lagers aufgeschlagen. Wie ein Spiegel lag der See friedlich zu ihrer Seite, während hohe Berg-

massen sich im Süden und Westen auftürmten. Der See, der salziges Wasser enthält, liegt ca. 10 000 Fuß hoch und hat einen Umfang von ungefähr 50 Wegstunden. Aus seinem Wasserspiegel erheben sich drei Inseln, zum Teil aus weißem blinkenden Gestein. Auf einer derselben liegt ein kleines Lama-Kloster, dessen Bewohner nur im Winter, wenn das Eis den Zugang ermöglicht, Verkehr mit der Außenwelt haben. Nirgends ist ein Boot auf dem Gewässer zu erblicken.

Die Augenoperation ging glücklich vor sich und Rijnharts traten nach vierzehntägigem Aufenthalt unter den räuberischen Tunguten und nachdem sie in deren Zelten eine große Anzahl Evangelien verteilt hatten, ihre Rückreise an.

Aufbruch nach Lhasa.

Tief im Innern Tibets, angesichts der gewaltigen Bergkette des Himalaya, liegt Lhasa, die Hauptstadt des Landes. Ihre Stätte ist jedem Fremden verschlossen, und so oft es auch Reisende versucht haben, sich ihr auf irgendwelche Weise zu nähern, sie sind beharrlich zurückgewiesen worden. Auch Rijnharts schwebte es, wie schon gesagt, als Ziel vor Augen, diesen Zauber zu brechen und ihren Fuß in die verbotene Stadt zu setzen. Und wenn das vorderhand nicht möglich sei, so hofften sie doch wenigstens die Umgebung Lhasas zu erreichen und sich dort niederzulassen. War dann einmal das Vertrauen der Bevölkerung gewonnen, wie dies in Kumbum und Tankar der Fall gewesen war, so hofften sie schließlich auch in der Hauptstadt als die ersten Boten des Evangeliums einziehen zu können. Auf der Reise dahin wollten sie zugleich Verbindungen mit den Volksstämmen unterwegs anknüpfen und dadurch späteren Missionsunternehmungen Bahn brechen. Die Idee des Pionierberufs beherrschte sie und ließ sie nicht los.

Daß es ein gewagtes Unternehmen sei, dessen waren sie sich wohl bewußt. Auch die Schwierigkeiten der Reise verhehlten sie sich nicht, denn sie wußten, daß hohe Gebirge und reißende Gewässer, unwirtliche Gebiete und Distrikte voll Raubgesindel vor ihnen lagen. Aber was andere Karawanen, die auf diesem Wege hin und herzogen, zu thun wagten, das glaubten sie als Boten des Evangeliums auch wagen zu dürfen. So wurden denn die Vorbereitungen zum Aufbruch von Tankar mit allem Ernst getroffen, Vorräte und Lasttiere für die Reise angekauft und zwei Führer gemietet. Als vierter Begleiter schloß sich ihnen ihr bisheriger treuer Diener Rahim an, ein Mohammedaner, der unterwegs abschwenken und in seine Heimat Ladakh zurückkehren wollte.

Am 20. Mai 1898 brachen Rijnharts mit ihrem elf Monate alten Kinde Charlie auf. Der Abschied von ihren Freunden in Tankar fiel ihnen schwer und es ging nicht ohne Thränen ab. Auch die Umgebung, durch die sich an jenem Morgen die wohlausgerüstete Karawane langsam dahinbewegte, zeigte sich noch einmal in ihrem vollen Schmucke. Die Gärten und Saatfelder blühten und grünten, die Berge schimmerten im Glanz der Morgensonne, und wie ein Silberband wand sich der Fluß durchs Thal. Ihr Weg führte sie zunächst durch grasreiche Triften und ließ sie noch einmal die Ufer des Kokonor-Sees berühren. Da und dort war die Gegend von Mongolenzelten belebt und es gab nicht selten Gelegenheit, den Bewohnern mit ärztlicher Hilfe zu dienen. Doch bald hatten sie auch den ersten Distrikt zu durchqueren, wo räuberische Tibeter sie durch ihre Späher beunruhigten. Aber ihre bewaffneten Begleiter und die häufige Begegnung mit Karawanenzügen scheuchten die Räuber von hinnen. Dann führte ihr Weg sie in eine höchst grasarme Gegend und über einen Paß, auf dessen Spitze sie die auf den tibetischen Gebirgspässen üblichen Steinhaufen mit darauf wehenden Gebetsfahnen antrafen. Ursprünglich dienten dieselben wohl als Landmarken, haben aber mit der Zeit eine religiöse Bedeutung erhalten. So oft die Eingeborenen eine schwierige Paßhöhe erreichen, steigen sie von ihren Reittieren, werfen einen Stein auf den schon vorhandenen Steinhaufen und stimmen einen Dankgesang an dafür, daß sie die Höhe glücklich erreicht haben.

Große Vorsicht erforderte die Durchquerung eines Sumpfgebiets, das zwar in jener Jahreszeit sich ziemlich trocken erwies, durch das aber der schmale Karawanenweg zwischen zwei Salzseen dahinführte, bis die Reisenden das Gebiet von Tsaidam erreichten. Es ist dies eine große weite Ebene im Norden der Kuenlun-Bergkette. Es umfaßt fünf Staaten, die bis auf einen Distrikt, der dem Dalai Lama in Lhasa gehört, von mongolischen Fürsten unter der Oberhoheit des chinesischen Präfekten von Sining regiert werden. Die Bevölkerung wird auf 8000 bis 16 000, meist West-Mongolen, geschätzt. Unter ihr befinden sich viele ost-mongolische Lamas, die im Gegensatz zu denen von Inner-Tibet und der Mongolei sich verheiraten dürfen. Der sittliche Stand dieser Nomaden ist viel niedriger als der in den übrigen Gebieten Tibets. Daraufhin deutet nicht allein die landesübliche Polyandrie, sondern auch die gefühllose Behandlung der Alten. Denn sobald die letzteren ein Alter erreicht haben, in dem sie der Familie lästig fallen, werden sie in den meisten Fällen aus dem Zelt gewiesen und sind genötigt, ihre letzten Lebenstage in einer Höhle oder auf einem Düngerhaufen zuzubringen, bis sie den Entbehrungen

erliegen. In den Familien führt die Schwiegertochter gewöhnlich das Szepter. Im ganzen aber ist die Bevölkerung gutmütig, schlicht und sprichwörtlich ehrlich, aber ziemlich feige.

Rijnharts hielten sich in diesem Gebiet länger als anderswo auf, um dasselbe auf die Möglichkeit einer künftigen Missionsniederlassung zu prüfen. Sie kamen dabei zu dem Ergebnis, daß sich hier die Missionsarbeit nur den Sommer über treiben lasse. Für den Winter müßten sich die Missionare nach Tankar zurückziehen. Auch würden dieselben gut thun, nebenher etwas Handel zu treiben, um dadurch das Vertrauen der Leute zu gewinnen und ihnen den Wahn zu benehmen, als gewännen sie ihren Lebensunterhalt durch Zauberkünste.

Nun lag die gewaltige Bergkette des Kuenlun, die das Tibetgebiet von Westen nach Osten durchzieht, vor ihnen. Sie bildet zugleich den nördlichen Grenzwall des unerforschten Landes. Der Reisende hat von da ab auf Schritt und Tritt mit besonderen Schwierigkeiten und Gefahren zu kämpfen, und zwar vor allem mit steilen Pässen, reißenden Flüssen und räuberischen Ueberfällen. Dazu fehlt es vielfach an Weide für das Vieh und am nötigen Brennholz für das Lagerfeuer. Unheimlich ist auch das Gebiet unmittelbar am Fuße dieser Gebirgswelt. Oedes Sumpfland zieht sich dahin, Sandhügel und loses Kiesgeröll. Nirgends ist ein Bach zu erblicken. Alles Leben scheint hier erstorben und Totenstille herrscht rings umher.

Bei Tagesgrauen wurde der Aufstieg zum Bergpaß unternommen. Immer höher und höher führte der Weg an einem trockenen Bergbach entlang. Nirgends war ein Grashalm oder sonst etwas Grünes zu sehen. Skelette gefallener Lasttiere bezeichneten die Spur vorangegangener Karawanen. Endlich war die Höhe erreicht. Hinter den Reisenden lag tief unten in nebelhafter Ferne die Ebene von Tsaidam. Und wieder gings nach längerem Abstieg die Anhöhen hinauf, und so von Tag zu Tag während der nachfolgenden einmonatlichen Reise. Zugleich wechselte auch die Natur der Bergwelt. Während die Höhen nichts als ödes Gestein, ohne jegliche Vegetation, zeigten, fand sich an den jenseitigen Abhängen die üppigste Weide für das Vieh und Holz genug für das Lagerfeuer. Auch erzeugte die Höhenluft dumpfen Kopfschmerz und Mattigkeit in den Gliedern. Ab und zu rauschte der Regen in Strömen herab und ließ die Bergbäche zu reißenden Gewässern werden. Die Einöde war belebt von zahlreichen wilden Mauleseln und Antilopen, von Yaks (Grunzochsen) und Bären, die in den Hochthälern umherstreiften.

Sie befanden sich noch in dieser menschenleeren, unwirtlichen Gegend, als sie nach Ueberschreitung verschiedener Bergpässe und reißender Gebirgswässer eines Morgens die unangenehme Entdeckung

machten, daß sich ihre beiden Führer während der Nacht davongemacht und sie mit ihrem Diener Rahim allein in der Wildnis zurückgelassen hatten. Es nutzte nichts, daß sich Rijnhardt und sein Diener aufs Pferd warfen und den Flüchtlingen nachjagten. Sie waren und blieben verschwunden. Währenddem aber harrte die an der einsamen Lagerstätte mit ihrem Kinde zurückgelassene Frau den Tag über bangen Herzens auf die Rückkunft ihres Gatten und erwog den fürchterlichen Gedanken: wie? wenn ihm unterwegs ein Unglück zustieße oder er in die Hände von Räubern fiele! Erst am späten Nachmittag kehrten die Reiter von ihrem vergeblichen Ritte zurück.

In ihrer Notlage rasteten sie vier Tage, während es stürmte, schneite und hagelte. Dann brachen sie auf, nachdem die beiden Männer die Beladung der Packtiere allein fertig gebracht hatten, und setzten ihren Marsch fort. Er führte über eine Ebene hin, wo die Karawanenspur im losen Sande kaum zu erkennen war. Nur wilde Zwiebeln, die da und dort am Wege entlang wuchsen und den Karawanen eine willkommene Speise liefern, bezeichnete die Fährte. Ihr Weg führte sie aber auch an der von den Raubvögeln zerfleischten Leiche eines Mannes vorüber, der wahrscheinlich siech liegen geblieben und dann in der Einöde dem Hunger erlegen war. Auch einzelne Gebetsteine dienten ihnen als Markzeichen ihrer Route. Nur mit Mühe kreuzten sie einen der Zuflüsse des Yangtsekiang und arbeiteten sich durch einen schier bodenlosen Sumpf, wo tote Pferde und Kamele herumlagen und deutlich erkennen ließen, welche Opfer der anstrengende Marsch in dieser Gegend kostet. Bald darauf standen sie wieder an einem Quellfluß des Yangtsekiang, und hier stießen sie zum erstenmal nach langer Zeit wieder auf eine Karawane, die mit 1500 Yaks und vielen Pferden am Flußufer lagerte. Sie war seit einem Monat von Nagtschuka aus unterwegs und wollte nach Tankar reisen. So erfreulich das Zusammentreffen mit der Karawane war, da derselben Briefe nach Tankar mitgegeben werden konnten, so unangenehm war die Entdeckung am nächsten Morgen, daß man ihnen fünf der besten Pferde gestohlen hatte. Die Karawane aber war schon in aller Frühe aufgebrochen und die Tiere waren für immer verschwunden. Dabei tobte der Sturm mit ungeheurer Gewalt. Immer schwieriger gestaltete sich die Lage der Reisenden. Sie befanden sich ohne Führer in einer menschenleeren, unwirtlichen Gegend, hatten fünf ihrer wertvollen Lasttiere verloren und waren in täglicher Sorge um ihr Kind, das in dieser Zeit zahnte und nicht wohl war.

Dunkle Tage.

Es war der 21. August. Ein volles Vierteljahr waren sie unterwegs. Viele Pässe, darunter solche von 16 000 Fuß Höhe, hatten sie überschritten, und an lebenden Wesen waren ihnen im Hochgebirge nur wilde Maulesel, Yaks, Antilopen und Bären zu Gesicht gekommen. Jetzt nach mehrtägigem Abstieg befanden sie sich angesichts der Dang La-Bergkette, deren mit Schnee gekrönten Häupter in hehrer Majestät vor ihnen emporragten. Hinter diesem Gebirgswall lag der Lhasa-Distrikt, ihr lange ersehntes Ziel. Ihre Reise, so hofften sie, ging nun dem Ende zu. Frohen Herzens sahen sie der Zukunft entgegen und jubelnd ließen sie ihre Lieder erklingen, während sie am Weg entlang Sträuße von hochroten Blumen pflückten. Niemand ahnte, daß der Abend jenes Augusttages, dessen Morgen so freundlich und sonnenhell über dem Gebirge angebrochen war, das herbste Leid über die Reisenden bringen würde.

Der kleine Charlie war munterer als die letzten Tage zuvor und genoß mit Appetit sein Frühstück. Mit frohem Mut brach die Karawane auf. Die Unterhaltung der Eltern drehte sich, während sie so dahinritten, um ihre nächste Zukunft. Auch die ihres Kindes bewegte wie schon oft ihre Herzen und sie malten sichs aufs neue aus, welche Erziehung sie ihm angedeihen lassen wollten, wenn sie von Tibet über die indische Grenze nach Amerika und Holland zurückgekehrt sein würden. Dazwischen hinein jauchzte der Knabe voll Vergnügen über den Ritt. Die Begegnung mit einigen verdächtigen Männern, die ihren Weg kreuzten, ließ sie einen geschützten Lagerplatz zwischen den Hügeln aufsuchen. Vorsichtig wurde der Kleine, der zu schlafen schien, vom Diener in die Arme genommen, bis Frau Rijnhart vom Pferd gestiegen war und ihm eine weiche Lagerstatt auf der Erde bereitet hatte. Da — als sie eben neben ihm kniete und ihn leise zudecken wollte, bemerkte sie eine auffallende Veränderung in seinen Gesichtszügen. Sie rüttelte ihn und fand, daß das Kind bewußtlos war. Erschreckt lockerte sie seine Kleidung, rieb seine Handgelenke und versuchte es zum Atmen zu bringen. Aber es war vergeblich. Die kalte Hand des Todes hatte den Knaben berührt, das Leben war entflohen.

Weinend umstanden die Eltern mit dem Diener die Leiche ihres kleinen Lieblings, der ihr Trost, ihre Freude gewesen war in der Einsamkeit Tibets. Wie öde und leer war nun das Zelt, das sie ohne ihn beziehen mußten! Der trostlose Diener brach in lautes Wehklagen aus, während die geprüften Eltern niederknieten und Gott um Trost und Stärkung anflehten. Dann leerten sie eine ihrer

Medizinkisten, kleideten sie mit weißem Linnen aus und betteten die kleine Leiche hinein. Da lag der Kleine, von seiner Mutter in weißen japanischen Flanell eingehüllt, so friedlich, als schliefe er sanft. In seinen Händchen hielt er einen Strauß wilder Astern und blauen Mohns, den Rahim am Bergabhang für ihn gepflückt hatte. Währenddem grub der Vater mit dem Diener das Grab. Dann noch einen Blick auf den kleinen Erdenpilger, der so frühe seinen Lauf beschlossen hatte, und man schritt zum Begräbnis. Rijnhart hielt es um des Dieners willen in der Landessprache. Dann schloß sich die kalte Erde des verbotenen Landes Tibet über den irdischen Ueberresten des ersten christlichen Kindes, das je in diesem heidnischen Gebiet dem Schoß der Erde anvertraut wurde. Da ruht es „in der Region des ewigen Schnees, wo des Yangtsekiangs Quellenfluß an seinem Grabe vorüberflutet."

Dem Tage des Leids folgte eine stürmische Nacht. Der Donner rollte, Blitze zuckten am nächtlichen Himmel und beleuchteten grell die starren Bergriesen; in Strömen stürzte der Regen herab, der ab und zu mit Hagel gemischt war. Auch in den Herzen der betrübten Eltern sah es nächtlich und stürmisch aus. Der Verlust ihres einzigen Kindes, das ihnen das einsame Leben im fremden Lande versüßt hatte, war schwer zu verwinden; aber schließlich konnten sie, wenn auch mit blutendem Herzen, getrost sagen: „Dein Wille geschehe." Und noch waren keine vier Wochen verflossen, als sie erkennen mußten, daß es nur eine gütige Fügung Gottes war, die ihren Liebling dem Erdenelend so rechtzeitig entrückt hatte. Denn es trat eine Zeit ein, da es ihnen auf ihrer beschwerlichen Reise am Nötigsten fehlte, da sie tagelang ohne Nahrung waren und weder Zelt noch Reittiere besaßen.

Der Aufstieg der Dang La-Gebirgskette nahm mehrere Tage in Anspruch. Zum Glück war der Abstieg, wiewohl anfangs sehr steil, doch weit besser als der vorige Karawanenweg. Die bedeutende Höhenlage hatte zur Folge, daß es trotz der warmen Augusttage in den Nächten Frost gab. Nun trafen sie auch unterwegs wieder einzelne Menschen an, die aber augenscheinlich Späher waren, die urplötzlich auftauchten und ebenso wieder verschwanden, dabei bis an die Zähne bewaffnet waren und von Schmutz starrten. Endlich stießen sie auf ein kleines Lager von Tibetern, die sich zwar freundlich stellten, aber kurzweg erklärten, daß die Reisenden erst Nachricht von Nagtschuka abzuwarten hätten, ehe sie weiterreisen dürften. Rijnhart kehrte sich aber nicht an diese Weisung, sondern brach während der Nacht in aller Stille auf und reiste weiter. Sie gelangten in die schöne Ebene von Sapo, in der sich eine Anzahl von Zelten erhob. Aber kaum

waren sie hier angelangt, als auch schon die vom letzten Lager nachsetzenden Späher eintrafen, um den heimlich Entwichenen auf den Fersen zu bleiben. Die Reisenden verweilten hier zwei Tage und tauschten von den Eingeborenen frische Lebensmittel gegen allerlei Waren aus. Dann traten sie die Weiterreise an, begleitet von drei Bewaffneten, deren scharfe Bewachung sie sich gefallen lassen mußten.

Immer häufiger begegneten ihnen kleine Reitertrupps, die als Kundschafter ihr Thun beobachteten. Ja, am zweiten Tage stießen sie unterhalb eines Bergpasses unversehens auf eine Abteilung von 40 Mann, die augenscheinlich auf sie warteten. Sie suchten die Reisenden hinzuhalten, bis ihr Anführer erschienen wäre. Nur durch großen Takt und die äußerste Vorsicht gelang es, hier einen Zusammenstoß zu vermeiden und die Reise trotz des Wachtpostens fortzusetzen. Doch blieben ihnen einige Bewaffnete zur Seite, während einer vorausſprengte, um wahrscheinlich ihre Annäherung dem nächsten Posten zu vermelden, da sie demnächst den an der Grenze des Lhasa-Bezirks liegenden Ort Nagtschuka erreichen sollten. Dies erklärte auch die Wachsamkeit der Tibeter, mit der sie auf Schritt und Tritt den Marsch der Reisenden beobachteten.

Nagtschuka war endlich erreicht. Der Ort liegt im Süden des Tschomora-Sees und besteht aus ca. 60 Häusern, die zum Teil aus Backsteinen erbaut sind. Die meisten seiner Bewohner aber leben in schwarzen Zelten, da sie das Nomadenleben der Ansäßigkeit vorziehen. Ein Lama, der hier residiert und alle drei Jahre von einem andern ersetzt wird, regiert den Bezirk im Namen des Dalai Lama. Neben ihm steht noch ein chinesischer Beamter, der aber nicht viel zu sagen hat. Hier sollte sichs nun entscheiden, ob die Reisenden ihre Route nach Lhasa würden weiter verfolgen dürfen oder nicht. Der Entscheid ließ nicht lange auf sich warten. Gleich am folgenden Morgen wurden in der Nähe ihres Lagers zwei schöne weiße Zelte aufgeschlagen und bald darauf erschien der höchste Beamte, der auf edlem Renner und mit zahlreichem Gefolge daherritt und eins der Zelte bezog. Zugleich wurden Rijnharts eingeladen, demselben ihre Aufwartung zu machen. Sie warfen sich in ihre beste Kleidung, bestiegen ihre Pferde und ritten hinüber zu den Zelten. Sie wurden in das größte derselben gewiesen, das mit prächtigen Teppichen ausgelegt war. Einige Diener nahmen ihnen ihre Pferde ab und die Besucher betraten das Innere des Zeltes. Auf einem erhöhten Sitz, der durch wollene Kissen hergestellt war, thronte der Vertreter des Dalai Lama, neben ihm hatte sein chinesischer Unterbeamter Platz genommen. Jener war ein hübscher junger Lama von ca. 35 Jahren, mit feingeschnittenem Gesicht, schwarzem Schnurrbart und kahl geschorenem Haupt. Letzterer war

ein alter Mann, der sein ergrautes Haar in einem Zopf trug und an dessen linkem Ohr ein großer goldener Ring baumelte. Beide waren in kostbare chinesische Seide gekleidet.

Die Besucher wurden ehrenvoll empfangen und mit Thee bewirtet. Bald war auch eine Unterhaltung im Gange, wobei der Beamte die Aeußerung that, daß bis jetzt noch nie ein Engländer hier gewesen sei und daß er ihnen nicht erlauben dürfe, noch weiter ins Innere von Tibet vorzudringen. Rijnhart suchte ihm begreiflich zu machen, daß er kein Engländer sei, sondern ein Holländer, der nicht wie ein gewöhnlicher Reisender nur das Land erkunden wolle. Er habe schon jahrelang unter Tibetern gelebt und sei nicht gesonnen, wieder nach China zurückzukehren. Der Beamte blieb aber dabei, er dürfe ihn nicht weiterreisen lassen, wenn er nicht den Kopf verlieren wolle. Vergeblich versicherte ihm Rijnhart, daß sie weder das heilige Lhasa betreten noch ihre Augen auf den goldenen Tempel des Dalai Lama richten wollten. Nur in dessen Nähe wollten sie sich niederlassen und unter den Tibetern leben. Mit großer Höflichkeit wurden die Besucher dann entlassen und beschenkt. Als Gegengeschenk schickte Rijnhart dem Beamten ein schön gebundenes Exemplar der vier Evangelien, das dieser mit Dank entgegennahm. Daß man aber entschieden gewillt war, sie nicht weiter vordringen zu lassen, zeigten die Wachtposten, die gegen Abend in der Nähe ihres Zeltes aufgestellt und in der Nacht verdoppelt wurden. Selbst der Verkehr mit den Bewohnern des Ortes schien diesen untersagt worden zu sein und auch die höfliche Freundlichkeit der Beamten ließ sichtlich nach.

Unter diesen Umständen, als Rijnharts sahen, daß ihnen bei ihrem weiteren Vordringen die freie Bewegung unter dem Volk unmöglich gemacht sein würde, beschlossen sie, ihr Vorhaben aufzugeben und gedachten zunächst den Winter über in Nagtschuka zuzubringen. Aber auch das wurde ihnen nicht gestattet. Der Beamte bestand darauf, daß sie entweder auf demselben Wege, den sie gekommen waren, zurückkehrten, oder aber den östlichen Karawanenweg nach Tatschienlu (in der chinesischen Provinz Szetschuen) einschlügen. Wohl oder übel mußten sich Rijnharts dazu entschließen und sie waren froh, daß ihnen der Beamte wenigstens drei Führer und einige frische Pferde zu stellen versprach. Auch versah er sie mit Lebensmitteln. Augenscheinlich war der Vertreter des Dalai Lama froh, daß sich die fremden Eindringlinge gutwillig seinen Anordnungen fügten und ihren Reiseplan nach der heiligen Stätte des Buddhismus aufgaben. (Fortsetzung folgt.)

Das Ende zweier Vorkämpfer des Hinduismus.

Von Miss. H. Knittel.

1. Swami Wiwekananda.

Im 4. Juli d. J. starb in Kalkutta der in den letzten Jahren viel genannte Swami Wiwekananda,*) der „neue Apostel" des religionsphilosophischen Vedantismus. An Stelle seines wirklichen Namens Norendra Natha Dutt hatte er den Titel „Swami Wiwekananda" angenommen, da er der Welt ein „Führer zur Freude an der indischen Religionsphilosophie" werden wollte. Er gehörte einer geachteten Familie in Kalkutta an und war 1863 geboren. Mehrere seiner Angehörigen sind Christen. Seine Ausbildung hatte er in der Schule der schottisch-staatskirchlichen Mission erhalten und sich beim Schlußexamen den Grad eines B. A. (Bachelor of Arts) erworben. Er studierte Rechtswissenschaft, um, wie sein Vater, als Advokat zu praktizieren. Aber er gab diesen Gedanken auf, da er sich zur asketischen Religionsphilosophie Indiens hingezogen fühlte. In ihr glaubte er auch die Waffe gefunden zu haben, womit er dem um sich greifenden Christentum erfolgreich begegnen könnte. Eine Zeitlang spielte er als Mitglied des sogenannten Brahma-Samadsch (eines wunderlichen Gemisches von Hinduismus, Christentum und Mohammedanismus) eine hervorragende Rolle. Auf die Länge befriedigte ihn aber diese Religionsmengerei nicht und er sagte sich, als er den großen Asketen Rama Krischna, einen Verehrer der Göttin Kali, kennen gelernt hatte, vom Brahma Samadsch los. Er stellte sich statt dessen unter den Einfluß jenes Hindu-Heiligen und widmete sich der Askese und dem Studium der pantheistischen Religionsphilosophie Indiens, dem Vedantismus.

Durch den Religionskongreß in Chikago im Jahre 1893 wurde der Name Wiwekanandas nahezu weltbekannt. Es waren aber weniger seine Vorträge, durch die er damals die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog, als seine auffallende malerische Gewandung und das fließende Englisch, das er sprach. Was er dagegen von seinem idealen Hinduismus vortrug, konnte zwar manchen im Materialismus

*) Vgl. Miss.-Magazin 1897, S. 369—387.

versunkenen Amerikaner bezaubern, aber es bedeutete doch einen Widerspruch mit der Wirklichkeit der Verhältnisse, wenn er auf dem Kongreß den höheren Brahmanismus als die Religion der „allgemeinen Toleranz" anpries und dabei den christlichen Eifer für die Rettung der Seelen bemängelte, ja sogar die Behauptung aufstellte, der letztere mache die Christen blind gegenüber dem großen Elend, worin sich Tausende seiner Landsleute durch die Hungersnöte befänden und dabei zu Grunde gingen.

In ihrer Begeisterung für den Swami und den von ihm gepriesenen Hinduismus richteten verschrobene Amerikaner sofort einige Unterrichtsstunden für indische Religionsphilosophie ein; etliche nahmen sogar indische Namen an und erklärten sich für Vedantisten.

Vom Religionskongreß in Chikago begab sich Wiwekananda nach England, wo er aber weniger Erfolg errang als in Amerika. Nach Indien zurückgekehrt, wo er mit ungeheurem Enthusiasmus empfangen wurde, posaunte er mit maßloser Prahlerei in Wort und Schrift seine „großartigen Erfolge" aus, die er im Westen errungen hätte. Darin unterstützten ihn die heidnischen Zeitungen aufs kräftigste und priesen ihn als den „neuen Apostel Indiens". In allen Redensarten ertönte es durch ganz Indien: „Der Vedantismus macht in Amerika und Europa gewaltige Fortschritte. Ehe zehn Jahre vergehen, wird ihm der größte Teil der Abendländer huldigen. Wiwekananda hat die Hochflut des Vedantismus hervorgezaubert, die nun die ganze Welt überströmt."

Allein mit den Amerikanern hatte es der neue Apostel bald gründlich verdorben. Durch mißliebige und übertriebene Behauptungen, die er sich über die sozialen Verhältnisse Amerikas erlaubte, hatte er sich jenes Volkes Unwillen zugezogen. Er behauptete nämlich u. a., daß die Zahl der dortigen unglücklichen Ehen und Familienverhältnisse jeder Beschreibung spotteten. In den Versammlungen und Gesellschaften, an denen er teilgenommen, hätten von hundert Frauen mindestens fünfundsiebenzig ihre Männer und Kinder zum Hause hinausgeworfen. Diese maßlose Behauptung läßt sich bei Wiwekananda psychologisch leicht erklären. Gehörte er doch einem Lande und Volke an, bei dem die Unterdrückung und Tyrannisierung der Frauenwelt an der Tagesordnung ist und eine der hervorragendsten Erscheinungen des indischen Heidentums bildet. Einem Philosophen, wie Wiwekananda, mußte schon beim Hören des Wortes „Frauenemanzipation" schaudern. Sodann spielte ihm wohl seine üppige Phantasie mit, die dem Indier in starkem Maße eigen ist. Sie verleitet ihn leicht zu ungeheuerlichen Vorstellungen, sodaß er bei seinen Darstellungen oft weit über das Ziel hinausschießt.

Es währte nicht lange, so sollte Swami Wiwekananda seinen Meister finden. D. Barrows, der als Präsident des Religionskongresses den Indiern als Autorität galt, kam im Dezember 1896 von Amerika nach Indien und hielt in allen bedeutenden Städten religiöse Vorträge vor großen Versammlungen. Seine klaren, sachlichen Ausführungen ließen tiefe Eindrücke bei den Zuhörern zurück. „Nur das Christentum ist die absolute Weltreligion," das war der Hauptgedanke in seinen Vorträgen. „Kein Christ," führte er u. a. aus, „der am Religionskongreß in Chikago teilgenommen hat, oder der unter den Nebelschleiern der indischen Religionssysteme zu kämpfen hat, braucht sich seiner Religion zu schämen, ist auch nicht genötigt, die Segel seines Glaubens einzuziehen. Das Christentum hat sich auf dem Religionskongreß nicht im geringsten vor Andersgläubigen kompromittiert. Im Gegenteil, es ist klar an den Tag gekommen, daß die christliche Religion nach Lehre und Praxis allen andern Weltreligionen weit überlegen ist." Auch sonst wurde durch Wort und Schrift Wiwekanandas Glorienschein in Indien bedeutend verdunkelt.

Dessen ungeachtet bedeutet sein kürzlich erfolgter Tod einen herben Verlust für die Vedantisten Indiens. War er doch einer ihrer einflußreichsten Vertreter, einer ihrer bedeutendsten Führer, der dem Hinduismus zu neuer Blüte, ja zu allgemeiner Anerkennung verhelfen wollte. Diese Rolle, die er sich zu seiner Lebensaufgabe erwählt hatte, ließ ihn auch mit seinen geistigen Waffen das Christentum bekämpfen, von dem er wußte, daß es den Anspruch mache, Weltreligion zu sein. Er war aber auch genug mit dem Wesen des Christentums bekannt, um zu erkennen, daß eine Religion nicht in beschaulicher Weise auf ihren Lorbeeren ausruhen dürfe, wenn sie ihrem aggressiv vorgehenden Gegner gewachsen sein will. Er ließ sich deshalb bei seiner Kampfesweise von dem Grundsatz leiten, den er dem Christentum entlehnt hatte, seine Religion mit allem Nachdruck nach außen hin auszubreiten. Nun ist der Mann vom Schauplatz abgetreten und es wird sich zeigen, wie viel oder wie wenig sein Wirken zur Belebung und Stärkung des Hinduismus beigetragen hat. Unbefangene Beobachter aber werden zugeben müssen, daß heutzutage nicht die Reformversuche des Hinduismus, nicht der Vedantismus das Geistesleben der Indier tiefer berührt hat, sondern die durch ganz Indien hingehende Strömung des Christentums. Möge sie auch die stolzen Geister Indiens erfassen und am rechten Ufer landen lassen.

2. Rücktritt des Tschandra Muzamdar.

Muzamdar ist ein Mann ganz anderer Art als Wiwekananda. Er steht dem Christentum näher und ist eher ein Freund desselben zu nennen. Er ist der Nachfolger des bekannten Kesab Tschander Sen, des bedeutendsten Förderers des Brahma Samadsch, jener religiösen Richtung, die sich zur Aufgabe gemacht hat, christliche Ideen in den Hinduismus hineinzutragen und beides mit einander zu verbinden. Wie sehr aber diese Religionsmengerei hinter ihren Erwartungen zurückgeblieben ist, das beweist die neueste Statistik Indiens. Nach ihr ist der Brahma Samadsch nicht über seine 4000 Anhänger in ganz Indien hinausgekommen. Er selbst hat sich in drei Parteien gespalten, deren Agitation dem lahmen Flügelschlag eines Hahnes gleicht. Im Vergleich zum Arya Samadsch, der die Hindu zur Religion der alten Veden zurückführen will, macht der Brahma Samadsch immer mehr Rückschritte, ein Zeichen, daß sich zwischen dem Christentum und dem Hinduismus keine Brücke schlagen läßt. Muzamdar hat deshalb auch die Freudigkeit verloren, noch fernerhin der Führer des numerisch zur Bedeutungslosigkeit herabsinkenden Brahma Samadsch zu sein. Auch das Losungswort des Arya Samadsch: „Zurück zu den Veden, zur Religion der alten Indier!“ konnte Muzamdar nicht bewegen, sich dieser religiösen Reformbewegung anzuvertrauen; denn einem entschiedenen Gegner des Christentums mochte er sich nicht in die Arme werfen.

Zwar scheint der Arya Samadsch eine große Lebensfähigkeit an den Tag zu legen, denn im Verlauf der letzten zehn Jahre ist die Zahl seiner Mitglieder von 40000 auf 67105 gestiegen. Allein auch diese Thatsache konnte für Muzamdar, der durch seine Studien der verschiedenen Religionen sich seine feste Ueberzeugung gebildet hat, keinen Beweggrund bilden, eine neue Schwenkung vorzunehmen. Der Ueberdruß am zukunftslosen Brahma Samadsch und das Gefühl des Weltschmerzes hat ihn vielmehr veranlaßt, seiner Führerrolle zu entsagen und sich in die „stille, gottgeweihte Einsamkeit“ eines indischen Heiligen zurückzuziehen. Muzamdar hat demnach sein Amt niedergelegt und will den Rest seines Lebens in Kurseong in der Nähe von Dardschiling „in beschaulicher, frommer Andacht“ verbringen. In wehmütiger und zugleich charakteristischer Weise hat er Abschied von seinen Glaubensgenossen genommen. Das Schreiben, worin er seinen Rücktritt begründet, enthält folgenden bemerkenswerten Abschnitt:

„Alter und Krankheit nahen sich mir. Fortwährende Kämpfe zerstreuen und die fromme beschauliche Andacht wird dadurch vernichtet. Nur die Einsamkeit bringt Erholung; sie gleicht Höhen,

Tiefen und Breiten, aus denen neues Leben sproßt. Bei weniger Kampf ist auch der Einfluß des Geistes stärker. Mein Durst nach höherem Leben steigert sich mehr und mehr; ja das ganze Wesen meines Daseins schmachtet nach Reinigung und Umwandlung. Die Erfüllung dieser meiner Sehnsucht verheißt mir der Geist Gottes. Darum, so lasset mich allein!"

„Die Reichen sind eitel und selbstsüchtig, die Armen anmaßend und gemein. Ich achte beide, ziehe aber vor, ihnen ferne zu bleiben. Die Gelehrten denken hoch von sich und die Ungebildeten sind voll Mißgunst und Lieblosigkeit. Alle Achtung vor beiden! Aber ich ziehe mich lieber vor ihnen zurück. Die Frommen sind schroff und die Zweifler selbstgenügsam. Weg von beiden, das ist das Beste!"

„Wo sind die Toten? Haben nicht auch sie sich zurückgezogen? Ich wünschte, meine Gemeinschaft mit ihnen nähme zu, sie wäre fortdauernd und ewig. Ich will sie in meine Einsamkeit einladen und warten, bis sie mich zu sich holen."

„Was ist das Leben? Ein fliehender Schatten, das Grab leerer Hoffnungen, der Kampfplatz des Wettbewerbs, der Tummelplatz von Spaltungen, Wechselfällen und Enttäuschungen. An ihnen habe ich genug. Mit der größten Liebe im Herzen gegen alle trete ich den Rückzug an, um mich zu heiligen für das große Jenseits, wo sich die Lösung aller Probleme, der Trost für alle Mühen findet. Man hat mir manche Liebenswürdigkeiten gesagt, die mir schmeichelten; aber ich habe sie nicht verdient. Anderseits hat man mir auch allerlei greuliche und nichtswürdige Dinge nachgesagt, sodaß ich nicht anders, als entmutigt werden mußte. Ich gehe nun hin, um mir darüber klar zu werden, ob ich vor Gottes Angesicht lebe. Ja noch mehr: mit Gottes Hilfe will ich in der Erkenntnis wachsen und dahin kommen, das Gute, das in mir ist, zur Reife zu bringen und mich von allem Bösen zu reinigen. Erfordert das nicht lange Zeit und stete Zucht?" —

Muzamdar ist ohne Zweifel im Verlauf der letzten Jahre mehr als sein Meister Kesab Tschander Sen dem Christentum immer näher gekommen. Möchte es Gott gefallen, dem Manne, der nicht weit vom Reiche Gottes ist, in der selbsterwählten, „stillen, gottgeweihten Einsamkeit" seine ganze Herrlichkeit zu offenbaren, damit er Christum, seinen wahren Erlöser, den er bis jetzt nur teilweise erfaßt hat, völlig in sein Herz aufnehme.

Zenkoji,

die Wiege des Buddhismus in Japan.

Nagano ist eine der anziehendsten Städte Japans. Ihre sauberen Straßen lassen allenthalben eine gewisse Behäbigkeit erkennen und die bewaldeten Berge, die sie umschließen, geben ihr eine liebliche Umgebung. Das Interessanteste des Städtchens aber ist der Zenkoji-Tempel, der wegen seiner goldenen Statuen eine gewisse Berühmtheit erlangt hat. Da dieselben der Legende nach von Shaka oder Sakya Muni selbst herstammen sollen, so gilt der Ort als die Wiege des Buddhismus in Japan.

Die Statuen stellen den Amida Buddha und zwei seiner hervorragendsten Jünger dar und wurden im Jahr 552 n. Chr. vom koreanischen Herrscher dem Kaiser von Japan als Geschenk geschickt, um den Buddhismus in dessen Lande einzuführen. Die neue Religion, die von Indien aus bereits in Barma, Siam, China, Tibet, in der Mandschurei und in Korea Eingang gefunden hatte und jetzt als Nebenbuhler der alten Shinto-Religion in Japan aufzutreten suchte, fand natürlich anfangs heftigen Widerstand im Lande der aufgehenden Sonne. Man suchte die von Korea eingeführten buddhistischen Bildwerke aus dem Wege zu räumen und warf sie schließlich in einen See. Aber — so erzählt man sich — es ging ein so strahlendes Licht von ihnen aus, daß sie wieder herausgeholt wurden und von da an unbehelligt blieben, ja verehrt wurden. Das war im Jahr 602 n. Chr. Von jenem Vorkommnis erhielt der Tempel, worin die Statuen aufgestellt wurden, den Namen Zenkoji, d. h. „Tempel des guten Lichts." Wenigstens wird die Entstehung desselben in dieser Weise gedeutet. Seit jener Zeit bildet derselbe auch das Ziel der Wallfahrt für unzählige Scharen frommer Buddhisten, denn eine einzige Wallfahrt dahin wird dem Besuch von hundert andern Heiligtümern gleich geachtet. So kommt es auch, daß es in den Städten entlang der Westküste, wo die Buddhisten stark vertreten sind, kaum eine einzige ältere Person giebt, die nicht wenigstens einmal in ihrem Leben zu Fuß dahin gepilgert ist, und zwar Tagereisen weit über Berg und Thal.

Der gegenwärtige Tempel ist 200 Jahre alt. Sein Dach zeigt nicht die gewöhnliche einfache Form mit schräger Abdachung, sondern weist mehrere Stockwerke auf. Daß das Gebäude einen bedeutenden Umfang hat, geht schon daraus hervor, daß es 69 384 Dachsparren

haben soll, eine Zahl, die den in den chinesischen Buddhistenschriften vorkommenden Schriftzeichen entspricht. Den Tempel sieht man schon von einiger Entfernung, wie er sich am Ende einer breiten Hauptstraße erhebt. Hat man das äußere Thor zum Tempelanwesen durchschritten, so muß man zunächst eine Reihe von Verkaufsläden passieren, die sich zu beiden Seiten entlang ziehen und in denen Rosenkränze, Tempelmodelle und allerlei Gegenstände ausgeboten werden. Das Tempelgebäude selbst liegt in einem Pinienhain und ist von großen Laternen von Marmor, Bronze und Porzellan umgeben. Ringsum baumeln bronzene Glöckchen als Ornamente an den vorstehenden Ecken des Daches, die bei jedem Luftzug leise ertönen.

Der vordere Raum des Innern gleicht eher einer Scheune oder einer alten Rumpelkammer als einem Heiligtum, denn er ist weder sauber, noch in Ordnung gehalten; selbst Holz ist da und dort aufgestapelt. Vor allem fällt eine große Opferkiste auf, die darin aufgestellt ist und worein die Gläubigen mit lautem Geklirr ihre Kupfermünzen werfen; ferner ein riesiges Rauchfaß, wo man seine Räucherstäbchen niederlegen kann. In den dunkeln Ecken wie im offenen Raum erheben sich verschiedene Götzenbilder, vor denen auf einem Drahtgitter eine Menge Papiere stecken, die mit Gebeten beschrieben sind. Alle diese Statuen sind vergoldet, manche von ihnen stehen in kleinen Schreinen, andere sind nur von einem goldenen Heiligenschein über sich beschattet. Das eine Götzenbild gilt als wunderthätig für Kranke und es ist deshalb durch die häufige Berührung ganz glatt gerieben. Von der Decke hängen allerlei eiserne, bronzene und papierene Laternen hernieder, die sämtlich mit Staub und Schmutz bedeckt sind. Zugleich ist ein grobes Gewebe oben herüber gezogen, damit die vielen Tauben, die da ab und zufliegen, sich nicht im Gebälk einnisten.

Das eigentliche Heiligtum nimmt einen weiten Raum ein und ist wie jedes gewöhnliche Zimmer mit den üblichen japanischen Matten belegt. Neben dem Altar, der sich darin befindet, stehen die geheiligten Statuen, die jedoch den profanen Blicken verborgen sind, und zwar durch einen prachtvollen Vorhang von Brokat mit dem bekannten Drachen in rot, gold und schwarz. Ihm gegenüber werfen sich die Leute für einige Augenblicke nieder, murmeln ihre Gebete und lassen die Perlen ihres Rosenkranzes durch die Finger gleiten, bis der Führer sie zum Weitergehen nötigt.

Hier in diesem Teil des Tempels, erzählt der Missionar Welbourn, fiel uns bei unserem Besuch besonders ein Buddhistenpriester durch seine ungewöhnlich kostbare und schöne Kleidung auf, während er unbeweglich dasaß und die Hände vor sich gefaltet hielt. Ueber

sein gewöhnliches Untergewand von weißem Baumwollenstoff, das die Priester zu tragen pflegen, hatte er ein prachtvolles Gewand von dünnem Seidenflor gezogen, das in rot und grün schillerte und gewaltig abstach gegen seinen kahl geschorenen Schädel und das welke Gesicht mit dem zahnlosen Mund. Ueberhaupt haben buddhistische Priester meist vom gewöhnlichen Japaner sehr abweichende Züge. Sie erscheinen als ein ganz anderer Typus, und trotz der Eleganz ihrer Kleidung läßt sich doch der gemeine und stupide Ausdruck nicht vom Angesicht dieser Priester verwischen. Ja dieser ist nicht selten geradezu abstoßend.

Eine etwas bessere Idee von dem Charakter eines Heiligtums erhält man in einem neuen Tempelgebäude, das sich in der Nähe des alten befindet. Hier herrscht nicht das unangenehme Halbdunkel, sondern das Tageslicht findet da ungehindert Eingang und alles ist neu und blank. Im Vordergrund des Raumes befindet sich der Platz, wo der Priester während des Gottesdienstes seinen Sitz einnimmt. Auf der einen Seite erblickt man eine Gong, die fast beständig geschlagen wird, und auf der andern ein Lesepult, an dem die buddhistischen Schriften, die in Rollen von grünem Goldbrokat auf einem Gestell stehen, verlesen werden. Ueber demselben ist ein Baldachin mit langen Fransen und prunkvollen Messingtroddeln angebracht. Vor dem Götzenschrein steht ein großer, mit Schnitzwerk versehener Tisch, auf dem ein Rauchfaß aufgestellt ist, zu dessen beiden Seiten sich zwei Blumenvasen und zwei gewaltige Leuchter mit roten Kerzen befinden. Die Vasen wie die Leuchter sind aus Messing gefertigt. Dahinter erheben sich einige Reihen von Gestellen mit Laternen und Vasen, die entweder mit frischen Blumen oder auch mit künstlichen Lotusblüten aus Gold- und Silberpapier gefüllt sind. Am höchsten Punkt erhebt sich die vergoldete Holzfigur des Amida Buddha. In langen Falten fällt das Gewand in seiner klassischen Form herab und der Blick, mit dem er durch die halbgeöffneten, schläferigen Augen auf seine Verehrer herabsieht, hat zwar einen gelassenen und gütigen Ausdruck, erscheint aber völlig leblos, wie das bei einem Vertreter des Nirvana nicht anders sein kann.

Doch damit ist die Ausschmückung des Tempelgebäudes noch nicht zu Ende. Vorhänge von Goldbrokat, die im Lichte der großen Messinglaternen schillern, sind da und dort angebracht. Bildwerke von allerhand Gottheiten schmücken den Raum, Priester in buntfarbigen Gewändern gehen ab und zu. Gemalte Decken, vergoldete Pfeiler und kunstvolles Schnitzwerk lassen die innere Ausstattung der Tempelräume in feenhafter Pracht erscheinen, sodaß das Auge des Besuchers vielfach wie geblendet ist.

Durch verschiedene Korridore, die mit allerhand Votivtafeln zum Andenken an Verstorbene bedeckt sind, gelangt man in die Wohnung der Aebtissin, die dem dortigen Nonnenkloster vorsteht. Sie ist von vornehmer Abkunft und soll dem kaiserlichen Familienkreise angehören. Dessenungeachtet ist ihr Wohnsitz, wenn er auch einen gewissen vornehmen Anstrich hat, doch so einfach und anspruchslos wie nur immer möglich. In ihrem Audienzzimmer empfängt sie auf einem rotseidenen Kissen sitzend die Besucher, während ein halb heruntergelassener Bambu-Vorhang sie vom nächsten Zimmer und den hier befindlichen untergeordneten Persönlichkeiten trennt.

Indem wir über die alte steinerne Brücke schreiten, die über ein Gewässer führt und worin die Lotusblumen im Sonnenschein ihre Kelche aufthun, schlägt die große Tempeluhr und giebt die Zeitstunde an. Ihr Klang tönt feierlich und hehr durch die lautlose Stille des Heiligtums. Sie erinnert auch den Buddhisten daran, daß alle Herrlichkeit der Welt vergeht, ja daß mit der dahinschwindenden Zeit es auch mit dem Menschen ein Ende haben muß. Für ihn ist es aber nicht eine Hoffnung des ewigen Lebens, die am Grabe der Vergänglichkeit steht, sondern das Nirvana, das öde Nichts.

Der blinde Tschang,

ein Märtyrer in der Mandschurei.

Es sind etwas über 16 Jahre her, daß ein armer, in Lumpen gehüllter Blinder sich im Hospital der presbyterianischen Mission in Mukden, der Hauptstadt der Mandschurei, einfand und um Hilfe bat. Sein Name war Tschang; einen eigentlichen Beruf hatte er nicht. Er fristete, wie so viele in China, sein Leben als Bettler und Spieler.

Das Hospital war bei seiner Ankunft in Mukden gerade überfüllt, sodaß er zuerst abgewiesen werden mußte. Aber der arme Bettler bat flehentlich um Aufnahme und erzählte, daß er viele Tagereisen weit hergekommen sei, um hier seine Augen behandeln zu lassen, daß er unterwegs ausgeplündert worden sei und nicht einmal so viel besitze, um ein Nachtlager zu bezahlen. Seinen Bitten konnte man nicht widerstehen und so suchte man ihn irgendwo unterzubringen. Und merkwürdig — dieser arme blinde Bettler ist hernachmals einer der

gesegnetsten Evangelisten in der ganzen Mandschurei geworden und hat schließlich seinen Glauben mit dem Tode besiegelt, als vor zwei Jahren die Verfolgung über die Christen hereinbrach.

Mit seiner Aufnahme ins Missionsspital wurde ihm die beste Pflege zuteil und er erholte sich sichtlich. Auch sein Augenlicht wurde so weit wieder hergestellt, daß er wenigstens den Weg vor sich erkennen konnte, wenn auch mit einiger Schwierigkeit. Aber das Beste und Schönste war, daß er bei dieser Gelegenheit das Evangelium zu hören bekam und es mit Freuden aufnahm.

Es war im Juni 1886, erzählt Miss. Webster, daß ich zum ersten Mal mit Tschang zusammentraf. Er kam zu mir und bat mich um die Taufe. Im Missionsspital war ihm zwar das Augenlicht nicht so hergestellt worden, wie er gehofft hatte, aber er hatte von unserem Heiland gehört, der den Blinden die Augen aufthat und den Armen das Evangelium verkündigte. Das Herz des Blinden war davon ergriffen worden und er wünschte nun unter die Zahl der Jünger Jesu zu gehören und der Erlösung durch ihn teilhaftig zu werden. Es war ihm voller Ernst an jenem Morgen, als er vor mir stand, und er war nicht wenig enttäuscht, als ich ihm, wenn auch mit innerem Widerstreben, seine Bitte versagen mußte; denn er war noch nicht genügend bekannt mit der christlichen Wahrheit und wir kannten ihn selbst noch zu wenig. Ich riet ihm, vorderhand in seine Heimat zu gehen und seinen Volksgenossen von dem Heil, das ihm widerfahren war, zu zeugen. In einiger Zeit würde ich ihn dann in seinem Heimatdorf besuchen und sehen, ob es ihm noch ernst sei, Jesu nachzufolgen.

Mit Betrübnis hörte er diesen Entscheid und seine Enttäuschung erschien so aufrichtig, daß es mich fast reuen wollte, den Mann abgewiesen zu haben. Aber ich dachte, wenn es ihm wirklich darum zu thun ist, Christ zu werden, so wird ihm ein längeres Zuwarten nur von Segen sein. So verließ er Mukden mit unserem Segen und einigen Büchern, die wir ihm mitgaben; er wanderte von Dorf zu Dorf seiner Heimat zu, wobei er unterwegs überall Zeugnis ablegte von dem, was Gott an ihm Großes gethan hatte. Inzwischen verlor er aber vollends sein Augenlicht, indem er sich überreden ließ, eine Operation an sich vornehmen zu lassen, die unter Chinesen sehr häufig vorkommt. Er ließ sich eine Nadel ins Auge einführen. Die Folge davon war, daß er total erblindete. Dessenungeachtet hörte man ab und zu von ihm, wie er die Städte und Dörfer nördlich von Mukden besuchte und den Leuten predigte.

Miss. Webster machte sich nun auf den Weg, um den versprochenen Besuch in jener Gegend auszuführen. Schon unterwegs stieß

er an verschiedenen Orten auf Spuren von Tschangs Wirksamkeit. In einer der Städte konnte ihm der dortige Missionslehrer Näheres darüber berichten. Hienach war Tschang, als er das Missionsspital in Mukden verlassen hatte, von Dorf zu Dorf gewandert und hatte den Leuten von der „Jesus-Religion" erzählt. Den Tag über besuchte er die Bewohner in den Häusern, am Abend predigte er ihnen unter den Bäumen, wobei er oft Hunderte zu Zuhörern hatte. Anfangs machte sich jedermann lustig über ihn, oder hielt ihn für wahnwitzig. Aber er ließ sich nicht abschrecken und schließlich merkten die Leute, daß es ihm ein heiliger Ernst sei, und hörten ihm aufmerksam zu. Die Folge davon war, daß manche auf seiner Seite standen, andere gegen ihn waren Ja, die ganze Landbevölkerung kam darüber in eine gewisse Aufregung.

So verging Woche um Woche. Täglich betete Tschang um Beistand von oben und sang sein Lied, das einzige, das er in Mukden gelernt hatte. Dann ergriff er seinen Stab und tastete sich allein auf seinem dunkeln Pfade weiter. Ohne daß er eine Ahnung davon hatte, traf mittlerweile Miss. Webster in seinem Dorfe ein. Er fand hier eine große Anzahl von Leuten vor, die alle aufrichtige Wahrheitsucher waren und durch Tschang für die Wahrheit gewonnen worden waren. Er selbst war eben auf einer seiner Evangelistenfahrten. Als er hörte, daß der Missionar eingetroffen wäre, kehrte er sofort zurück. Ueber ihr beiderseitiges Zusammentreffen berichtet Miss. Webster: Er blieb zuerst auf seinen Stock gelehnt einen Augenblick unbeweglich vor mir stehen, als ob er erst zu sich selbst kommen müsse; dann aber leuchtete sein ganzes Gesicht, Thränen stürzten aus seinen erloschenen Augen und er brach mit vor innerer Bewegung zitternder Stimme in die Worte aus: „O Missionar! Du versprachst mir, hierher zu kommen, und ich wußte und hielt daran fest, daß du Wort halten würdest."

An jenem Abend hatte der Missionar tausend Fragen zu beantworten. Tschang und die andern Chinesen wurden nicht müde, die Unterhaltung aufrecht zu erhalten bis nach Mitternacht, sodaß dem Missionar mitten im Gespräch die müden Augen zufielen, als Tschang eben den übrigen Anwesenden das Verhältnis zwischen dem Konfuzianismus und dem Christentum auseinandersetzte. Er verglich dabei den Konfuzius mit einem Mann, der oben am Rand einer tiefen Grube stehe und einem Unglücklichen, der hineingefallen sei, lang und breit auseinandersetze, wie man um das gefährliche Loch vorsichtig herumgehen müsse, um nicht da hinein zu geraten; wogegen Jesus ganz anders verfahre. Kaum habe er gesehen, was geschehen, so werfe er dem Unglücklichen ein Seil zu und ziehe ihn ohne alle

Umstände heraus. Dann, wenn der Gerettete wieder festen Boden unter den Füßen habe, sage er ihm: gehe hin und sündige nicht mehr!

Am folgenden Tage füllte sich Tschangs Heim mit einer großen Anzahl von Wahrheitsuchern, von denen viele die Taufe begehrten. Nach sorgfältiger Prüfung wurden aus ihnen Tschang und neun Männer getauft. Es war ein erhebender Augenblick, als der Blinde an ihrer Spitze herzutrat und mit ihnen öffentlich sein Glaubensbekenntnis ablegte. Es geschah dies mit einem Ernst und einer Wärme, die sich nicht beschreiben läßt.

Das spätere Leben Tschangs bietet manches Interessante. Er war durchaus kein vollkommener Mensch, selbst als Christ nicht, wenn es ihm auch mit seinem Christentum ernst war. Der Hang zu einem unsteten Wanderleben war ihm geblieben, aber er unterließ es dabei nicht, das Heil Gottes seinen Volksgenossen zu verkündigen. Nur ging er dabei seinen eigenen Weg und konnte sich nicht der Leitung irgendeines Vorgesetzten unterstellen. Nach einiger Zeit begab er sich nach Peking und erhielt hier Unterricht im Lesen und Schreiben der Blindenschrift. Er übte sich darin so fleißig, daß er schon nach drei Monaten imstande war, zu lesen und zu schreiben. Damit war viel für ihn gewonnen; denn nun konnte er nicht nur für sich selbst die Bibel gebrauchen, sondern auch seinen Landsleuten daraus vorlesen, die sich überall neugierig um ihn scharten, um das Wunder anzustaunen, wie ein Blinder mit Hilfe seiner Fingerspitzen zu lesen verstehe. Nach kurzem hatte er sich eine staunenswerte Bibelkenntnis erworben, die so weit ging, daß er mit Leichtigkeit einen großen Teil des Neuen Testaments auswendig wußte und jedesmal die Bibelstellen nach Kapitel und Vers angeben konnte. So erzählt Miss. Webster, daß er in einer Abendversammlung Philipper 1, 9 als Text angegeben habe; bevor er aber die betreffende Stelle in seinem Neuen Testamente aufschlagen konnte, habe sie Tschang schon aus dem Gedächtnis vor sich hingemurmelt.

Ueber seine Erlebnisse auf seinen Wanderungen in der Mandschurei erzählt man sich allerlei. Er besaß eine hervorragende Gabe, erwecklich zu reden und die Leute zu Christo zu führen, wogegen es ihm nicht gegeben war, die Angefaßten in die christliche Wahrheit weiter hinein zu führen. Diese Aufgabe überließ er dann anderen, die das besser verstanden. Im Jahr 1892 wurden in den Gegenden, die er mit dem Evangelium durchzogen hatte, nicht weniger als 170 Personen getauft, sodaß jemand offen bekannte: „Hätte Tschang sein Augenlicht nicht verloren, wir hätten hier noch keine Gemeinde.“ Verschiedene Leute, die später hervorragende Gemeindeglieder wurden,

sind durch die treue Arbeit dieses einfachen Mannes für Christum gewonnen worden.

Als im Juli 1900 die Unruhen durch die Boxer in der Mandschurei ausbrachen, wurde Tschang als eine weithin bekannte Persönlichkeit mit einem seiner christlichen Freunde gefangen genommen, gebunden und in einen Tempel geschleppt. Hier befahl man ihnen unter Androhung des sofortigen Todes, die Götzen zu verehren. Tschangs Freund wurde schwach und gab nach. Zwar war er bisher immer ein wackerer Christ gewesen, aber in der Stunde der Versuchung hielt er nicht stand. Er ließ sich herbei, den Götzen zu räuchern und wurde hierauf sofort in Freiheit gesetzt. Anders benahm sich dagegen Tschang. Als man ihm befahl, den Götzen Verehrung darzubringen, antwortete er: „ich verehre einzig und allein den lebendigen und wahren Gott." — „Du mußt aber jetzt widerrufen und Buße thun," brüllten die Boxer. — „Ich habe schon Buße gethan," war die Antwort. — „Willst du nun an Buddha glauben?" hieß es weiter. — „Nein," entgegnete Tschang unerschrocken, „ich glaube an Jesum Christum." — „Dann mußt du sterben," riefen ihm seine Feinde zu, und während Tschang ein Lied anstimmte, sauste das Schwert auf seinen Nacken nieder und er wurde in Stücke gehauen.

Vom blinden Tschang existiert ein Lied, das er selbst gedichtet hat über das Wort: „Jesus ist mein Führer." Möglicherweise war es dasselbe, das er noch anstimmte, als er den Märtyrertod starb; wenigstens eignen sich seine Verse für jene Stunde, da er an der Hand seines himmlischen Führers durch das Todesthal zu gehen hatte. (Nach dem Miss. Herald.)

Missions-Zeitung.

Australien. In Adelaide fand am 20. Juni eine ungewöhnlich stark besuchte Missionsversammlung statt. Obschon es ein Regentag war, hatten sich doch ca. 5000 Besucher eingestellt, darunter der anglikanische Bischof von Adelaide und andere kirchliche Würdenträger. Der Anlaß war aber auch ein ungewöhnlicher. Man wollte einen Amerikaner, Namens Edgar Geil, hören, der sich auf einer Missionsreise um die Welt befand und nun über seine bisher gemachten Beobachtungen berichtete. Der Mann hat seine Reise im Auftrag einiger reicher Amerikaner angetreten und hat die Aufgabe,

in einem Zeitraum von vier Jahren die verschiedenen Missionsfelder der Welt zu bereisen und sich über den Wert und Erfolg der Mission ein unparteiisches Urteil zu bilden. Er war nun, als er in Adelaide auftrat, sechs Monate unterwegs und hatte die Südsee bereist. Von da gedachte er zunächst nach China, Indien und Tibet zu gehen. Später will er von Mombas aus nach Uganda und durch den Kongo-Freistaat den afrikanischen Kontinent durchkreuzen. Was er über die Mission in der Südsee zu berichten wußte, ist im wesentlichen nichts Neues. So wies er u. a. darauf hin, daß der amerikanische Board auf Hawaii einen großen Fehler begangen hätte, indem er die Missionare viel zu früh aus der Arbeit zurückgezogen hätte. Dagegen sprach er mit großer Anerkennung von der Londoner Mission in Samoa, wo die eingeborene christliche Bevölkerung außerordentliche Opfer zur Errichtung von Schulhäusern bringe.

Bezeichnend ist, was er über die Verbreitung von übler Nachrede über die Missionsarbeiter erzählte. Als er sich im amerikanischen Samoa aufhielt, traf er mit einem Schwindler zusammen, der von Neuseeland aus steckbrieflich verfolgt wurde. Dieser Mann gab die abscheulichsten Geschichten über die Missionare zum besten. Geil kam hierauf nach Apia, ins deutsche Gebiet, und lernte hier einige Reisende kennen, die ebenfalls vom amerikanischen Samoa herübergekommen waren. Man kam dabei auch auf die Missionare zu sprechen, und da hörte er denn u. a. den ganz gleichen Klatsch, den er schon von jenem Galgenvogel zu hören bekommen hatte, nur mit dem Unterschied, daß jeder der Herren die erlogenen Geschichten für eigene Erlebnisse und Beobachtungen ausgab. Das Ganze aber stammte thatsächlich aus der ungewaschenen Kehle jenes Schwindlers. Man ersieht daraus, welchen Wert oft derartige umlaufende Geschichten über die Mission haben, indem sie ihren Ursprung Leuten verdanken, die keinerlei Verständnis für das Wesen der Religion, noch für die Mission besitzen und dabei nicht einmal der Wahrheit die Ehre geben.

Zum Schluß erklärte der Sprecher, daß, soweit bis jetzt seine Erfahrung reiche, die Mission einen hervorragenden Erfolg aufzuweisen habe und er könne nicht anders, als seine Zuhörerschaft ermuntern, das Werk in jeder Hinsicht zu unterstützen. (Lond. Chronicle.)

China. In Tschifu ist die China Inland Mission von einem überaus traurigen Unglücksfall betroffen worden. In dem dortigen großen Knabeninstitut erkrankten am 6. Juli 19 Knaben, meist Kinder von Missionaren, die daselbst untergebracht sind, infolge des Genusses von Hühnerpasteten. Nur 6 derselben genasen, 13 starben bald nach ihrer Erkrankung. Obschon die gerichtliche Untersuchung Cholera als

Todesursache angegeben hat, so liegt doch die Vermutung nahe, daß das Fleisch verdorben war und die Kinder dem Gift desselben erlegen sind.

Aerztliche Mission. Ein kranker Chinese kam in das Missionshospital in Honan und bat um Behandlung seiner Magenschwäche. Er hatte nach der Verordnung seines eingeborenen Arztes 60 Pfund Steine pulverisiert genossen, jeden Morgen eine Tasse voll. Da es nicht besser wurde, aß er nach und nach auf weitere Verordnung 40 Pfund Zimt, bis ihm alle Kraft ausging. Der Missionsarzt heilte ihn bald. Der Patient kaufte sich während der Behandlung ein Neues Testament, las es eifrig und ließ sich vom Missionsarzt unterweisen. Zuletzt sagte er: „Doktor, ich bin froh, daß ich krank geworden bin." „Warum?" — „Wäre ich nicht krank geworden, so hätte ich nichts von diesem köstlichen Buch erfahren." Er verließ das Hospital geheilt und als eifriger Christ.

Indisches Elend. In einer Zuschrift an den Bombay Guardian entwirft eine Missionarsfrau ein überaus trauriges Bild über die Not und das Elend, das im südlichen Indus-Gebiet von Radschputana herrscht. Sie schreibt: Während in diesen Tagen indische Fürsten der Krönung des englischen Königs in London anwohnen und dabei mit aller orientalischen Pracht auftreten, nagen ihre armen Unterthanen am Hungertuch und entbehren der nötigsten Bekleidung. Dabei werden von hier Berichte ausgegeben, die der Außenwelt vermelden, daß die Hungersnot hierzulande vorüber sei und daß man nur noch auf Regen warte. Dem ist aber keineswegs so, wie wir der Wahrheit gemäß bezeugen können; denn thatsächlich sind es noch Hunderttausende, die in den Gebieten von Radschputana und Gutscherat dem Hunger preisgegeben sind. Täglich kommen wir mit Männern, Weibern und Kindern in Berührung, die in bitterster Not leben und nichts zu essen haben. Dabei fehlt ihnen jeglicher Verdienst. Sie versuchen zwar, durch Herbeitragen von Brennholz einige Pfennige zu verdienen, aber die Leute haben weit zu gehen, ehe sie Gelegenheit haben, auf den entfernten Bergen das Holz zu hauen. Entkräftet und übermüdet kommen sie dann mit ihren Lasten daher und erhalten nur eine Kleinigkeit dafür. Oft müssen sie sogar damit abgewiesen werden, weil man ihr Holz nicht nötig hat.

Unter diesen Umständen kann man nicht verstehen, wie Beamte in völliger Verkennung der Verhältnisse oder mit bewußter Nichtachtung derselben berichten können, daß in ihrem Lande keinerlei Hungersnot herrsche. Es erklärt sich das daraus, daß die Regierung gewöhnlich Unterbeamte, meist Eingeborene, mit der Berichterstattung betraut. Viele dieser Leute haben wenig oder gar kein Mitgefühl für die

Leiden ihrer Volksgenossen und keine Augen für die wirkliche Not derselben. Denn wie kann man eine solche ableugnen, wenn thatsächlich arme Kinder von Thür zu Thür betteln gehen und im Staub und Unrat nach etwas Eßbarem wühlen, um den nagenden Hunger zu stillen. So habe ich u. a. zwei Kinder gesehen, wie sie Bäume erklommen, um sich an deren ungenießbaren Früchten zu sättigen und dabei herunterstürzten und den Arm brachen. Das geschah in einem Dorfe, wo weder ein barmherziger Samariter noch ein Arzt zur Hilfe war. Die armen Kinder sind infolge dessen zu Krüppeln geworden und haben es nun doppelt schwer, ihr Leben zu fristen. Andere Kinder geben sich her zu regelrechten Wettkämpfen mit Hunden, die an manchen Plätzen von Hundeliebhabern veranstaltet werden. Die armen hungernden Kinder lassen sich dabei lieber von diesen Tieren beißen, als daß sie auf den ausgesetzten Preis verzichten, und es kommt häufig vor, daß sie mit einer großen offenen Wunde den Kampfplatz verlassen.

Die Bhils, die armen verachteten Bergbewohner, leiden besonders unter der gegenwärtigen Not. Viele von ihnen kochen die Blätter der Bäume und genießen sie meist ohne Salz und irgendwelche Zuthat. Ich wünschte, jene Herren, die nichts von einer Hungersnot zu berichten wissen, würden einmal ihre Kostgänger einen Tag lang sein müssen. Warum schließen diese Beamten ihre Augen vor der offenbaren Not und dem Elend, das sie doch auf allen Seiten umgiebt? Sie müßten doch sehen, wie Männer ihre Weiber und Kinder verlassen und wie Mütter, weil sie nicht imstande sind, ihre Kinder zu ernähren, sie in der Verzweiflung verkaufen, besonders die Mädchen. Ich kannte einen Mann, den Vater von sechs Kindern. Die ganze Familie arbeitete mit Aufbietung ihrer Kräfte, um das Leben zu fristen. Als aber die Nahrung trotz alledem nicht für alle genügte, warf sich der Mann in der Verzweiflung in einen Brunnen und ertränkte sich. Später sah ich seine Frau, aber nur noch mit einem einzigen Kinde; die andern waren alle dem Hunger erlegen, obschon ein jedes sich durch Arbeit etwas zu erwerben suchte. Die arme Mutter war noch ein junges Weib, aber so heruntergekommen und in ihrem Aeußeren verändert, daß ich sie nicht wiedererkannte. Verzweiflung war in ihren eingefallenen Gesichtszügen zu lesen.

Das ist kein einzelstehender Fall. Viele Familien suchen zusammen zu halten und gemeinsam den Kampf ums Dasein aufzunehmen; aber ihre Zahl wird kleiner und kleiner, da der Tod unter den einzelnen Familiengliedern unbarmherzig aufräumt. Um der äußersten Not um mich her so viel als möglich zu steuern, beschäftige ich die armen Frauen mit Näharbeit und lasse die von ihnen her-

gestellten Kleider den Leuten zukommen, die ohne genügende Bedeckung sind. Die Not kann noch Monate dauern, selbst wenn die Regenzeit in gewünschter Weise einsetzt. (L. Drynan in Deesa, Radschputana.)

Indien. Auf Vorschlag des christlichen Prinzen Sir Harnam Singh in Lahore haben sämtliche evangelische Christen Indiens dem König Eduard VII. zu seiner Krönung als Zeichen ihrer Huldigung eine kunstvoll hergestellte Adresse überreichen lassen! Diese Adresse wurde in ein von wohlriechendem Sandelholz angefertigtes Schmuckkästchen gelegt. Das Kästchen wurde in Lahore angefertigt und dann, in seine einzelnen Teile zerlegt, in die verschiedenen Hauptprovinzen Indiens versandt, um dort mit kunstvollen Schnitzereien versehen zu werden. So sollte das ganze Kunstwerk eine Darstellung sein sowohl der den verschiedenen Provinzen eigentümlichen Kunst, als auch der Einheit und Loyalität der indischen Christen. Am sinnreichsten war das Mittelstück aus Bengalen. Es zeigt einen bengalischen Knaben, daneben einen Löwen, eine Schlange und ein Lamm — eine Andeutung des von Jesaia 11 geweissagten Weltfriedens. (Ev. luth. Miss.Bl. zu Leipzig.)

Sumatra. In den Batalanden auf der großen Insel Sumatra, wo der Rheinischen Mission viel Frucht beschert ist und bereits ansehnliche christliche Gemeinden unter ihrer Pflege stehen, stoßen nun drei Weltanschauungen aufeinander: das alte nationale Heidentum, der Islam und das Christentum. Aus diesen drei Weltanschauungen hat sich, wie wir den rheinischen Missionsberichten entnehmen, seit einiger Zeit eine Sekte ein wunderliches Religionsgemisch zurechtgemacht. Besonders am Tobasee haben die Missionare viel mit dieser Sekte zu thun, wo sie dem weiteren Vordringen des Christentums allerlei Widerstand leistet. Man könnte sie eine religiös-politische Sekte nennen, sofern sie das alte nationale Volkstum der Bata sehr stark betont und es durch die dem Christentum und Islam entlehnten Momente neu auffrischen will. Darum spielt auch der alte batasche Priesterkönig Singa Manga Radscha, der Held der durch die Holländer verlorenen alten nationalen Unabhängigkeit, eine große Rolle bei ihnen. Die Anhänger nennen sich selbst Pormalim, ein Ausdruck, der sich vielleicht dahin deuten läßt, daß sie ganz und gar unter dem Einfluß ihrer Führer und in einem besonderen Verhältnis zu Gott stehen. Bei dem geheimnisvollen Dunkel, in das sie sich hüllen und bei dem zusammenhangslosen Durcheinander ihrer religiösen Ideen läßt sich schwer etwas Genaues über ihre Lehre erfahren. Sie ist zum Teil derart, daß die Leute häufig von ihren eigenen Landsleuten als „Verrückte“ bezeichnet werden.

Nach den Mitteilungen des rheinischen Miss. Marcks ist der Begründer der Sekte ein Guru (Lehrer) Somalaing, der langjährige Zauberpriester des Singa Manga Radscha. Nach der Niederlage dieses alten Priesterkönigs im Jahr 1883 scheint seines Bleibens bei ihm nicht mehr länger gewesen zu sein, sodaß Guru Somalaing, ein offenbar hochstrebender, ehrgeiziger Mann, sich anderswo nach Ruhm und Ehre umsah. Er lernte in Balige das Christentum kennen und vermischte die Heilsthatsachen, namentlich die Erzählungen und Lehren des alten Testaments, mit heidnischem Aberglauben und mohammedanischen Irrlehren. Mit seiner neuen Lehre fand er besonders im Osten großen Anklang, was hauptsächlich darin seinen Grund hatte, daß dort das Evangelium noch nicht recht Wurzel gefaßt hatte und die holländische Kolonialregierung weniger Ansehen genoß. Obgleich der Mann inzwischen in die Verbannung geschickt wurde, wird er doch heute noch von seinen Anhängern wie ein Gott verehrt. Sie beten förmlich zu ihm. Was er eigentlich seine Anhänger gelehrt hat, ist wie gesagt schwer zu bestimmen. Die Pormalim kennen die zehn Gebote und das Vaterunser. Auch die biblischen Geschichten des alten Testaments bis Abraham sind ihnen bekannt. Jesus ist ihnen „der Weg zum Leben". Besondere Verehrung findet aber auch die Jungfrau Maria, die sogar besungen wird. Die Kenntnis des Katholizismus verdankt der Guru einem Italiener, der sich vor Jahren längere Zeit in den Tobalanden aufhielt und dessen Reisebegleiter er war.

Wichtiger als die Lehre sind den Pormalim die regelmäßigen Waschungen und vor allem der „Heiligungstrank", der die Wirkung hat, die Leute geradezu von Sinnen zu bringen. Das Getränk besteht hauptsächlich aus dem Saft einer kleinen Citronenart, der ungewässert getrunken wird. Die Führer und Lehrer scheinen sich des indischen Hanfes zu bedienen. Diese „Geheiligten" sind ganz besonders unsinnnig und allen vernünftigen Reden unzugänglich. Eigentümlich ist die Stellung, die die Pormalim zu den rheinischen Missionaren einnehmen. Sie erkennen in ihnen keine Europäer, sondern Häuptlinge und Fürsten der alten Batas, die nur in Verkleidung einhergehen. Einem jeden von ihnen haben sie einen Namen gegeben und der eine wird sogar als der alte Priesterkönig angesehen. Besonders stark sind die Leute im Prophezeien; darin lassen sie sich auch nicht irre machen, wenn das Vorausgesagte nicht eintrifft. Ueberhaupt sehen sie sich als Inspirierte an, die direkt von Gott gelehrt seien. Gehen sie auch in Einzelheiten auseinander, in ihrem Widerstreben gegen die holländische Regierung und gegen die Mission sind sie eine geschlossene Macht.

In dem deutschen Kolonialgebiet von **Kiautschou** in der chinesischen Provinz Schantung nimmt die Arbeit der Berliner Mission I, die sie seit 1898 in Angriff genommen hat, einen vielversprechenden Fortgang. Neben der Schulthätigkeit an den Chinesen übt sie zugleich die gesamte Seelsorge unter der christlichen Civilbevölkerung aus. Sie ist gegenwärtig durch drei deutsche Missionare, zehn chinesische Predigtgehilfen und Lehrer und vier eingeborene Kolporteure vertreten. Dazu kommt noch eine vom morgenländischen Frauenverein abgeordnete Schwester, die im Anschluß an die Berliner Mission thätig sein soll. Die beiden Hauptstationen sind Tsingtau und Tsimo. Auf dem von der deutschen Regierung in Tsingtau überlassenen Grundstück erbaut nun die Mission eine Schule, die für hundert Schüler Raum bietet. In ihr befindet sich zugleich ein Pensionat für chinesische Schüler, die zu je zwei zusammen wohnen sollen. Der Bau wird auf Anweisung der Behörde so aufgeführt, daß er durch Solidität und gefällige Form das Stadtbild verschönert. Der Unterricht in dieser Schule soll alle Fächer einer deutschen Mittelschule umfassen. Wie sympathisch die chinesische Bevölkerung gerade der Schularbeit, besonders dem Bau dieser Mittelschule gegenübersteht, zeigt sich unter anderem auch in einer aus ihrer Mitte angeregten Kollekte zum Bau derselben, die 1045 Dollar ergab.

In Tapautau und Taitungschen (westlich und östlich von Tsingtau) besitzt die Berliner Mission Kirchen, und an fünf Orten des Gebietes Kapellen und Schulen in gemieteten und ausgebauten Chinesenhäusern. In diesen Schulen erhalten zur Zeit an hundert Schüler Unterricht. Die Lehrgegenstände beschränken sich gegenwärtig auf die chinesischen Klassiker, die Anfangsgründe der deutschen Sprache und die Elementarfächer der deutschen Volksschule. An Schulgeld wurde von den chinesischen Schülern im vorigen Jahre 522 Dollar vereinnahmt. In den drei Jahren ihrer Thätigkeit hat die Mission fast 500 Schülern längere oder kürzere Zeit Unterricht in der deutschen Sprache erteilt und dadurch der deutschen Verwaltung hervorragende Dienste geleistet. Für die intellektuelle Begabung der einheimischen Bevölkerung zeugt die Thatsache, daß die meisten Schüler nach kurzer Unterrichtszeit sich eine bemerkenswerte Fertigkeit in der Handhabung der deutschen Sprache angeeignet haben.

Außer Berlin I arbeitet auch der Evangelisch-protestantische Missionsverein in diesem Gebiet. Von ihm stehen zwei Theologen als Missionare und ein deutscher Arzt in Tsingtau. Bis jetzt besitzt diese Mission eine Kapelle in Tsingtau, eine Schule in Schawo und ein ambulantes Hospital in Kaumi. Das von ihr errichtete Chinesenhospital, Faberhospital genannt, ist 1901 fertig-

gestellt worden. Mit ihm ist ein Lieblingsgedanke des um die chinesische Mission verdienten Missionars D. Faber († 1899) erfüllt worden; er selbst hatte zur Gründung desselben eine größere Summe testamentarisch bestimmt. Das Hospital besteht aus drei einstöckigen Gebäuden, die je einen großen Saal und zwei Privatzimmer enthalten und insgesamt für 60 Kranke Raum bieten; ferner aus einer Baracke für ansteckende Krankheiten, die Platz für 50 Personen hat. Dazu kommt noch ein Gebäude, das außer Warte-, Sprech- und Operationszimmern die Wohnung des leitenden Arztes enthält. Letzterem steht als Gehilfe ein ärztlich ausgebildeter Chinese zur Seite. — Die Missionsthätigkeit des evangelisch-protestantischen Missionsvereins ist vor allem litterarischer Art, indem sie die lesebegierigen Chinesen hauptsächlich durch christliche und apologetische Traktate christlich beeinflussen will. Die gediegenen Missionsschriften Fabers kommen hiebei in erster Linie in Betracht. (Nach der deutschen Kolonialzeitung Nr. 37.)

Bücheranzeigen.

Gensichen, Missionsdirektor. **Bilder von unserem Missionsfelde in Süd- und Deutsch-Ostafrika.** Zugleich Fortsetzung der Kratzensteinschen Geschichte der Berliner Mission für die Jahre 1893 bis 1901. 518 Seiten. Berlin N. O. 43. Buchhandl. der Berliner Miss.-Ges. geb. Mk. 4.50.

Der Verfasser hat als Direktor der Berliner Mission (I) in den Jahren 1899—1901 die afrikanischen Arbeitsfelder seiner Gesellschaft (bis auf Transvaal, das ihm wegen des Krieges verschlossen war) visitiert und im vorliegenden Buch seine Erlebnisse und Erfahrungen in das Geschichtswerk der Berliner Mission mit hineinverwoben und zwar so, daß es zugleich eine Fortführung der von D. Kratzenstein im Jahr 1892 abgeschlossenen Geschichte bildet. In dieser Form wird das Werk jedenfalls den der Berliner Mission nahestehenden Kreisen wertvoller sein, als wenn er nur einen Visitationsbericht veröffentlicht hätte. Aber für Fernerstehende hätten wir doch eine in sich abgeschlossene Darstellung seiner Visitation vorgezogen. Denn erstlich setzt jene Verarbeitung des Stoffes eine Kenntnis des Kratzenstein'schen Geschichtswerkes voraus, und dann erscheint uns die Weiterführung des letzteren in der vorliegenden Fassung, die nur den Zeitraum von wenigen Jahren umspannt, als Ergänzung zu umfangreich. Im übrigen ist das Buch mit vielen eingestreuten Beispielen aus der Missionspraxis und dem Gemeindeleben versehen, sowie mit guten Bildern und Karten ausgestattet.

Merensky, A. D. **Statistische Angaben** über den Stand des gesamten evang. Missionswerkes an der Jahrhundert-Wende. Beiträge zur Missionskunde, 3. Heft. 24 S. Ebenda. 40 Pf.

Eine dankenswerte Arbeit, die dem Missionsfreund manches mühsame Nachschlagen erleichtert und in ihrer Ziffernsprache Zeugnis von dem heutigen Umfang der evang. Mission ablegt. Auf die deutschen Missionen ist besondere Rücksicht genommen.

Adolphi, H. P. **Am Fuße der Bergriesen Ostafrikas.** Geschichte der Leipziger evang. luth. Mission in Deutsch-Ostafrika. Mit 32 Bildern und 2 Karten. 140 S. Evang. luth. Mission zu Leipzig. geb. Mk. 1.50.

Eine sehr anschauliche, mit viel Wärme entworfene Schilderung deutscher Missionsarbeit, die zugleich erkennen läßt, mit welcher Gründlichkeit und Ausdauer das junge Werk am Kilimandscharo getrieben wird. Die Segensfrucht, die ihr bis jetzt beschert worden ist, läßt jenes Missionsfeld als ein hoffnungsvolles erscheinen. — Das Buch ist sehr schön ausgestattet und niedrig im Preise.

Rhiem, Hanna. **Hinter den Mauern der Senana.** Mit Vorwort von Prof. D. Warneck. Mit 21 Illustr. 2. Aufl. 154 S. Berlin. M. Warneck. brosch. Mk. 1.50, geb. Mk. 2.—

Die Verfasserin, die jahrelang als Senana-Missionarin in der indischen Missionsarbeit gestanden hat, schildert die Verhältnisse der indischen Frauenwelt, die verschiedenen Zweige der Frauenmissionsarbeit unter Heidinnen und Christinnen und giebt am Schluß noch Winke für die Frauenarbeit in Deutschland zur Teilnahme an dem Werk, dem sie dient und für das sie werben möchte. Hiezu soll auch die Schrift mit ihren sachlichen Ausführungen dienen.

Jugend-Missionsblatt. 4. Jahrgang 1901. Neukirchen (Kr. Moers). Missionsbuchhandlung. 25 Pf.

Eine ansprechende Sammlung von Schilderungen und Erzählungen aus der Heidenmission, die auch den rechten Ton für die Jugend treffen. Nur dürften Papier und Bilder etwas besser sein, was allerdings mit dem billigen Preise der Ausgabe zusammenhängt.

Festschriften für Gustav-Adolf-Vereine. In Verbindung mit Vertretern und Freunden des Gustav-Adolf-Werkes herausgegeben von Fr. Blanckmeister. Heft 1. Gustav-Adolf-Geschichten. Mit 12 Textillustr. Leipzig. Arwed Strauch. à 10 Pf.

Bis jetzt sind zehn solcher Hefte erschienen, deren Inhalt volkstümlich, in allgemein verständlicher Sprache gehalten und mit recht guten Bildern ausgestattet ist. Verschiedene Nummern berichten u. a. über die evangelische Bewegung in Oesterreich und überhaupt in den römischen Landen.

Der große Stieler für 30 Mark. (50 Lieferungen zu je 60 Pf. 2 Karten.) Gotha. Justus Perthes.

Von diesem gediegenen Kartenwerk, auf das wir schon empfehlend hingewiesen haben, sind bis jetzt 7 Lieferungen mit je 2 Karten in Kupferstich erschienen, die mit äußerster Sorgfalt und Genauigkeit gearbeitet sind und worauf nicht nur die neuesten Ergebnisse der geographischen Forschung, sondern auch die bedeutendsten Missionsplätze so weit als möglich berücksichtigt sind.

NB. Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.

Freimissionar Peter Rijnhart.

Welche Art von Bildern sollen wir in unsrer Missionskirche einführen?

Von Missionar A. Jehle in Begoro (Goldküste).

Uns liegen am nächsten die Formen kirchlicher Kunst, wie sie uns von Jugend auf vertraut sind. Sie sind das Ergebnis einer jahrhundertelangen Entwicklung, ehrwürdig durch ihr Alter. Und was noch schwerer wiegt, — sie sind aufs engste verknüpft mit unsern ersten religiösen Eindrücken. Mit dem religiösen Gedanken, mit der biblischen Geschichte hat sich zugleich diese Form der Darstellung uns eingeprägt. Sie ist uns in Fleisch und Blut übergegangen: sobald wir religiöse Bilder religiös, nicht rein künstlerisch betrachten, verlangen wir unwillkürlich diese Art der Darstellung. Das Gefühl des gewöhnlichen Christen reagiert spontan gegen Darstellungen, wie die Modernisierungen biblischer Geschichte durch Uhde, Gebr. Man u. s. f. Ihm sind sie nicht bloß neue Formen für den alten, bewährten Inhalt, sondern einfach Kinder eines andern Geistes.

Beide Motive, das historische und das persönliche, fallen beim Neger weg. Man hat ihm die europäische Kunst gebracht als fertiges Ganzes, wie die fertigen europäischen Werkzeuge, die fertige Taschenuhr, Nähmaschine ꝛc. Seine Rasse hat keinen Anteil an der Arbeit, deren Ergebnis die heutigen Kunsterzeugnisse sind. So kann auch die uns teuere Kunstform für ihn nicht „ein edles, kostbares Gut sein, das durch die Arbeit so vieler Generationen hat errungen werden müssen."

Andrerseits ist unsere Basler Mission auf der Goldküste noch zu jung, als daß sich schon eine Stereotypie der religiös-künstlerischen

Vorstellungen hätte ausbilden können. Ein Beispiel. In meinem Zimmer hängt ein großes Bild, das jedes deutsche oder englische Schulkind auf den ersten Blick als eine Darstellung der Heimkehr des verlorenen Sohnes erkennen würde. Zwei unsrer ältesten Christen fragten, ob der Mann in dem wallenden Gewand Abraham sei. Sogar bekanntere Szenen, wie Jesu Auferstehung oder Himmelfahrt, werden oft lange nicht erkannt. Ein moderner Maler müßte also bei den Negern keine Verletzung des Sinnes für religiöse Kunst befürchten. Im Gegenteil: Bilder wie die Versetzung Jesu unter deutsche Schnitter oder schweizerische Kranke würden vermutlich hier großen Anklang finden. Denn je europäischer, um so besser, ist des Negers Standpunkt. Ein eintöniger Bilderbogen mit etlichen europäischen Soldaten hat für ihn höheren Kunstwert als eine schöne biblische Szene.

Man hat die moderne religiöse Malerei (Uhde u. a.) schon mit dem Gedanken zu verteidigen gesucht, bei den hergebrachten klassischen Formen bleiben die biblischen Gestalten dem modernen Volksgeist fremd. Die Beantwortung dieser Frage für deutsche Verhältnisse beschäftigt uns hier nicht. Aber sie muß sich doppelt dem Missionar aufdrängen; seine Aufgabe ist, das Evangelium als einen Sauerteig so in das Volkstum des Negers zu mischen, daß es von diesem nicht mehr als Fremdkörper empfunden wird, sondern als etwas Eigenes. Mit andern Worten: das Christentum muß national werden, die christliche Kunst muß mit den nationalen Mitteln, die sie vorfindet, arbeiten; eine Vertiefung derselben durch christliche Gedanken, eine Bereicherung durch klassische Formen ist damit selbstverständlich nicht aus-, sondern eingeschlossen. Ein Beispiel: Das bekannte „Herzbüchlein" ist nicht nur ins Chinesische übersetzt, sondern auch ganz in chinesischem Stil mit Holzschnitten versehen worden; es ist ein chinesisches Buch geworden mit christlichem Inhalt. So scheinen auch die chinesischen Brüder schon in der glücklichen Lage zu sein, einen chinesisch-evangelischen Kirchenbaustil erfunden zu haben. Eine der betreffenden Nationalität angepaßte Ausgabe des Herzbüchleins scheint auch für Indien zu existieren. In beiden Ländern giebt es eine alte kulturgeschichtliche, auch kunstgeschichtliche Vergangenheit; sie bestimmt mit den Vorstellungskreis des Volks und der Missionar thut gut, darauf Rücksicht zu nehmen. Wie steht's darin bei unsern Negern hier?

Sie weben sehr schön, sind Meister im Schnitzen, die Goldschmiedekunst ist hoch entwickelt, vornehme Häuser (besonders bei den Asanteern) werden mit hübschen Verzierungen versehen. Aber ihre Kunst ist eben doch nur Ornamentik, und wenn auch vereinzelt das Tiermotiv auftritt, so geschieht es doch nur zu ornamentalen Zwecken. Eine Darstellung ganzer Szenen habe ich in Afrika noch nie gesehen.*) Wir stehen also auch hier vor einer großen Lücke. Es ist keine kunsthistorische Ueberlieferung vorhanden, an die man anknüpfen könnte, bezw. müßte, um die christliche Kunst national zu machen.

Demnach hätten wir vollkommen freies Feld zur Einführung jeder beliebigen Form christlicher Kunst: hinweg fällt die Rücksicht auf alteingebürgerte Formen christlicher Kunst, die Schonung religiöser Vorstellungen, die Anknüpfung an eine nationale Kunst.

Legt uns diese günstige Lage nicht die gebieterische Pflicht auf, uns auf den ursprünglichen Zweck der bildlichen Darstellung zu besinnen? Ihr Zweck ist doch, dem gesprochenen Wort nachzuhelfen und, soweit das möglich ist, ein treues Bild des geschilderten Hergangs zu geben. Die biblische Geschichte soll nicht die Dienerin der Gestaltungskraft des Künstlers sein, der künstlerische Gedanke soll nicht den biblischen verdrängen oder in seiner historisch treuen Darstellung beeinträchtigen, die weltliche Kanzel der Kunst nicht neben die geistliche treten. Wo es sich um die Anfangsstadien einer Missionskirche handelt, sollte sich auch die Kunst freudig zur Dienerin machen, so wenig wir ihr, allgemein gesprochen, ihre selbständige, unabhängige Mission absprechen.

Es ist unglaublich, was in dieser Beziehung gefehlt wird. Eine alte Dame schickte mir einmal biblische Bilder von so niederem Kunstwert (vom historischen Wert ganz zu schweigen), daß man sie in Europa hätte kaum verschenken können. Ich mochte sie darum auch hier nicht ausgeben, da ich mit ihnen den Negerkindern keine „Freude" gemacht hätte, wie die Dame wollte. Aber auch Bilder von anerkanntem Kunstwert sollten, wenn sie sachliche Fehler enthalten, hier ausgeschlossen bleiben. In der Kapelle der Station Aburi hängt die „Einsetzung des hl. Abendmahls" von Heinrich

*) Bezeichnend ist das Tschi-Sprichwort: „Wenn du dir einmal das Leopardenfell zum Muster nimmst, dann bist du Meister in deinem Fach."

Hofmann: Jesus ist dargestellt stehend unter den ebenfalls im Kreis stehenden Jüngern, den Kelch in der Hand. So originell ich das Bild, künstlerisch betrachtet, finde, so unpraktisch halte ich es für unsere Neger; denn sie sind noch Kinder am Verständnis und bedürfen des Anschauungsunterrichts. Das Bild aber steht im Widerspruch mit der biblischen Schilderung. — Der Stuttgarter Jünglingsverein hat unter seinen Lichtbildern ein besonders prächtiges: „Jesus und die Samariterin". Jesus sitzt auf dem Rand eines laufenden Röhrenbrunnens. So anheimelnd uns diese Darstellung ist, so sehr erschwert sie eine Erklärung der Situation, besonders der Frage: „Hast du doch nichts, damit du schöpfest, und der Brunnen ist tief." — Auch unsre beiden Sammlungen biblischer Geschichte in Tschi (Arnold und Barth) enthalten selbstverständlich die deutsch gedachten Bilder der Originalwerke.

Heute, da die Kenntnis der Kultur des Altertums so große Fortschritte gemacht hat durch die Ausgrabungen und andere Arbeiten der Reisenden, ist es nur billig, wenn auch diese Wissenschaft, die Archäologie, in den Dienst des Reiches Gottes tritt. Man mag die Forderung ausschließlich archäologisch richtiger, mit dem betreffenden Text übereinstimmender Bilder übertriebenen Purismus heißen. Aber wenn unsere Christen hier ihnen ganz neue Vorstellungen und Bilder aus einer mehr oder weniger fremdartigen Welt aufnehmen wollen in ihren Gedankenkreis, warum sollen sie dieselben nicht von Anfang an so richtig als möglich haben? Wenn mir ein einziger Zug eines textgemäßen Bildes eine lange Erklärung oder Umschreibung ersparen kann (vgl. wieder die Cisterne bei Sichar und Joh. 4, 7. 11), warum soll ich nicht dieses einfache Mittel benützen?

Die einzige mir bekannte Sammlung biblischer Bilder, die obigen Forderungen entspricht, ist eine von der englischen Religious Tract Society herausgegebene Serie von Wandbildern für große Räume. Da erkennt man in Daniel auf den ersten Blick den hohen Staatsbeamten im Gewand und der Haartracht, wie sie uns von den Bildern der Ausgrabungen her vertraut sind; die Wände sind mit Keilschrift bedeckt. Da tritt der Vater des verlorenen Sohnes nicht aus einem stattlichen, deutschen Bauernhaus (wie in Barths biblischer Geschichte), sondern aus dem kastellartigen orientalischen Gehöfte im reichen Gewand des vornehmen Orientalen.

Da zeigt eine ganz erschütternde Gegenüberstellung der klugen und thörichten Jungfrauen den Hochzeitszug, wie er sich unter dem schweigenden Nachthimmel hindurchzieht durch die zahlreichen Höfe des morgenländischen Hauses, während die andern fünf verzweifelnd an die verschlossene Pforte klopfen. Die Beispiele ließen sich ins Ungezählte vermehren. Die Farben sind für unsern abendländischen Geschmack sehr grell und sehr bunt, aber entsprechen darum umsomehr der historischen Wirklichkeit. Auch der Realismus geht unsrem an die alten Formen christlicher Kunst gewöhnten Gefühl oft zu weit. Unser Auge und Herz ist gewöhnt an die tiefempfundenen Darstellungen von Jesus als dem guten Hirten. Hier nun sehen wir einen ganz gewöhnlichen jungen Mann im kurzen, auf der Brust offenen Kaftan, wie er sein Schaf sucht. Der zwölfjährige Jesus ist ein sehr realistisch gemaltes Judenbüblein im grellfarbigen, bunten Gewand, während allerdings in den andern Bildern die Figur Jesu selbst den uns vertrauten Typus zeigt, nur ohne Heiligenschein. Eines ist auch in dieser Sammlung nicht gewagt worden: eine archäologisch treue Darstellung des Gekreuzigten, sitzend auf dem in der Mitte des Stamms angebrachten Pflock und mit vorstehenden Knieen, — eine Darstellung, gegen die unser religiöses wie ästhetisches Gefühl gleich stark protestieren würde.

Die archäologische Treue hat dem künstlerischen Wert dieser Bilder nicht geschadet. Ueber meinem Schreibtisch habe ich das Bild von der Schlange in der Wüste, das von gewaltig dramatischer Wirkung ist. Und es ist nicht das einzige.

Archäoldgisch richtige, nicht europäisch gedachte Bilder haben aber für den in den Tropen arbeitenden Missionar noch einen Vorteil. Sie zeigen kurz und schlagend, daß die biblische Welt verschieden ist von der europäischen. Der Künstler wird es mit Recht immer abweisen, im Dienst dieses Gesichtspunktes zu arbeiten. Für den Missionar ist er außerordentlich wichtig. Wie schwer hält es, unsern Leuten hier einzuprägen, daß das Evangelium nicht eine „europäische Sache" ist. Der Taufname des Heidenchristen heißt im Volksmund „europäischer Name", die Missionsstation, d. h. die Ansiedlung der Negerchristen heißt „Europäerstadt" u. dgl. Eingeborene Christen fangen die Heidenpredigt gern mit dem Sprichwort an: „Wenn der Fisch aus dem Grund des Wassers kommt

und berichtet, das Krokodil sei krank, so glaubt man es ihm," d. h. ich bin ein Neger wie ihr; ich kenne euch und ihr kennet mich; wenn ihr diesem Fremden (dem Missionar) nicht glaubet, so müßt ihr wenigstens mir glauben. Biblische Bilder können am besten zeigen, daß das Christentum nicht „die Religion der Europäer" ist, sondern auch ihnen erst gebracht wurde, daß es demnach auch den Negern ganz zu eigen werden und sie so hoch heben kann wie die Europäer.

Eine Möglichkeit ist aber auch vorhanden, daß die eben besprochene Wirkung historisch richtiger Bilder unsrer Arbeit schadet. Die Personen der biblischen Bilder (und die Personen sind ja schließlich immer die Hauptsache auf einem Bild) tragen die Hautfarbe und die Tracht der Mohammedaner. Ueberall sind hier in Afrika die Anhänger des Islam bekannt als Händler; man kann kaum irgendwo reisen, ohne ihnen zu begegnen. Ihre Religion kennt der Neger als reiner als den Fetischdienst. Sie trügt durch ihre Entlehnungen aus dem Alten Testament und dem Christentum. Mir selbst sagte einmal ein Mohammedaner, daß der einzige Unterschied zwischen ihnen und uns die Stellung zur Vielweiberei sei. Nehmen wir dazu noch ihren Handel mit mächtigen Zaubersprüchen und vielbegehrten Amuletten, so ist begreiflich, warum die Halbchristen der Wesleyaner im Fanteland, ja sogar viele ihrer Lehrer dem Islam zufallen. Er ist für sie „Gottesdienst" (volkstümlicher Ausdruck für das Christentum) mit angenehmen Konzessionen an die Schwäche des Fleisches. Die Gefahr mag fernliegend erscheinen, aber sie ist immerhin da.

Doch sei dem, wie es wolle — der Wahrheit sind wir volle Gerechtigkeit schuldig, mag kommen, was will.

Noch ist eine Frage übrig: Haben wir ein Recht, die großen Werke religiöser Kunst den Negern vorzuenthalten? Sind es doch zum Teil Werke gottbegnadeter Künstler, oft fast visionär empfangen, fast Offenbarungen. Ein hoch und vielseitig gebildeter, tieffrommer Mann hat einmal gesagt, in der Sixtinischen Madonna liege mehr wahre Frömmigkeit, als in manchem langen Andachtsbuch. Unter den Negern werden wir mit solchen Hochgenüssen besser warten, bis die christliche Erkenntnis gereift und der Kunstsinn hoch genug entwickelt ist, um solche Perlen nicht mehr zu zertreten, sondern zu bewundern und veredelnd auf Herz und Gemüt wirken zu lassen.

So wären für biblische Szenen hier vorläufig Bilder zu verlangen, deren erstes Bestreben ist, ein möglichst getreues Bild des dargestellten Vorgangs zu geben, treu auch im einzelnen und kleinsten. So gut der Maler heutzutage Anatomie studiert, um nicht unmögliche Körperstellungen zu malen, so gut kann der Maler biblischer Szenen Archäologie studieren, um nicht gegen die Kulturgeschichte zu fehlen. Die Darstellung der Auferweckung von Jairi Töchterlein von Rudolf Yelin, wovon uns zur Ausschmückung unserer Kapellen einige Exemplare zugekommen sind, entspricht dem. Auch den Ruhm liebevollen Textstudiums hat er sich erworben.

Dagegen wäre der freischaffenden Gestaltungskraft ein schönes Feld offen, z. B. in Bildern zu Bunyans Pilgerreise. Fehler können natürlich auch hier vorkommen, wie z. B. Lord Macaulay tadelt, daß die Maler den geraden Weg aus ästhetischen Gründen in einen Zickzackweg verwandeln und damit einen stark betonten Gedanken des Textes zerstören. In unsrer Tschi- und Gäausgabe des Buches hat die Traktatgesellschaft aus Sparsamkeitsgründen nicht neue Clichés machen lassen, sondern Bilder mit den englischen Trachten von vergangenen Jahrhunderten verwendet. Muß da der Neger nicht auf den Gedanken kommen, daß all diese Erfahrungen zwar einem Europäer, einem altmodischen Engländer vorkommen könnten, nicht aber ihm? Hätte man die menschlichen Figuren des Buchs, besonders den Pilger selbst, nicht ebensogut als Neger darstellen können? Und warum muß er notwendig die Last auf dem Rücken tragen, statt auf dem Kopf, wie der Neger auf seinen schmalen Buschpfaden? Die hohen Hallen eines im Asantestil gebauten Palastes hätten sich ebenso stattlich gemacht, wie das griechische Portal, und ein Auflauf von Negern wäre vermutlich drastischer ausgefallen, als ein englischer Hubbub. Auch für den Riesen „Verzweiflung" hätten sich unter Negern treffliche Modelle finden lassen. — Im Herzbüchlein hat man diesem Gedanken soweit Rechnung getragen, als man dem Herzen einen Negerkopf aufgesetzt hat; die übrige Symbolik bedarf keiner Aenderung, sie ist dem Neger, der große Freude an Allegorie hat, verständlich.

Ich möchte schließen mit einer Nachbildung eines bekannten Worts: Die Kunst ist mir lieb, die geschichtliche Treue und der Dienst am Wort Gottes noch lieber.

Die einheimische Presse in Shanghai und ihre Verwertung für die Mission.

Auch China im fernen Ostasien hat seinen Anteil an unserem papierenen Zeitalter; ja es ist, wennschon es in der Entwicklung auf diesem Gebiet zurückgeblieben ist, dem Abendlande hierin vorangegangen und hat bereits zu einer Zeit Druckwerke geschaffen, da man in Europa noch mit dem Federkiel arbeitete. Aber auch die neuere Art von Publikationen, wie wir sie heutzutage im Abendland kennen, die hauptsächlich in der Gestalt von Tageblättern und periodischen Zeitschriften flutartig die Leserwelt des zivilisierten Westens überschwemmen und als eine Großmacht die gegenwärtige Zeit und das Urteil der Menschen beherrschen, Gutes und Böses stiften, den Verkehr der Menschheit und den Austausch der Gedanken vermitteln — auch sie kennt China heute bis auf einen gewissen Grad. Es ist deshalb charakteristisch und interessant, wie — analog unseren Verhältnissen — selbst die Mission in China es als eine Notwendigkeit erachtet, daß sie sich diese geistige Macht dienstbar zu machen sucht, um durch die einheimische Tagespresse auf sonst unerreichbare Kreise des Volkes zu Gunsten des Christentums einzuwirken. Im Blick darauf hat Missionar D. Parker in Shanghai auf einer Konferenz ein Referat erstattet, worin er den Charakter der gegenwärtig in Shanghai erscheinenden Tages- und Wochenlitteratur schildert und daran seine Vorschläge und Wünsche für seine Mitarbeiter knüpft. Daß er sich dabei auf die Preßerzeugnisse der Hafenstadt Shanghais beschränkt, ist erklärlich, da zunächst nur sie für die dortigen Missionsarbeiter in Betracht kommen. Wir geben im Nachfolgenden sein im Chinese Recorder erschienenes Referat in deutscher Uebersetzung.

Die Buchdruckerkunst — so heißt es darin — und wohl auch die Kenntnis der Herstellung des Papiers war in China längst bekannt, ehe die Völker des Westens eine Ahnung davon hatten. Denn nach Dr. S. Wells Williams wurde dort schon im 10. Jahrhundert unserer Zeitrechnung infolge der Entdeckung eines gewissen

Fongtad auf Blöcken gedruckt, indem man diese Abdrücke auf Steinen, in die man die Schrift eingemeißelt hatte, herstellte. Die Herstellung des Papiers aus Bambus aber soll bis ins dritte Jahrhundert zurückdatieren. Ehe man jedoch so weit war, diente den Chinesen in den frühesten Zeiten dünngeschabter Bambus, Palmblätter oder Schilf als Schreibmaterial, auf das man mit einem scharfen Stift die Schriftzeichen einritzte. Um das dritte Jahrhundert v. Chr. etwa wurde Seiden- und Baumwollstoff dazu benützt, um darauf mit einem Pinsel zu schreiben. Das erste Baumwollenpapier wurde wahrscheinlich am Anfang der christlichen Zeitrechnung aus Indien eingeführt.

Vom Anfang ihres geschichtlichen Auftretens an waren die Chinesen ein schriftkundiges Volk, das seine Litteratur besaß. Vielleicht das älteste Buch, das außer den hebräischen Schriften existiert, ist das chinesische Geschichtswerk. Selbst das allererste Tagblatt, das überhaupt in der Welt gedruckt worden ist, wurde in China vermittelst Holzblöcken hergestellt. Die Erfindung dieser Art des Drucks, wie er noch heute in China üblich ist, führte überhaupt zu der allgemeinen Achtung, ja Liebe, die alles Gedruckte unter dem chinesischen Volke seitdem genießt. Diese Vorliebe des Chinesen ist poetisch ausgedrückt durch den Namen der „vier kostbaren Elemente des Studiums", mit denen die chinesischen Schreibmittel: der Schreibpinsel, die Tusche, das Papier und die Reibschale (für die Tusche) belegt werden. Die Schulen und Kollegs, die sich im ganzen Lande, in jedem Weiler, in jeder Stadt vorfinden, die Regierungsexamina, deren litterarische Grade zu Amt und Würden führen, und die Unmassen von Büchern und Flugschriften, die in den Städten die Bücherläden füllen — alles das zeugt davon, wie das chinesische Volk für die Litteratur eingenommen ist und welchen Einfluß diese auf das Leben des Volkes ausübt.

Dabei ist indes nicht zu übersehen, daß auch hierin, wie in so vielen andern Dingen, die die chinesische Zivilisation ausmachen, die Entwicklung der chinesischen Kultur stehen geblieben ist. So hat z. B. das Bambuspapier, so gut es in mancher Hinsicht sein mag, doch nie zur Herstellung des weit praktischeren und dauerhafteren Baumwollen- und Linnenpapiers geführt. Die Blockabdrücke, so anerkennenswert diese Leistung des Druckverfahrens ist und so viel sie auch wegen ihrer Billigkeit die Litteratur unter

dem Volk verbreitet hat, sie sind nicht durch den Gebrauch von beweglichen Lettern vervollkommnet worden, so nahe dies auch gelegen hätte. Denn schon um das Jahr 1000 n. Chr. stellte ein chinesischer Schmied, Namens Pi Shing, bewegliche Typen her und zwar aus Thon, den er nach Art des Porzellans im Feuer härtete. Und dies geschah fast 500 Jahre vor Gutenbergs Zeit und ehe dieser seine ersten Matritzen herstellte. Aber die Erfindung Pi Shings blieb wie es scheint ohne praktische Verwertung. Zwar ließ der Kaiser Kang Hsi daraufhin ca. 250000 Kupfertypen herstellen, um damit die kaiserlichen Erlasse zu drucken, Schriftwerke, die heute noch wegen ihres sauberen Drucks von den Chinesen hochgeschätzt werden; aber die Habgier seiner Nachfolger führte zur Einschmelzung der Typen, um daraus Kupfergeld prägen zu lassen. So ging die mühsame, wertvolle Arbeit des Meisters zu Grunde.

Ferner: obgleich die Pekinger Zeitung (Peking Gazette) schon seit langen Zeiten erscheint, ist man in China doch nicht auf die Idee gekommen, irgendwelche Zeitungen für das Volk erscheinen zu lassen. Bis zu dem Zeitpunkt, da sich China für die Ausländer erschloß, gab es außer jener Hofgazette im ganzen Reich kein einziges Tagblatt irgendwelcher Art und das Volk war in Bezug auf Nachrichten und Neuigkeiten aus den übrigen Landesteilen lediglich auf Korrespondenz, umlaufende Gerüchte und Klatsch angewiesen. Vollends was in der übrigen Welt vorging und wie es dort aussah, das blieb ihm natürlich erst recht unbekannt.

Das ist nun anders geworden, seit China in Berührung mit dem Ausland getreten ist und fremde Ideen Eingang ins Reich der Mitte gefunden haben. Das Beispiel einiger unternehmender Fremden hat den Chinesen nicht nur gezeigt, daß es mit Hilfe der neueren Buchdruckerkunst möglich ist, eine periodische Tages-, Wochen- und Monatslitteratur herzustellen, sondern es hat auch das Verlangen nach Neuigkeiten, sowie nach allgemeinem Wissen überhaupt geweckt. Man erkannte bald, daß eine einheimische Presse leicht Boden unter dem Volk gewinnen würde. Das schließliche Ergebnis war, daß sich auch in China die Macht der Presse Bahn brach. Denn nun erscheinen in allen See- und Vertragshäfen und selbst in einigen Hauptstädten des Inlands Tages-, Wochen- und Monatsblätter verschiedener Art. Dabei nimmt ihre Abonnentenzahl zu, neue Blätter entstehen und die Nachrichten aus China

und aller Welt werden über das ganze Land hin verbreitet, öffentliche Vorkommnisse und Persönlichkeiten werden besprochen und kritisiert. Die Bedeutung dieses Fortschritts in dem alten, starren China ist nicht zu unterschätzen. Auch die Mission wird davon berührt und die Missionare können nicht umhin, der Sache ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Ein Blick auf die einheimische Tagespresse, soweit sie die Stadt Shanghai als Mittelpunkt des fremden Einflusses in China betrifft, wird uns deren Bedeutung erkennen lassen. Wir führen zuerst in Kürze die Namen und den Charakter der verschiedenen chinesischen Tagblätter und Journale auf, die in Shanghai gegenwärtig erscheinen.

I.

Es sind fünf Tagblätter, die in diesem Hafengebiet täglich regelmäßig erscheinen, nämlich die Shen Pao, die Universal Gazette (Allgemeine Zeitung), die Sin Wan Pao, die Tung Wen Hu Pao und die Soo Pao. Sie alle sind Zeitungen im gewöhnlichen Sinn des Worts. Sie enthalten sowohl Lokalnachrichten als auch allgemeine Mitteilungen aus allen Gebieten Chinas, die ihnen teils durch den Telegraph, teils durch Briefe von ihren Korrespondenten und Berichterstattern zukommen, teils Nachrichten aus dem Ausland, die meist aus den in Shanghai erscheinenden auswärtigen Blättern übersetzt werden und woraus auch die neuesten Kabeltelegramme entnommen sind. Außer diesen Nachrichten bringen diese Zeitungen auch Leitartikel über Tagesfragen, gewöhnlich politischer Art, jedoch auch über andere Gegenstände, wie z. B. über das Schul- und Erziehungswesen, über Missionsfragen, über die Reformbewegung, über die abendländische Zivilisation u. a. m.

Ihrer politischen Stellung nach sind sie alle für die Reform: für Einführung von abendländischen Ideen und Bildung, für Eisenbahnen und konstitutionelle Regierungsform, Preßfreiheit und allgemeine Verbreitung der Tageslitteratur. Sie waren deshalb auch gegen die von der Kaiserin-Witwe und ihren Ratgebern eingeschlagene Politik. Doch vertritt die Shen Pao auch den strengkonservativen Standpunkt und betrachtet die Eingriffe der auswärtigen Mächte in Chinas Rechte und Besitz als die Ursachen der letzten Boxer-Unruhen, wie sie denn auch eine entschiedene Abwehr

der fremden Ansprüche in China für berechtigt hält. Drei der genannten Tagblätter — die Shen Pao, die Sin Wan Pao und die Universal Gazette — stehen unter ausländischer Kontrolle, indem die erstere einem Major Brothers und die zweite einem J. C. Ferguson gehört; die dritte erscheint wie der deutsche ostasiatische Lloyd im Verlag von C. Finck. Die Tung Wen Hu Pao ist Eigentum einer japanischen Gesellschaft, und die Soo Pao gehört einem Chinesen aus der Provinz Hunan.

Was die Abonnentenzahl dieser Blätter anlangt, so lassen sich natürlich keine genauen Angaben machen, da die Herausgeber darüber Stillschweigen bewahren, es sei denn, daß sie eine ungewöhnlich hohe Zahl nachweisen und damit Reklame für den Anzeigeteil machen können. Aber so viel ich erfahren konnte, hat die Sin Wan Pao den größten Leserkreis, indem sie täglich in einer Auflage von mehr als 10000 Nummern erscheint, und man behauptet, sie habe im letzten Jahr einen Reingewinn von über 20000 Taels*) gemacht. Ihr zunächst im Umsatz kommt die Universal Gazette, die täglich in nahezu 10000 Nummern ausgegeben wird. Hierauf folgt die Shen Pao, die früher in mehr als 12000 Exemplaren erschien und den ersten Platz einnahm, die aber jetzt bis auf ca. 9000 zurückgegangen ist. Die Ursache davon ist ohne Zweifel ihre konservative Richtung, der die Mehrzahl in diesem Teil Chinas abhold ist. Der Absatz der beiden übrigen Zeitungen, der Hu Pao und der Soo Pao ist weit geringer und beträgt kaum 5000 und 3000. Alle diese Blätter haben ihren Weg auch in die Städte des Inlandes gefunden, darunter die Shen Pao am meisten, die zuerst erschien und trotz ihrer Einbuße in Shanghai im Innern des Landes noch immer ihren Platz behauptet.

II.

Um eine Idee vom Charakter dieser Tagblätter zu geben, werfen wir einen Blick auf den Inhalt irgend einer Nummer.

Vor uns liegt eine solche der Universal Gazette vom 29. August 1901. Die beiden äußeren Seiten sind mit Anzeigen

*) Nach dem gegenwärtigen Silberkurs 1 Tael = 2½ Mark.

aller Art gefüllt. Darunter findet sich die Empfehlung einer japanischen Schule in Hangtschau; dann empfiehlt sich ein berühmter Arzt, der im letzten Jahr vom Kaiser nach Peking zur Konsultation gerufen wurde und der für eine Zeitlang in Shanghai praktizieren und dann wieder in seine Heimat Kanton zurückkehren will. Ferner findet sich eine Anzeige von zwei Leuten in Dong-Ding-san, die Auskunft über die zerstreuten Glieder ihres Stammes wünschen, um ihr Familienregister genau herzustellen. Dann empfiehlt eine fremde Sodafabrik ihre Ware; eine Flußdampferlinie erbietet sich, zu bedeutend herabgesetzten Preisen Passagiere nach Hangtschau und andern Orten zu befördern. Andere Anzeigen betreffen ein polytechnisches Institut, einen japanischen Zirkus u. s. w. Auf der Innenseite stoßen wir zuerst auf einen Leitartikel über die englische Politik in Ostasien. Ihm folgen eine Reihe von wichtigen telegraphischen Nachrichten aus China und dem Ausland, das Neueste aus Peking und eine anonyme Korrespondenz aus der Tschekiang-Provinz, worin der Berichterstatter darauf aufmerksam macht, daß Agenten einer geheimen Gesellschaft in der Stadt Wu-tsung eingetroffen seien und durch Verbreitung von Flugblättern das Stadtgesindel auf ihre Seite zu ziehen suchen. Er möchte deshalb die Behörden der Provinzen Kiangsi und Tschekiang veranlassen, daß sie ungesäumt Schritte zur Unterdrückung dieser Gesellschaft thun, weil sonst notwendig Unruhen unter dem Volk und damit Unheil entstehen könnten. Hieran schließen sich allerlei Nachrichten aus verschiedenen bedeutenden Städten Chinas, worauf dann Uebersetzungen von kurzen Berichten aus den in Shanghai erscheinenden Blättern des Auslands und Japans folgen. Dann kommen die Lokalnachrichten aus Shanghai und dessen Umgegend an die Reihe, die zugleich über die verschiedenen Fremdenkolonien der Stadt berichten. Sie enthalten auch die Verhandlungen der beiden Gerichtshöfe. Der übrige Raum der Zeitung ist dann mit allerlei Anzeigen angefüllt von Auktionen, Medikamenten, Büchern, Schulen, Handelsartikeln, Manufakturen u. a. Dem Ganzen ist auch ein Börsenzettel und eine Schiffsliste angefügt.

Dieser flüchtige Blick auf den Inhalt der Tagesnummer eines jener Blätter zeigt, daß derselbe ziemlich mannigfaltig ist und im allgemeinen nach Stoff und Anordnung dem Vorbilde unserer abendländischen Zeitungen folgt. Nur die Leitartikel sind etwas

kürzer gehalten und die redaktionellen Uebersichten und Mitteilungen sind spärlicher vertreten; die kurzen Geschichten, Anekdoten, Bücherrezensionen und Besprechungen von Kunst und Musik fehlen ganz. Aber das alles wird mit der Zeit, je nachdem es die Umstände mit sich bringen, auch noch kommen. Dagegen bringt fast jede Nummer ein Beiblatt, das gewöhnlich mit einer leichten Lektüre und mit Anzeigen gefüllt ist. Einigen der Blätter ist auch noch die tägliche Ausgabe der Pekinger Hofzeitung als Supplement beigefügt. Das Beiblatt der Tung Wen Hu Pao enthält durchgängig erbärmliches Zeug von Lesestoff, wie z. B. frivole Poesien, schmutzige Geschichten, Polizeinachrichten und Aehnliches. Es ist nicht wert, daß mans liest und es sollte überhaupt unterdrückt werden. Zwar enthalten auch die andern Blätter schon mehr als genug von derartigem Lesestoff, aber keins geht so weit wie das Beiblatt der Hu Pao. Dinge, die in europäischen Zeitungen geradezu verpönt sind, werden in den chinesischen Blättern ohne Scham und Rückhalt besprochen. Doch zeigt sich in einigen derselben neuerdings eine Wendung zum Besseren.

Die Stellung, die diese Blätter gegenüber der Mission einnehmen, ist im ganzen eine freundliche Neutralität. Nur hie und da erscheint in ihnen eine herbe Kritik. So veröffentlichte seiner Zeit die Universal Gazette eine Uebersetzung der bekannten Rede von Lord Salisbury über die Missionare und ihre Arbeit. Und in demselben Blatt erschien erst kürzlich eine Reihe von Artikeln, worin in der üblichen Weise aus Unkenntnis der Verhältnisse über die Missionare hergefallen wurde. Auch diese Artikel waren eine Uebersetzung und entstammten einer auswärtigen Quelle. Ueberhaupt sind diese Blätter darauf aus, alle umlaufenden nachteiligen Geschichten über das, was die Missionare und ihre Arbeit betrifft, aufzugreifen und an die Oeffentlichkeit zu ziehen, während die Resultate des missionarischen Wirkens und alle günstigen Berichte über die Missionsarbeit selten zur Sprache kommen. Aber das kann man in diesen Blättern nicht anders erwarten.

Außer den genannten größeren Tagblättern existieren noch vier oder fünf andere, die ausschließlich Unterhaltungsblätter sind. Das eine nennt sich Yen Hsi Pao, was man etwa mit Unterhaltungs-Zeitung übersetzen kann und deren Inhalt damit schon gekennzeichnet ist. Ein anderes führt den Titel: „Der lächelnde

Wald"; ein drittes: „Berichterstatter des Wundervollen"; ein viertes: „Die Herrlichkeiten Shanghais", weil es lediglich die Vergnügungen, die diese Stadt bietet, dem Leser vorführt. Diese Unterhaltungsblätter sind voll schmutziger Geschichten, mit Anzeigen der schlechten Häuser und Vorkommnissen in den Bordells. Leider sollen sie einen großen Leserkreis haben, besonders die „Unterhaltungszeitung"; aber ihr Inhalt ist wie gesagt durchweg gemein und schmutzig über alle Begriffe, sodaß es not thäte, sie würden gänzlich untersagt.

Nach den Tagblättern kommen wir an die Wochenjournale, die aber nur alle zehn Tage erscheinen. Von dieser Art giebt es in Shanghai sechs verschiedene Blätter: das Agricultural Magazine (die landwirtschaftliche Zeitung), das Eklektic Magazine, das durch Bleitypen hergestellt wird, das Mechanic's Magazine, die Commercial Gazette (Handelsblatt), die Educational World (die Welt der Bildung) und die Mong Yah Fau (der Erzieher der Jugend). Letzteres giebt Anweisungen für das Studium des Chinesischen nach einer neuen Methode. Die Verbreitung aller dieser Wochenblätter ist nicht bedeutend und bewegt sich zwischen einer Ausgabe von 1200 und 200 Exemplaren. Neuerdings ist noch ein neues hinzugekommen, die Nyanyang Weekly, deren beide ersten Nummern einen guten Fortgang versprechen.

Dann giebt es eine Zeitschrift, die Hwei Pao, die nur alle drei Wochen erscheint und von den Katholiken herausgegeben wird. Sie wird auf ihrer Presse in Zikawei hergestellt. Ursprünglich war ihr Verleger und Herausgeber ein Chinese, aber da er mit Schaden arbeitete und dabei über 8000 Taels verlor, verkaufte er sie an die römischen Katholiken, die sie mit ihrem bisherigen Blatt verschmolzen. Sie zählt einen großen Abonnentenkreis und dient natürlich den römischen Interessen. Vor einiger Zeit erschien darin ein Artikel, der in heftigster Weise den bischöflichen Methodistenmissionar Nichols in der Kiangsi-Provinz angriff und worin ihm die Schuld an den letzten Differenzen zwischen den Katholiken und Protestanten in jener Provinz beigemessen wurde. Ebenso sollte er die Verfolgung der Christen in der Provinz Hunan verschuldet haben, obschon er, soviel man weiß, nie in Hunan gewesen ist. Unter anderem hieß es auch in dem Artikel, daß er der chinesischen Sprache unkundig sei, aber trotzdem einige zehntausend Thunichtgute und Leute aus dem Stadtgesindel in seine Gemeinde aufge-

nommen habe, die er dann zum Angriff auf die katholischen Christen aufgestachelt habe.

Schließlich sind noch fünf oder sechs christliche Blätter zu erwähnen, die alle in Shanghai monatlich erscheinen und sämtlich von evangelischen Missionaren verschiedener Kirchenrichtungen herausgegeben werden.

Was nun den Einfluß und die Bedeutung dieser einheimischen Presse in China betrifft, so ließe sich viel darüber sagen. Wir beschränken uns nur auf das Notwendigste. Sie dient zunächst dazu, allgemeine Kenntnis, die dem Volk so sehr mangelt, zu verbreiten, Kenntnis über die Verhältnisse des eigenen Landes und über die der fremden Länder. Durch sie gewinnt der Chinese auch einige historische, geographische, naturwissenschaftliche und religiöse Kenntnisse. Das ist wichtig; denn Unwissenheit ist die Quelle unzähliger Uebel im nationalen und sozialen Leben. Armut und Unterdrückung würden vielfach weniger vorkommen, und es ist ein Hauptgrundsatz der Nationalökonomie, daß eine Volksbildung unerläßlich ist für die Sicherheit und das Gedeihen eines Staatswesens. Hierin leisten die öffentlichen Blätter wesentliche Dienste. Ferner üben sie einen heilsamen Einfluß auf die chinesische Beamtenwelt aus, indem sie durch ihre Kritik deren Thun und Treiben ins Licht der Oeffentlichkeit stellen, während ihr vielmehr darum zu thun ist, daß davon nichts bekannt wird. Aus diesem Grunde können sich auch bis jetzt diese Blätter nur in den Freihäfen halten und erscheinen meist unter dem Namen eines fremden Verlegers; denn die chinesischen Beamten können es nicht ertragen, daß ihre lichtscheuen Handlungen einer offenen Besprechung unterzogen werden. Drittens — und auch das ist sehr wichtig — wirken diese Blätter darauf hin, eine öffentliche Meinung herzustellen. Sie stellen sich auf den Flügel der neuen Bewegung, die sich immer mehr Bahn zu brechen sucht im alten China. Sie verbreiten neue Ideen unter dem Volk und lehren es das Neue, das mit den Ausländern ins Land hereindringt, im rechten Lichte betrachten. Die Reformer Kang Yu-wei und Liang Tschi-tsao haben sich deshalb auch mit Erfolg dieser Presse bedient, um Propaganda für ihre Reformideen zu machen, und ihr Einfluß macht sich jetzt noch, obschon sie verbannt sind und als Flüchtlinge im Auslande leben, bemerklich.

Auch die Mission kann nicht umhin, der einheimischen Presse

ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Sie darf sie nicht ignorieren, denn sie bespricht nicht nur in offener Weise die Arbeit der Missionare und ihre verschiedenen Methoden, sondern Hunderte und Tausende von Chinesen hören überhaupt nur auf diesem Wege etwas von der Mission und gewinnen daraus ihre Eindrücke über das, was die Missionare sind und was sie mit ihrer Arbeit in China überhaupt bezwecken. Die betreffenden Artikel, die ab und zu — wenn auch meist in Fällen von öffentlichen Zusammenstößen zwischen dem Volk und der Mission, bei Leistungen von Schadenersatz u. a. — erscheinen, beschäftigen sich mit ihr, und allerlei Nachrichten von ihr aus den verschiedenen Teilen des Reichs werden häufig mitgeteilt, sodaß das Volk mit den Vorgängen der Mission bekannt wird. Im allgemeinen geschehen diese Mitteilungen in ziemlich korrekter Weise und ohne Vorurteil. Doch kommen auch anderseits schiefe Darstellungen vor, wonach besonders den Missionaren falsche und unlautere Beweggründe untergeschoben werden. Es geschieht das in vielen Fällen aus Unkenntnis, oft aber auch in böswilliger Absicht. Jedenfalls geht den Schreibern das Verständnis für die Mission und ihre hohe Aufgabe gänzlich ab; denn nach ihrer Anschauung thun die Missionare ihre Arbeit fast ohne Ausnahme nur aus eigennützigen Absichten, sei es wegen des damit verbundenen Gehalts, sei es, um sich einen Namen zu machen oder aber als geheime Agenten ihrer Regierungen. Demgemäß fällt auch die Beurteilung der Mission aus und die Eindrücke, die die Leser der Blätter empfangen, sind natürlich ganz schiefe und irrige Vorstellungen.

Es liegt deshalb den Missionaren ob, solche Vorgänge in der einheimischen Presse nicht außer acht zu lassen. Man weiß ja aus Erfahrung, welche Macht dieselbe im guten und schlimmen Sinne ausübt, und es ist Pflicht der Missionsarbeiter, darauf zu sehen, daß dadurch möglichst viel Gutes zum Heile Chinas geschafft und dem Bösen gewehrt werde. Und das umsomehr, als eben durch die Bestrebungen der Mission diese neuen Kräfte zur Belebung Chinas, wie sie sich in einer einheimischen Presse äußern, zum Teil erst geweckt und in Bewegung gesetzt worden sind. Es kann und darf deshalb den Missionaren nicht einerlei sein, wie sich diese Kräfte äußern, welche Richtung sie nehmen und welche Ergebnisse sie zur Neugestaltung Chinas zu Tage fördern.

Daraus ergiebt sich für die Missionare — so führt das Referat aus — die Pflicht, der einheimischen Presse soviel als möglich als Ratgeber und Führer zu dienen. Hiezu befähigt sie schon ihre Kenntnis der Sprache, indem sie ihren Einfluß auf sie und ihre Aeußerungen ausüben können, besonders wenn es sich um Darstellungen über die Mission handelt. Dieser Einfluß läßt sich in mannigfacher Weise geltend machen. Erstlich sind ungerechte Beurteilungen der Mission zu widerlegen und Entstellungen von Thatsachen richtig zu stellen. Sodann hat die Mission durch ihre eigenen Publikationen in chinesischer Sprache der einheimischen Presse ein mustergültiges Beispiel vorzuführen und ihr zugleich Thatsachen und Berichte über die Missionsarbeit an die Hand zu geben. Drittens sollte sie dem Uebel einer zügellosen Presse möglichst zu wehren suchen, indem sie an den zuständigen Orten vor allem darauf dringen sollte, daß die zahlreichen sogenannten „Vergnügungsblätter" polizeilich untersagt würden. Denn diese schmutzigen Blätter vergiften Tausende von jungen Leuten und dienen nur dazu, das Laster und die Liederlichkeit, die in jenen Niederlassungen so sehr überhand nehmen, noch mehr zu verbreiten. Und warum sollte ein Verbot dieser Schmutzblätter nicht möglich sein? Sind doch schlechte, schamlose Bücher und Bilder von den chinesischen Behörden streng untersagt. Daß aber jene Unterhaltungsblätter mit ihrem schamlosen Inhalt an die Oeffentlichkeit treten dürfen, das hat darin seinen Grund, daß sie unter dem Schutze der Fremden stehen und deshalb von den chinesischen Behörden nicht angetastet werden dürfen. Sicherlich dürfte keines dieser Blätter in einer englischen oder amerikanischen Stadt ausgegeben werden, ohne nicht konfisziert zu werden; aber in den Fremdenvierteln, die meist unter englischer und amerikanischer Kontrolle stehen, werden sie ohne jeden Anstand verbreitet.

Wichtig ist ferner, daß die Missionare sich nicht bloß mit der einheimischen Presse bekannt machen — und das schon um der Sprache willen und um die Gedankenwelt der Chinesen besser verstehen zu lernen — sondern daß auch Missionare gelegentlich geeignete instruktive Artikel für sie abfassen, sei es über Missionsgegenstände, sei es über allerlei Wissenswertes. Solche Beiträge würden von den meisten Schriftleitern gern angenommen und es könnte dadurch viel Gutes gestiftet werden. Die Ausgabe von

Tagblättern und Quartalschriften, die allein in Shanghai erscheinen, beläuft sich auf ca. 45 000 Nummern. Rechnet man auf jedes Exemplar 10 bis 15 Leser, so ergiebt sich eine Leserzahl von ungefähr 500 000 Personen. Von diesen gehört ein großer Prozentsatz der Beamtenwelt, den Litteraten und Führern des Volkes an. Welch eine schöne Gelegenheit wäre da gegeben, das aufhellende Licht einer höheren Erkenntnis sowie einer richtigen Kenntnis über die wahren Bestrebungen der Mission in das Dunkel der bisherigen Unwissenheit und Vorurteile hineinscheinen zu lassen. Es würde viel dazu beitragen, die krasse Unwissenheit unter dem Volk und ihre verkehrten Vorstellungen über die Außenwelt zu zerstreuen.

Schließlich noch ein Wort über die Zukunft der einheimischen Presse in China. Da liegt zunächst der Wunsch und die Erwartung nahe, daß dieselbe eine möglichst große Ausdehnung und Verbreitung finden möge. Es sollte und es wird die Zeit kommen, daß nicht nur die Hafenstädte eine solche aufweisen, sondern daß all die großen Städte Chinas ihre Tagblätter, Wochen- und Monatsschriften besitzen werden, die nicht nur einen Leserkreis von Tausenden, sondern von Hunderttausenden haben werden. Zählt doch das chinesische Reich eine Bevölkerung von ca. 400 Millionen, so daß dem Umsatz litterarischer Erzeugnisse ein ungeheurer Spielraum gegeben ist.

Aber eine solche Ausdehnung und allgemeine Verbreitung ist nur möglich, wenn Preßfreiheit in China Eingang findet und die bisherigen Einschränkungen durch die Behörden dahinfallen. Dies lag schon in der Absicht des Kaisers Kwang Hsü, als er die bekannten Reformedikte im Jahre 1898 erließ. Wozu es aber damals infolge der Reaktion nicht kam, das kann China doch noch über kurz oder lang erleben. Dann werden auch hier Verhältnisse eintreten, wie in dem benachbarten Inselreich Japan, wo die Tagespresse eine solche Verbreitung gefunden hat, daß selbst gewöhnliche Arbeiter, Bauern und Handwerker ihre Zeitung lesen.

Mit der äußeren Ausdehnung und Vermehrung der periodischen Litteratur muß aber notwendig ihre inhaltliche Beschaffenheit und Vervollkommnung Hand in Hand gehen, so daß sie auch hierin ihren Zweck erfüllt und dem Volk ein Führer zu einem heilsamen Fortschritt sein kann. Nur so ist zu hoffen, daß sie auch die Gunst der besseren, höheren und einflußreichen Kreise für

sich gewinnen wird. Vor allem aber sollten Missionare darauf bedacht sein, sich dieser Macht zu bedienen, die dazu bestimmt ist, in der nächsten Zukunft eine Rolle im Leben des chinesischen Volkes zu spielen. Aber es wird darauf ankommen, daß sich diese Macht in den rechten Händen und unter der geeigneten Führerschaft befindet. Ist dies der Fall, dann wird sie dazu dienen, das Volk zu erziehen, ihm höhere Ideale vorzuhalten und eine Bresche zu legen in den Wall von Unwissenheit, Stolz und Aberglauben, in dem es seit alters befangen ist.

An Grönlands Westküste.

Seit die Brüdergemeine im Sommer 1900 ihr altes Missionswerk an der Westküste Grönlands der dänischen Staatskirche übergeben hat, stehen nun alle christlichen Grönländer unter deren Pflege. Diese wurde bis vor kurzem von den beiden dänischen Geistlichen Balle, Vater und Sohn, ausgeübt, von denen der erstere im vorigen Jahre nach langer Amtsthätigkeit in Grönland heimgegangen ist. Er war zugleich der Leiter des dänischen Katecheten- oder Gehilfenseminars und Seelsorger der grönländisch-dänischen Gemeinde in Godthaab. An seine Stelle ist nun als dänischer Missionar Pastor Schultz-Lorentzen getreten, dem wir die nachstehenden Mitteilungen über die grönländischen Gemeinden verdanken.

Ich schreibe aus der Missionswohnung in Godthaab. Hieran knüpfen sich die großen Erinnerungen Grönlands; denn hier befand sich Hans Egedes großes Arbeitsfeld, wo er mit nie versagendem Eifer und unablässigem Gebet den guten Samen ausstreute und die ersten Grönländer zur Taufe führte. Und noch ist Godthaab in mancher Hinsicht die Hauptstadt Grönlands. Hier ist der Mittelpunkt der Verwaltung von Südgrönland, hier befinden sich Aerzte, eine Buchdruckerei und ein photographisches Atelier, hier erscheint die einzige Zeitung Grönlands, und was mich zumeist angeht: hier liegt das Seminar, von dem aus ganz Grönland seit vielen Jahren mit Katecheten versehen wird.

Mit dem Bericht über meine Wirksamkeit kann ich nicht beginnen, ohne in Kürze des Mannes zu gedenken, der durch seine geisterfüllte Persönlichkeit der hiesigen Gemeinde und Arbeit vielfach sein Gepräge aufgedrückt hat. Ich meine den im vorigen Jahr verstorbenen Missionar und Seminarvorsteher Balle. Er ist der einzige, der nach einer langen Amtsthätigkeit und in unermüdlicher Arbeit für Grönland auf der Wahlstatt gefallen ist. 35 Jahre lang ist er Missionar in Grönland gewesen, davon 30 Jahre Seminarvorsteher hier in Godthaab. Es konnte natürlich nicht anders sein, als daß die lange Trennung von der Heimat, die nur von jeweiligem kurzem Aufenthalt in Dänemark unterbrochen wurde, ihm hie und da anzumerken war; aber sein lebendiger Glaube und brennender Eifer für das Reich Gottes, im Verein mit einer trotz vieler Enttäuschungen nie wankenden Liebe zu den Grönländern und dem Glauben an ihr geistliches Fortschreiten und Wachstum litt niemals darunter. Rastlos arbeitete er in seiner Gemeinde wie im Seminar, und ich bin überzeugt, daß eben seine angestrengte Arbeit, von der er trotz seiner Krankheit nicht lassen wollte, und die infolge seines etwas schweren Gemüts doppelt anstrengend wurde, die eigentliche Ursache seines Todes war. Das Jahr, welches ich als meine Lehrzeit mit ihm verlebt habe, ist mir in vieler Hinsicht gesegnet gewesen, und ich erinnere mich seiner als eines in seinem brennenden Glauben an den Heiland mit dem heil. Geist Erfüllten. Es ist begreiflich, daß er einen großen Einfluß auf seine Gemeinde ausgeübt hat, die zum größten Teil unter seinen Augen aufgewachsen ist, und durch die von ihm unterrichtete Jugend auf die ganze grönländische Gemeinde in Nord und Süd. Die Grönländer vergessen außerordentlich leicht die Dänen, die unter ihnen gearbeitet haben; daß aber Pastor Balles Gedächtnis bald ausgelöscht sein wird, das glaube ich nicht. Einem Nachfolger aber wird es schwer, seinen Platz auszufüllen, oder auch nur annäherungsweise ihn so zu ersetzen, daß die Arbeit nicht zu sehr leidet.

Nun aber möchte ich ein weniges über die hiesige Arbeit berichten, die von der an anderen Orten Grönlands erheblich verschieden ist.

Das Missionariat ist nicht gerade überwältigend groß. Es erstreckt sich ca. 30 Meilen nach Süden und etwa 12 Meilen in den Fjord hinein. Nach Norden hin ist keine Bevölkerung vor-

handen. Hier liegt aber die besondere Schwierigkeit vor, daß die Bevölkerung aus den alten dänischen und den kürzlich aufgehobenen deutschen Gemeinden zusammengesetzt ist. Als die Brüdergemeine im Jahr 1900 ihre Missionare aus Grönland zurückzog und ihre Gemeinden der Hut der dänischen Missionare übergab, wurden die südlichsten derselben als ein besonderes Missionariat ausgeschieden, wo jetzt der Sohn des heimgegangenen P. Balle als Missionar in der Arbeit steht. Die Gemeinden der Herrnhuter aber hier im Gebiete von Godthaab konnten und durften nicht ausgeschieden werden. So geht die hiesige Arbeit nun dahin, diese Gemeinden mit den dänischen zu bedienen. Der Unterschied zwischen unserer und der Arbeitsweise der Herrnhuter ist, abgesehen von ihren kirchlichen Einrichtungen und Riten, nicht so ganz gering gewesen. Doch kommt mir dabei sehr zu statten, daß ich, in der Nähe von Christiansfeld geboren, in meiner Kindheit in nahe Berührung mit der Brüdergemeine getreten bin und auch durch spätere Verbindungen mit derselben ihre Arbeits- und Denkweise genau kenne. Das erleichtert es mir natürlich, mit den Grönländern ihrer früheren Gemeinden als einer der Ihrigen zu reden. Uebrigens hangen die meisten nicht sehr an ihren alten Gebräuchen — leider, denn es zeugt von einem gewissen geistlichen Leichtsinn, der nicht sein sollte. Pastor Balle fing mit der Arbeit unter ihnen nur an, mir fiel es zu, dieselbe fortzusetzen. Alle erwachsenen Herrnhuter im Gebiet von Godthaab haben nun mit dem Abendmahlsgenuß nach dänischem Ritus im Laufe des letzten Herbstes ihren Uebergang in die dänische Gemeinde vollzogen, wie ich auch die ersten ihrer jüngeren Mitglieder konfirmiert habe.

Von dem Unterschied, der zwischen den dänischen und deutschen Grönländern in geistlicher Beziehung besteht, ist schwer zu sprechen. Auf beiden Seiten habe ich solche getroffen, von welchen ich annehmen darf, daß ihr Glaube ein lebendiger und bewußter ist. Vielleicht wird es den deutschen Grönländern leichter, von ihrem Glauben zu reden, als den dänischen, was wohl daher kommen mag, daß ihre Missionare diese Seite an ihnen besser gepflegt haben, und sie haben wohl daran gethan. Es ist schön, von seinem Herzensanliegen reden zu können; aber ich habe auch manche Rede von ihnen gehört, die nicht den Eindruck voller Wahrhaftigkeit machte, wie ja das leider so leicht der Fall ist. Und, merkwürdig genug,

trotz der strengen Kirchenzucht der Brüdergemeine scheinen grobe Sünden bei ihren Grönländern sich häufiger zu finden, als bei den dänischen, obgleich auch diese leider keineswegs frei davon sind. Ebenso ist die christliche Erkenntnis bei den deutschen hie und da geringer, weil sehr wenige eingeborene Gehilfen unter ihnen arbeiteten, die seit den Tagen Egedes stets die Stärke der dänischen Mission gewesen sind.

Es ist begreiflich, daß der plötzliche Zuwachs von einer nach grönländischen Verhältnissen so großen Anzahl von Pflegebefohlenen, die dazu in kirchlicher Hinsicht von den unsrigen sehr verschieden sind und sich erst mit diesen verschmelzen müssen, dem Missionar seine gewöhnliche kirchliche Arbeit noch bedeutend vermehrt. Von dieser Thätigkeit ließe sich viel erzählen, von all den Enttäuschungen, die geistlicher Leichtsinn einem bereiten, von dem weltlichen Sinn, den man so oft da antrifft, wo man ihn am wenigsten vermutet, aber auch von all den glücklichen Stunden, wo es scheint, als ob der Herr die Pflugschar so tief eindringen läßt, daß das Bekenntnis, das sich zuvor in den geheimsten Herzenswinkeln verbarg, nun hervorbricht und einen Reichtum weit über alles Ahnen hinaus offenbart. — Doch nicht davon, sondern von der gewöhnlichen Arbeit hieselbst will ich erzählen, die meine ganze Arbeitskraft in Anspruch nimmt, der aber auch meine Liebe gehört.

Das Seminar von Godthaab ist alten Datums. Früher wurden die Katecheten privatim von den verschiedenen Missionaren unterrichtet. Im Jahr 1845 aber wurden zwei Seminare errichtet, eins für Südgrönland in Godthaab, das andere für Nordgrönland in Jakobshafen. Letzteres wurde indessen wegen Mangels an Zuspruch 1875 wieder aufgehoben, und seitdem hat Godthaab einzig und allein Grönland mit Katecheten versorgt. Erst im vorigen Jahr beschloß das Ministerium, das Seminar in Jakobshafen wieder aufleben zu lassen, dem dann wohl Nordgrönland als Hinterland zufallen wird. Es thut auch dringend not, denn dort oben liegt ein schreiendes Bedürfnis nach Katecheten vor.

Mit dem Seminar in Godthaab ist außer der Ausbildung von Katecheten noch eine bedeutende Arbeit anderer Art verbunden, seit der hervorragendste Kenner der grönländischen Sprache, der frühere herrnhutische Missionar Samuel Kleinschmidt, als Seminarlehrer hier in Godthaab angestellt war. Er bearbeitete die grönländische Sprache

wissenschaftlich und übersetzte eine Anzahl von Schriften verschiedenen Inhalts, zuerst und vor allem den größten Teil des neuen und einen sehr großen Teil des alten Testaments. Jetzt ist die ganze Bibel im Druck erschienen und zwar herausgegeben von dem Lektor des Grönländischen, Pastor H. F. Jörgensen, der ehedem Seminarvorsteher hierselbst war und noch jetzt trotz seines hohen Alters Lehrer des Grönländischen für die angehenden Missionare ist. Bei seiner warmen Liebe zu den Grönländern versteht er es auch, seinen Schülern die gleiche Liebe zu dem Volk einzuflößen, unter dem sie arbeiten sollen. In derselben sprachlichen Arbeit bewegte sich auch der verstorbene Pastor Balle. Wenn auch nur weniges aus seiner Feder vorliegt und er in mancher Hinsicht zu der oben genannten sprachlichen Richtung im Gegensatz stand, so hat er doch großen Einfluß auf die Jünglinge gehabt, die aus dem Seminar hervorgingen und sie gelehrt, über ihre eigene Sprache, wie sie im Volksmund lebt, nachzudenken und daraus zu schöpfen.

Im letzten Winter sind hier 12 Jünglinge unterrichtet worden, und zwar in zwei Abteilungen, indem jedes dritte Jahr neue Zöglinge für einen sechsjährigen Kursus aufgenommen werden. Der Unterricht erstreckt sich auf neues und altes Testament, Dogmatik, Welt-, Kirchen- und Missionsgeschichte, Geographie, Dänisch, Schreiben und Rechnen, Musik, Gesang u. s. w. Es wird ihnen somit eine im ganzen gründliche Ausbildung gegeben. Ich glaube z. B., daß ein hiesiger Seminarist in Bibelkunde des neuen, und erst recht des alten Testaments es mit den meisten Theologen der Heimat aufnehmen kann. Das Allerwichtigste ist jedoch, daß der Geist, der unter den jungen Leuten waltet, in der Liebe zum Heiland besteht, und im ernsten Willen, eine Arbeit in seinem Reich zu übernehmen.

Uebrigens ist es ein Vergnügen, mit den vielen jungen fröhlichen Menschen zu arbeiten. Sie bewohnen gemeinschaftlich ein Haus von allgemein grönländischer Bauart, worin die Haushaltung von zwei alten Frauen geführt wird. Das meiste, was der Haushalt erfordert, müssen sie selbst beschaffen. Allerdings erhalten sie eine kleine wöchentliche Summe zur Anschaffung von Erbsen, Grütze u. s. w.; für Fleisch aber müssen sie selber Sorge tragen. Deshalb sind sie mit Waffen und den verschiedenen, zur Jagd gehörigen Gerätschaften versehen, wie sie auch angehalten werden, ihre Uebungen mit dem Kajak fortzusetzen. Einen Tag in der Woche pflegen sie

deshalb vom Unterricht befreit zu sein. Da zerstreuen sie sich denn nach allen Himmelsrichtungen hin zu Wasser und zu Lande, und was jeder mit heimbringt, kommt in die gemeinschaftliche Küche. Nur an hohen Festtagen erhalten sie ein besonderes Traktament, das u. a. aus den uns zufließenden Missionsgaben bestritten wird. Täglich lernen sie in der Schulstube, die sich in dem Hause des Vorstehers befindet, und zwar von 8—12, von 1—3 und von 7—8 Uhr, so daß ihnen wenig freie Zeit verbleibt. Die häusliche Arbeit nimmt ebenfalls einige Zeit in Anspruch. Um 10 Uhr ist Schlafenszeit. Mit Rücksicht auf die übrige Arbeit des Vorstehers geraten die Sommerferien recht lang, meist über drei Monate, die Seminaristen sind aber während dieser Zeit gehalten, Torf und Holz zu sammeln, Lachs zu fischen u. s. w. als Vorrat für den kommenden Winter.

Jeder Tag wird mit Gebet und Gesang begonnen, und da es gläubige Lehrer sind, bietet der Unterricht uns reiche Gelegenheit, von den Dingen des Reiches Gottes zu reden. Selbstverständlich sind die Seminaristen auch bei allen Gottesdiensten zugegen, wo sie zugleich als Chorsänger Dienste thun. Auch habe ich versucht, in der knapp bemessenen Freizeit Bibelunterredungen mit ihnen auf meinem Zimmer abzuhalten, wodurch ihnen zugleich Gelegenheit geboten wird, uns zu befragen um das, was ihnen auf dem Herzen liegt. Das ist ihnen indessen noch etwas zu Ungewohntes, da sie jung und unerfahren sind; ich hoffe aber, daß sie einen Segen davon haben und allmählich lernen werden, selber mit ihren Gedanken und Fragen hervorzutreten. Vorläufig sind nur die Lehrer die Redenden, es ist aber eine Freude, die Andacht und Aufmerksamkeit zu sehen, mit welcher die jungen Leute der Unterredung folgen. So hoffe ich denn das Beste.

Es ist aber eine gewaltige Arbeit. Außer dem oben erwähnten kirchlichen Dienst, der an und für sich dem Pastor schon genug zu thun giebt, hat er als Seminarvorsteher den Unterricht, sowie die tägliche Oekonomie der Anstalt zu leiten und auch selber in den Hauptfächern zu unterrichten. So habe ich im Winter drei Stunden täglich unterrichtet, ausgenommen am Sonnabend, wo ich wegen des Sonntagsgottesdienstes nur eine Stunde erteile. Die Vorbereitung für den Unterricht in den theologischen Fächern ist natürlich zeitraubend, zumal der Unterricht in grönländischer Sprache statt-

findet und nur geringe, ja, in diesen Fächern gar keine Hilfsmittel vorhanden sind, so daß ein neuer Vorsteher dieselben von Grund aus bearbeiten muß.

Als Gehilfe in der kirchlichen Arbeit ist der eingeborene ordinierte Oberkatechet, Andreas Hansen, angestellt. Derselbe wohnt an dem früheren herrnhutischen Missionsplatz Lichtenfels und verwaltet den südlichen Teil des Missionariats unter Aufsicht des dänischen Missionars. Außerdem pflegen die jungen Missionare, die von Dänemark hergesandt werden, ein Jahr lang als Gehilfen am hiesigen Seminar zu verbringen. Das ist aber mehr eine Lehrzeit für sie, die ihnen jedoch außerordentlich zu gute kommt. Ich selber bin das erste Jahr hier als Gehilfe gewesen. Als Neulinge können sie in der ersten Zeit außer im Dänischen kaum unterrichten, erst am Schluß des Lehrjahres können sie mit der Abhaltung von grönländischen Gottesdiensten einen kleinen Anfang machen.

Ein nichtordinierter Gehilfe ist der Oberkatechet Christian Rosing. Er hält einen Teil der Gottesdienste ab und unterrichtet täglich einige Stunden im Seminar. Er versteht es ausgezeichnet, mit den Jünglingen zu verkehren, die sehr an ihm hangen. Er ist erst 35 Jahre alt, so daß er, will's Gott, noch eine lange Arbeitszeit vor sich hat. Ein ganz junger Katechet hilft im Seminarunterricht in den geringeren Fächern und unterrichtet auch in der Kinderschule, wo jedoch der Oberkatechet den Religionsunterricht erteilt.

So giebt es hier mancherlei und reichliche Arbeit von 8 Uhr morgens bis 8 Uhr abends. In den Stunden, in welchen ich nicht im Seminar unterrichte, steht meine Thür nicht lange still. Leider kommen die meisten nur wegen rein äußerlicher Angelegenheiten, in Geldsachen und was die Verwaltung mit sich bringt. Es könnte deshalb recht niederschlagend sein, daß so wenige ein Bedürfnis fühlen, ihre Herzensanliegen vorzubringen. Die Grönländer sind aber von Natur sehr zurückhaltend und wenig mitteilsam, so daß man nicht glauben darf, daß das Leben in ihnen so ganz gering ist, weil ihr Mund so schwer zum Bekennen kommt. Oft kann eine geringe Bemerkung, ein kleiner Zug an ihnen einen tieferen Einblick in ihre Herzen gewähren, als noch so viele schöne Worte es vermögen. Ich bin erst zu kurze Zeit hier, noch nicht ein ganzes Jahr, so daß ich noch kein ganz zuverlässiges Urteil über die hiesige Gemeinde habe; doch darf ich soviel sagen, daß sie im geistlichen

Leben, sowie in christlicher und menschlicher Erkenntnis durchgehends weit höher steht, als irgend eine Bevölkerung der anderen Missionariate, die ich bis jetzt kennen gelernt, oder von denen ich gehört habe. Dennoch ist manches rückständig und es bedarf vieler Arbeit und treuen Gebets, zu welchem die Muttergemeinde sich mit uns zusammenschließen wolle. Besonders schwer hält es mit der Sittlichkeit. Vielleicht stehen die Grönländer in dieser Richtung nicht tiefer als die Dänen, was die Statistik betrifft; hier aber tritt es mehr hervor, weil die Bevölkerung so dünn ist. Jedenfalls läßt sich nicht leugnen, daß die Gedanken der Grönländer in dieser Beziehung noch weit davon entfernt sind, vom Sauerteig des Christenglaubens durchdrungen zu sein, obschon ich meine glauben zu dürfen, daß auch in dieser Richtung ein Fortschritt gemacht ist und stetig gemacht wird. Wir können ja nur unser geringes Teil dazu beitragen durch treue Arbeit und anhaltendes Gebet. Er, der Herr der Gemeinde, auch der geistlich ärmsten Gemeinde, wird das Seine thun nach seiner Verheißung.

Ein abenteuerliches Missionsunternehmen.

(Fortsetzung)

Auf dem Weg nach China.

Von Nagtschuka führen drei große Karawanenwege nach China: der eine, der längere, nach Norden über Tsaidam nach Tankar, den unsere Reisenden gekommen waren, der andere über Iyekundo nach Tatschienlu, und der dritte noch weiter südlich über Batang ebendahin. Auf Wunsch des Beamten wählten Rijnharts den mittleren, wobei sie den Winter über unterwegs in Taschi Gomba zu bleiben gedachten.

Am 6. September erschienen die versprochenen drei Führer. Jeder ritt ein munteres Pferdchen und führte auch noch ein Packpferd und zwei Schafe mit sich. In Gegenwart einer großen Zuschauermenge wurde den Führern von einem Amtsdiener ihre Instruktion erteilt. Nach ihr hatten sie die Reisekarawane nach dem Lamakloster Taschi Gomba zu geleiten und vom dortigen Abt wenn möglich die Erlaubnis auszuwirken, daß Rijnhart daselbst den Winter über ver-

bleiben dürfte. In diesem Fall war ihre Aufgabe erfüllt und sie durften wieder nach Hause zurückkehren. War indes jene Erlaubnis nicht zu erhalten, so sollten sie die Reisenden vollends bis nach Iyekundo geleiten und erst dann den Rückweg antreten. Nachdem dies alles bereinigt war und der Beamte den Scheidenden Lebewohl gesagt hatte, machte man sich reisefertig.

Rijnharts waren mit frischen Reitpferden und sieben Packtieren versehen und glaubten unter Leitung ihrer drei kundigen Führer getrost die Reise nach dem Osten antreten zu können. Trotzdem fiel ihnen der Abschied von ihrem treuen Diener Rahim, der nach Westen abbiegen und nach seiner fernen Heimat Ladak ziehen wollte, außerordentlich schwer. Er hatte bisher alle Mühsale und Gefahren der Reise mit ihnen geteilt, auch den Schmerz um den Verlust ihres Kindleins, an dem er mit großer Liebe gehangen hatte, und war stets in dienstbeflissener Fürsorge für sie bemüht gewesen. Und nun schied der treue Mensch von ihnen. Mit thränenfeuchten Augen sahen sie ihn von dannen reiten; noch einmal winkte er ihnen mit der Hand, dann verschwand er hinter einem Hügel. Ob es ihm gelungen ist, Tibet zu durchqueren und sein fernes Heim jenseits des Himalaja zu erreichen, ist nicht bekannt geworden.

Unsere Reisekarawane schlug die entgegengesetzte Richtung ein, hinein in eine unbekannte Welt, umgeben von fremden Leuten, von denen sie nicht wußten, wie weit sie ihnen trauen durften. Daß sie sich auf einem sehr begangenen Karawanenwege befanden, ließen die großen Züge von 1500 bis 2000 Yaks erkennen, auf denen Kaufleute ihren Thee transportierten. So passierten sie am Fuß eines hohen Gebirgsstocks ein Lager, das unzählige gesattelte Yaks aufwies, während in der Ebene sich Zelt an Zelt erhob, unter denen die Theekisten aufgestapelt lagen. Dann erklimmten sie die steilen Höhen, wobei es den ganzen Tag stürmte und hagelte. Die elektrischen Entladungen waren zeitweise so stark, daß Frau Rijnhart Schmerz durch die Haarnadeln empfand. Bald zeigten sich auch verdächtige Gestalten auf dem Weg und sie mußten auf der Hut sein vor Räubern, die es hauptsächlich auf ihre Pferde abgesehen hatten. Besonders schwierig gestaltete sich auch mehr und mehr das Uebersetzen über die vielen Flußläufe, an die bisweilen die steilen Felswände bis hart an das Ufer herantraten. Da gings bald durch tiefe Fluten, bald durch schäumende Gewässer, die von den Tieren durchschwommen werden mußten. Hie und da schreckten sowohl diese als auch die Führer vor dem Wagnis zurück und der Obmann der letzteren, sonst ein mutiger Mann, wagte es erst, wenn die Perlen seines Rosenkranzes, die er eifrig abzählte, ein günstiges Ergebnis verhießen.

Eine Bergkette um die andere wurde überstiegen, oft bei tobendem Unwetter und blendendem Schneesturm. Ab und zu trafen sie auf kleine Lagerplätze, wo sie von den Bewohnern vor den herumstreifenden Räubern gewarnt wurden, die der einen und andern Karawane verschiedene Packtiere gestohlen und deren Treiber erschlagen hatten. In einer großen Ebene, die von einem Fluß durchströmt war, feierten sie am 15. September in behaglicher Rast ihren Hochzeitstag, nicht ahnend, daß ihr Glück so bald darauf jählings zerstört sein würde. Wie ein Vorbote davon war ein Unfall, der am gleichen Tage Rijnhart begegnete, indem er sich an einer rostigen Sattelschnalle den einen Fuß verletzte. Die Verwundung verursachte ihm sehr große Schmerzen, die sich späterhin noch steigerten, als er genötigt war, die Reise zu Fuß fortzusetzen. Denn so nahe sie sich ihrem vorläufigen Ziel Taschi Gomba glaubten, so widrig, ja entsetzlich sollte sich in der nächsten Zeit ihre Lage gestalten.

Nach der Aussage der letzten Zeltbewohner, mit denen sie zusammengetroffen waren, sollten sie demnächst den großen Fluß Tsatschu erreichen, an dessen Ufer das Lamakloster Taschi Gomba liegt. Nachdem sie einen felsigen Bergrücken nach dem andern überklettert hatten, schlugen sie am 19. September ihr Lager angesichts eines hohen, steilen Gebirgsstocks auf, der sich im Osten vor ihnen erhob. An seinem Fuß vermutete man den Lauf des Stromes. Aber noch mußten einige Zuflüsse gekreuzt werden. An dem einen derselben bogen sie vom Karawanenweg ab und reisten längs dem Ufer, in der Hoffnung, auf diesem kürzeren Wege in einer halben Tagreise das Kloster zu erreichen. Endlich lag der Hauptstrom am Ausgang eines schmalen Thales vor ihnen und sie schlugen ihr Lager auf angesichts gewaltiger Bergspitzen, deren Felsenhäupter in die Wolken ragten. Da auf einmal tauchten gegen Abend im Thal zwei bewaffnete Reiter auf, die sie scharf beobachteten. Ihre ganze Ausrüstung ließ sofort vermuten, daß es keine Reisende, sondern Wegelagerer waren.

Man traf die nötigen Vorsichtsmaßregeln für die Nacht, aber diese verlief ohne Störung. Um so schlimmer erwies sich der schmale Pfad, den sie eingeschlagen hatten und der sich dicht am Fluß an den Felsen hinschlängelte. Ihr Fortkommen wurde schließlich geradezu unmöglich, indem vorspringende Felsen in den Fluß hineinragten, an denen das Gewässer brodelnd und schäumend seine Wirbel zog. Die Reisenden beschlossen deshalb, auf einem freien Platz zu rasten und dann die Stelle dadurch zu umgehen, daß sie den Weg über die vorgelagerten Berge nehmen wollten.

Sie hatten sich eben im Schatten der Felswände gelagert und brauten sich ihren Thee, als sich plötzlich ein Pfeifen vernehmen ließ.

Bald darauf krachte ein Schuß und klatschend fiel eine Büchsenkugel ins Wasser. Sofort sprangen die Führer auf und liefen nach ihren Pferden, um sie zwischen den Felsen zu sichern. Im nächsten Augenblick fielen die Schüsse hageldicht und der eine der Führer erhielt eine Kugel durch seinen Oberarm. Zugleich wurden unter gellendem Geschrei Steinblöcke den Berg herabgerollt, die jeden zermalmt hätten, wenn sich nicht alle schleunigst unter die überstehenden Felsmassen gerettet hätten. Aengstlich kauerten die Ueberfallenen unter den Felsenvorsprüngen, bis der letzte Schuß verhallte und die gellenden Rufe der Räuber verstummten.

Nun wagten sich die Geängsteten aus ihrem Versteck hervor, um nach ihren Tieren und dem Gepäck zu sehen. Nur zu bald machten sie die Entdeckung, daß die Räuber drei ihrer Pferde erschossen und die übrigen bis auf eins, eine alte Mähre, geraubt hatten. Nur die drei Ponies der Führer waren rechtzeitig von diesen in Sicherheit gebracht worden. Durch die herabrollenden Felsstücke hatten die Räuber die Pferde von der Reisegesellschaft zu trennen gewußt. Das war ein neuer Schlag für die kleine Karawane, die dadurch in der öden Wildnis ihrer Reit- und Packtiere beraubt war.

Es sollte noch schlimmer kommen. Die Führer, die nur auf ihre eigene Sicherheit bedacht waren, sattelten ihre Pferde und machten sich davon, angeblich um Hilfe gegen die Räuber in Taschi Gomba zu holen. Aber sie kehrten nie mehr zurück. Ob sie die Reisenden absichtlich oder aus Unkenntnis irre geführt hatten, war nicht ersichtlich. Jedenfalls befanden sich diese abseits vom Karawanenweg und es war schwer zu bestimmen, wo sich das Kloster befand. Sie beschlossen deshalb, den nächsten Tag abzuwarten, in der Hoffnung, daß doch vielleicht die Führer Wort halten würden. Aus Furcht vor den Räubern schlichen sie sich am Abend leise an das Flußufer und suchten sich ein versteckes Plätzchen, wo sie eingehüllt in ihre Decken die Nacht zubrachten. Sie fanden indes am Morgen ihr gesamtes Gepäck unversehrt vor. Aber wie nun damit fortkommen? Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als eine Auswahl der nötigsten Gegenstände zu treffen und alles übrige unter den Felsen zu verstecken, um es dann wennmöglich nachholen zu lassen. Mit dem Unentbehrlichsten wurde teils das einzige, halblahme Pferd bepackt, teils belud sich Rijnhart damit. Dann ergriff jedes einen halben Zeltstecken als Stock und so setzten sie ihre Wanderung fort. Taschi Gomba war ihr Ziel, aber keines von ihnen hat es je erreicht.

Verlassen und allein.

Mühsam stiegen die beiden Reisenden den steilen Bergpfad hinan. Hinter sich her zogen sie das schwerbeladene Roß, das einzige, was ihnen von der Karawane verblieben war. Nur langsam kamen sie voran, denn sie waren nicht gewohnt, ihre Wanderung zu Fuß zu machen, zumal Rijnhart mit allerlei Gepäck beladen war. Endlich erreichten sie die Anhöhe, von wo die Räuber ihren Anschlag ausgeführt hatten. Es war ein hinter Felsen verstecktes Plätzchen. Allem Anschein nach waren es zehn oder zwölf Wegelagerer gewesen, die von hier aus tags zuvor auf sie gelauert hatten. Die Wanderer schlugen, da die Abendschatten sich bereits über die Bergwelt breiteten, hier ihr Nachtlager auf. Ein Zelt stand ihnen nicht mehr zur Verfügung; sie hüllten sich deswegen in ihre Decken ein und legten sich zur Ruhe nieder. Als sie sich am Morgen erhoben, fanden sie alles um sich her mit Reif bedeckt und zugleich entdeckten sie, daß sie sich in unmittelbarer Nähe eines tiefen Felsenspaltes gelagert hatten. Nur wenige Schritte weiter und sie wären unfehlbar in die Tiefe gestürzt.

Nachdem sie mit vieler Anstrengung ein Feuer zustande gebracht und ihren Thee gekocht hatten, gingen sie mit sich zu Rate, welchen Weg sie nun einschlagen wollten. Sie beschlossen, vorderhand den Pfad längs des Flusses zu verfolgen und auf den Karawanenweg zurückzukehren, der wie sie wußten, sie schließlich nach Taschi Gomba führen mußte; denn noch länger über die Berge zu klettern, dazu reichten ihre Kräfte nicht mehr aus. So wanderten sie denn mehrere Stunden lang in der Thalsohle entlang, bis vorspringende Felsenpartien sie nötigten, den Fluß zu kreuzen. Nur mit äußerster Mühe und Gefahr wurde das kalte, reißende Gewässer durchschwommen, während es noch dazu ohne Unterlaß regnete. Von Kälte und Nässe durchschauert, suchten sie einen trockenen Lagerplatz auf und hofften sich durch eine heiße Suppe zu erwärmen. Während sie die Umgegend nach trockenem Feuerholz durchstreiften, stießen sie plötzlich auf die frischen Fußspuren von drei Pferden, die augenscheinlich von den Tieren ihrer entwichenen Führer herrührten. Ihre neubelebte Hoffnung, daß sie mit der versprochenen Hilfe zurückkehren würden, erwies sich indes als eitel.

Am andern Tage standen sie wieder an einem Zufluß des Tsa Tschu, den sie überschreiten mußten. Sie thaten das in der Hoffnung, daß es bis Taschi Gomba das letztemal sein würde. In einer geschützten Schlucht fanden sie eine alte Lagerstätte, wo verschiedene Anzeichen erkennen ließen, daß auch hier ihre Führer gerastet hatten. Es war die letzte Spur, auf die sie stießen. Auf ihrem Weitermarsch

über Berg und Thal erreichten sie endlich einen ebenen Grasplatz am Ufergelände, der zu Ruhe und Rast einlud. Während sie sich durch das Fernrohr in der Umgebung zu orientieren suchten, bemerkten sie zu ihrer großen Freude jenseits des Flusses in einiger Entfernung ein großes Zeltlager mit Herden von Vieh. Es war ihnen dabei zu Mute, als ob alle Leiden jetzt auf einmal zu Ende wären; denn dort drüben durften sie auf Hilfe für ihr Weiterkommen hoffen. Da aber Frau Rijnhart dem alterschwachen Pferde nicht zumuten durfte, sie über das Gewässer zu setzen und Felsen den Weg am Fluß entlang gänzlich sperrten, bat sie ihren Mann, hinüber zu schwimmen und sie bis zu seiner Rückkehr allein zurückzulassen. Dazu konnte er sich aber nicht entschließen. Sie schlugen deshalb den Weg wieder über die steilen Hügel ein, um die vorgelagerten Felsen am Flußufer zu umgehen und dem jenseitigen Zeltlager näher zu kommen. Der Bergpfad führte sie schließlich in die Thalsohle eines Flüßchens, wo unzählige Spuren von alten Lagerplätzen darauf schließen ließen, daß Räuber von diesem versteckten Winkel aus die Reisenden auf der nahen Karawanenstraße belästigt hatten.

So unheimlich die Oertlichkeit zwischen den Hügelketten war, es blieb den Wanderern nichts übrig, als hier zu nächtigen, da große Schneeflocken ein nahendes Unwetter ankündigten. Sie hingen ihre wasserdichte Decke über einen Stock, befestigten sie an zwei Pflöcken und krochen darunter. Während der Nacht fiel der Schnee acht Zoll hoch und deckte sie wärmend zu. Als sie sich am Morgen nur mit Mühe der Schneedecke entledigten, fanden sie das Wetter noch nicht besser und ringsum alles verschneit. Der einzige dunkle Punkt, den sie weit und breit sehen konnten, war ein großer brauner Bär, der nur wenige Meter von ihnen entfernt umherschnüffelte.

Mit steifen Fingern, die vor Kälte schmerzten, beluden sie ihr Pferd, Rijnhart nahm seinen Pack auf den Rücken und so brachen sie auf. Endlich hatten sie auf dem schlüpfrigen Bergpfade die Felsenvorsprünge umgangen und befanden sich auf einer Anhöhe angesichts des Flusses und des schräg gegenüberliegenden Zeltlagers. Aber nun waren auch ihre Kräfte erschöpft; sie konnten nicht mehr weiter. Sie scharrten deswegen den Schnee auf einer kleinen ebenen Fläche hinweg und ließen sich nieder. Vergeblich bemühten sie sich, den vor ihren Zelten herumstehenden Männern über den Fluß hinüber zuzurufen. Wohl gaben sie Antwort, aber ihre Worte verhallten, und näher an den Fluß heranzukommen, ließen sie sich nicht beikommen. Hiezu besitzt der Tibeter im Gegensatz zum Chinesen zu wenig Neugierde. Rijnhart versuchte deshalb, den Fluß auf dem Pferd zu kreuzen, aber es war nicht möglich. So blieb ihnen bei der vor-

gerückten Tageszeit kein anderer Ausweg, als noch einmal die Nacht im Freien zuzubringen. Am Morgen wollte dann Rijnhart hinüberschwimmen, Packtiere und Führer mieten und die Karawane an ihr vorläufiges Ziel geleiten lassen.

Keins von beiden ahnte das Schreckliche, das ihnen bevorstand, als sie sich am Morgen des 26. September erhoben und mit einander frühstückten. Mit gutem Mut traf Rijnhart seine Vorbereitungen. Er schnitt die wasserdichte Decke in zwei Stücke und wickelte in die eine Hälfte einiges Unterzeug und Kleidung zum wechseln, etwas Silber, einige Geschenke und den kleinen Revolver seiner Frau. Dann band er sich das Bündel auf den Rücken, nahm seinen Stock in die Hand, um die Hunde vor den Zelten abzuwehren und sprach seiner Frau Mut zu, ohne Sorge zu sein. Zu ihrer Sicherheit ließ er ihr seinen großen Revolver zurück und versprach, wenn möglich noch vor Abend zurück zu sein. Als er einige Schritte von ihr entfernt war, drehte er sich noch einmal um und rief ihr, mit der Hand winkend, Lebewohl zu. Als er den Uferrand erreicht hatte, warf er sein dickwattiertes chinesisches Wams ab und begab sich ins Wasser. Etwa in der Mitte des Flusses schickte er sich zum Schwimmen an, wandte sich aber plötzlich um und watete wieder ans Ufer zurück. Er rief von hier aus seiner Frau einige Worte zu, die aber vom Rauschen des Wassers übertönt wurden, und ging dann stromaufwärts, bis er einen schmalen Pfad einschlug, der um eine Felsenecke herumführte und ihn den Blicken seiner Frau entzog. Sie hat ihn von da ab nicht mehr wiedergesehen.

Was mochte ihn wohl bewogen haben, seinen ursprünglichen Plan aufzugeben? Augenscheinlich, so glaubte seine Frau, hatte er das steile, felsige Ufer auf der andern Seite gefürchtet und wollte weiter oben eine günstigere Landungsstelle aufsuchen. Sie wartete deshalb von Minute zu Minute, ihn dort ans Land steigen zu sehen. Schließlich ging sie den Hügel etwas hinunter, um nach jener Seite hin weiter ausschauen zu können. Da erblickte sie zu ihrem großen Erstaunen dicht hinter der Felsenecke auf dem diesseitigen Ufer in ihrer unmittelbaren Nähe Herden von Schafen und Rindern. Jetzt war ihr klar, daß ihr Mann vom Fluß aus diese sowie die Zelte ihrer Besitzer bemerkt hatte und froh darüber, sie so in der Nähe und zwar diesseits des Flusses zu haben, zurückgekehrt war, um bei ihnen die verabredete Hilfe zu suchen. Auch Frau Rijnhart war beglückt über diese Entdeckung; denn nun durfte sie auf eine umso schnellere Rückkehr ihres Mannes hoffen. Sie malte sich's aus, wie er nun am wärmenden Zeltfeuer säße und den dampfenden Thee tränke, wie er Auskunft über seine Person erteilte und mit den Herden-

besitzern wegen einiger Packtiere unterhandelte. Es kam ihr kein Gedanke des Argwohns, daß er in die Hände von Mördern gefallen sein könnte, selbst als Stunde um Stunde verrann und der sehnlichst Erwartete immer noch nicht zurückkehrte. Sie war um so ruhiger, als sie bis jetzt stets die beste Gastfreundschaft im Heim der Tibeter erfahren hatten, obschon diese auf Raub ausgehen, sobald sie sich auf der Wanderung befinden. Auch ihr Gatte hatte offenbar keine Befürchtungen gehegt, denn er hatte es nicht einmal für nötig gehalten, den Revolver aus dem Bündel zu nehmen, um die Leute im Notfall im Schach zu halten.

Die Sonne ging unter und die Schatten der Berge wurden immer länger. Vier Bären trotteten am Abhang des Hügels entlang und verschwanden wieder. Die Rinder und Schafe über dem Flusse drüben wurden zusammengetrieben und in der Nähe der Zelte angebunden. Die Herden auf dem diesseitigen Ufer waren längst verschwunden und die Stille des Abends lagerte sich über das Gefilde. Sorge und Angst beschlich das Herz der einsamen Frau, die von Stunde zu Stunde auf die Rückkehr ihres Mannes harrte. Sie suchte sich sein Ausbleiben durch allerlei Zwischenfälle zu erklären, daß vielleicht das Zeltlager ziemlich entfernt sei und die Leute sich nicht so schnell zur Hilfe bereit fänden u. dergl. m. Immer und immer wieder suchte sie sich mit der Hoffnung zu trösten, daß er vielleicht erst am nächsten Morgen zurückkehren werde, aber zugleich konnte sie auch den Gedanken nicht loswerden, er sei am Ende das Opfer verräterischer Eingeborner geworden.

Die Nacht brach an. Dunkel und Totenstille lagerte auf Berg und Thal. Einsam und verlassen saß die arme Frau auf ihrem Hügel und lauschte pochenden Herzens nach irgendeinem Laut, der das Kommen ihres Gatten anzeigen würde; aber kein Ton durchbrach die lautlose Stille der Nacht. Sie betete um innere Ruhe und Fassung und legte sich dann nieder, nachdem sie ihr Pferd zwischen einigem Gebüsch festgebunden hatte. Es war eine schlaflose Nacht, die sie in der Einöde verbrachte, denn jeden Augenblick meinte sie die Stimme des Daherkommenden zu vernehmen. Vergeblich. Der Morgen brach an. Sie erhob sich und besichtigte mit dem Fernrohr die Umgebung. Die Rinder und Schafe weideten wieder auf den Abhängen der Berge über dem Flusse drüben und die Fluren glänzten im Lichte der Morgensonne.

Wieder gingen die Stunden des Tages dahin und der Abend brach zum zweitenmal herein, ohne daß eine Spur des Verschwundenen zu entdecken gewesen wäre. Da wurde es der Frau, so sehr sie sich dagegen sträubte, immer mehr zur schrecklichen Gewißheit, daß ihr

Gatte ermordet sei und sie auf seine Rückkehr nicht mehr zu hoffen habe. Wohl nicht mit Unrecht vermutete sie, daß die Zelte hinter den Felsen jenen Räubern gehörten, die ihnen einige Tage zuvor ihre Pferde abgenommen hatten. Die plötzliche Erscheinung Rijnharts hatte sie wahrscheinlich glauben lassen, er komme, um sie bei ihrem Häuptling zu verklagen und ihnen die Pferde wieder abzunehmen. So hatten sie ihn wahrscheinlich erschossen und den Leichnam in den Fluß geworfen.

Von Schmerz und Sorge bedrückt, durchwachte sie die nächste Nacht und flehte zu Gott um Trost und Hilfe in ihrer verlassenen Lage. Am Morgen, als sie eben wieder nach Hilfe ausschaute, schlug plötzlich ein Laut an ihr Ohr. Schon wollte ihr Herz auffauchzen, daß nun doch der Vermißte endlich zurückkehrte; aber es war Täuschung. Es waren zwei Lamas und einige bewaffnete Tibeter, die von der entgegengesetzten Richtung daherkamen. Sie bat die Leute, sie gegen Bezahlung auf ihrem Yak über den Fluß zu setzen. Sie versprachen das und eilten den Treibern nach, die mit dem Tier inzwischen weiter gegangen waren. Aber sie wartete vergeblich auf sie bis zum Abend. Was sollte sie thun? Unmöglich konnte sie Tag um Tag in der Einöde verbleiben. Sie versuchte auf ihrem Pferd über den Fluß zu setzen, aber das Tier war nicht ins Wasser zu bringen; denn es kannte sein Unvermögen. Schließlich ging sie am Flußufer entlang, bis sie sich gegenüber dem Zeltlager befand, und rief einem Mann und einem Knaben zu, daß sie ihr mit einem Yak zu Hilfe kommen sollten. Ein Silberstück, das sie in die Höhe hielt und ihnen als Belohnung versprach, veranlaßte die beiden eiligst zwei Yaks zu holen und die Tiere mit Steinwürfen über den Fluß hinüberzujagen. Frau Rijnhart sollte sie hier einfangen und sich ihrer bedienen. Aber ungewohnt mit diesen unbändigen Tieren umzugehen, kam sie mit ihnen nicht zurecht. Sie rief den Leuten zu, es solle ihr doch jemand zu Hilfe kommen. Aber dazu wollte sich niemand verstehen. Die Tiere schwammen wieder zurück und die hilflose Frau blieb ihrem Schicksal überlassen.

Wieder mußte sie eine Nacht — die dritte — allein in ihrer Einsamkeit zubringen. Ein Feuer vermochte sie nicht anzuzünden. So genoß sie etwas kaltes Wasser mit geröfteter Gerste und legte sich auf den Schnee zum Schlummer nieder. Ihren beunruhigenden Gedanken aber suchte sie das Wort des Psalmisten entgegenzuhalten: „Sei stille dem Herrn, und harre auf ihn.“

Als der Morgen graute, rief sie wieder über den Fluß hinüber und gewahrte mehrere Frauen und Kinder, die dadurch ans Ufer herbeigelockt wurden. Sie suchte ihnen klar zu machen, daß sie auf

ihrem Pferd den Fluß nicht kreuzen könnte. Da endlich erklärte ein Lama, er wolle mit einem Pferd herüberkommen und sie ans andere Ufer bringen. Nach einiger Zeit erschien auch wirklich ein Mann mit sechs Yaks und setzte über. Gänzlich durchnäßt gelangte Frau Rijnhart endlich samt ihrem Pferd über den breiten Fluß. Zitternd vor Kälte wäre sie gern ins erste beste Zelt gegangen, um ihre nassen Kleider zu wechseln, aber der Aberglaube der Tibeter verbot ihnen, eine fremde Frau unter ihrem Dache aufzunehmen. Sie wiesen ihr schließlich eine kleine Höhle an, in der eine kranke Kuh eine Unterkunft gefunden hatte. Diese wurde herausgetrieben und Frau Rijnhart ließ sich darin nieder. Mit welchem Behagen schlürfte sie jetzt wieder den ersten heißen Thee, nachdem sie drei Tage lang nichts Warmes genossen hatte.

Von den Eingebornen erfuhr sie nun, daß das Kloster Taschi Gomba noch zwei Tagereisen entfernt sei; aber niemand wollte sie dahin begleiten, da der Abt daselbst enthauptet worden sei und die Bevölkerung sich gegenseitig bekriege. Es blieb also nichts anderes übrig, als direkt nach Iyekundo zu reisen, das zu Pferd in zehn Tagereisen, auf Yaks in fünfzehn zu erreichen war. Da dort ein chinesischer Beamter residierte, so hoffte Frau Rijnhart durch ihn Nachricht nach Tatschienlu an die dortigen Missionare gelangen zu lassen. Auch wollte sie durch ihn Nachforschungen nach dem Schicksal ihres Gatten anstellen lassen. Die Schwierigkeit war nur, wie sie nach Iyekundo gelangen sollte, denn die Leute wollten nur Führer für fünf Tagereisen geben und stellten zudem so hohe Forderungen, daß sie mit ihnen nicht eins werden konnte. Sie verblieb deshalb vier Tage in ihrer kleinen Höhle.

Endlich erklärten sich drei Männer bereit, sie gegen gute Bezahlung fünf Tagereisen weit zu begleiten. Ihr Aufenthalt in der Nähe der Zelte schien den Leuten selbst nach und nach lästig zu werden, und zum Stehlen ihrer wenigen Gepäckstücke, von denen eins nach dem andern verschwand, lohnte sich's nicht mehr. So trat sie schließlich ihre Weiterreise an. Mit gebrochenem Herzen schied sie von der Stätte, in deren Nähe sie ihr Teuerstes verloren hatte.

In fremder Hut.

Die drei Führer, denen sich Frau Rijnhart anvertrauen mußte, schienen es gut mit ihr zu meinen und rechtfertigten das in sie gesetzte Vertrauen. Zur Reise erhielt sie drei Yaks, von denen der eine als Reittier diente, während die beiden andern das Gepäck und den

Proviant trugen. Das reisemüde Pferd, das noch von Tankar her stammte, war froh, ohne Sattel und Gepäck ledig mitlaufen zu dürfen. Doch wurde es, als sich der Yak als unbequemes Reittier erwies, gegen ein besseres Pferd ausgetauscht, so daß Frau Rijnhart froh war, wieder ihre gewohnte Reiseart aufnehmen zu dürfen.

Bei dem Handel mußte sie aber leider ihr letztes Handtuch hergeben, auf das der Besitzer des Pferdes eigensinnig bestand. Die fünf Tagereisen waren bald zurückgelegt und es kostete große Mühe, neue Führer und Packtiere zu mieten. Die bisherigen drei Mann waren um keinen Preis zu bewegen, weiter zu gehen als ihr Gebiet reichte, da sie den Ueberfall von Räubern fürchteten. Doch fanden sich endlich drei neue Führer mit den nötigen Tieren, aber auch nur bis auf eine gewisse Wegstrecke. Am Morgen des vierten Tages stießen sie unterwegs ganz unerwartet auf das Zeltlager ihres Häuptlings, dem die Führer nur allzugern ausgewichen wären. Aber Frau Rijnhart hoffte von dem Häuptling, dem ersten, den sie seit längerer Zeit traf, eine sichere Eskorte zu ihrem Schutz bis nach Iyekundo zu erhalten. Sie brachte ihr Anliegen vor, aber der Mann, der im Gefühl hoher Würde nur durch seine Diener mit der fremden Frau unterhandelte, wollte nichts davon wissen. Dagegen hatte er eine kindische Freude an ihrem Fernrohr, das er ihr um jeden Preis abkaufen wollte. Diesen Umstand benützte sie und versprach ihm, das Fernrohr als Geschenk mit den Führern zurückzuschicken, falls er ihr solche bis Iyekundo stellen würde. Es würde dies zugleich als Beweis dienen, daß diese ihren Verpflichtungen nachgekommen wären. Auf diesen Vorschlag ging der Häuptling ein und stellte ihr zwei berittene Führer und etwas Lebensmittel zur Verfügung.

Die beiden Leute sahen nicht eben vertrauenerweckend aus. Besonders der eine, dessen Haupt kahl geschoren war, hatte ein wahres Galgengesicht. Und in der That, schon am ersten Abend, nachdem derselbe die Hälfte ihres spärlichen Proviants gestohlen hatte, wußte sie, daß sie Schurken von der gemeinsten Sorte in die Hände gefallen war. Nur durch den Revolver konnte sie ihren schändlichen Zumutungen entgegentreten. Mit der Schußwaffe in der Hand erklärte sie ihnen, jede Annäherung mit dem tödlichen Blei abzuwehren. Nur so wußte sie sich Respekt zu verschaffen. Mehr als einmal machten sie Miene, keinen Schritt weiter zu gehen und des Fernrohrs habhaft zu werden, um mit ihm den Rückweg anzutreten. Sie barg es deshalb sorgfältig in der Bluse ihres Kleides, da sie wußte, die Leute durften bei Verlust ihres Kopfes nicht ohne das Instrument zu ihrem Häuptling zurückkehren. Aber Tag und Nacht mußte sie auf ihrer Hut sein und durfte die beiden Männer nicht aus den Augen lassen, wenn es

nicht um ihr Leben geschehen sein sollte. Das Zusammensein mit ihnen wurde ihr geradezu zur Qual, denn auf Schritt und Tritt merkte sie ihre böswilligen Absichten und heimtückischen Anschläge. So bogen sie eines Tages von der Karawanenstraße ab und schlugen einen Seitenweg ein, der sie in eine menschenleere, sumpfige Einöde führte. Es war eine schauerliche, alle Nerven erregende Nacht. Mit dem Revolver in der Hand kampierte Frau Rijnhart wie gewöhnlich unter freiem Himmel, während ihre Führer sich um ein Feuer gelagert hatten. Sie durfte es nicht wagen, die Augen zu schließen und sich der Ruhe zu überlassen; denn nicht weniger als sechsmal wurde sie leise bei ihrem Namen gerufen. Sie antwortete jedesmal sofort, um den Bösewichtern zu zeigen, daß sie auf ihrer Hut sei. Gottes Hand war indes mit der Verlassenen, so daß der Anschlag auf ihr Leben unausgeführt blieb.

Verstimmt kehrten die Führer am Morgen wieder auf die Heerstraße zurück, erklärten nun aber, daß sie wegen einer in Iyekundo ausgebrochenen Pockenepidemie nicht bis dahin mitgehen könnten. Lieber wollten sie in ihrer Heimat den Kopf verlieren, als in der Fremde der Seuche erliegen. Nach langen Verhandlungen gelang es Frau Rijnhart endlich, sie zu bewegen, wenigstens so weit mitzugehen, bis sie einen Chinesen treffen würden; denn von einem solchen erhoffte sie Mitleid und Hilfe. Sie hat sich darin auch nicht getäuscht. So zogen sie denn weiter. Aber auf einmal erklärten ihre Führer, daß sie sich einem Lamakloster näherten, wo die Leute wegen ihres Fremdenhasses bekannt seien. Ihre Nationalität müsse deshalb unter allen Umständen verborgen bleiben, wenn sie nicht das Leben verlieren wolle. Sie bestanden deshalb darauf, daß Rijnharts Bibel, die er Jahre lang benützt hatte, und sein Tagebuch in den Schlamm eines Flüßchens versenkt wurde. Doch bevor sie das Kloster Raschi Gomba erreichten, wurden sie in der Nacht durch einige herumstreifende Männer erschreckt, die sich aber schließlich als harmlos erwiesen. Es waren Leute, die von ihrem Häuptling ausgesandt waren, um nach Räubern zu fahnden und die Reisenden anfangs für solche gehalten hatten.

Die Gegend nahm jetzt einen freundlicheren Charakter an. Die Abhänge der Hügel waren von immergrünen Bäumen bestanden, ein Anblick, dessen Frau Rijnhart sich seit vielen Monaten nicht mehr erfreut hatte. Sie schöpfte jetzt auch Hoffnung, daß ihre Reiseleiden bald ein Ende haben würden; wenigstens durfte sie hoffen, demnächst ihre tückischen Begleiter los zu werden. Einladend winkten verschiedene Zelte, die in traulichen Thalwinkeln aufgeschlagen waren und voraussichtlich eine friedlichere Bevölkerung beherbergten, als die dunkeln Zelte der bisherigen Bergbewohner. Plötzlich tauchte auch ein kleines Lama-

kloster auf, das wie gewöhnlich teils am Bergabhang, teils im Thal am Ufer eines Flusses lag und aus einer Anzahl von Gebäuden bestand. Um das Kloster herum erhoben sich Hunderte von Zelten, deren Bewohner sich allem Anschein nach zum Jahrmarkt eingefunden hatten. Es war das zwar kein günstiger Augenblick für eine fremde Frau, da bei dieser Gelegenheit die Tibeter in ihrer Trunkenheit sich sehr unfreundlich und fremdenfeindlich stellen können. Indes sie traf hier einen chinesischen Kaufmann, der im Hause eines Lamas sein Quartier aufgeschlagen hatte. Zu ihm wandten sie ihre Schritte. Da Frau Rijnhart als weibliches Wesen das Kloster nicht ohne weiteres betreten durfte, kam der Chinese heraus, um sie zu grüßen. Die Führer sagten ihm, sie sei eine Chinesin aus Sining, nahmen das Fernrohr und auf was sie sonst noch Anspruch hatten, in Empfang und zogen ab. Frau Rijnhart atmete erleichtert auf, als sie die Schurken los hatte.

Pochenden Herzens wartete sie darauf, wie sich der Chinese, ein Mann von cirka fünfzig Jahren, zu ihr stellen würde. Sie redete ihn im Sining-Dialekt an, da sie ihm von ihren Leuten als eine Eingeborne von da vorgestellt worden war. Aber der scharfe Blick des Chinesen hatte sofort erkannt, daß sie eine Ausländerin war. Wie kommt es, fragte er, daß Sie so allein hier ankommen? Der Ton, in dem er diese Frage stellte, flößte ihr Vertrauen ein und offen erzählte sie ihm, wie es ihr ergangen war. Er war sichtlich davon gerührt, besonders von dem Verlust ihres Söhnleins und sagte: Sie haben viel erlitten; aber seien Sie getrost! Sie sind nun unter Chinesen und haben nichts mehr zu fürchten. — Den umstehenden Tibetern aber, die der chinesischen Unterhaltung nicht folgen konnten, teilte er nur so viel mit, als er für gut fand und ließ sie auch bei dem Glauben, daß sie eine Chinesin sei.

Inzwischen hatten ihr die Lamas in zuvorkommendster Weise in der Nähe ihres chinesischen Besitzers ein Obdach errichtet; aber sie fühlte, daß sie trotzdem als alleinstehende Frau während des Jahrmarktes nicht sicher sei, und daß sie die Abreise des Chinesen, dem sie sich anschließen sollte, nicht abwarten dürfe. Er verstand ihre Gründe und brachte sie vorderhand in der Nähe buddhistischer Nonnen unter, die ein schwarzes Zelt bewohnten. Zugleich versprach er, für ihre sichere Weiterreise sorgen zu wollen. Schon am folgenden Tage war es ihm möglich, vom Abt des Klosters einen Paß für sie zu erhalten, nach welchem sie unter dem Schutz der Regierung und mit Packtieren versehen, nach Iyekundo reisen durfte. Auch war der Chinese so uneigennützig, ihr einiges Silber zum vollen Werte in indische Rupien umzuwechseln. Schließlich stellte sich ein alter,

würdiger Lama als ihr Reisebegleiter ein und sie konnte furchtlos ihre Weiterreise antreten.

Jyekundo ist von Raschi Gomba zwei Tagereisen entfernt; aber sie erreichte die Stadt erst am dritten Tage. Mit Freuden begrüßte sie die schönen angebauten Gefilde, die endlich die Nähe der Stadt ankündigten und ein Anzeichen davon waren, daß hier Sicherheit und Frieden herrschte. Die Wildnis und Einöde, in der sie seit Monaten geweilt hatte, lag damit hinter ihr. Auf der Spitze eines steilen Hügels lag ein stattliches Lamakloster mit seinen glänzenden Mauern. Am Fuß desselben lagerte sich das Städtchen, dessen solide Häuser von Erdziegeln erbaut und mit flachen Dächern versehen waren. Saftiges Grün bedeckte die Sohle des Thals, in dem große Trupps von Yaks weideten und Reisende ab- und zugingen. Das Ganze erinnerte sie an Tankar, das so weit hinter ihr lag. Die Stadt liegt über 12 000 Fuß über dem Meeresspiegel und zählt außer den ab- und zureisenden Kaufleuten cirka tausend ansässige Einwohner. Da hier mehrere große Karawanenstraßen zusammenlaufen, so bildet Jyekundo einen wichtigen Knotenpunkt für den innerasiatischen Handel, der, was die Einfuhr betrifft, hauptsächlich in den Händen der Chinesen liegt. Die bedeutendsten Artikel, die sie aus dem Osten einführen, sind: Mehl, Thee, Tabak, Porzellan, Baumwollstoffe, Garn, Knöpfe und rotes Leder. Sie tauschen dafür von den Tibetern ein: Felle, Goldstaub, Moschus, Spezereien, Hörner und Wolle. So gewinnreich für die Chinesen der Handel hier ist, so halten sie sich doch nicht gerne für längere Zeit an dem Orte auf, da ihnen das Klima zu rauh und das Leben unter den gewaltthätigen Tibetern zu unsicher ist.

Mit Hilfe des Passes, den Frau Rijnhart vorwies, hielt es nicht schwer, ein Unterkommen für einige Tage zu finden. Mit besonderer Freundlichkeit kamen ihr auch hier die chinesischen Händler entgegen und betrachteten sie als ihre Landsmännin. Ja sie wetteiferten miteinander darin, ihr den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Eine ungewöhnliche Freude über ihre Ankunft bezeugte ein Mongole, der sich ihr am folgenden Morgen vorstellte und sie im Sining-Dialekt anredete. Daß sie ihm in der gleichen Mundart antwortete, brachte den jungen Mann ganz in Ekstase. Er war in der Nähe von Tankar zu Hause und als Dolmetscher des chinesischen Beamten hierher nach Jyekundo verschlagen worden, hatte eine Tibeterin geheiratet und war dadurch hier heimisch geworden. Frau Rijnhart wußte ihm viel von seiner alten Heimat, vom Aufstand der Mohammedaner und andern Vorkommnissen zu erzählen. Er betrachtete sie demzufolge als seine Verwandte und als seinen Schützling und erwies ihr als chinesischer Beamter jeden erdenklichen Liebesdienst. Da der chinesische Präfekt

gerade abwesend war und der Abt des Klosters fast die alleinige Gewalt über den Distrikt in Händen hatte, so hätte Frau Rijnhart diesen gern selbst gesprochen und bei ihm die Erlaubnis ausgewirkt, mit seiner Hilfe nach Tankar zurückzukehren. Aber als Frau wurde sie nicht vorgelassen und die Verhandlungen mit ihm wurden durch ihren mongolischen Freund geführt. Von einer Reise nach Tankar wollte indes der Abt nichts wissen, da der Weg zu unsicher sei. Dagegen betrachtete er sie als seinen Gast, beschenkte sie und stellte ihr einen Paß aus. So trat sie unter dem Schutz der chinesischen Regierung, die auch für die Reit- und Packtiere, sowie für einen Begleiter zu sorgen hatte, ihre Weiterreise nach Tatschienlu an. (Schluß folgt.)

Allerlei Nöte auf dem chinesischen Missionsfelde.

Die mannigfachen Schwierigkeiten und Nöte, mit denen ein Missionar gewöhnlich auf seinem Arbeitsfelde zu kämpfen hat, entstammen meist drei verschiedenen Quellen. Sie treten an ihn heran von seiten der heidnischen Bevölkerung, von seinen eigenen Kirchengliedern und von andern Missionen, die neben ihm oder in seiner Nähe arbeiten.

In Itschang, so berichtet Missionar Deans von der schottischen Staatskirche, haben wir's mit allen drei zu thun. Als ich im Jahre 1890 hier in Itschang eintraf, war das Verhältnis zwischen unserer schottischen Mission und der neben uns arbeitenden amerikanisch-bischöflichen Mission nicht das beste und freundlichste. Es war traurig genug. Jede der beiden Missionen zählte damals nur wenige Christen und je zwei Missionare, und doch war es rein unmöglich, in Einigkeit und Frieden miteinander zu leben. Der eine amerikanische Missionar ging so weit, ein Büchlein in chinesischer Sprache zu veröffentlichen, worin er die Behauptung aufstellte, die ewige Seligkeit sei nur in der heiligen amerikanischen Kirche zu finden. Dabei suchte er auf jede Weise unter unsern Gemeindegliedern in Itschang Propaganda zu machen. Es gelang ihm auch, einige unserer Christen zu sich herüberzuziehen. Glücklicherweise trat der Mann später vom Schauplatz ab und die Unannehmlichkeiten hörten damit von dieser Seite auf. Seine Nachfolger stellten sich freundlich zu uns und die beiden Missionen arbeiten seitdem in vollster Harmonie nebeneinander.

Die römisch-katholische Mission legte uns lange nichts in den

Weg. Der Bischof war immer sehr freundlich zu uns und untersagte jede Proselytenmacherei. Es bestand durchaus keine feindselige Stimmung zwischen uns. Leider ist das mit der Zeit anders geworden. Unser gegenseitiges freundliches Verhältnis hat aufgehört. An des Bischofs Stelle ist ein anderer getreten, der das Verhalten seiner Leute entweder nicht zu zügeln versteht oder sich nicht darum kümmert. So haben wir denn seit sechs Monaten endlose Widerwärtigkeiten mit den Katholiken und infolgedessen schlaflose Nächte. Wir halten unsere Christen keineswegs für vollkommen, aber wir sehen streng darauf, daß sie jeden Konflikt mit den Römischen vermeiden. Nicht nur gehen wir diesen möglichst aus dem Wege, sondern wir halten uns auch von den Ortschaften fern, wo die Katholiken bereits eine Kapelle haben. Daß uns aber diese hassen und verfolgen, hat seinen guten Grund. Es ist nichts als Neid und Eifersucht über unsere gegenwärtigen Erfolge. Von der Bevölkerung melden sich bei uns viele als Taufbewerber, die aber erst nach längerem Unterricht und gründlicher Probe in unsere Gemeinden aufgenommen werden. Unser Werk ist auf viele Dörfer in der Umgebung von Itschang ausgedehnt und wir haben da eine große Anzahl von Gemeindegliedern. Hier ist es auch, wo wir besonders auf den Widerstand der Katholiken stoßen. Aber er beschränkt sich nicht auf diesen Bezirk und auf unsere Mission allein, sondern er ist in ganz China und gegen alle evangelischen Missionen anzutreffen. Das Auftreten der römischen Katholiken erregt sogar den Haß der Bevölkerung und besonders den der chinesischen Beamtenwelt. Denn ihre Priester helfen bekanntlich ihren Gemeindegliedern in ihren Prozessen und schützen sie gegen jedes gerichtliche Vorgehen, selbst wenn sie in offenbarem Unrecht sind. Infolgedessen finden liederliche Subjekte und allerlei verworfene Leute eine Zuflucht in der römischen Kirche und entgehen dadurch der Gerechtigkeit. Daß dies der Fall ist, weiß hier jedermann und wird von den Beamten offen beklagt. Wir weigern uns deshalb bestimmt, unsern Leuten in irgendeiner Prozeßsache beizustehen und legen den Beamten nichts in den Weg, ihrer Pflicht nachzukommen, wenn es gilt, strafwürdige Gemeindeglieder zu belangen. Aus diesem Grunde werden wir auch von allen Seiten geachtet und gern gesehen, während der Name der römischen Katholiken unter dem Volke stinkend geworden ist. Kein Wunder, wenn diesem schließlich die Geduld ausgeht und ein allgemeiner Aufstand gegen sie ausbricht. So geschah es vor einigen Jahren in der Nähe von Itschang, daß infolge der Ungerechtigkeit, die sich ein Priester erlaubte, das Volk zu den Waffen griff, die Gehöfte der Katholiken niederbrannte und eine große Anzahl von römischen Christen samt einem Priester ermordete.

An dem einen Ort am Fluß, wo einige unserer Christen wohnen, die sich aus eigenen Mitteln ein Gottesdienstlokal gemietet haben, überfiel ein römischer Christ mit einer Bande von Leuten diesen Platz, vergriff sich am Hausherrn und zertrümmerte das ganze Mobiliar. Um nun den Uebelthäter vor gerichtlicher Bestrafung zu schützen, verklagte der katholische Priester jenes Bezirks mehrere unserer Christen wegen ganz nichtiger Ursachen, die mit dem Zeitpunkt jener Gewaltthätigkeit in gar keinem Zusammenhang stehen. Der Fall liegt nun in den Händen des Konsuls, aber es wird schwer halten, zu seinem Recht zu kommen.

An einem andern Ort, in Tungsi, wo wir ein aufblühendes Werk und ein schönes Gebäude besitzen, haben die römischen Katholiken nur wenige Schritte davon entfernt eine Baracke gemietet und suchen nun auf jede Art und Weise Unruhe zu stiften. Wieder wo anders, in Lung-tschuen-pu, wo wir schon seit Jahren arbeiten, haben wir seit Monaten die größten Widerwärtigkeiten zu erleiden. Der Priester jenes Bezirks kommt ins Dorf herein und bringt gegen unsere Christen allerlei falsche Anschuldigungen vor. Ein Beispiel wird genügen. Eines Nachmittags erhielt ich vom Beamten in Itschang die Meldung, daß ein Brief vom römischen Bischof eingelaufen sei, wonach unsere Christen in Lung-tschuen-pu dem Priester Unannehmlichkeiten bereitet hätten und daß etwa hundert derselben in einen Tempel versammelt wären. Mein Kollege Dr. Stooke und ich selber begleiteten gleich den nächsten Morgen den Beamten in jenes Dorf und fanden hier alles in größter Ruhe. Der Bericht war erlogen. Dagegen trafen wir den Priester dort an, wie er daran war, zu schüren und Unruhe zu stiften. Wäre ich nicht mit Dr. Stooke dazwischen gekommen, so wären einige unserer Gemeindeglieder auf die Klage des Priesters hin als Gefangene nach Itschang geschleppt worden und zwar wegen ganz falscher Beschuldigungen.

Wir thun, was in unseren Kräften steht, um unsere Leute ruhig zu halten. Wir ermahnen sie, geduldig zu sein und wenn nötig, um des Evangeliums willen auch zu leiden. Aber solche Quälereien, denen sie und wir beständig ausgesetzt sind, lassen sich nur schwer ertragen. Doch am Ende werden wir gewißlich den Sieg davontragen.

Das ist aber nicht die einzige Seite, von der aus dem Missionar Schwierigkeiten erwachsen; sie werden ihm auch von heidnischer Seite bereitet. Aber von da läßt sich nichts anderes erwarten. Wir sind Fremde und noch dazu gehaßte Ausländer. Die, welche sich uns anschließen, treten dadurch zugleich von ihren bisherigen Gewohnheiten und götzendienerischen Wegen ab. Infolgedessen kann Verfolgung und Uebelwollen von seiten der Heiden nicht ausbleiben. Doch kann man

in diesem Fall immerhin obrigkeitlichen Schutz nachsuchen und auch solchen finden, während dies bei Zusammenstößen mit anderen Missionen, besonders mit den römischen Katholiken nicht immer möglich ist. Wir haben mancherlei Unruhen und Ausbrüche von Haß verschiedene Male in Itschang erlebt, aber nur in ganz seltenen Fällen haben unsere Heiden viel zu leiden gehabt von ihren heidnischen Volksgenossen. Nur im Jahre 1900 schädigte eine geheime Gesellschaft unser Werk und verübte allerlei Gewaltthaten gegen unsere Gemeindeglieder. So lange die Beamten nur einigermaßen wohlgesinnt sind, fürchten wir die Heiden wenig. Manche Missionare halten es zwar nicht vereinbar mit dem Geist des Christentums, in Zeiten der Verfolgung und heidnischer Bedrückung den Schutz der Regierung für sich und die eingeborenen Christen nachzusuchen, aber so lange die Verbreitung des Christentums auf Grund von Verträgen erlaubt, und den Eingeborenen Freiheit und Wahl in Dingen der Religion gestattet ist, ist es gewiß auch erlaubt, auf diesem Recht zu bestehen.

Mancherlei Nöte bereiten uns aber auch unsere eigenen Gemeindeglieder. Auf jedem Arbeitsfeld wissen die Missionare davon zu sagen so gut wie die Pfarrer in ihren heimatlichen Gemeinden. Da ist üble Nachrede und Verleumdung, Eifersucht, Streit und Zwietracht, Spielen und Opiumrauchen, Lüge und Trunksucht, was sich alles in die Gemeinden einzuschleichen und unter deren Gliedern festzusetzen sucht. Daß solche Uebelstände das Herz des Missionars sehr beschweren und den Frieden der Gemeinde stören, ist nur zu begreiflich. Doch kann es ja auch nicht anders sein. Es ist uns und der Kirche Christi nur gut, wenn solche Nöte nicht ausbleiben. Ein tiefer Friede und eine anhaltende Ruhe würde nur zu Trägheit und Schläfrigkeit führen. Und auch die Verfolgungen von außen dienen nur zur Stärkung der Gemeinde und schließen deren einzelne Glieder um so fester zusammen. Allein die Hauptsache ist, daß das Werk im Herrn gethan und seine Gemeinde im Glauben auferbaut wird. Dann wird sie auch im Sturme der Zeiten bestehen und den Sieg davontragen.

Missions-Zeitung.

Amerika. Auf der Jahresversammlung des Schwedischen Missionsbundes in Amerika trat ein Eingeborener aus Alaska auf, Namens Stephan Iwanoff, und hielt eine Ansprache, aus der wir folgendes mitteilen:

„Ich bin von Eurem Missionsfelde und bin geboren in Unalaklik. Ich erinnere mich noch wohl daran, wie ich zwölf oder dreizehn Jahre war. Damals gab es keine Missionsthätigkeit in jener Gegend, kein Wort von Gott, keinen, der das Evangelium predigte. Mein Volk war in der schrecklichen Finsternis des Heidentums. Sie wußten nichts von Gott, nichts von dieser gesegneten Bibel, die den Weg zum Himmel und zum ewigen Leben zeigt. Mein Volk glaubte an Geister, an böse Geister, ja an den Geist des Teufels. Wir hatten unter uns Personen, von denen wir glaubten, daß sie mit dem Teufel reden könnten. Er war unser Gott, bevor die Missionare mit der frohen Botschaft des Evangeliums dort hinaufkamen. Daraus könnt Ihr entnehmen, wie fürchterlich die Finsternis war, in welcher mein Volk wandelte. Und sie hatten keine Hoffnung nach dem Tode. Die Zauberer sagten uns, was wir thun sollten, und das thaten wir, denn wir glaubten an die Zauberer. Wir glaubten, daß sie Krankheit über uns schicken könnten, aber das war doch noch nicht das Schlimmste. Wenn ein Mann oder eine Frau alt und schwach wurde, sagte der Zauberer: Dieser Mann oder diese Frau ist sehr alt und kann nicht länger etwas ausrichten. Ihr sollt ihn darum nehmen und ihn in die Wildnis hinaustragen und ihn dort sterben lassen. Wenn ihr das nicht thut, so wird er euch seine Krankheit geben. Die Leute gehorchten. Sie nahmen den alten Mann und trugen ihn zum Sterben in die Wildnis hinaus. Wenn ein Kind geboren war, so konnte der Zauberer zu den Eltern kommen und sagen: Dieses Kind wird euch viel Last machen, darum ist es am besten, daß ihr es zum Sterben in die Wildnis hinaustragt. Und die Mutter stand auf und nahm ihr Kindchen in ihre Arme und trug es hinaus in die Einöde und legte es dort zum Sterben nieder. Seht, wie groß die Finsternis und das Elend war! Viel mehr von solchen Sachen könnte ich euch von jener Zeit erzählen.

Aber ich erinnere mich noch lebendig daran, wie unser erster Missionar im Jahre 1887 nach Unalaklik kam. Ich vermute, daß Ihr alle wißt, wer es war, nämlich Bruder Karlsson. Wir sahen vom Dorfe aus, wie er einsam am Strande wanderte, wir sahen, daß er hier und dort sich niederbückte und eine Blume pflückte. Es schien, als wäre er nicht entschieden, ob er es wagen sollte, vorwärts nach dem Dorfe zu gehen. Er konnte ja auch mit niemand dort sprechen. Aber ich freue mich, euch sagen zu können, liebe Freunde, daß mein Volk keine bösen Absichten gegen ihn hegte, als sie ihn einsam am Strande wandern sahen. Dieser Br. Karlsson verließ seine Heimat, er verließ seine Freunde, er verließ seine Gefährten im Dienste des Evangeliums in der Heimat, und er nahm seine Bibel

und zog nach Alaska, diesem kalten, finstern Lande, wo es keinen Gott gab. Was sollte er dort ausrichten können? Ach, wie viel durfte er dort ausrichten, denn Gott war mit ihm, Gott segnete seine Arbeit!

Als er seine Arbeit dort oben begann, begegneten ihm viele Schwierigkeiten: Mein Volk wollte weiter an böse Geister und Zauberer glauben, wie die Väter und Vorväter gethan hatten. Es galt für ihn, mit der Wahrheit des Evangeliums die Bollwerke des Unglaubens und der Abgötterei niederzuwerfen. Und Gott sei Dank, es ist ihm geglückt. Br. Karlsson begann seine Thätigkeit auf kluge Weise. Den ersten Schritt, sich meinem Volke zu nähern, that er damit, daß er in unsern schmutzigen Hütten wohnte, denen alle Bequemlichkeit fehlte, ja, die in der That nichts anders waren, als elende Erdhöhlen. Wenn er da hinein- oder hinausgehen wollte, so mußte er, wie alle anderen, auf allen Vieren durch den engen Gang kriechen, welcher da hinein führte. Aber bei dem allen fingen die Leute an zu verstehen, daß er ein guter Mann war, der ihnen wohl wollte. Seine Mahlzeiten teilte er mit den Kranken und Elenden. Er konnte anfänglich nicht zu dem Volke reden, er konnte nicht predigen, aber seine Güte gegen die Kranken war ein mächtiges Zeugnis, ein Zeugnis, welches jedermann sah und verstand. Die Eskimo konnten Br. Karlssons wirklichen Namen nicht behalten, und dafür gaben sie ihm einen Namen in ihrer eigenen Sprache. Sie nannten ihn ‚den Mann mit den doppelten Augen'.

Das ganze Dorf Unalaklik ist nun vollständig verändert. Ihr würdet erstaunt sein, wenn Ihr in dies Dorf kämet. Die Einwohner sind glücklich und froh, bereit, euch ihre Hände zum Willkommensgruß entgegenzustrecken. Sie sind willig, auf jede Weise die Missionsarbeit zu befördern. Sie bitten Gott mit Thränen im Auge, daß die Mission weiter arbeiten möge. Alles ist da oben wie neu, und diese glänzende Veränderung ist im Laufe von einigen wenigen Jahren geschehen. Gott hat geholfen, hat die Mission gesegnet. Diese herrliche Arbeit zum Heil der Seelen ist euer Werk. Ich weiß, daß viele von Euch für die Mission in Alaska beten und sie mit Geld unterstützen. Als ich Unalaklik verließ, war die Anzahl der Mitglieder in der Gemeinde hundert. Sie baten, daß ich Euch grüßen möchte. Denke daran, Bruder Stephan, riefen sie mir zu, den Missionsfreunden für alles zu danken, was sie an uns gethan haben und noch thun. Ich stehe heute vor Euch als ein Vertreter für diese Gemeinde von bekehrten, gläubigen Eskimo. Wir danken Euch. Wenn wir uns auf dieser Erde des weiten Abstandes wegen nicht wieder begegnen, so können wir uns deshalb im Himmel begegnen. Und diese lichten Aussichten

haben wir erhalten durch Gottes große Gnade und Liebe in Christus Jesus und durch die Mission in Alaska."

Afrika. Nach den Berichten des Oberkommissars Sir F. Lugard blüht die Sklavenjagd und der Sklavenhandel noch immer im britischen Protektorat von Nord-Nigeria. Sobald das Gras trocken wird rücken alljährlich große Banden aus, um Sklaven zu erjagen. Dabei nehmen sie keinerlei Rücksicht auf ihre Jagdgründe. Was nicht als Sklave zu gebrauchen ist, wird niedergemacht; die Dörfer werden niedergebrannt, die Flüchtlinge läßt man im Busch umkommen. Zwar hat die königliche Nigerkompagnie schon früher dem Uebel dadurch zu wehren gesucht, daß sie im Jahre 1897 das Gebiet südlich vom Niger von der Herrschaft Bidas abtrennte, aber die Erlösung kam zu spät. Denn die ganze Gegend ist entvölkert, und Hunderte von Ruinen sind die traurigen Zeugen einer früheren zahlreichen Bewohnerschaft und ihres Wohlstandes. Lugard hat nun bereits einige der Hauptsklavenjäger unschädlich gemacht. So hat er z. B. den Emin von Bida abgesetzt und einen andern eingesetzt. Er hofft auch, daß die Fulani künftighin von den Sklavenjagden abstehen werden und will nun auch den Greueln in Bautschi steuern, wohin er eine Expedition unternommen hat. Lugard hat eine Verordnung erlassen, durch welche nicht nur verboten ist, ferner noch Menschen zu Sklaven zu machen, sondern worin auch bestimmt wird, daß jedes nach dem 1. April 1901 geborene Kind frei ist. Besondere Fürsorge erfordern die Sklavenkinder, welche aufgegriffen und befreit werden, wenn sie außer Lands gebracht werden sollen. Die größeren Knaben werden in Werkstätten, größere Mädchen zu den Pflegerinnen in Krankenhäusern gebracht, während die kleinen Kinder in einem Heim für befreite Sklaven Aufnahme finden. Die Hauptaufgabe, meint Lugard, wird darin bestehen, die Handelsstraßen nach Kano, wo die Karawanen von Tripolis, Marokko und der Sahara aus dem Norden, vom Tsadsee und Wadai aus dem Osten und von Salaga aus dem Westen zusammentreffen, gegen die Ueberfälle der Emire zu sichern. Zu dem Zwecke tritt er ernstlich für einen Eisenbahnbau vom Niger nach Kano ein.

Japan. Nach der neuesten Statistik von Ende 1901 giebt es jetzt in Japan 129 134 Christen, darunter: 46 634 Protestanten, 26 680 griechische Katholiken, 55 824 römische Katholiken. Der Zuwachs beträgt bei den Protestanten 4183, bei den griechischen Katholiken 686 und in der römischen Kirche 1222, zusammen 6091. Bei einer Bevölkerung Japans von 45 Millionen kommen also jetzt auf je 10 000 Einwohner 29 Christen. Rechnet man den Jahreszuwachs

der Bevölkerung auf 500 000, d. i. ein Neunzigstel der Bevölkerung, so beträgt im Vergleich damit der Zuwachs der Christen ein Zwanzigstel ihres vorherigen Bestandes. Das ist ein Resultat, mit dem man zufrieden sein kann. Vergleicht man die Zunahme der drei Hauptgruppen in in der japanischen Christenheit, so hat sich die römische Kirche um ein Fünfundvierzigstel, die griechische um ein Achtunddreißigstel vermehrt, dagegen sind die Protestanten um ein Zehntel gewachsen. Das läßt erkennen, wo die größte Energie der Ausdehnung zu finden ist, besonders wenn wir noch berücksichtigen, daß die Protestanten im Jahre 1901 nur 796 Kinder getauft haben, die Römischen dagegen 3021 neben 1370 Erwachsenen, wobei allerdings nach römischer Praxis viele Kindertaufen bei Todesgefahr stattfinden, z. B. im Jahre 1900 allein 1301, also für das Anwachsen der Christenzahl nicht in Betracht kommen können.

Die Zahl der in Japan arbeitenden protestantischen Missionsgesellschaften beträgt wie im Vorjahre 32. Die schottischen Presbyterianer, die seit 1874 im Lande arbeiteten, haben sich wieder zurückgezogen. Dagegen ist die von dem bekannten Dowie gestiftete christkatholische Kirche Zion aus Chicago mit zwei Missionaren und sechs Missionarinnen eingerückt. Auch die Mormonen haben sich eingefunden. Die Gesamtzahl der Missionare (inkl. Frauen) betrug Ende 1901 im ganzen 782, ein Zuwachs von 25, der hauptsächlich auf Rechnung der 276 ledigen Missionarinnen kommt, die an Zahl den männlichen gleich sind. Der Nationalität nach gehören allein 576 von 782 den Vereinigten Staaten von Nordamerika an, so daß man mit Hinzurechnung der 40 Kanadier sagen kann, daß das Missionswerk in Japan zum größten Teil in amerikanischen Händen liegt. Das britische Reich ist daran mit 206, Skandinavien mit neun, Deutschland mit sechs Personen beteiligt. — Die im Jahre 1900 vorhandenen 16 theologischen Schulen sind auf 13 mit 105 Studierenden zurückgegangen. Ebenso ist die Zahl der Schüler in den Missionsschulen von 11 669 (im Jahre 1900) auf 10 500 (im Jahre 1901) gesunken, während der Höhepunkt im Jahr 1898 mit 12 342 Schülern erreicht wurde. Die Gründe für den Rückgang dieser Schulen liegen teils in den Schwierigkeiten, die den Privatschulen von den Schulbehörden bereitet werden, teils in der Zunahme der öffentlichen Schulen und deren nationalem Charakter. Eine bedeutende Steigerung dagegen haben die Jahresbeiträge der japanisch-protestantischen Christen erfahren. (Nach: Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft Nr. 9.)

Frau Dr. Suse Rijnhart in tibetischer Tracht.

Die Verwüstung
der Hermannsburger Missionsstationen in Transvaal.

Von Missionar a. D. Thomas Petersen.

Der Vernichtungskrieg der Engländer gegen die südafrikanischen Burenrepubliken hat viel Not und Elend über Südafrika gebracht und besonders auch die Hermannsburger Missionsstationen sehr in Mitleidenschaft gezogen. Der Verlust an Missionseigentum, die Trübsal in vielen unserer Missionsfamilien und den Familien vieler anderer, mit unserer Mission verbundenen Deutschen, die Verwirrung in unsern großen heidenchristlichen Gemeinden und die mancherlei Greuel, die im Gefolge dieses Krieges geschehen sind, haben dem Werke des Herrn unersetzliche Verluste gebracht. Die Früchte der mehr als 50jährigen Arbeit sind zum großen Teil zerstört.

Die Mission hat den politischen Ereignissen neutral gegenüber gestanden, und die Missionare haben sich in keinerlei Weise in die Politik eingemischt. Die Buren haben sie nicht als ihre Verbündeten angesehen und ihre Stationen auch nicht als strategische Positionen gebraucht. Die Missionare haben den Buren keinerlei Veranlassung dazu gegeben, und die Lage der Stationen ist nicht der Art, daß sie sich hiefür besonders eigneten. Sie haben vielmehr als Diener des Herrn Jesu Christi ihres Amtes unter ihren schwarzen Christen und Heiden gewaltet und haben ihren Einfluß auf die Eingebornen dazu benutzt, daß sie sich ruhig verhielten und keinen Aufstand veranlaßten, denn dadurch wäre der Jammer im Lande noch größer geworden. Die Söhne der Missionare allerdings waren Bürger des Landes, deshalb konnte es den Vätern nicht als Unrecht angerechnet werden, daß sie dem Rufe ihrer Regierung zu den Waffen folgten.

Schon Jahre lang vor dem Kriege hat Gott in seiner jetzt erkennbaren Gnade das Land durch mancherlei Landplagen, wie Dürre, Mangel, Hungersnot, Heuschrecken, Rinderpest und Fieber vorbereitet. Auch unsere Missionsangehörigen sind durch Uebung im Leiden gestählt worden, so daß sie mit großer Geduld die noch größeren Leiden, die der Krieg mit sich bringt, tragen und immer noch Gottes Güte und Barmherzigkeit preisen. Schon am Hermannsburger Missionsfeste 1898 sagte Missions-Direktor Haccius in seinem Berichte: „Wahrlich, des Herrn Hand hat unsere Mission hart geschlagen, und unsern Herzen ist weh, wenn wir an die armen, so sehr heimgesuchten Familien denken." Der Tod hielt seine Ernte unter den Missionaren und in deren Familien. Eine Anzahl Stationen mußte zeitweilig unbesetzt bleiben. Die Leiden und die Todesfälle haben auch während des Krieges nicht aufgehört. Dennoch ist die Missionsarbeit unaufhaltsam vorwärts gegangen, und die Heiden haben sich in Haufen von Hunderten und mehr taufen lassen.

Im Jahre 1898, vor dem Kriege, war die Zahl der Stationen im Sululande 20, mit 4572 eingebornen Gemeindegliedern. Im Betschuanenlande betrug die Zahl der Stationen 26 mit 40078 eingebornen Gemeindegliedern.

Da brach am 18. Oktober 1899 der unselige Krieg aus. Nach dem Einbruch der Buren in Natal hatten die dortigen, unter englischer Oberhoheit stehenden Stationen auch sehr zu leiden, doch nicht in dem Maße, wie später die Missionsstationen in Transvaal. Nach der Eroberung von Johannesburg und Prätoria begann die englische Armeeleitung eine systematische Jagd auf die zerstreuten Burenabteilungen in Transvaal. Um ihnen jeglichen Schutz und Anhalt zu nehmen, zerstörten die Engländer bekanntlich die Farmen und führten die Burenfamilien in große Konzentrationslager, wo sie wie Gefangene eingeschlossen waren. Das Land wurde in rücksichtsloser Weise verwüstet, die Häuser verbrannt, das Vieh hingemordet.

Im Westen Transvaals wurden die Stationen längere Zeit wenig vom Kriege berührt, nur daß sie unter der Teuerung sehr litten und durch Lencoe, den König der Bakhatla in steter Angst gehalten wurden, welcher seinen Sitz in Britisch-Betschuanaland hat, über die Grenze brach und verheerend, raubend, brennend und mordend seine Raubzüge in Transvaal ausführte. Wie schwer

es schon damals den westlichen Bewohnern Transvaals wurde, davon zeugt der Brief eines Missionars, worin es heißt: „Was will die bisherige Not, Heuschrecken, Dürre, Pestilenz unter dem Vieh und später unter den Menschen, und jahrelange bittre Hungersnot sagen gegen den Krieg und das Blutvergießen, Aufruhr und Empörung, die jetzt unser Land betroffen haben, von fremden Völkern im fremden Lande angestiftet. Das Missionieren und das Gemeindeleben hat seit dem Ausbruch des Krieges bedeutend gelitten. Die Schulen mußten aufgehoben werden."

Während des gegenseitigen Jagens der Engländer und der Buren in Transvaal trafen im Jahre 1900 lange Zeit gar keine Nachrichten von den Missionaren ein. Alle Verbindungen hatten aufgehört. In der Heimat war alles voll Spannung, wie es auf den Stationen stehe, und große Besorgnis erfüllte die Gemüter. Eine Menge Briefe kam als unbestellbar aus Afrika an die Absender zurück. Die Briefe der Missionare kamen nicht durch. Endlich traf ein Privatbrief einer jungen Missionarsfrau ein, der trotz großer Entfernung durch einen Kafferboten nach Mafeking gebracht wurde und dort einen sichern Postweg fand. Nach demselben befanden sich zu der Zeit die Engländer im Westen Transvaals bei der Station der Schreiberin und hatten nach ihrer Meinung das ganze Land eingenommen, erklärten den Krieg für beendigt und gebärdeten sich als die Herren des Landes. In Zeerust lagen 2000 Mann mit 72 Kanonen. Da eines Tages kamen 500 Buren, und die Engländer zogen sich zurück. Nun waren die Buren wieder Herren. Viele, die schon die Waffen niedergelegt hatten und den Neutralitätseid zu schwören gezwungen worden waren, wurden jetzt wieder zu den Waffen kommandiert. Um ihr Wort nicht zu brechen, mußten sie deshalb vor den eigenen Freunden ins Feindesland fliehen. Es entstand eine heillose Verwirrung.

In Hebron stand der alte, 72jährige Missionar Kaiser, unterstützt von seinem Sohne, dem jungen Missionar Kaiser. Zwei ältere Söhne des Missionars befanden sich beim Burenheere und besuchten den Vater auf der Station, auch soll dieser den Söhnen Lebensmittel gesandt haben. Dies wurde den Engländern angezeigt. Die Folge war, daß Vater und Sohn, welch letzterer noch dazu am Fieber krank lag, gefangen genommen und nach Kapstadt transportiert wurden! Später wurden sie in ein Lager gebracht und

dann nach Prätoria entlassen, wo sie sich frei bewegen durften, aber sich selbst unterhalten mußten. Der junge Missionar Wenhold wurde ebenfalls gefangen nach Kapstadt geführt und mit andern Burengefangenen nach Indien deportiert. Noch andere Missionare wurden gefangen genommen und nach Prätoria gebracht. Die Brüder durften sich innerhalb der Stadt frei bewegen, bekamen aber keinen Unterhalt. Die Not stieg zuletzt in dem Maße, daß ihre Frauen für Geld bei andern Leuten waschen mußten, damit sie nur zu essen hatten. Später gelang es der Hermannsburger Missionsverwaltung zweimal 5000 Mark nach Prätoria an den dortigen deutschen Konsul zu schicken, die den notleidenden Missionsfamilien zustatten kamen. Obwohl die Missionare bei den Plünderungen und Verheerungen durch die englischen Truppen auf den Stationen, sowie bei ihrer Gefangennehmung keinerlei Widerstand leisteten, wurden sie bei ihrer Wegführung doch sehr hart behandelt, und erst später wurde die Behandlung besser, nachdem sie den Schutz des deutschen Konsuls hatten anrufen können. Wo die Missionare noch auf ihren Stationen bleiben durften, stieg die Not aufs höchste. Handel und Verkehr waren vollständig unterbrochen; nichts war zu kaufen. Maisbrei ohne Salz war ihre Nahrung, Kaffee, Thee, Zucker, Kartoffeln, Brot, Butter u. s. w. gab es nicht mehr. Die Abende mußten sie im Dunkeln zubringen, weil sie kein Licht mehr hatten. Zum Waschen gab es keine Seife mehr. Das Abendmahl konnte stellenweise nicht mehr gefeiert werden, weil der Wein mangelte.

Am meisten litten die Stationen am Magalisgebirge. Auf der Station Berseba am Sterkstrom, einem Nebenflusse des Krokodilflusses, wohnten vier Missionarsfamilien. Die Station liegt in einer fruchtbaren Gegend. Das Seminar zur Ausbildung eingeborner Gehilfen befand sich da und wurde zum größten Teil durch die dortige ausgedehnte Landwirtschaft unterhalten. Das Klimafieber hatte schon fast alle Bewohner der Station aufs heftigste heimgesucht. Frau Missionar Schepmann war gestorben, die andern hatten sich erholt. Im November 1899 wurde dem Missionar Schepmann sein Pferd weggenommen, vom Kriege hatten die Missionare aber lange nichts zu leiden. Im Juni 1900 kamen die abkommandierten Gemeindeglieder fast alle wieder zurück. Dann kamen Engländer, die sehr freundlich waren. Vom Juli bis September stand die Station wieder unter der Obrigkeit der Buren.

Von ihren Pferden wurden in dieser Zeit über 15 000 Hafergarben gefressen und noch mehr nach dem Lager gebracht. Bezahlt wurde selten, meistens wurde eine Anweisung gegeben. Es wurden auch von manchem armen Bur Garben gestohlen. Dann kam Ende September eine große Macht der Engländer, vor der die Buren sich zurückzogen. Eine Truppe der Engländer trieb das Stationsvieh (84 Kopf) vom Felde weg. Mit Mühe gelang es dem Missionar, zwei Kühe behalten zu dürfen.

Im Oktober kam ein neuer Trupp von 2000 Mann, der sich rund um die Station lagerte. Im Schweinestall fand man das dort aufbewahrte Dynamit. Ein Soldat schüttete einen Teil davon unweit des Hauses aus, und dann wurde der Missionar beschuldigt, es gethan zu haben, um die Truppen ins Unglück zu bringen. Sämtliches Gemüse im Garten wurde vernichtet, man nahm viel Hafer und Weizen, alle Hühner, Schweine, Eier, alles Fleisch, Mehl und Gerätschaften. Fenster und Thüren wurden aufgebrochen. Als endlich auch Feuer auf das Grasdach des Hauses geworfen war, wurde eine Wache gestellt, die das Haus beschützen sollte. Da der leitende Offizier, ein Kapitän Williams, den Missionar persönlich grob behandelte, war es letzterem nicht möglich, um Schonung und Schutz zu bitten. Als die Truppen und damit auch die Wache, fortgezogen, wurde wieder zweimal Feuer aufs Dach geworfen, aber jedesmal blies es ein Windstoß aus. Missionar Schepmann mußte mit nach Rustenburg, doch wurde er nicht in Gefangenschaft behalten; er wäre den Truppen dort wohl nur lästig geworden. Mit einer Bescheinigung für 5000 Hafergarben wurde er wieder nach Hause entlassen. Im November kam General Broadwood mit seinen Truppen und zerstörte alles Korn und allen Hafer am Sterkstrom entlang. Auf der Station Berseba ließ er auf Bitten des Missionars ein gut Teil zurück. Die Truppen nahmen so viel Hafer, als sie verfüttern und wegfahren konnten, zerstörten alle Wagen auf der Station durch Zerschlagen der Hinterräder und nahmen fast alle Zugochsen weg. Dem Missionar gaben sie eine Bescheinigung für 8000 Hafergarben, obwohl sie viel mehr genommen hatten, auch der geraubte Weizen und die zwölf Wagenräder, die sie zerschlagen hatten, wurden bescheinigt. Die Behandlung war übrigens eine persönlich freundliche. Der Missionar erhielt auf seine Bitte auch einen Paß, daß er Berseba verlassen dürfe. Am 6. Januar

kam eine Abteilung von General Pagets Truppen. Ein vorausreitender Bote brachte die Nachricht, daß die Bewohner der Station einpacken sollten, es würden gleich Wagen kommen, um alle Weißen nach Prätoria zu bringen. Ein Hauptmann kam, der dem Missionar seinen Paß abnahm und ihn einsteckte. Dann kam jemand, der den Missionaren Schepmann, Meyer und E. Lüneburg, dem ältesten Sohne der Witwe des früheren Missionars Lüneburg, den Befehl brachte, daß sie zum General nach Bethanie kommen sollten. Die vier Packhäuser der Station wurden unterdes niedergebrannt; sie hatten einen Wert von 280 Pfund Sterling (= 5600 Mark). Gewaltsam wurden die beiden Missionare weggeführt und grob behandelt. Die Frauen und Kinder blieben auf der Station. Bruder Schepmann wurde der Abschied von seinen mutterlosen Kindern sehr schwer, aber er getröstete sich der Witwen, die sich ihrer annahmen. In Bethanie angekommen trafen sie Missionar W. Behrens und dessen Vetter, Kaufmann A. Behrens, bereits als Gefangene an. Bis halb vor Prätoria wurden die Missionare mit Burengefangenen zusammen transportiert.

Die Behandlung war eine harte; die ersten 24 Stunden bekamen sie nichts zu essen, nachts mußten sie im nassen Grase schlafen. Missionar Behrens' und seines Vetters Familien wurden auch mitgeführt. Nun wurden sie von den Burengefangenen getrennt und nicht mehr Gefangene genannt; man sagte ihnen, sie seien nach Prätoria gerufen. In Prätoria wurden sie von einem Offizier nach Irene, einer Farm, wo sich ein sogenanntes „Flüchtlingslager" befand, gesandt, und von nun an hießen sie Flüchtlinge, d. h. solche, die vor den Buren geflohen seien. So wurde ihre Sache auf den Kopf gestellt. Die Behandlung war jetzt eine freundlichere. Ihre Bitte, nach ihren Stationen zurückkehren zu dürfen, wurde abgeschlagen; Schepmann wurde versprochen, daß die Frauen und Kinder von Berseba nachgeholt würden. Darauf, so wurde ihnen gesagt, sollten sie alle frei nach Hamburg befördert werden. Missionar Schepmann meldete sich hierauf als deutscher Staatsangehöriger, der Verwalter der deutschen Missionsfarm Berseba sei, und bat, zum deutschen Konsul in Prätoria gelassen zu werden. Am andern Tage bekamen er und Missionar W. Behrens aus Bethanie die Erlaubnis, nach Prätoria zum deutschen Konsul reisen zu dürfen. Sie legten dem Konsul ihre Sache vor. Derselbe nahm sich ihrer

treulich an und durch seine Verwendung wurden die Missionsgeschwister aus dem Lager entlassen und kamen nach Prätoria, wo sie, ebenfalls durch des Konsuls Bemühungen, die Erlaubnis erhielten, nach ihren Stationen zurückkehren zu dürfen. Bei der Abreise des Missionars Schepmann von Berseba befand sich dort außer dem Inventar der Missionare, Missionseigentum im Werte von 1000 Pfund Sterling (= 20000 Mark), alles übrige war zerstört und geraubt. Der Missionar fand auch manche Filiale der Station zerstört und die Eingebornen vertrieben. Die Zuchtlosigkeit hatte überhand genommen. Der zu der Zeit in Berseba schon erlittene Schaden der Mission belief sich auf mehr als 1600 Pfund Sterling (= 38000 Mark).

Auf der Station Bethanie war man noch rücksichtsloser vorgegangen als auf Berseba. Der Missionar wurde grob behandelt. Die Kirchenbücher und das Missionsgeld konnte Missionar Behrens vor seiner Gefangennahme noch dem christlichen Könige des Stammes zur Verwahrung übergeben. Nach seiner Gefangennahme wurde die ganze Station ausgeplündert, und noch ehe die beiden Familien fortgeführt wurden, begann das Rauben und Zerstören durch die rohen Soldaten, sogar schon, als die Frauen und Kinder noch in den Häusern waren. Am andern Morgen nach der Wegführung der beiden Familien kamen eingeborne Christen ihnen nachgelaufen und erzählten, daß die ganze Station zerstört worden sei. Den Plünderern waren noch 90 Pfund Sterling (= 1800 Mark) in die Hände gefallen, die Frau Behrens in der Eile des Abzuges vergessen hatte. Ihrem Manne hatten die Soldaten keine Zeit gelassen etwas zu ordnen, sondern ihn schnell gefangen genommen. Als die Christen Einsprache gegen die Plünderung und das Zerstören erhoben, wurden sie mit Fäusten und Gewehrkolben weggetrieben. Die beiden eingebornen Mägde, die ihren Frauen in die Gefangenschaft folgten, liefen zurück nach der Station und sahen die völlige Zerstörung. Sie kamen wieder und brachten ein Packet mit, das wahrscheinlich ein Soldat in der Nacht vergessen hatte. Es waren Photographiealbums, Thermometer, Kinderzeug, Messer und wer weiß was alles in einem Tischtuch beisammen, aus allen Teilen und Kommoden der Häuser zusammen geraubt.

Missionar Behrens sandte hierüber einen ausführlichen Bericht an den General-Major Maxwell, der denselben mit einem Begleit-

schreiben an Lord Kitschener schickte. Hierauf bekamen die Missionare die schon erwähnte Erlaubnis, nach ihren Stationen zurückkehren zu dürfen.

Die Brüder Schepmann und Meyer reisten nun wieder nach ihrer Station Berseba, wo sie ihre Familien und die andern Frauen und Kinder noch antrafen. Behrens reiste nach Bethanie, um nach dem Rechten zu sehen. Die Gemeinde hatte unter der Leitung des Königs schon ein wenig Ordnung gemacht, aber die Zerstörung war eine so vollständige, daß Behrens wieder nach Prätoria zurückkehrte. Das Weinen und die Trauer der Gemeinde beim Abschied war groß. Später begab sich Behrens nach Natal.

„Die Welt im Norden der Magalisberge ist wie ausgestorben, allenthalben verwüstete und abgebrannte Häuser, kein Wagen, kein Vieh, kein Mensch zu sehen, als nur wo Betschuanen wohnen. Am großen Transportwege liegt es allenthalben voll toter Pferde und Ochsen, selbst an den Flüssen entlang und im Wasser bei den Ausspannplätzen. Allenthalben halten die Aasvögel ihr Mahl. Kommt nach diesem Kriege nicht eine Pest ins Land, dann ist es zu verwundern. Armes Land!“ schreibt einer der Missionare.

Nicht alles von den Stationen ist bekannt geworden. Die englischen Truppen sind durchschnittlich sehr roh gewesen, doch manche waren auch rücksichtsvoll und freundlich. Es ist vorgekommen, daß eine Missionarswitwe hinter einer englischen Truppe, die das Stationsvieh wegtrieb, herlief, und flehentlich bat, ihr doch wenigstens eine Kuh für ihre Kinder zu lassen. Der Offizier wurde aber wütend und schoß die betreffende Kuh vor ihren Augen nieder. „Die Engländer kommen“! wurde nach und nach ein stehender Schreckensruf. In Jericho wurde das Missionshaus ausgeplündert und demoliert. Der Missionar von Jericho befindet sich seit vor dem Kriege in Deutschland, und nur seine beiden erwachsenen Kinder, ein Sohn und eine Tochter, waren in Jericho, sind dann aber nach Prätoria gezogen. In Rustenburg ist fast alles ruiniert und vernichtet. Der alte Missionar Wenhold in Kana wurde nach Prätoria gebracht. Ebenso die Missionare Penzhorn, Holdt und Müller (Krondal), ersterer als Gefangener. Morgensonne ist ausgeplündert und Missionar Fitschen mit Weib und Kind nach Prätoria gebracht, von wo er nach der Heimat entlassen wurde. Missionar H. Behrens befand sich in Hebron, wo er vikarierte, als seine Station Mosetla

ausgeplündert wurde. Die Nachrichten von all diesen Stationen sind unvollständig.

Im Sululande steht es, soweit die Hermannsburger Stationen in Natal liegen, verhältnismäßig gut, obgleich der Krieg auch dorthin seine großen Schatten geworfen hat. Im Nordsululande aber, das zu Transvaal gehört, haben die Engländer ebenfalls große Verheerungen auf den Missionsstationen, und besonders in den deutschen Ansiedelungen Lüneburg und Bergen angerichtet. Hier sind die Missionsstationen und sämtliche deutsche Farmen vollständig von den Engländern ausgeplündert und zerstört. Mit den Büchern und dem Holze der Möbel des Missionars und Pastors Schulenburg in Lüneburg haben die englischen Soldaten ihren Thee gekocht. Pastor Schulenburg wurde gefangen genommen und später nach Deutschland entlassen.

Missionar Stallbom in Bethel, der sich in die politischen Beziehungen zwischen den Engländern und den Buren niemals im geringsten gemischt hat, und nur in Gemeinschaft mit dem Sulukönig Dinisulu für das Wohl der Kaffern sorgte, und diese vor einem Aufstand zu bewahren suchte, war den umwohnenden Engländern ein Dorn im Auge. Wäre der Kaffernaufstand nicht unterdrückt worden, so wäre derselbe für alle Weißen verhängnisvoll geworden, für die Engländer, wie für die Buren, denn sie hassen alle gleichmäßig. Im Jahre 1900, ehe die Engländer nach Transvaal kamen, reiste Missionar Stallbom nach seiner Filiale Osutu, die in englischem Gebiet liegt. Vom englischen Magistrat des Gebietes hatte er die Versicherung, daß er dort sicher sein werde, doch gleich nach seiner Ankunft daselbst wurde er gefangen genommen und ein Jahr lang so streng behandelt, daß er nicht einmal mit seiner Familie in Bethel korrespondieren durfte. Endlich bekam er die Erlaubnis nach Deutschland zu reisen, wo er sich jetzt befindet, während seine Familie noch auf der Station Bethel ist. Daselbst ist vom englischen Militär viel geraubt worden, doch ist die Station vor Zerstörung bewahrt geblieben.

Auch die anderen Stationen, wo die Witwen der verstorbenen Missionare Wolf und Volker wohnen, sind ausgeraubt, aber nicht zerstört. Auf Esighlengeni, einer Station, wo ein eingeborner Katechet unter der Aufsicht eines Pächters arbeitete, ist alles zerstört. Die Station Entombe ist vollständig ausgeplündert worden, selbst

Fenster und Thüren sind aus den Häusern gerissen, um als Feuerholz zu dienen, und sämtliche Bäume auf der Station sind für einen Brückenbau abgehauen. Der Missionar Wagner konnte mit den Seinen nicht mehr auf der zerstörten Station bleiben, und alle reisten nach Neu-Hannover in Natal. Die Raublust der Soldaten war so groß, daß, während ein Offizier in der Stube mit den Hausinsassen sprach, einer durch das Fenster in die Schlafkammer der Witwe Filter kroch und deren Bettdecken und Laken stahl. Als die Frau abends zu Bett gehen wollte, fand sie ihr Bett leer. Bei seiner Abreise erhielt zwar der Missionar eine Bescheinigung für alles Geraubte und Verwüstete, aber damit ist der unabsehbare Schaden, der auf den einzelnen Stationen angerichtet worden ist, nicht annähernd gut gemacht.

Gott selbst wolle, nachdem nun endlich am 1. Juni der Friede geschlossen worden ist, alle die vielen Wunden im Lande und auf den Missionsfeldern Südafrikas heilen!

Ein abenteuerliches Missionsunternehmen.

(Schluß)

Endlich in Sicherheit.

Es lag noch ein weiter Weg vor Frau Rijnhart, und auch der Gefahren gab's noch manche zu bestehen. Besonders an der Grenze der Provinz Szetschuen war das Gebiet wegen der Räuber gefürchtet, die aus den Thälern des Berglandes hervorzubrechen und die Karawanen zu überfallen pflegen. Wie schwach es um die von der Regierung gestellte Eskorte bestellt war, läßt die Thatsache erkennen, daß Frau Rijnhart streckenweise nur Frauen zu Führern erhielt. Auch der Weg war stellenweis nicht ganz ungefährlich. Führte er doch hie und da als schmaler Pfad über steile Bergketten, vorbei an tiefen Abgründen, in denen die Gebirgswässer rauschten, über Gestein und Eis, das die Eingebornen mit Asche bestreut hatten, um den Absturz in die grausige Tiefe zu verhüten. Der Weg führte aber auch durch Thalschluchten von wunderbarer Schönheit, die im üppigen Schmuck der Bäume, Farnkräuter, Moose und Schlingpflanzen prangten und wo sich der Pfad im Zickzack zwischen hohen Felsen und

Steinblöcken dahinschlängelte. An einer dieser romantischen Stellen hatte das Jahr zuvor ein Erdbeben eine furchtbare Katastrophe herbeigeführt. Eine Bergwand hatte ein großes Kloster und mehrere Weiler samt ihren Insassen unter ihren Trümmern begraben, dem Fluß eine andere Richtung gegeben und die Karawanenstraße auf mehrere Meilen weit zerstört. Nun führte nur noch ein schmaler Pfad zwischen dem Chaos der Trümmermassen über die schwindelnde Anhöhe hinüber. Zugleich aber näherte man sich mehr und mehr dem Gebiet der Kultur, worauf schon der Umstand schließen ließ, daß die Flüsse auf Brücken überschritten oder in Fähren gekreuzt werden konnten. Dabei zeigten sich die Bewohner des Landes, selbst die nomadisierenden, freundlich und zuvorkommend, und wenn auch Frau Rijnhart ihre Wohnstätten selbst nicht betreten durfte, so wies man ihr doch gerne einen Winkel auf der Veranda oder in einer Scheune an, wo sie unbelästigt nächtigen durfte. Auch fanden sich unterwegs kleine Reisehäuser, die meist leer standen. Doch zog sie es meist vor, die Wohnstätten der Eingebornen aufzusuchen, wo Frauen und fröhliche Kinder ihr trauriges Herz erfreuten.

Endlich war das große Lamakloster Gosa Gomba erreicht, wo ihr Führer sie einem alten Mann übergab, der die von der Regierung zu stellende Eskorte zu besorgen hatte. Sie hielt sich hier zwei Tage auf, hatte aber mancherlei von der Zudringlichkeit der jüngeren Lamas auszustehen, bis sich einige alte Nonnen ihrer annahmen. Gern verließ sie diesen Ort, auf dessen vergoldeten Türmen und bunten Ziegeldächern die Sonne in allen Farben spielte. Ein Lama, mit einer Trommel und einer Glocke auf dem Rücken, begleitete sie ein Stück Wegs, um in einem Dorfe seine Gebete herzuleiern und die Trommel zu schlagen. An einem riesigen Denkmal vorbei, das sich am Eingang in vier Thäler erhob, wurde sie von ihrer Eskorte zu einem großen Bauernhause geführt, das hoch oben auf einem Hügel lag. Hier vernahm sie zu ihrem Schrecken, daß der Alte sie statt auf die Karawanenstraße auf einen Nebenweg gewiesen hatte, auf dem sie erst nach Monaten die chinesische Grenze erreichen würde. Das veranlaßte sie, am andern Morgen wieder nach Gosa Gomba zurückzukehren und dem Alten gegenüber darauf zu bestehen, daß sie auf der Heerstraße ihre Reise fortsetze. Mit aller Hartnäckigkeit erklärte ihr dieser jedoch, daß er ihr für diesen Weg keine Eskorte stellen könne. Alles was er that, war, daß er sie wenigstens für die Nacht auf ein Dörfchen an der Heerstraße verbringen ließ, wo sie vor der Zudringlichkeit der Lamas sicher war. Im Dörfchen waren die Leute gerade am Dreschen ihrer Gerste. Je zwei und zwei standen sich gegenüber und schwangen im Takt ihre Flegel, wobei sie abwechselnd ihr bud-

dhistisches Sprüchlein sangen: om mani padme hum. Es war eine anheimelnde Erntescene, der auch die Kinder frohsinnig anwohnten, während Frau Rijnhart in einem Winkel der Veranda saß und zuschaute.

Da trat ein Chinese in das Gehöft herein, um einige Ochsen für sich und seine Begleiter zu mieten, da er sich auf der Reise nach Tailin, drei Tagereisen von Tatschienlu, befand. Seine Begleiter bestanden aus seinem Vater, seinem Onkel und einigen Lehrjungen, alles gelernte Schmiede, die den Sommer über in Tibet gearbeitet hatten und nun den Winter über ins mildere China zurückkehren wollten. Ihnen beschloß Frau Rijnhart sich anzuschließen und im Notfall auf die langsame Beförderung durch die Regierung zu verzichten. Sie that wohl daran, denn schon in den nächsten Tagen erkannte der Häuptling eines Zeltlagers ihren Paß nicht an, weil er nicht von einem entfernt wohnenden Beamten untersiegelt war. Den chinesischen Schmieden konnte sie sich getrost anvertrauen, denn nicht nur waren sie wegkundige Leute, unter deren Führung sie auf die rascheste Weise ihr Ziel zu erreichen hoffen durfte, sondern sie zeigten sich auch dienstbereit und zuvorkommend.

Das Wetter war außerordentlich rauh, als sie miteinander einen hohen Paß erklimmten. Trotz der Kälte mußten sie mehrere Nächte im Freien zubringen und Frau Rijnhart holte sich bei dieser Gelegenheit Frostbeulen, an denen sie in der Folgezeit noch lange zu leiden hatte. Die Männer trugen ihre Werkzeuge, Bettzeug und sonstige Habe auf dem Rücken, zwei von ihnen schleppten das Gepäck unserer Reisenden. Unterwegs begegneten ihnen Tausende von Yaks, die mit Thee und Häuten beladen waren; auch stießen sie ab und zu auf Prozessionen von Lamas, denn die Gegend war gut bevölkert und wies viele kleine Klöster auf.

Nachdem sie die Stadt Kanze mit ihrem großen Kloster und einem schönen chinesischen Tempel passiert hatten, erreichten sie das nicht weniger wichtige Tschango, dessen Kloster über zweitausend Lamas beherbergt, die in einem sehr schlechten Ruf stehen. Sie umgingen deshalb die Stadt, waren aber noch nicht weit gekommen, als sie vor sich auf der Straße einige betrunkene Tibeter bemerkten, die von etlichen armen Reisenden Geld erpreßten. Es waren sechs Mann, die einer kleinen Truppenabteilung angehörten, welche Steuern eingetrieben hatte und an jenem Morgen aufgelöst worden war. Bei dieser Gelegenheit hatten sie sich im Wein übernommen und waren nun der Schrecken aller Reisenden, die in ihre Klauen fielen. Schon glaubten Frau Rijnharts Begleiter von ihnen nicht bemerkt worden zu sein, als sie plötzlich dahergesprengt kamen und die Reisenden anhielten. Mit dem

Ruf: Wohin wollt ihr? fielen sie über den einen Burschen her, zogen ihn am Zopf hin und her und durchsuchten sein Bündel. Schließlich ritt auch der eine dicht an die von Angst erfüllte Frau Rijnhart heran, riß sein Schwert aus der Scheide und schwang die blanke Klinge über ihrem wehrlosen Haupt. Zugleich forderte er sie auf, abzusitzen und ihm ihr Pferd zu übergeben. Starr vor Schrecken rührte sie sich nicht, sondern schaute ihm festen Blicks ins Gesicht, dessen gläserne Augen auf totale Trunkenheit schließen ließen. Ihr Herz krampfte sich zusammen und sie stieß nur die Worte hervor: Ach Gott! mein Gott! und in Tibetisch: mari, mari (nein, o nein)! Ein seltsamer Ausdruck zuckte über das Gesicht des Mannes; er senkte das Schwert, wandte sich zu seinen Gefährten, und im nächsten Augenblick sprengten sie davon. Erschöpft ließ sich Frau Rijnhart ins Gras nieder. Aber mit Dank gegen Gott sah sie sich nicht nur wunderbar errettet aus den Händen dieser trunkenen Räuber, sie hatte auch nicht das Geringste von ihrer Habe verloren.

Sie trafen jetzt auf ihrer Weiterreise, je mehr sie sich Tatschienlu näherten, fast in jedem Dorfe Chinesen an, die aber in ihrer Kleidung und ihrem ganzen Auftreten, ja selbst in der Religion fast ganz zu Tibetern geworden waren. Auch die Reisenden, denen sie unterwegs begegneten, waren zum größten Teil Chinesen; selbst die unvermeidlichen Bettler fehlten nicht. Es waren augenscheinlich Verbannte, die wegen irgendeines Verbrechens über die Grenze gewiesen worden waren. Verfallene Häuser deuteten auf Erdbeben hin, von denen diese Gegend häufig heimgesucht ist. Sehr fatal war es, daß zwei Tage vor Tatschienlu das Pferd von Frau Rijnhart lahm wurde und den Dienst versagte. Sie sah sich dadurch genötigt, trotz ihrer halberfrorenen wunden Füße, die nur mit leichten tibetischen Schuhen bedeckt waren, den steinigen und beschneiten Pfad zu wandern. Nur mühsam schleppte sich das entkräftete Roß, mit der Peitsche fortwährend angetrieben, den steilen Jeto-Paß hinan. Endlich war die Paßhöhe von cirka 14000 Fuß nach sechsstündigem Marsch erreicht, und mit innigem Dank gegen Gott sah sich Frau Rijnhart dem Ziele ihrer gefahrvollen Wanderung nahe. Es war auch höchste Zeit, daß sie ihr Lager aufschlugen, denn es begann stark zu schneien und die Dunkelheit lagerte sich über das Bergland. Aber es hielt schwer, auf der zerklüfteten Paßhöhe ein passendes Unterkommen zu finden; denn schon hatten sich Karawanenzüge mit ihren Yaks da und dort um ihre Lagerfeuer niedergelassen. Endlich fanden sie in einer kleinen Hütte, die von einigen Chinesen besetzt war, auf inständiges Bitten ein schützendes Obdach. Frau Rijnhart machte auch hier die Erfahrung, daß Chinesen dem Notleidenden gegenüber nicht leicht die Hilfe versagen. Von ihnen

erfuhr sie auch, daß sie in Tatschienlu, wie sie gehofft hatte, europäische Missionsleute treffen würde.

Nach einer schlaflosen Nacht, die durch das unterirdische Getöse und die zitternde Bewegung der Erdstöße zu unheimlich war, um die Ermüdeten an Schlaf denken zu lassen, wurde der Abstieg unternommen. Er war nicht minder beschwerlich als der Aufstieg, da die hervorbrechende Sonne den Schnee schmolz und den Bergpfad teilweis einen halben Fuß unter Wasser setzte. Aber Frau Rijnhart achtete dessen in der Freude ihres Herzens nicht, wenngleich das Wasser an ihr hinaufspritzte; durfte sie doch in etwa vier Stunden hoffen, in einem Missionshaus zur ersehnten Ruhe zu kommen. Mutig gings deshalb über Geröll hinweg und durchs Wasser hindurch. Grünende Büsche von Stechpalmen und Alpenrosen, die rechts und links am Wege standen, begrüßten sie als Vorboten des kommenden Sommers und einer milderen Zone; Dorfschaften mit niedlichen chinesischen Häuschen tauchten an den Abhängen auf. Nur ließ Ermüdung und der Schmerz der wunden Füße das Gefühl für die Poesie der Umgebung nicht recht aufkommen.

Tatschienlu lag endlich vor ihnen. Sie näherten sich dem südlichen Stadtthor und machten vor dem Gebäude der römisch-katholischen Mission Halt, um sich nach der Wohnung der China Inland Missionare zu erkundigen. Der chinesische Pförtner wies sie über den Fluß hinüber, und in kurzem war das Anwesen erreicht. Frau Rijnhart ließ sich anmelden, und die beiden Missionare Amundsen und Moyes traten in den Hof heraus. Aber in dem schmutzigen und zerfetzten Reiseanzug hätten sie in ihr keine europäische Frau vermutet, bis sie sich ihnen als Frau Dr. Rijnhart vorstellte. Wie eigenartig tönten ihr doch die englischen Worte entgegen, mit denen sie nun begrüßt wurde! Seit jenem unvergeßlichen Morgen vor zwei Monaten, als ihr Gatte hinter der Felsenecke für immer verschwand, hatte sie die heimischen Laute ihrer Muttersprache nicht mehr gehört, und seit sie Tankar verlassen, war ihr kein weißer Fremder mehr in den Weg gekommen. Tief bewegt von innerer Rührung ließ sie sich ins Missionshaus führen, wo die Frau von Missionar Turner sie mit schwesterlicher Liebe empfing und vor allem für eine Erfrischung sorgte. Kaum wagte sie in ihrem, von der langen Reise mitgenommenen Aufzug, die sauberen, freundlichen Räume zu betreten, die ihr nun ein trauliches Heim boten.

Zwei Monate waren verflossen, seit sie allein und verlassen ihre Straße gezogen war und sie konnte es kaum fassen, daß nun alles überstanden und sie in Sicherheit sein sollte. Ja, ihre Umgebung brachte es ihr zum Bewußtsein, daß sie sich wieder in einem christ-

lichen Heim und bei christlichen Freunden befand. Und welches Wonnegefühl, all dem Schmutz und Ungeziefer der bisherigen Umgebung entronnen zu sein und sich auf einem reinen, saubern Bette strecken zu dürfen! Ihr Herz fand nur Ausdruck in den Worten des Psalmisten: „Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen! ... Der dein Leben vom Verderben erlöset, der dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit; der deinen Mund fröhlich macht, und du wieder jung wirst wie ein Adler."

* * *

Noch sechs Monate verblieb Frau Rijnhart in Tatschienlu, in der Hoffnung, genauere Nachricht über das Schicksal ihres Mannes zu erhalten. Aber obschon der holländische und britische Gesandte die chinesische Regierung veranlaßte, Nachforschungen an Ort und Stelle anzustellen, so war doch alles vergeblich. Das Rätsel ist ungelöst geblieben und es wird voraussichtlich in Dunkel gehüllt bleiben. Frau Rijnhart begab sich hierauf nach Shanghai und Tientsin und kehrte von da in ihre amerikanische Heimat zurück. Damit hatte das Missionsunternehmen der Familie Rijnhart in Tibet seinen traurigen Abschluß gefunden.

Es liegt nahe, im Blick auf dieses gescheiterte Unternehmen die Frage aufzuwerfen: War dasselbe auch wirklich all der Opfer und der Mühe wert? Frau Rijnhart selbst stellt am Schluß ihrer Schilderungen diese Frage und sucht die Antwort in Einklang mit dem Missionsbefehl zu bringen. Aber wir müssen doch gegen solche abenteuerliche Missionsversuche einwenden: So anerkennenswert der Eifer und der Glaubensmut solcher Missionspioniere ist, und so sehr wir uns bewußt sind, daß die Mission mit Recht kein Opfer scheuen darf, daß kein Preis zu teuer und kein Weg zu schwer ist, dem Evangelium unter allen Völkern Bahn zu bereiten — wenn wir das alles auch unumwunden zugeben, so sind doch derartige Vorstöße in ein feindliches, verschlossenes Gebiet, zumal unter Verhältnissen, wie sie hier vorlagen, weder geboten noch angebracht. Gottes Stunde wird nicht durch unzeitiges Drängen von menschlicher Seite und ungeduldiger Berechnung herbeigeführt. Sicherlich wird auch für Tibet, diese Hochburg des Buddhismus, Zeit und Stunde kommen, da nach Gottes Fügung die verschlossenen Thüren sich aufthun werden, aber das muß man abwarten. Mittlerweile aber ist Raum und Gelegenheit genug, in den weiten Grenzgebieten des äußeren Tibet zu missionieren und den Völkern das Heil in Jesu Christo anzubieten.

Die Mission am deutschen Kolonialkongreß in Berlin.

Am 10. und 11. Oktober d. J. trat in den Räumen des deutschen Reichstagsgebäudes zu Berlin der seit längerer Zeit geplante und wohlvorbereitete erste „Deutsche Kolonialkongreß“ zusammen, um unter dem Präsidium des Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg über sämtliche koloniale und überseeische Interessen des deutschen Volkes zu beraten. Nicht weniger als siebzig Gesellschaften und Institute hatten die Hand zu seiner Veranstaltung geboten und etwa 1350 Teilnehmer hatten sich dazu eingefunden. In Anbetracht der wichtigen Fragen, die dem deutschen Volke, wie dem Deutschtum überhaupt, aus seiner Stellung zu den Kolonien und den überseeischen Aufgaben erwachsen, fehlte dem Kongreß auch nicht die Sympathie der weitesten Kreise. Die Verhandlungen haben denn auch ein sehr großes Gebiet umspannt, und die mannigfachsten Kolonialfragen sind dabei zur Sprache gekommen. Auch die Mission beider Konfessionen ist an dem Kongreß vertreten gewesen und sie hat bei den Verhandlungen über die religiösen und kulturellen Verhältnisse in den Kolonien mitreden dürfen. In welcher Weise dies geschehen und wie ihr Wort aufgenommen worden ist, das ersehen wir aus einer der neuesten Nummern der „Deutschen Kolonialzeitung“ (Nr. 42), die kurz und sachlich darüber referiert. Ihr entnehmen wir deshalb, da uns bis jetzt die in Aussicht gestellte Festschrift noch nicht vorliegt, die nachstehenden Mitteilungen, soweit sie die Mission betreffen.

Der erste Vortrag von Pastor Paul in Lorenzkirch behandelte „die Leistungen der Missionen für die Kolonien und ihre Gegenforderungen an die Kolonialpolitik.“

Der Redner erörterte zunächst die Beziehungen zwischen Mission und Kolonialpolitik. In unsern Kolonien begegnen sich ihre Vertreter fast täglich, und da für die meisten dort thätigen Missionsgesellschaften auch der Ausgangspunkt, das deutsche Mutterland, derselbe sei, wie für die Kolonialpioniere, sei eine Verständigung und gegenseitige Unterstützung umsomehr angezeigt. Die Mission habe eigentlich nicht den Zweck, die Kolonialpolitik zu fördern. Ihre Aufgabe sei in erster Linie eine religiös-ethische, und ihre Arbeit solle mit der Zeit allen Völkern der Erde zu gute kommen. Indem aber die Mission den Bewohnern unserer Kolonien die Segnungen des Christentums vermittele, bringe sie eine Menge segensreicher Wirkungen sozusagen als Nebenprodukte hervor, mit denen sie eine Helferin der Kolonialpolitik

werde. Nicht zufällig sei der erste Wortführer deutscher Kolonialpolitik der ehemalige Inspektor der Rheinischen Mission D. Fabri gewesen. Die Mission habe von jeher unserm Volke Blick und Herz geweitet, sie trage mit ihren Ansprachen, Schriften und Bildern das Interesse an den überseeischen Gebieten bis ins kleinste Dorf. In den Kolonien selbst wirkten 18 evangelische und 12 katholische Missionsgesellschaften, die zusammen 429 ordinierte weiße Missionare, 225 Laienbrüder und 182 ledige Missionsschwestern in ihrem Dienst hätten. Die erstgenannten widmeten sich vorzugsweise der eigentlichen Missionsaufgabe, die nicht ordinierten Missionare besorgten die äußeren Geschäfte und die Schwestern beschäftigten sich meist mit Kindererziehung, teilweise auch mit Krankenpflege. Die evangelische Mission verausgabe nach ihren Jahresberichten in unsern Kolonien jährlich rund zwei Millionen Mark. Da die katholische Mission annähernd denselben Umfang habe, sei diese Summe zu verdoppeln. Sie enthalte aber auch dann noch nicht die namhaften Beträge, welche in der Heimat für Ausbildung der Missionare und Verwaltung verwendet würden. Die Mission habe in unsern überseeischen Gebieten insgesamt 274 Hauptstationen. Die Missionare beteiligten sich in ihrer Weise an den wichtigsten Aufgaben der Kolonialpolitik. Sie lieferten nicht unbedeutende Beiträge zur geographischen Forschung und zur ethnographischen Kenntnis von unsern Schutzgebieten, namentlich aber zur Erforschung der Sprachen. Dazu komme, daß jede ihrer Europäerstationen ein Kulturcentrum für ihre Umgebung sei. Für die kulturelle Entwicklung unserer Kolonien seien besonders die Missionsschulen von Wert, deren es gegenwärtig 1278 mit 47 600 Schülern giebt, vom einfachsten Elementarunterricht in einer dürftigen Lehmhütte an bis zum wohlausgestatteten Lehrer- und Predigerseminar.

Die Mission begehre für diese Leistungen kein Entgelt von der Kolonialpolitik. Sie verrichte dieselbe Arbeit vielfach auch außerhalb unserer Kolonien; aber ebensowenig weise sie es von der Hand, wenn jene sich für die so geleisteten Dienste erkenntlich zeigen wolle. Was die Mission von der Kolonialpolitik fordere, falle größtenteils mit dem zusammen, was Deutschland als christliche Macht im Verkehr mit den Eingeborenen der Schutzgebiete ohnedies zu thun verpflichtet sei. Gesetze und Verordnungen sollen christlichen Geist atmen, Beamte und Kolonisten ein unanstößiges Leben führen; die Eingeborenen dürfen nicht grausam behandelt, ihre Rechte von den Erwerbsgesellschaften nicht mit Füßen getreten werden. Solches praktisches Christentum seitens der Regierung und der Kolonisten sei von größtem Werte für das Gedeihen der Mission. Für ihre eigene Arbeit wünsche letztere eine möglichst weitgehende Freiheit von staatlicher Einmischung. Finan-

zielle Unterstützungen seien nur bei gemeinnützigen Arbeiten, z. B. bei guten Leistungen der Missionsschulen, Drucklegung wertvoller Sprachwerke und dergleichen erwünscht. Zum Schluß bat Redner, auf Anstellung besonderer Kolonialgeistlicher hinzuwirken, wenigstens an den verkehrsreichsten Plätzen unserer überseeischen Besitzungen.

Die Ausführungen des Vortragenden fanden lebhafte Zustimmung seitens der Vertreter der Missionen beider Bekenntnisse. Seine Durchlaucht der Prinz von Arenberg stellte mit Unterstützung des Kolonialschuldirektors Fabarius den Antrag, die für das Plenum in Aussicht genommene Resolution redaktionell so zu fassen, daß die Wichtigkeit der besonderen Leistungen der Missionen für Schulzwecke und ihr Anspruch auf Geldunterstützungen dafür stärker betont würden. Die Versammelten erklärten einstimmig, in der Vollversammlung für die von Seiner Durchlaucht vorgeschlagene Fassung eintreten zu wollen.

Einen besonderen Zweig der Missionsthätigkeit behandelte Prediger D. Kind, Berlin, in seinem Vortrage über „Ausdehnung und erziehliche Bedeutung der ärztlichen Mission."

Aerztliche Mission sei in weiten Kreisen Deutschlands noch ein unbekannter Begriff. Ausdrücklich ärztliche Mission bestehe darin, daß Aerzte von Beruf im Auftrage von Missionsgesellschaften in nichtchristlichen Ländern für die Zwecke der christlichen Mission ihre ärztliche Kunst ausüben. Die ärztliche Mission könne direkt oder indirekt die christliche Beeinflussung erstreben. Es gebe jetzt 496 evangelische Missionsärzte und 223 Aerztinnen, meist Engländer und Amerikaner. Deutsche seien nur zehn darunter. Die ärztliche Mission vollbringe ein Werk der Barmherzigkeit, erziehe aber auch, indem sie Aberglauben zerstöre, zur Reinlichkeit anhalte, Achtung vor dem Menschenleben erwecke, Barmherzigkeit lehre, Dankbarkeit hervorrufe, Vertrauen zu den Fremden einflöße.

Ueber einige Mittel zur allmählichen Abschaffung der Sklaverei sprach der Provinzial der Väter vom heiligen Geist, P. Acker, Knechtsteden bei Köln. Der Redner suchte die Ursachen der Sklaverei in Afrika einerseits im Mohammedanismus, der in religiöser, moralischer und wirtschaftlicher Beziehung mit dieser Einrichtung verwachsen sei, andererseits im Mangel an geeigneten Verkehrsmitteln. Als ein negatives Mittel gegen die erstere Ursache bezeichnete er die Bekämpfung des Islam, nicht durch Unduldsamkeit, sondern dadurch, daß sich die Kolonialregierungen zur Aufgabe stellen, dafür Sorge zu tragen, daß er sich nicht durch ihre Schuld und Mitwirkung ausdehne und verbreite. Ein geeignetes positives Mittel zur Unterdrückung der Sklaverei sei die Gründung christlicher Missionen. Die Väter vom Heiligen Geist haben in Deutsch-Ostafrika elf Hauptstationen und zahlreiche

Nebenstationen gegründet. Diese Stationen sind fünf bis sechs Tagereisen auseinander entfernt und werden bewohnt von befreiten Sklaven, die seit 1860 von den englischen und französischen, seit 1884 von den deutschen Behörden eingeliefert und in Bagamoyo zu Christen erzogen wurden. Diese Schwarzen gründeten christliche Familien, aus deren Vereinigung christliche Dörfer entstanden. Soweit der Einfluß dieser Stationen reiche, könne selbstverständlich nicht mehr von Sklaverei die Rede sein. Was die Väter vom Heiligen Geist in einem Teil Deutsch-Ostafrikas thun, das thun die Benediktiner in Dar-es-Salaam, die Weißen Väter an den Seen, die Steyler Missionare in Togo, die Palottiner in Kamerun, die Oblaten in Südwestafrika und die Maristen in Ozeanien, um nur die katholischen Missionare zu nennen; doch reichen sich in der Antisklavereibewegung alle Konfessionen die Hand. Ein anderes, unentbehrliches Mittel sei die Erleichterung des Verkehrs, besonders durch den Bau von Bahnen. Da der Handel mit dem Innern vorläufig nur durch Lastträger vermittelt werden könne, der Schwarze sich aber nur gezwungen zu dieser Arbeit heranziehen lasse, so sei es nahezu unmöglich, die Mohammedaner an der Sklaverei und am Sklavenhandel zu verhindern, und alle dahingehenden Verbote würden wenig nützen. Redner bat daher alle Gegner des Bahnbaues, ganz abgesehen von den anderen Vorteilen, die der Kolonie aus demselben erwachsen würden, nur im Namen der Menschlichkeit, Gelder für den Bau von Bahnen nicht zu verweigern.

In den Verhandlungen, die sich an die Ausführungen dieses Redners anschlossen, gab Wirkl. Legationsrat Rose die Erklärung ab, daß die Kolonialverwaltung die Ausbildung mohammedanischer Unterbeamter durch die Regierungsschulen in Deutsch-Ostafrika nur als Uebergang betrachtet wissen wolle. Sie sei gern bereit, ihr Personal den Missionsschulen zu entnehmen, sobald diese in der Lage seien, hinreichend vorgebildete christliche Eingeborene, die sich zu solchen Unterbeamtenstellen eignen, zur Verfügung zu stellen.

Anknüpfend an den Vortrag des Herrn P. Acker wies Professor P. Schmidt, S. V. D., Mödling bei Wien, in seinem Vortrage über die Behandlung der Polygamie in unseren Kolonien auf die Schädlichkeit der Vielweiberei, die mit der Sklaverei in enger Beziehung stehe, in wirtschaftlich-kultureller Hinsicht hin. Berufen zur Bekämpfung der Polygamie seien in erster Linie die Missionare. Es wäre aber unrichtig, ihnen allein dieselbe zu überlassen, da sie über die wirtschaftlichen und juristischen Verhältnisse, die bei dem Bestand der Polygamie mitwirken, nur zum Teil Einfluß besitzen. Mitwirkung müsse ihnen hier zu teil werden von privater Seite, besonders den in den Kolonien ansässigen Weißen durch Wort und Beispiel, durch Bevor-

zugung monogamer Angestellter u. a. Ganz unerläßlich sei aber auch die Mitwirkung der Regierung. Der Redner unterschied für diese Mitwirkung ein dreifaches Stadium: a) das der Duldung, die aber niemals zur Anerkennung der Polygamie durch irgend einen positiven Akt der Verwaltung und Rechtsprechung anerkannt werden darf; b) das Stadium des teilweise direkten Einschreitens, in welchem der faktische Bestand der Polygamie auch noch geduldet, den Nebenfrauen aber in rechtlicher Beziehung der Charakter als Ehefrauen positiv aberkannt und ihren Kindern nur Alimentationsrecht zugestanden wird, polygame Männer werden nach Möglichkeit von Regierungsanstellungen und autonomen Aemtern ausgeschlossen; c) das Stadium der völligen Aufhebung, in welchem die Polygamie unter Strafe gestellt wird. Daß eine Aufhebung möglich ist, bewies der Vortragende mit Hinweis auf England, das dieselbe in seiner Nigerkolonie durchzuführen beginnt.

Den letzten Vortrag hielt D. Merensky, Berlin, über die Bedeutung der christlichen Mission für die Entwicklung unserer Kolonien.

Der Redner betonte in der Einleitung die Wichtigkeit der Eingeborenenfrage, mit deren Bedeutung auch die Bedeutung der christlichen Mission gegeben sei, die an der Lösung dieser Frage mitarbeite. Er wies die Behauptung zurück, daß die Eingeborenen aussterben würden, am allerwenigsten neigten die afrikanischen Völker dazu. Ihre Entwicklungsfähigkeit sei erwiesen; Pflicht und eigenes Interesse gebiete uns, diese Entwicklung zu leiten, also die Leute zu erziehen. Diese Erziehung sei einerseits Aufgabe des Staates, andererseits Aufgabe der Kirche, also gegenwärtig der Mission. Der Staat werde für Ordnung sorgen, Frieden und Rechtssicherheit schaffen, Arbeitslust wecken, nützliche Thätigkeit fördern und die Eingeborenen gegen Unterdrückung, Ausbeutung und lasterhafte Einflüsse schützen müssen. Er könne aber nicht Religion in die Herzen pflanzen, ohne deren Hilfe seine eigene Autorität einer tieferen Grundlage entbehre. Das Christentum allein könne die Hindernisse hinwegräumen, welche sich unter heidnischen Völkern der Entwicklung wahrer Kultur entgegenstellen. Zu diesen Hindernissen gehöre vor allem der Aberglaube, der erfahrungsgemäß zu Gedankenlosigkeit und Mangel an Verantwortlichkeitsgefühl führe. Das Christentum allein sei auch im stande, die Polygamie zu bekämpfen, welche häufig, so bei allen Afrikanern, dem Manne gestatte, ein faules und unthätiges Leben zu führen. Das Christentum bringe den Naturvölkern überhaupt erst die Grundlage für alle Sittlichkeit, nämlich das Gefühl ihrer Verantwortlichkeit gegenüber den Geboten Gottes; es wecke auch das Bewußtsein vom Wert des Lebens und spende Trost im Unglück. Schließlich wies der Redner darauf hin, daß die Arbeit

der Mission auch deshalb wichtig sei, besonders für Afrika, weil nur die Einführung des Christentums dem Umsichgreifen des Islam wehren könne. Was in hundert oder zweihundert Jahren von Afrika nicht christlich sei, werde mohammedanisch sein.

Nunmehr wurde in die Beratung der vorgeschlagenen und vom Kongreßkomitee gebilligten Resolutionen eingetreten. Die erste derselben fand ohne Erörterung einstimmig dahin Annahme:

I. „Der Deutsche Kolonialkongreß 1902 erklärt, daß bei der für das wirtschaftliche und staatliche Leben unseres Volkes überaus großen und an Bedeutung noch steigenden Wichtigkeit unserer überseeischen und kolonialen Interessen aller Art deren stärkere Berücksichtigung im Lehrgange unserer Schulen, besonders der höheren, dringend geboten erscheint. Diese kann hauptsächlich im geographischen Unterrichte und dort nur dann erfolgen, wenn er auf genügend breiter Grundlage und von fachmännisch vorgebildeten Männern gegeben wird. Die maßgebenden Stellen seien hierdurch auf die Mangelhaftigkeit unserer Schulen in diesem Punkte aufmerksam gemacht und gebeten, der vom XIII. Deutschen Geographentage ins Leben gerufenen „Ständigen Kommission für erdkundlichen Schulunterricht" Beachtung zu schenken, welche eine Reform des geographischen Unterrichts in gleichem Sinne erstrebt."

In der Besprechung der zweiten, auf die Förderung der Missionen hinzielenden Resolution regte Professor Dr. Link, Jena, die Aufnahme eines einschränkenden Passus dahin an, daß die den Missionen im eigentlichen Missionsbetriebe zu gestattende volle Freiheit eine Schranke zu finden habe in der Gestaltung der politischen Verhältnisse. Dem Hinweise des Redners darauf, daß England aus politischen Rücksichten auch heute noch eine Missionsthätigkeit im Sudan nicht gestatte gegenüber, zogen die Herren Pastor Paul, Lorenzkirch, und Missionsdirektor von Schwarz, Leipzig, das Beispiel Indiens an, wo die Einschränkung der Missionsthätigkeit durch die Britisch-Ostindische Kompagnie aus Rücksichtnahme gegen den Mohammedanismus den blutigen Aufstand der Sikhs gezeitigt habe.

Pastor Paul vertrat als Berichterstatter der VI. Sektion den in der Sitzung derselben von Seiner Durchlaucht dem Prinzen von Arenberg eingebrachten Unterantrag, der finanzielle Unterstützung in erster Reihe für hervorragende Leistungen auf dem Gebiete der Schule forderte.

In der Abstimmung wurde der Antrag des Professors Link mit geringer Mehrheit, derjenige des Prinzen Arenberg einstimmig angenommen und die Resolution in nachstehender Fassung zum Beschluß erhoben:

II. „Der Deutsche Kolonialkongreß 1902 empfiehlt in Anerkennung der namhaften Opfer, welche die in unseren Kolonien thätigen Missionsgesellschaften bringen, um deren Bewohner geistig, sittlich und kulturell zu heben, und unter Hinweis auf die damit bereits erzielten Erfolge der Reichsregierung, den Missionen das bisher erwiesene Wohlwollen zu erhalten und ihre selbstlose Arbeit so viel als möglich zu fördern, namentlich dadurch, daß sie 1. in der Verwaltung ihrer überseeischen Gebiete den christlichen Charakter des Mutterlandes allenthalben zur Geltung bringt; 2. den Missionsgesellschaften, soweit es die politischen Verhältnisse gestatten, volle Freiheit im eigentlichen Missionsbetrieb läßt; 3. ihnen bei gemeinnützigen Arbeiten, besonders auf dem Schulgebiete, bei der ärztlichen Thätigkeit, sowie im gewerblichen Unterricht, aber auch bei Drucklegung wertvoller Sprach- oder auf die koloniale Wissenschaft bezüglicher Arbeiten, finanzielle Unterstützung gewährt.

Die dritte, vierte und fünfte der vorgeschlagenen Resolutionen wurden einstimmig ohne Besprechung angenommen. Sie lauten:

III. „Der Deutsche Kolonialkongreß 1902 hält die Beseitigung der Sklaverei für eine der wichtigsten Kulturaufgaben, welche Deutschlands in seinen Kolonialgebieten harren, und er ist der Meinung, daß die Schaffung eines umfassenden Netzes von Verkehrswegen durch die Anlage von Eisenbahnen, Straßen und Brücken, sowie durch Hebung der Schiffahrt auf den Flüssen und Seen eines der geeignetsten Mittel ist, um die Sklaverei einzuschränken und schließlich ganz aus der Welt zu schaffen.

Der Schnapshandel in Westafrika.

Die Einfuhr von Spirituosen in die westafrikanischen Gebiete, schreibt der Missionsbischof Tugwell im Church Missionary Intelligencer, bildet eins der größten Hemmnisse für den religiösen und sozialen Fortschritt der afrikanischen Völker. Es ist deshalb aufs tiefste zu beklagen, daß dieser Handel von der öffentlichen Meinung nicht als das angesehen wird, was er in der That ist, nämlich ein Skandal und ein Schandfleck in der sonst so trefflichen Verwaltung der englischen Kolonien Westafrikas. Und nicht minder ist es zu bedauern, daß man keine ernstlichen Schritte zu seiner Beschränkung und Abstellung thut. Im Gegenteil; der Schnapshandel wird als

ein billiges und einfaches Mittel betrachtet, das Einkommen der Kolonie zu erhöhen. Darum werden auch die Interessen dieses Handels möglichst gewahrt und man giebt sich die größte Mühe, allen Verlusten auf diesem Gebiet sorgfältig vorzubeugen. Ein Rückgang in der Einfuhr der Spirituosen wird sogar nahezu als eine finanzielle Kalamität angesehen.

Der Spirituosenhandel verdankt demnach seine Existenz einzig und allein dem Umstand, daß er der Kolonie eine erhebliche Einnahme sichert. Den Eingeborenen aber geschieht damit kein Dienst, im Gegenteil, die Häuptlinge würden ihn lieber abgeschafft sehen. Allein die Kolonialkasse bedarf wie gesagt diese Einnahmequelle, und so bleibt er bestehen. Wie maßgebend aber dieser Gedanke ist, zeigt nachstehender Vorfall: Vor einigen Jahren beschloß die Kolonialregierung von Lagos, um das es sich hier handelt, daß in Ibadan, im Inneren von Yoruba, Erlaubnisscheine für den Branntweinhandel eingeführt werden sollten. Dies geschah, und da diese Erlaubnisscheine natürlich versteuert werden mußten, ging der Schnapshandel so sehr zurück, daß man die Verordnung wieder aufhob.

Selbst unter den Kaufleuten erheben sich Stimmen gegen eine unbeschränkte Einfuhr. So ließ sich z. B. der Vertreter eines der größten Handelshäuser Westafrikas auf einer Versammlung von Kaufleuten in London im September 1900 öffentlich hören: „Wenn's auf mich ankäme," sagte er, „ich würde keine hochprozentigen (over-proof) Spirituosen nach Westafrika hinausgehen lassen; ja, ich würde es geradezu verbieten." Er wies auch darauf hin, daß der Zoll, den die deutsche Regierung in Kamerun bei hochprozentigen Spirtuosen erhebt, für die Gallone (etwas über $4^1/_2$ Liter) 12 Mark beträgt, während in den britischen Kolonien nur 5 Mark dafür festgesetzt sind. Bei derselben Gelegenheit sagte der Gouverneur von Lagos: „Wenn ich handeln könnte, wie ich wollte, so würde ich die Einfuhr von hochprozentigen Spirituosen unter keinen Umständen erlauben, aber man ist eben nicht immer sein eigener Herr."

Es ist also gar keine Frage, daß die Einfuhr des Branntweins ein schweres Uebel ist und als solches auch von verschiedenen Seiten empfunden wird. Und doch, welch ungeheure Quantitäten kommen Monat für Monat von Europa her an die Küste! Allein im Monat Juli 1901 führten die Dampfer, die expreß zwischen Hamburg und Lagos liefen, 175 000 Gallonen in Lagos ein. Wer kann auch nur den zehnten Teil des Uebels ermessen, das dadurch unter der Bevölkerung angerichtet wird. Dabei mehrt sich die Einfuhr von Jahr zu Jahr. Angesichts dieser traurigen Thatsache nimmt sich eine Rede von Sir F. Lugard, die er gelegentlich einer Jahresfeier gehalten hat,

recht befremdlich aus. Er sagte da u. a.: In Lagos sind jetzt Schritte gethan worden, die Spirituosen mit einem so hohen Zoll zu belegen, daß ihre Einfuhr ins Innere des Landes durch die Eisenbahn geradezu unmöglich wird." — Dem gegenüber ist zu erwidern, daß leider bis jetzt solche Schritte nicht gethan worden sind. Auch ist es keineswegs unmöglich, durch die Eisenbahn Spirituosen ins Hinterland einzuführen; im Gegenteil, es geschieht dies Woche für Woche, Monat für Monat in immer größeren Quantitäten. Früher wurde der Schnaps nur in Flaschen und Blechbehältern ins Innere des Landes eingeführt, jetzt auf dem Schienenweg in großen Fässern. Die Kosten stellen sich dabei nur auf die Hälfte gegen die frühere Art des Transports.

Noch auf ein weiteres Uebel ist aufmerksam zu machen. Das ist die Art und Weise, wie ohne alle Kontrolle Spirituosen an Bord der Dampfer an jedermann verkauft werden. Während man Jahr für Jahr darauf aus ist, die Dampfer in jeder Hinsicht zu vervollkommnen, die Bequemlichkeit für die Reisenden zu erhöhen und sie mit fähigen Schiffsärzten und ausgebildeten Wärterinnen zu versehen, während alles geschieht, was eine Reise sicher und angenehm machen kann, geschieht doch nicht das Geringste, um den Verkauf und Gebrauch von Spirituosen an Bord der Dampfer unter eine gewisse Aufsicht zu stellen. Warum muß denn zu allen Tages- und Nachtzeiten ein offener Verkauf stattfinden? Warum soll es erlaubt sein, daß allerorten an Bord getrunken werden darf, und das zur großen Belästigung der Damen, zum Aerger der Nüchternen und zur Schande der englischen Nation?

Schließlich ist noch ein Wort darüber zu sagen, welchen Einfluß dieser billige Schnapsverkauf auf die englisch sprechenden Afrikaner ausübt. Jedermann giebt zu, daß der Afrikaner im allgemeinen kein Trunkenbold ist, aber man darf sich nicht verhehlen, daß er auf dem besten Wege dazu ist, es zu werden. Schon wird von den verschiedensten Seiten geklagt, daß die Trunksucht unter den jungen Afrikanern von Sierra Leone, Lagos und der Goldküste, die im Nigergebiet Anstellungen gefunden haben, bedenklich zunimmt. Dasselbe ist der Fall in Lagos selber und ebenso unter den Hausa und Yoruba, die zur westafrikanischen Feldtruppe gehören. Das bezeugte erst kürzlich ein Offizier, der am Niger stationiert ist, indem er sagte: „Von ganzem Herzen wünschte ich, daß dieser Schnapshandel aufgehoben würde, denn er ruiniert meine Leute ganz und gar." Und ein Händler meinte: „Es ist ein heilloser Handel. Leider bin ich selbst gezwungen, Schnaps zu verkaufen, obschon er wenig Profit abwirft. Zudem, haben die Leute einmal Schnaps gekauft, dann

wollen sie nichts mehr anderes. Die Regierung sollte diesen Handel einfach verbieten."

Solcherlei Zeugnisse und ähnliche Klagen kann man von allen Seiten hören, und doch geschieht nichts zu seiner Beseitigung, weil er eine Geldquelle für die Kolonie ist. Die Mission aber, der das Wohl des Afrikaners auf dem Herzen liegt und sich durch den Branntweinhandel in ihrer Wirksamkeit überall gehemmt sieht, sie darf nicht müde werden, ihre Stimme gegen dieses Uebel zu erheben.

Missions-Zeitung.

China. In Hangtschau wütet die Cholera, die mehr oder weniger ganz China während dieses Sommers heimsucht, in furchtbarer Weise. Schon sind es sechs Wochen her, schreibt ein Missionar von dort, daß die Stadt unter dieser Seuche leidet. Täglich werden Hunderte von ihr dahingerafft und in manchen Stadtteilen herrscht eine wahre Panik unter der Bevölkerung. Besonders ist es die Plötzlichkeit, mit der die Leute von ihr befallen werden, die jedermann in Schrecken versetzt. Dazu kommen noch die unheimlichen äußeren Krankheitserscheinungen, die an den Patienten zu Tage treten: die eigentümliche aschgraue Farbe, die eingefallenen Gesichtszüge, der kalte Schweiß, der bei ihnen ausbricht, und nicht zum wenigsten die fürchterlichen Krämpfe. Viele erliegen der Seuche schon nach einer Stunde, bei andern währt es drei bis sechs Stunden oder auch einige Tage. Es ist interessant, die verschiedenen Symptome zu beobachten und wie die Eingeborenen der Krankheit allerlei Namen beilegen, denn die begleitenden Krankheitserscheinungen sind nicht immer gleich. Die Todesfälle sind gegenwärtig so zahlreich, daß die Särge wegen der starken Nachfrage das zwei- und dreifache des üblichen Preises kosten. Oft sind solche gar nicht zu haben und die Leichen müssen liegen gelassen werden, sodaß es ein Wunder ist, wenn nicht ganze Familien vom Krankheitsstoff angesteckt werden. Merkwürdig ist dabei, daß die Epidemie nur gewisse Stadtteile berührt und andere ganz beiseite liegen läßt, ohne daß in diesen besondere sanitäre Vorsichtsmaßregeln dagegen ergriffen würden. An diesen lassen es die Chinesen überhaupt fehlen und sie stehen dem Umsichgreifen der Seuche vollständig ratlos gegenüber. Umsomehr wissen das die buddhistischen Priester auszunützen, indem sie dem Volk allerlei angebliche Schutz-

mittel für Geld aufhängen. So verkaufen sie z. B. den Leuten gelbe Papierbogen, auf denen einige Worte gedruckt sind. Diese sollen, indem sie an einem sichtbaren Platz an den Eingängen aufgeklebt werden, die bösen Geister verbannen und den Eigentümer vor der Cholera schützen. Ebenso verkaufen sie schmale, gelbe Säckchen von Baumwollenstoff, die einige Kupfermünzen, einige Reiskörner und ein Theeblatt enthalten. Diese Säckchen werden als Amulett am Körper getragen und sollen gleichermaßen der Seuche Einhalt thun. Macht man die Verkäufer darauf aufmerksam, daß trotzdem der eine und andere Träger solcher Amulette der Cholera erlegen sei, so ist die Antwort gewöhnlich die, daß die Betreffenden sich allzusehr gegen den Himmel versündigt hätten, sodaß die Gebete der Göttin der Barmherzigkeit, von der die Schutzmittel stammen, nicht erhört worden seien. In manchen Krankheitsfällen, wenn die gewöhnlichen Mittel nicht anschlagen wollen, greifen die Leute in ihrer Not und Verzweiflung zu den grausamsten Mitteln: sie durchbohren die empfindlichsten Körperteile mit glühenden Nadeln oder mit heißen Eisen. Nicht selten sind Brust und Magengegend, sowie die vom Krampf verzogenen Glieder voller Brandblasen. Ueberhaupt nimmt man zu jeder Art von Aberglauben seine Zuflucht; kommt dann ein Patient durch, so schreibt man es natürlich der Anwendung dieser abergläubischen Mittel zu und jedermann will sich ihrer bedienen.

Bemerkenswert ist, daß die Christen in Hangtschau alle wunderbar erhalten worden sind. Einige von ihnen hatten zwar die Cholera in ihrer schlimmsten Form, kamen aber mit Gottes Hilfe mit dem Leben davon. Auch sonst hat die ärztliche Missionsthätigkeit, die dort von Frl. French ausgeübt wird, recht viele Fälle aufzuweisen, in denen die von ihr behandelten Patienten wieder gesund wurden, während sich die chinesischen Aerzte auf die Behandlung der Cholera nicht verstehen. Viele Eingeborene nehmen deshalb auch gar nicht ihre Dienste in Anspruch. Dagegen wurde der Gott der Epidemie, der sogenannte „General", aus seinem Tempel hervorgezogen und unzählige Male die Straßen auf und nieder getragen. In seiner Macht soll es stehen, der Seuche Einhalt zu gebieten. Daß ihm diese Eigenschaft zugeschrieben wird, datiert sich von einer Sage, die man sich von ihm erzählt. Einst vor mehreren Jahrhunderten, so heißt es, wütete eine Epidemie in der Stadt, deren Ursache dem schlechten Wasser in einem gewissen Brunnen zugeschrieben wurde. Trotz alledem ließen sich die Bewohner nicht abhalten, aus demselben Wasser zu schöpfen. Da sprang ein Mann, dem die Not des Volkes zu Herzen ging, in den Brunnen hinunter und ertränkte sich, um die Leute dadurch zu verhindern, sich fernerhin dieses Wassers zu

bedienen. Ihm zu Ehren wurden infolge dessen einige große Tempel geweiht und er wurde zu einem hochangesehenen und verehrten Gott.

Ein Mittel, das von den Chinesen sehr häufig im Krankheitsfalle angewendet wird, ist das Kauen einer Kupfermünze. Sie thun das in dem Glauben, daß die, welche wirklich von der Cholera befallen sind, die Münze zwischen den Zähnen zerbeißen können. Ist dies mit einer gewissen Anzahl von Kupfermünzen geschehen, so soll die Krankheit gehoben sein. — Fragt man nach den Ursachen der Epidemie, so drängt sich zunächst die Frage auf: wie kommt es, daß sie nicht jeden Sommer auftritt? Es wäre das kein Wunder; denn die Straßen sind überaus schmutzig, das Wasser überall unrein, die Luft voll ungesunder Stoffe und die Wohnungen mit Menschen überfüllt. Aber in diesem Jahr kommen zu diesen vorhandenen Uebelständen noch weitere Ursachen hinzu. Die Witterung war sehr veränderlich; bald war es sehr heiß, bald ungewöhnlich kühl. Die Ernte fiel sehr gering aus und die Nahrungsmittel waren deshalb nicht nur außerordentlich knapp, sondern auch zum Teil gering. Die Leute waren daher schlecht genährt und nicht widerstandsfähig. So kam es, daß zuerst die Armen und Schwachen der Krankheit erlagen, und es sind wohl alle Bettler bei dieser Gelegenheit weggestorben. Im Augenblick scheint die Epidemie nachzulassen und man hofft, daß sie ihren Höhepunkt überschritten habe. Hoffentlich lassen sich die Bewohner der Stadt durch die Gerichte Gottes zur Gerechtigkeit weisen.

— Wie gefährdet das Leben der Missionare durch die blinde, abergläubische Volkswut des chinesischen Pöbels ist, zeigt ein Vorfall in der Stadt Tschantschau in der Provinz Hunan. Hier wurden am 15. August d. J. die beiden Missionare Bruce und Lowis der China Inland Mission ermordet. Es geschah dies infolge eines Ausbruchs wahnwitzigen Aberglaubens. In der Bevölkerung hatte sich die Meinung verbreitet, die genannten Missionare hätten durch Vergiftung des Trinkwassers die Cholera, die in der Stadt wütete, erzeugt. Der Pöbel versammelte sich vor den Missionsgebäulichkeiten, demolierte diese, steckte sie in Brand und erschlug die beiden Missionare. Auch die chinesischen Anhänger der Missionare wurden verwundet. Ebenso wurde das chinesische Postamt in der Stadt zerstört, weil es den Verkehr mit dem Ausland vermittele.

Ceylon. Nach den neuesten statistischen Erhebungen nimmt der Opiumgenuß unter der singalesischen Bevölkerung Ceylons in erschrecklichem Maße zu. Man hat deshalb den Kolonialminister Chamberlain auf dieses Uebel aufmerksam gemacht, aber durch einen seiner Beamten die Antwort erhalten, man habe die Sache sorgfältig im Auge, glaube aber nicht, daß die Zunahme des Verbrauchs von Be-

deutung sei. Dem gegenüber konstatiert eine in Ceylon erscheinende Zeitung, daß in der That die Einfuhr und der Umsatz des Giftstoffes von Jahr zu Jahr zunehme. So betrug die Einnahme, die die Regierung durch die Erlaubnisscheine (für den Verkauf) während der drei letzten Jahre bezogen hat, im Jahr 1897 = 1700, 1898 = 3100 und 1899 = 5640 Rupien. Während die jährliche Einfuhr von Opium in den Jahren 1845 bis 1851 etwa 1000 Pfund betrug, belief sich dieselbe von 1894 bis 1897 durchschnittlich auf 14 700 Pfund und seitdem jährlich auf 19 541 Pfund. Das ergiebt in den letzten vier Jahren eine gesteigerte Einfuhr von über 30 Prozent. Die Stellung der Regierung, die sie gegenüber diesem Opiumübel zum Schaden der ohnedies widerstandslosen Bevölkerung einnimmt, erregt daher mit Recht die ernsteste Besorgnis unter den Kreisen derer, die es mit Land und Leuten wohlmeinen. Denn ohne alle Bedenken giebt es die Regierung zu, daß selbst auf Dörfern, wo das Gift bis jetzt unbekannt war, Opiumläden eröffnet werden. Zum Glück für die Bevölkerung findet auf der Insel selbst kein Anbau des Mohns statt. Dagegen wird dieser in Nordindien immer weiter ausgedehnt, so sehr auch englische Staatsmänner versichern, daß er vermindert werden solle. So wurden im Jahre 1891/92 504 544 Acker Land mit Mohn bepflanzt, im Jahr 1899/1900 nicht weniger als 627 311 Acker.

Das **Schwarzwasserfieber**, diese Geißel der tropischen Gebiete, ist bis jetzt vergeblich bekämpft worden. Die Opfer, die dasselbe z. B. in West- und Ostafrika unter Europäern und selbst Eingeborenen jedes Jahr fordert, weisen einen hohen Prozentsatz auf. Zwar verläuft nicht jeder Anfall von Schwarzwasserfieber tödlich, aber doch bringt jeder eine ernste Gefahr für Leben und Gesundheit mit sich. Vielen Europäern bleibt in diesem Fall nichts anderes übrig, als durch schleunige Heimkehr in die europäische Heimat einem neuen Anfall vorzubeugen oder doch die durch den Kräfteverfall und die Malariainfektion mitgenommene Natur wieder zu kräftigen. Aber selbst im heimischen Klima ist mancher, der von dort malariasiech zurückgekehrt ist, nicht vor dieser tückischen Krankheit sicher. Ihre Bekämpfung aber mit sicherem Erfolg ist unseres Wissens noch ein ungelöstes Problem. Wie weit nun ein Heilmittel, das wir in der neuesten Nummer von Regions Beyond angegeben finden, von absolut zuverlässiger Wirkung ist, das müssen wir der Expertise der Aerzte überlassen. Aber es wäre ein großes Geschenk Gottes, wenn damit ein Mittel an die Hand gegeben wäre, um den tödlichen Einwirkungen der Malaria in erfolgreicher Weise zu wehren. In dem genannten Blatt heißt es:

Dr. O'Sullivan-Beare (Vicekonsul in Pemba, Ostafrika, und Regierungsarzt des Sultanats Sansibar) beschreibt in einer Nummer der „Lancet" ein einheimisches Heilmittel gegen das gefürchtete Schwarzwasserfieber. Es besteht in einer Abkochung aus der Wurzel einer Cassia, deren Gattung in Ostafrika vorkommt. Der Baum erreicht eine Höhe von 20 bis 30 Fuß; seine Blüte ist von hellgelber Farbe und seine Samenschoten werden etwa $2^1/_2$ Fuß lang. Dr. O'Sullivan hörte zuerst von den Eigenschaften des Baums von einem intelligenten Araber in Ostafrika und wandte das Mittel in der Form einer Abkochung an, und zwar in fünf Fällen mit offenbarem Erfolg. Dieselbe Erfahrung haben auch andere gemacht, die das Mittel auf sein Anraten hin anwandten. Auch in Fällen von Wechselfieber, wo das Chinin sich eher schädlich als heilsam erwies, hat sich das Mittel bewährt.

Die Methode, wie es die Eingeborenen herstellen und anwenden, ist folgende: Sie zerkleinern ein Stück der betreffenden Baumwurzel in zolllange Teile und kochen etwa ein Dutzend davon in einer Gallone Wasser (ca. $4^1/_2$ Liter) eine halbe Stunde lang. Das ergiebt dann eine rötliche Flüssigkeit, wovon der Kranke zu trinken bekommt, und zwar heiß oder kalt, so oft er Durst empfindet. Da die Wurzel augenscheinlich keine giftigen oder schädlichen Substanzen enthält, darf die Abkochung in beliebigen Quantitäten genommen werden. In Fällen, wo der Patient nicht besonders von Durst geplagt wird, pflegt man ihm den Absud alle zwei Stunden in Dosen von einer Theetasse voll zu geben. — Eine Probe des Mittels kann jederzeit gratis von der Firma Christy & Co. (London, Old Swan Lane, Upper Thames Str. E. C.) bezogen werden, da dieselbe mit einem Vorrat der Cassia Beareana-Wurzel versehen worden ist.

Westindien. In der Augustnummer des Missions-Magazins (S. 354 f.) brachten wir nach der African Times die Mitteilung, daß bei der Katastrophe von St. Pierre auf der Insel Martinique sehr wahrscheinlich auch der ehemalige König von Dahome, Behanzin, umgekommen sei. Dies scheint jedoch nicht der Fall gewesen zu sein, denn nach einer Mitteilung der Deutschen Reichspost vom 31. Oktober berichtet Herr Lacroix, der Führer der wissenschaftlichen Mission, die am Mont Pelée Forschungen anstellen soll, u. a. folgendes: „Der arme König Behanzin von Dahome, der seit acht Jahren in Fort de France auf Martinique in der Verbannung lebt und dort mit seinen Weibern und Kindern ein beinahe kümmerliches Dasein führt, ist durch die Ausbrüche des Mont Pelée in größte Angst versetzt worden. Er glaubt nicht anders, als daß die Insel untergehen

werde und hält den Augenblick daher für geeignet, sich an den Abgeordneten Gerville-Réache mit der Bitte zu wenden, seine Heimkehr nach Dahome zu vermitteln. Ob sie ihm gewährt werden wird, erscheint allerdings fraglich, obgleich der Abgeordnete das Gesuch warm befürwortet."

Westafrika. Ueber den Aufstand der Eingeborenen in Angola gegen die Portugiesen, von dem die Zeitungen seiner Zeit nach portugiesischen Quellen berichtet haben, sind bis jetzt noch keine näheren Nachrichten, soweit sie die davon berührte amerikanische Mission des Boston Board betreffen, eingelaufen. Nur so viel scheint sicher zu sein, daß die aufständischen Eingeborenen die Missionare und ihre Stationen unbelästigt gelassen haben, wenn auch die Missionsarbeit durch die Unruhen beeinträchtigt worden ist. Jedenfalls ist jeder Verkehr zwischen den Stationen mit der Küste gesperrt; der letzte Brief von dort datiert vom 24. Juli.

Der portugiesische Kolonialbesitz von Angola, der sich vom Kongo-Freistaat im Norden bis Deutsch-Westafrika im Süden erstreckt und ca. fünf Millionen Bewohner zählt, zerfällt in fünf Distrikte. Den mittleren Bezirk bildet Benguella, wo auf dem inneren Hochlande von Bailundu die amerikanischen Missionsstationen liegen. Die Unruhen scheinen unter den Stämmen südlich von Bailundu ausgebrochen zu sein, von wo sich der Aufstand dann weiter nach Norden verbreitete und die von der Mission besetzten Distrikte erfaßte. Das Verhältnis zwischen den Eingeborenen und ihren portugiesischen Herren war von jeher kein gutes. Von den Forts aus, die da und dort im Lande errichtet sind, regierten die Kommandanten mit eiserner Faust. Die Händler, die das Land durchzogen und besonders Schnaps einführten, behandelten die Bewohner in der rücksichtslosesten Weise. Die Handelsplätze waren deshalb auch die Orte, wo sich das Laster und die sittliche Verkommenheit breit machte. Unter solchen Verhältnissen konnte es nicht ausbleiben, daß schließlich Unruhen ausbrechen mußten und daß die Schwarzen von der weißen Bevölkerung nichts Gutes zu erwarten hatten. Nur die Missionare standen anders zu den Eingeborenen und besaßen auch ihr Vertrauen. Zu ihnen nahmen sie häufig ihre Zuflucht und baten um ihre Vermittlung bei den portugiesischen Behörden. Die Missionare durften deshalb auch hoffen, nichts von den Aufständischen befürchten zu müssen. Und sie haben sich nicht getäuscht. Sie blieben auf ihren Missionsposten, während die Händler, die sich noch flüchten konnten, in den Forts Zuflucht suchten. Auch den Missionaren bot man diese Zufluchtsstätte an, aber sie zogen es vor, im Vertrauen zu ihrer Stellung unter

dem Volk auf der Station zu bleiben, obschon die Dörfer rings um sie her niedergebrannt wurden. Näheres über ihr Ergehen weiß man noch nicht, nur daß sie sich sicher fühlten. Neu angekommene Missionsgeschwister von Amerika haben es sogar gewagt, ins Innere des Landes vorzudringen, um ihre Stationen zu beziehen. Doch mußten sie ihren Weg von Loanda aus einschlagen und das Aufstandsgebiet umgehen, da der direkte Weg an die Küste von Benguella gesperrt war. Selbst die Jahresfeier konnte trotz der Unruhen im Juni auf der Station Tschisamba gefeiert werden. Jedenfalls haben die Missionare über die Vorgänge genauen Bericht abgefaßt, aber ihre Briefe haben ohne Zweifel die Küste nicht erreicht. Wir hoffen später Ausführlicheres über ihre Erlebnisse bringen zu können.

An der **Goldküste,** wo zur Zeit die Basler und die wesleyanische Mission seit Jahrzehnten unter verschiedenen Volksstämmen arbeitet, gedenkt nun auch die englische hochkirchliche Ausbreitungsgesellschaft (S. P. G.) in die Arbeit einzutreten, wie es scheint, hauptsächlich von dem Wunsche beseelt, jenen Volksstämmen das Christentum in der anglikanischen Form zu bringen. Uebrigens waren schon im 18. Jahrhundert einige ihrer Kapläne an der Küste thätig, jedoch in erster Linie nur unter den englischen Beamten und weniger unter der eingeborenen Bevölkerung. Seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts, nachdem mehrere ihrer Missionare dem Klima erlegen waren, ist die Goldküste als Arbeitsfeld von der Gesellschaft aufgegeben, wiewohl sie es noch bis zum Jahr 1826 auf ihrer Liste stehen hatte. An welchem Punkt der Goldküste die S. P. G. jetzt mit ihrer Arbeit einsetzen will, ist noch nicht gesagt. Ihr Bericht läßt zwar vermuten, sie habe die Gebiete des Inneren im Auge, aber es ist wohl anzunehmen, daß sie sich den Plätzen zuwenden wird, wo die Beamtenwelt am stärksten vertreten ist, um unter ihr zugleich Kolonialmission treiben zu können.

Bücheranzeigen.

Richter, P. J. **Die deutsche Mission in Südindien.** Erzählungen und Schilderungen von einer Missions-Studienreise durch Ostindien. Gütersloh. C. Bertelsmann. Mk. 3. | geb. Mk. 3.60.

Es ist ein Genuß, dem Verfasser über die verschiedenen deutschen Missionsfelder in Südindien zu folgen; denn er weiß seine dort gewonnenen Eindrücke

anschaulich und lebhaft vors Auge zu führen, sodaß man einen Einblick nicht allein über die lokalen Verhältnisse, sondern auch in die mannigfachen Missionsprobleme erhält. Behandelt sind zunächst die drei großen deutschen Missionen Indiens: die Leipziger, Basler und die Goßnersche Kols-Mission, deren Arbeitsgebiet und Arbeitsweise er zuerst charakterisiert und wovon er dann ansprechende Einzelbilder folgen läßt. Kürzer sind am Schluß die Hermannsburger, die amerikanisch-lutherische in Guntur und die Breklumer gezeichnet. Die Darstellung ist nüchtern, die Kritik maßvoll gehalten, das Ganze aber mit viel Wärme geschildert. Für den Leser bietet das schöne Buch viel Interessantes und Belehrendes. Wir freuen uns deshalb auf den weiteren Band, der über seine Reise in Nordindien berichten soll.

Taylor, Mrs. Howard. **Ein chinesischer Gelehrter.** Bildungsgang und Bekehrung eines Konfuzianisten. Aus dem Englischen von A. v. Z. Mit 18 Abbildungen. Gütersloh. C. Bertelsmann. Mk. 2.40. | geb. Mk. 3.

Das Buch bietet dem Leser mehr, als sein Titel vermuten läßt. Es sind gut gezeichnete Skizzen aus dem chinesischen Leben, ergreifende Schilderungen aus der Zeit der Hungersnot in Schansi, ein Protest gegen das von den Engländern den Chinesen aufgedrängte Opium. In geschickter Weise ist auch eine kurze, übersichtliche Darstellung der verschiedenen Religionen Chinas in das Lebensbild hinein verwoben. Nur schade, daß die christliche Thätigkeit, die der bekehrte Konfuzianer als Pastor Hsi Jahrzehnte lang entfaltet hat, zu kurz wegkommt. Sie ist nur im Vorwort erwähnt. Der Erzählerton ist zwar etwas rhetorisch gehalten, aber eindrucksvoll.

Mayer, Lic. Dr. G. **Die Missionstexte des Neuen Testaments** in Meditationen und Predigtdispositionen. Ein Handbuch für Geistliche, Missionare und Missionsfreunde. Erstes Heft. Ebenda. Mk. 1.

Das vorliegende Heft der ersten Abteilung enthält Dispositionen über Missionstexte in den Evangelien. Der Bearbeiter will in der Missionspredigt vor allem den Predigtcharakter nach strengen homiletischen Grundsätzen zur Geltung bringen. Alle Berichterstattung hat demnach zurückzutreten. Zwar fehlen nicht die Hinweise auf die Mission und die hauptsächlichsten Erscheinungen des Heidentums, aber sie sind doch nur allgemeiner Art und es fehlt das missionsgeschichtliche Material. Jedenfalls muß dieser Art von Missionspredigt die Missionsstunde zur Seite treten, wenn die Gemeinde mit der Mission näher bekannt werden soll.

Pohl, E. **Aus den Anfängen unserer Breklumer Mission.** Breklum, Missionshaus. brosch. 75 Pf. | geb. Mk. 1.

Hier redet einer, der erzählen kann, so daß der Leser alles lebendig miterlebt. Gern hörte man noch mehr von der eigentlichen Geistesarbeit des Missionars. Aber auch beim Erzählen all der äußeren Erlebnisse im Breklumer Missionshaus, auf Reisen, mit Brüdern, unter Heiden, überall hört man der Stimme das Herz des echten Missionars an. Also ein allerliebstes Büchlein, nicht bloß zum Kaufen, sondern zum Lesen.

NB. Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.

Register.

Abeſſinien 1 ff. 68 ff.
Abokobi, Miſſionsſtat. 145.
Aburi, Miſſionsſtat. 44 ff.
Acker, P. 506.
Aerztliche Miſſion 434. 506.
Afrika, Sklavenhandel 487.
Akropong, Miſſionsſtat. 143 ff.
Alaska 484 ff.
Allen, Dr. 192.
Altkalabar 227.
Amerika, Indianer 389 f.
Anderſon, J. Miſſ. 275. 403.
Angola 518 f.
Arya Samadſch 423.
Aſhe, Miſſ. 387.
Aſhmore, Miſſ. 178.
Asmara, Miſſionsſtat. 8.
Auſtralien 432.

Bahr, Miſſ. 224.
Baldwin, Miſſ. 33 ff.
Balle, Miſſ. 460 ff.
Barff, Miſſ. 311.
Bargery, Miſſ. 256.
Barrows, Dr. 422.
Bechtold, Miſſ. 328.
Behanzin, Dahomekönig 354 f. 517.
Behrens, Miſſ. 494 ff.
Bellaſa, Miſſionsſtat. 11 ff.
Benin 256.
Bergmann, Miſſ. 385.
Bernard, Frl. 398. 400 f.
Berſaba, Miſſionsſtat. 492 ff.
Beutel, Miſſ. 328.
Bismarckarchipel 377 ff.
Blantyre 329 f. 341. 402.
Börreſen, Miſſ. 177 f.
Bogadjim, Miſſionsſtat. 381.
Boiteux, Miſſ. 92.
Bombay 333. 393. 396.
Bongu, Miſſionsſtat. 381.
Boxer-Bewegung 15 ff. 182.
Brahma Samadſch 423.
Brainerd, Miſſ. 263.
Brekkum, Miſſionshaus 257.
Bruce, Miſſ. 515.
Brunton, Dr. 276.
Bryce, J. 269.
Buckenham, Miſſ. 33.
Butter, Dr. 266.

Campbell, Miſſ. 327.
Carey, Dr. 264.
Ceylon 397. 515 f.
Chalmers, Dr. 271.
China, allgem.: 46 f. 94 f. 181 ff. 219 ff. 223 f. 330 f. 428 ff. 423. — Buddhismus 86. — Cholera 513 f. — Chriſtenverfolgung 14 ff. — Gebräuche 346 ff. — Lage 172. — Miſſionsſtatiſtik 29 f. — Preſſe 448 ff. — römiſche Forderungen 95 f. 391. — Rückkehr der Miſſionare 96 f. — Tod und Begräbnis 213 ff. 236 ff.
Chineſen in Nordamerika 229 ff.
Chriſtiansborg, Miſſionsſtat. 137.
Cockburn, Miſſ. 343.
Cochran, Dr. 233.
Coillard, Miſſ. 30. 48 f. 117.
Condit, Dr. 231.
Couppé, Biſchof 373.

Dahome 354 f.
Dardſchiling, Miſſionsſtat. 227 f.
Deans, Miſſ. 341. 481 ff.
Deinzerhöhe, Miſſionsſtat. 381.
Deutſch-Südweſtafrika 177.
Diehl, Miſſ. 104.
Doane, Miſſ. 373 f.
Domaſi, Miſſionsſtat. 402.
Duff, Dr. 272 ff. 394.

Ebon, Inſel 369.
Eckert, Miſſ. 207.
Edea, Miſſionsſtat. 196. 252.
Eiſenſchmid, Miſſ. 44 f.
Elliot, Miſſ. 262.
Ernſt, Miſſ. 193 ff. 245 ff.
Erskine, Dr. 265.

Faber, D. 439.
Fabri, D. 505.
Ferguſon 360. 399.
Fitſchen, Miſſ. 226. 496.
Flierl, Miſſ. 381.
French, Miſſionsbiſchof 255.
Fung-ſchui 215.

Gabet, Miſſ. 357.
Geil, E. 432 f.
Gibſon, Dr. 233.
Gobat, Miſſ. 2.
Goldküſte 133 ff. 519.
Goodthaab, Miſſionsſtat. 460.
Gordon, Frl. 400.
Goy, Miſſ. 30 ff. 79 ff.
Grant, Miſſ. 278. 326.
Greig, Dr. 18.
Grenfell, Miſſ. 305.
Grönland 460 ff.
Grützner, Miſſionsſup. 108.
Guam, Inſel 369.
Guard, Dr. 233.
Gyadam, Miſſionsſtat. 145.

Haccius, Miſſionsdir. 490.
Haldane, R. 267.
Hardie, Miſſ. 314.
Harper, Miſſ. 334.
Harris, Dr. 234 f.
Häſſig, Miſſ. 194 ff. 245 ff.
Hauſaland 256.
Hawaii 178.
Hedin, Sven 357. 411.
Heeſe, Miſſ. 226.
Heiling, Peter 2.
Henderſon, Miſſ. 329. 341.
Herdman, Miſſ. 279. 328. 398.
Hinderer, Miſſ. 52.
Homeyer, Miſſ. 216.
Honolulu 178.
Huc, Miſſ. 357.
Hunter, Miſſ. 281.
Hutchinſon, Dr. 401.

Indien, allgemeines: 50 f. 177. 254 f. 268 ff. 298 ff. 390. 393 ff. 436. — Hungersnot 434 ff. — Leichenfeierlichkeiten 157 ff. — Religionsſtatiſtik 58. 306. — Schulweſen 273 f.
Indianer, Statiſtik 354.
Induſtrie, Goldküſte 136 ff.
Inglis, Dr. 270 f.
Isenberg, Miſſ. 2.
Itſchang, 331. 343. 402. 481.

Jakobshafen, Miſſionsſtat. 463.
Jaluit, Inſel 371.
Jamaika 268.
Japan 51. 425 ff. — Buddhiſten 98. — Erweckung 110 ff. — Schulen 97 f. — Statiſtik 487 f.
Japaner in Nordamerika 229 ff.
Jenſen, P. 258.
Jörgenſen, P. 464.
Johnſon, Archidiakonus 52.

Kaffraria 268.
Kahl, Miſſ. 106.
Kagwa, Katikiro v. Uganda 386 ff.
Kaiſengfu, jüdiſche Kolonie 46 f.
Kaiſer, Miſſ. 129. 491.
Kaiſer Wilhelmsland 381 ff.
Kalimpong, Miſſionsſtat. 336 f. 402.
Kalkutta 332. 394. 398 f.
Kamerun 193 ff. 245 ff. 252.
Karaß, Miſſionsſtat. 268.
Karlsſon, Miſſ. 485 f.
Karolinen-Inſeln 368 ff. 373 ff.
Kazungula, Miſſionsſtat. 31.
Keck, Miſſ. 30.
Keſab, Tſchander Sen 423.
Khama, König 124 f.
Kiautſchou 438 f.
Kiener, Frl. 92 f.
Kind, D. 506.
Kirin, Stadt 17 f.
Klein, Miſſ. 228.
Kleinſchmidt, Miſſ. 463.
Koelle, Dr. 228.
Kokonor-See 411 f.
Kolonialkongreß, deutſcher 504 ff.
Kongo, Miſſion 304 f.
Korea 97
Kramer, Miſſ. 50.
Krapf, Dr. 2.
Kumaſe 127.
Kumbum, Lamakloſter 359 ff. 404 ff.
Kunze, Miſſ. 385.
Kuſaie, Inſel 369.

Labrador 99.
Lager, Miss. 12.
Lagos 511 f.
Laing, Frl. 394.
Lauffer, Miss. 196.
Lett, Miss. 50.
Lewanika, Barotsi-König 33 ff. 85.
Lhasa, Stadt 357 f. 412.
Lifu-Insel 283 ff.
Li Hung-tschang 94 f. 174.
Lobethal, Missionsstat. 193.
Lowis, Miss. 515.
Loyalitäts-Inseln 282 ff.
Lukhang, Missionsstat. 223 f.
Lundahl, Miss. 7. 70.
Lusar, tibet. Ort 359 ff.

Macaulay, Z. 267. 447.
Macdonald, Miss. 329.
Macfarlane 282. 298. 327 f. 331 ff.
Mackay, Miss. 387.
Macleod, Pfr. 278 ff. 325 ff. 395 ff.
Mac Murtie, Dr. 331.
Madras 332. 397 ff.
Maillard, Frl. 397.
Malua, Missionsseminar 314 f.
Mandschurei 14 ff. 428 ff.
Mangala, Missionsposten 197. 252.
Marcks, Miss. 437.
Mare, Insel 286 ff.
Marianen-Inseln 568 f.
Marschallinseln 368 ff.
Marston, Frl. 308.
Martin, Dr. 173.
Martinique, Insel 354 f.
Martyn, H. 263. 268.
Melanesien 376 ff.
Mentawei-Inseln 50.
Merensky, D. 508.
Meyer, Miss. 496.
Mikronesien 368 ff.
Miller, Dr. 256.
Minkner, Miss. 105.
Missionen:
— amerikanische: bischöfl. Methodisten 97. 130. 235. — Boston Board 308. 310. 369 ff. 518. — Presbyterianer 130. 235. 305.
— deutsche: Allgem. evang. prot. Missionsverein 438 f. 488. — Basler 53 ff. 133 ff. 193 ff. 441 ff. — Berlin I 223 f. 226. 438. — Berlin II 207. 259. — Brüdergemeine 227. 308. 460 ff. — Hermannsburger 45 f. 129. 226. 489 ff. — Neuendettelsau 310. 381 ff. — Norddeutsche 51 f. — Rheinische 49 f. 310. 381 ff. 436 f. — Schleswig-Holsteinsche 257.
— englische: Ausbreitungsgesellschaft 391. 519. — Baptisten 264. 305. 391. — China Inland Mission 129. 433. — kirchliche 52. 255. 391. — Kongo-Balolo Mission 305. — Londoner 50. 130. 178. 264. 310 ff. — Wesleyanische 310. 316. 377 ff. 391.
— finnische: 258.
— französische: Pariser 48 f. 128.
— norwegische: 50.
— römisch-katholische: 315. 481 ff. 506 f.
— schottische: Freikirche 277. — Staatskirche 261 ff. 325 ff. 393 ff. 481 ff. — Unierte Presbyterianer 15 ff.
— schwedische: Missionsbund 305. 484 ff. — Vaterlandsstiftung 2 f. 7 ff.
Mission u. kirchliche Kunst 441 ff.
Mission u. Kulturarbeit 133 ff.
Mitchell, Miss. 268.
Mokil, Insel, 369.
Mokwahe, Königin 33 ff. 80 ff.
Mortlock-Inseln 369.
Mott, J. 258 f.
Muanga, König 387 f.
Mukden 15. 27 f. 428 ff.
Mustakallio, Missionsdir. 258.
Muzumdar, Tschandra 423 f.

Nagano, Stadt 425.
Nagtschuka, tibetischer Ort 418 f.
Nisbet, Miss. 319.
Nottrott, Miss. 208.

Ogilvie, Miss. 278 f. 327.
Opiumhandel 515 f.

Palapye, Missionsstat. 125.
Pandschab, Mission 334. 397 ff.
Parker, Miss. 448.

Parsi 212.
Pfander, Dr. 228.
Pigot, Frl. 398 f.
Polygamie 507 f.
Ponape, Insel 369. 373 ff.
Puna, Missionsstat. 394 ff.

Radschputana 434.
Ramseyer, Miss. 51. 127.
Rand, Miss. 373.
Rankine, Dr. 343.
Reid, Miss. 192.
Ricci, Miss. 46.
Richards, Miss. 192.
Rijnhart, Miss. 358 ff. 404 ff. 467 ff.
Robertson, Pfr. 263.

Sambesi-Mission 30 ff. 48 ff. 79 ff. 128.
Samoa-Inseln 178. 311 ff. 433.
Santalmission 177 ff.
Sattelberg, Missionsstat. 381.
Saville, Frl. 395 f.
Schepmann, Miss. 492 ff.
Schmidt, Prof. 507 f.
Schnapshandel 510 ff.
Schottische Freikirche 277.
Schottische Staatskirche 276.
Schreiber, Missionsinsp. 51.
Schultz-Lorentzen, Miss. 460 ff.
Schwarzwasserfieber 516.
Scott, Miss. 341.
Senana-Mission 398 f.
Sescheke 30 ff. 79 ff. 116 ff.
Shanghai, Presse 448 ff.
Sheriff, Miss. 278.
Sialkot, Missionsstat. 397 ff.
Siar, Missionsstat. 381.
Sierra Leone 52. 267.
Sikkim, Mission, 338 f.
Simbang, Missionsstat. 381.
Sining, Stadt 360 ff.
Sjöblom, Miss. 258.
Sklavenhandel in Afrika 487.
Speer, Dr. 230.
Stallbom, Miss. 497.
Stanley, H. 304.
Steinhauser, Miss. 148.
Stevenson, Frau 399.
Stone, Frl. 225. 306 f.
Stooke, Dr. 483.
Studentenkonferenz, deutsche 355.
Sturge, Dr. 232.
Sudan, Sklavenjagden 390.
Südafrika 45 f. 128. 226. 258.
Südsee 178. 282 ff. 309 ff.
Süß, Miss. 145.
Sumatra 49 f. 436 f.
Suriname 227.
Svensson, Miss. 12. 71. 78.

Taiyuenfu, Stadt 167 ff.
Tamiinseln, Missionsstat. 381.
Tankar, Stadt 409 ff.
Tibet 357 ff. 405 ff.
Totenbestattung, heidnische 101 ff. 154 ff. 205 ff.
Transvaal 489 ff.
Tsilka, Fr. 225. 306 f.
Tsingtau, Missionsstat. 438.
Tsong Kaba, buddh. Reformator 405 ff.
Türkei 225.
Tugwell, Missionsbischof 510.
Turner, Miss. 314. 319. 502.

Uganda 176 f. 256 f. 386 ff.

Vellore, Missionsstat. 333.
Volker, Miss. 497.
Voskamp, Miss. 215. 218. 242.

Walker, Frl. 402.
Wangemann, Missionsdir. 106.
Ward, Miss. 33 f.
Watson, Pfr. 326. 399.
Webster, Miss. 429.
Weitbrecht, Dr. 396.
Welbourn, Miss. 426.
Wenhold, Miss. 492.
Westwater, Dr. 23.
Whipple, Missionsbischof 389.
Williams, J. 285. 311 ff.
Willoughby, Miss. 125.
Wilson, Dr. 274. 327. 393.
Winquist, Dr. 7. 9 ff.
Wivekananda 420 ff.
Wolf, Miss. 497.

Yünnsien, Gouv. 47 f. 167 f.
Youngson, Miss. 334.
Yule, Miss. 396.

Zenkoji-Tempel 425 ff.
Zimmermann, Miss. 145 ff.

Buchdruckerei Fr. Reinhardt, Basel.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

Inhalt.

1902. Ein chinesischer „Gottanbeter". — Aus dem Tagebuch eines Bibelboten im Sudan. — Das Evangelium des Friedens. — Kleine Mitteilungen. Bücheranzeige. Nr. 1.

Ein chinesischer „Gottanbeter".

Wohnt hier der Lehrer, der die Jesuslehre verbreitet? Mit diesen Worten — so erzählt der Basler Missionar M. Maier — betrat an einem schwülen Sommertag des vorletzten Jahres ein alter, von der Last der Jahre schon gebeugter Mann die kleine Missionskapelle in Lofeus. Da auf die Frage sich niemand zeigte, machte sich der Alte bequem. Er stellte die mitgebrachte Hacke in eine Ecke, löste die Sandalen von den staubigen Füßen und legte seinen großen aus Bambus geflochtenen Sonnenhut neben sich auf die Bank. Das durch die Wegnahme der Bedachung nun frei gewordene Gesicht war stark gebräunt und ziemlich verwittert, doch gaben zwei freundliche Augensterne, die unter den buschigen Brauen hervorleuchteten, sowie das niedliche, schneeweiße Zöpfchen dem Manne ein überaus angenehmes, fast kindliches Aussehen. Auch das alte Mütterchen, das jetzt unter der Thüre erschien, machte einen nicht ungünstigen Ein-

druck. Bedeckten auch hundert Fältchen das breite Gesicht, so zeigte dasselbe doch nette, friedliche Züge.

Die beiden Alten schienen zusammenzugehören, denn sie setzten sich jetzt traulich nebeneinander und sprachen eifrig zusammen. Zuweilen entnahm die Frau ihrem Rucksack einige Brötchen, die sie redlich mit ihrem Gefährten teilte.

Durch die Stimmen in der Kapelle aufmerksam gemacht, erschien jetzt der junge Prediger Tschong. Der Alte erhob sich schnell und machte nach chinesischem Brauch eine tiefe Verbeugung; auch das alte Weiblein war aufgestanden und blickte den Katechisten treuherzig an. Dieser lud das Ehepaar ein, ihm in seine nebenan befindliche Wohnung zu folgen, wo er ihnen den üblichen Thee anbot. Doch wie erstaunte er, als der Alte mit seiner Tasse in die Kapelle zurückschritt, sie dort auf den Altar stellte und mit hochgehobenen Händen und nach oben gerichtetem Blick feierlich anfing: „Vater, segne Trank und Speise, mir zur Kraft und Dir zum Preise." Erst jetzt setzte er die Tasse an die Lippen und nachdem er sie ausgetrunken kam er wieder zurück.

Prediger Tschong fing an Interesse für den merkwürdigen Mann zu bekommen und begann ihn nach dem „Woher" und „Wohin" zu fragen. Der Alte nannte einen unbekannten Ort im Kreise Lyung Tschhon als seine Heimat; er war mit seiner betagten Ehehälfte auf dem Weg nach der Provinz Kiangsi, wo er, manche Tagereise von Loseus entfernt, einen kleinen Hügel erworben hatte. Diesen wollten sie zusammen umgraben und eine Theepflanzung anlegen; sie hofften auf diese Weise den Unterhalt für den Rest ihres Lebens zu finden. Das nötige Geräte, wie auch ihre Habseligkeiten führten sie mit sich. Es war freilich wenig, was die alten Leutchen eigen nannten: Hacke und Spaten, ein Bündel Kleider, eine Ente, zwei junge Hühner und ein großer Theetopf; das war alles. Sie trugen somit „all das ihrige mit sich." Der Mann besonders konnte dies von sich sagen.

Als nämlich der Katechist ihn fragte, ob er auch Christ sei, weil er vorhin drüben in der Kapelle das Tischgebet gesprochen, zog er gleichsam als Antwort aus der hintersten Ecke seines Rockärmels ein kleines Büchlein hervor. Der Katechist erkannte in demselben unsern kleinen Katechismus, den wir gewöhnlich Taufbewerbern in die Hand zu geben pflegen. Derselbe enthält außer

den zehn Geboten, dem Vater-Unser, dem Glaubensbekenntnis ꝛc. auch noch ein Morgen- und Abend-Gebet, sowie einige Tischgebete.

Der Alte hatte diesen Katechismus von einem unbekannten Manne erhalten. Er hatte dann zu Hause sich in denselben vertieft und manches darin gefunden, das einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn machte. Besonders packte ihn der Ausdruck „Unser Vater in dem Himmel." Als guter Sohn hatte er einst seinen alten Vater verehrt und treu gepflegt bis zu dessen Tode, und als frommer Heide hatte er bisher stets voll Ehrfurcht zum Himmel emporgeblickt, in dem er die schöpferische Kraft, die weise Vorsehung, wie auch die strafende Gerechtigkeit verkörpert glaubte. Der Begriff „himmlischer Vater" war ihm neu, aber er sagte ihm zu und erfüllte ihn mit heiliger Ehrfurcht, besonders als er in dem Büchlein auch auf den ersten Hauptartikel stieß. Es fiel ihm wie Schuppen von den Augen: ja gewiß, es muß ein höchstes Wesen geben, höher als Himmel und Erde und all die kleinen und großen Geister, denen er bisher gedient. Und dieses höchste Wesen hat im Himmel seinen Sitz und ist der Vater der Menschheit, daher „Unser Vater in dem Himmel."

Von der Stunde an, da dem guten Manne diese Erkenntnis aufging, bildete sich ein Verhältnis zwischen diesem Himmel-Vater und ihm. In demütiger, kindlicher Verehrung blickte er auf zu dem ihm bisher unbekannten Gott. Aber was er früher vom Himmel, von den verschiedenen Gottheiten seiner engeren und weiteren Heimat, von der Geomantie u. s. w. erwartet hatte, erbat er sich jetzt von diesem Vater im Himmel. Mit besonderer Inbrunst betete er mehrmals des Tages das Vaterunser. Auch das Glaubensbekenntnis sagte er auf. Der zweite und auch der dritte Hauptartikel freilich blieben ihm unverständlich, dagegen machten die zehn Gebote einen um so tieferen Eindruck auf ihn, und wenn er als frommer Heide von den Geboten der zweiten Tafel auch sagen konnte: „das habe ich alles gehalten von meiner Jugend auf," so strengte er sich doch jetzt mehr als bisher an, sein Leben nach denselben einzurichten. Nie vergaß auch der Alte sein Morgen- und Abendgebet zu sprechen und kein Bissen kam über seine Lippen, ohne daß er nicht dem neuen Gott zuvor gedankt hätte.

So war dieser Mann ein eifriger „Gottanbeter" geworden, obwohl er noch nie zuvor weder einen Missionar, noch einen

Katechisten, noch auch nur einen unserer Christen getroffen und gesprochen hatte. Seine Kenntnis von Gott, die ja freilich noch sehr mangelhaft war, verdankte er einzig und allein jenem kleinen Büchlein, das er als köstlichen Schatz stets bei sich trug und das auch jetzt auf seiner Wanderung nach Kiangsi seinen wichtigsten Besitz bildete. Dieses Büchlein mit seinen wenigen Seiten hatte ihm mehr geboten als die bändereiche chinesische Litteratur. Konfuzius hatte ihm allerhand Schönes gesagt über die Tugend, hatte ihn genau unterwiesen, wie er sich als Unterthan, Vater, Sohn, Ehegatte, Bruder und Freund zu verhalten habe, das Wichtigste hatte er ihm verschwiegen — er sagte ihm nichts über sein Verhältnis als Mensch zu Gott. Und darum blieb auch das tiefste Sehnen seiner Seele ungestillt, sein Herz blieb unruhig, denn es ruhte nicht in Gott. Ließ ihn auch sein neuer Führer noch über manches im Dunkeln, so hatte er ihn doch auf den richtigen Weg gestellt, der zum Vaterhaus führt. Wird er dieses Endziel erreichen und wird ihm Gott einen zweiten Wegweiser schicken, der ihm vieles noch deutlicher sagt?

Eine erste Station auf diesem neubetretenen Weg war für ihn jedenfalls die Kapelle in Lofeus. Als er mit seiner Hacke ahnungslos an dem einfachen Gotteshaus vorbeischritt, fiel sein Blick plötzlich auf vier große Schriftzeichen über der Eingangsthüre: Ya s kan thong-Halle der Jesuslehre. Der Alte blieb stehen. „Jesus“-Lehre? Schnell holte er sein Büchlein aus seinem Versteck; da stand auch der Name „Jesus“. Von einem Vorübergehenden ließ er sich erklären, daß in diesem Häuschen ein Mann wohne, der die Jesuslehre verkündige. Da hatte er ja eine wichtige Entdeckung gemacht. War er bis jetzt der Meinung gewesen, er in seinem abgelegenen Gebirgsthale sei der einzige, wenigstens in diesem Teile Chinas, der den Himmel-Vater verehre, so schien er hier einen Gesinnungsgenossen gefunden zu haben, von dem er vielleicht noch mehr erfahren konnte über Gott, und der ihm namentlich die dunkeln Stellen seines Büchleins erklären würde.

Und er hat mehr erfahren der gute Alte. Anfangs zwar schien er etwas enttäuscht zu sein. Er hatte sich unter diesem Lehrer der Jesuslehre natürlich einen ehrwürdigen Greis vorgestellt, mit langem, weißem Bart, dem untrüglichsten Zeichen von Würde und Wissen — und nun stand ein noch ziemlich junger Mann vor ihm. Doch er söhnte sich bald aus mit der Jugend

seines neuen Lehrers, denn Katechist Tschong hatte immer eine sehr nette Art die Leute zu gewinnen. Er erklärte dem lieben Alten sein Büchlein, besonders die ihm unverständlichen Abschnitte, und schenkte ihm einige Bibelteile und Traktate. Der Mann hörte lange mit großem Interesse zu, stellte viele Fragen, und zog dann gegen Abend fröhlich seine Straße. Die Einladung zum Uebernachten lehnte er dankend ab; er wollte an jenem Tage noch einen gewissen Markt erreichen, wo ein Bekannter ihm Herberge angeboten. Im Falle er später noch einmal seine alte Heimat aufsuchen sollte, dann werde er ganz gewiß vorbeikommen, um noch mehr über die Jesuslehre zu hören — so versprach er dem Katechisten, als dieser ihm noch eine Strecke Wegs das Geleite gab. Noch lange schaute der junge Mann gedankenvoll dem scheidenden Ehepaare nach, bis die beiden Alten endlich in der Ferne verschwanden.

Bis heute ist der merkwürdige Mann nicht wieder zurückgekommen, man hat auch nie mehr etwas von ihm gehört. — Wenn sie einst kommen werden vom Morgen und vom Abend, von Mitternacht und vom Mittag, um mit Abraham, Isaak und Jakob zu Tische zu sitzen im Reiche Gottes, wird da wohl auch der alte Gottanbeter aus den Lyung-tschhon-Bergen einen Platz finden an jener großen Tafel? Oder gilt auch für ihn das Wort: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, niemand kommt zum Vater, denn durch mich."

Aus dem Tagebuch eines Bibelboten im Sudan.

Mehr denn ein Jahrzehnt war der östliche Sudan für die Mission und die Bibelverbreitung ein gänzlich verschlossenes Gebiet, seit die Mahdisten jene Länderstrecken nilaufwärts besetzt hielten und in Omdurman bei Khartum ihre Herrschaft aufgerichtet hatten; und auch nachdem diese in langen Kämpfen zertrümmert war, währte es immerhin noch eine Zeitlang, bis der Mission die Thür wieder geöffnet war. Doch benutzte schon im ersten Jahr der im Dienst der britischen Bibelgesellschaft stehende Bibelbote Stephanos die Erlaubnis und

machte in den Monaten September bis Dezember 1900 eine längere Reise bis an die Grenze von Abessinien, wohin schon vor mehr als 30 Jahren die Pilgermission von St. Crischona heilige Schriften nach der Station Metammeh abgehen ließ. Einige von früher her bekannte Ortschaften wurden auf dieser Reise besucht und in vielen bisher unbekannten das Wort Gottes der Bevölkerung in Schrift und Wort gebracht. Lassen wir uns nun von dem Bibelboten selbst seine Erlebnisse erzählen.

„Ich verließ Omdurman am 6. September und gelangte im Boote nach Shandy, wo ich die Militäreisenbahn benutzen durfte, und kam um Mitternacht des folgenden Tages in Berber an. Am andern Morgen früh suchte ich eine passende Herberge auf, wozu mir ein Mohammedaner behilflich war. Berber, eine bedeutende Stadt, hat einen großen Marktplatz, in den vier Straßen einmünden. Es leben hier nur etwa 250 Christen; auch zwei Griechen haben sich da niedergelassen, von denen der eine eine Weinschenke, der andere ein Kaffeehaus hält. Am Ufer entlang dehnen sich schöne Gärten aus mit Zitronen-, Datteln- und andern Fruchtbäumen. Bei den Mohammedanern konnte ich 22 Bibeln und Bibelteile verkaufen."

In Berber mietete er ein Kamel für die Reise nach Kassala, wofür er Fr. 30 zu bezahlen hatte. Gern hätte er seine Reise gleich fortgesetzt, aber er war genötigt zu warten, bis sich eine Karawane von mindestens 20 Kamelen zusammen gefunden hatte. Am 19. September endlich waren sie beisammen und die zwölftägige Landreise konnte beginnen. Am 20. erreichten sie den Atbara, einen Nebenfluß des Nil, von dem er schreibt: „Der Atbara ist hier sehr breit und viel anmutiger als der Nil, denn die Ufer sind überall mit Palmen, Akazien und andern Schattenbäumen bekränzt, in denen Scharen von Vögeln nisten. Der Fluß selbst ist von Krokodilen bevölkert. Des andern Tages währte die Reise von morgens fünf Uhr bis an den Mittag, wo wir in einem dichten Walde, der vielen wilden Tieren, z. B. Löwen und Hyänen zum Versteck dient, halt machten.

Am 22. erreichten wir das Dorf Atbara, die Residenz von Mahmud, dem Emir (Häuptling) der Derwische; es ist jetzt eine Ruine und voll von herumliegenden Gebeinen der Erschlagenen; ringsum sind alle Bäume verbrannt. In dem ersten Dörflein,

das unter Osman Digna's Botmäßigkeit steht, rasteten wir am 26. und ich suchte den Sheik El Beled, einen stillen, friedfertigen Mann auf und bot ihm ein Neues Testament an. Er kaufte die vier Evangelien und lud mich ein, den Tag bei ihm zuzubringen. Am folgenden Tage bestiegen wir wieder die Kamele und unsere Karawane erreichte abends Adhrania, den Privatbesitz von Osman Digna. In diesem großen Dorfe steht eine ständige militärische Truppe unter einem Offizier. Der Markt ist unbedeutend, und deshalb wünschte ich einen Tag dazubleiben, was der Kameltreiber gegen eine Vergütung von $2^1/_2$ Franken gestattete. Zuerst besuchte ich den Dorfältesten und bot ihm eine Bibel an. Sehr verwundert fragte dieser, ob ich wirklich die weite Reise bloß um dieser Bücher willen gemacht habe. Er bezahlte den Preis der Bibel und gab seine Erlaubnis zum Verkauf in den Straßen, worauf ich noch vier Evangelien und zwei andere Bibelteile absetzte."

Die folgende Nacht kampierte die Karawane in einem Walde, wo Araber ihre Herden weideten, und am 2. Oktober erreichten sie, nachdem sie die unter der früheren ägyptischen Herrschaft bedeutende und nun in Ruinen liegende Stadt Kooz Rejeb passiert hatten, den Ort Akaba, „einen großen Platz, baumlos, topfeben, eine Grasebene wie das Salzmeer." In den folgenden drei langen Tagmärschen fanden sie kein Wasser und sie waren froh, endlich am 1. Oktober das Flüßchen Kassala zu finden, wo sie einen 2stündigen Aufenthalt machten. Abends 8 Uhr blieben sie in der Stadt Kassala und hier fand Stephanos einen Glaubensgenossen, Daniel, bei dem er herzliche Aufnahme fand. Diese Stadt hat eine sehr ungesunde Lage, und während sechs Monaten ist ein großer Teil der Einwohner krank. Es war deshalb nicht zu verwundern, daß Stephanos nach den großen Anstrengungen und Entbehrungen der letzten Reisetage erkrankte, er hatte jedoch in jeder Weise gute Pflege und genas bald. So lassen wir ihn nun weiter erzählen: „Wenige der Bewohner, die fast ausschließlich Araber sind, können lesen, die Bevölkerung ist arm, die Häuser sind Strohhütten. Ein anderer zahlreicher Volksstamm, die Beni Ammer weiden ihre Herden auf den Hügeln zwischen Kassala und Massaua; sie verstehen zwar arabisch, sind aber des Lesens unkundig.

Bis zum 22. Oktober blieb ich in Kassala, mietete dann ein Kamel und einen Esel, und versorgte mich für drei Tage mit

Wasser, da gleich außerhalb Kassala eine wasserlose Strecke begann, die außerordentlich uneben, dazu mit Gebüsch und Dornen bestanden ist. Unterwegs erkrankte ich aufs neue; sobald angehalten wurde, lag ich am Boden wie betrunken, aber wegen des Wassermangels durfte kein Aufenthalt gemacht werden. Groß war meine Freude, als ich am 24. Oktober, abends 8 Uhr, wieder an den Fluß Atbara gelangte und ich im Hause des Sheik freundliche Aufnahme fand.

Am 16. ging die Reise weiter. Wir fuhren über den Fluß, nahmen für zwei Tage Wasservorrat mit und abends 8 Uhr begann der Marsch. Dorniges Gestrüpp und dichter Wald mußte durchschritten werden, Dornen zerrissen unsere Kleider und drangen in die Füße, aber in eine noch größere Gefahr sollten wir kommen. Inmitten des Weges stellte sich uns ein großer Löwe entgegen. Wir waren sehr erschrocken, hielten an und suchten das trockene Gras in Flammen zu setzen, um ihn zu verscheuchen, aber er kümmerte sich nicht im geringsten darum. Wir waren genötigt bis zur Morgendämmerung das Feuer zu unterhalten, dann erst machte der Löwe Platz. Wir dankten Gott, der uns aus des Löwen Rachen errettet hatte. Am 28. um die Mittagszeit kamen wir zum letzten Male an den Atbara und hielten uns einen Tag daselbst auf, um zu rasten, denn der nächste Marsch sollte sehr beschwerlich sein. Wir mußten Tag und Nacht reisen, um Kaboo zu erreichen, eines kleines Dörfchen, das auf einem kahlem Hügel liegt. Nicht ferne von dem Flecken ist fruchtbarer Boden, beinahe so wie es bei uns in Aegypten ist.

Kaboo zählt im ganzen bloß fünfzig Strohhütten. Als wir um Wasser baten, hieß es: wir haben selbst keines. Nun suchte ich den Sheik auf, denn ich glaubte, es sei nur Feindschaft gegen mich, daß man mir kein Wasser geben wollte. Ich wurde sehr freundlich empfangen und es wurde mir gleich Wasser angeboten. Sind denn keine Brunnen hier, fragte ich und hörte, daß die Leute ihr Wasser etwa drei Stunden weit herholen müssen. Auf die Frage: warum bleibt ihr denn hier? erhielt ich die Antwort: die Liebe zur Heimat ist zu stark, als daß wir auswandern möchten. Der Mann kaufte das Evangelium Matthäus und die Psalmen und bezahlte für die beiden Büchlein 50 Cent in Geld und eine Ochsenhaut voll Wasser. — Ein kürzerer Tagmarsch

brachte mich nach Abu Deera, einem kleinen Dorfe, wo aber reichlich Wasser vorhanden war, und in der Nacht des 31. Oktober erreichte ich Gedaref, wo ich einen Christen wußte, einen Kopten. Wie froh war ich und wie dankte ich meinem Gott, daß er mich bis hierher gebracht hatte, denn nun erkrankte ich ernstlich und mußte das Bett eine Woche lang hüten. Bei dem Glaubensgenossen hatte ich, was mir not that.

Als ich wieder ausgehen durfte, suchte ich zuerst einige Bücher loszuwerden und traf sodann meine Vorkehrungen für die Weiterreise. Die Miete für ein Kamel sollte 20 Fr. betragen. Ich fand es deshalb vorteilhafter, für zirka 60 Fr. einen Esel zu kaufen, mit dem ich dann alle Dörfer um Gedaref und Galabat besuchen konnte und hoffen durfte, am Schlusse wieder den Ankaufspreis zurückzuerhalten. Ein einziger Gefährte begleitete mich, als ich endlich am 13. November Gedaref verließ, um südwärts zu ziehen. Wir kamen abends 8 Uhr in Shishima, einem großen, ganz in Bäumen versteckt liegenden Dorfe an. Meinem Begleiter war der Ort bekannt, sonst wären wir wohl in der Nähe vorbeigezogen, ohne ihn zu sehen. Hier fand ich Abnehmer für mehrere Exemplare der Sprüche, der Evangelien und der Apostelgeschichte. Die meisten Einwohner sind sehr arm, waren aber dankbar, als ich ihnen Gottes Wort vorlas.

Von Shishima marschierte ich in Begleitung des einzigen Gefährten, sehr belästigt von den Dornen und umringt von Leoparden, die so groß waren wie Schafe, in zehn Stunden nach Dooka, wo ich Herberge nahm bei Hassan Ali, dem Gastwirt aller Reisenden. Hier erfuhr ich viel Freundlichkeit, auch setzte ich mehrere Bücher ab. Einem Mann von Darfur bot ich eine Bibel an. Er nahm sie ehrfurchtsvoll in die Hand und berührte seine Stirn damit, aber bekannte seinem Schwager, daß er nicht lesen könne. Dagegen lud er mich ein in sein Haus und bewirtete mich mit Kaffee; während der Zurichtung las ich ihm 1. Mos. 18 vor (Verheißung des Isaak und Untergang von Sodom). Als ich dann um Erlaubnis bat in meine Herberge zurückkehren zu dürfen, sagte der Darfurmann: das kann nicht sein bis Nachmittag. Nun benutzte ich die Zeit, um ihm das ganze Evangelium des Johannes vorzulesen, das den Mann so sehr ansprach, daß er ein Exemplar kaufte und sagte: sobald irgend jemand kommt, der lesen kann,

so muß er es mir wieder vorlesen. Hernach mußte ich noch mit ihm essen und er versprach mir einen Führer, der mich nach Galabat begleiten sollte.

Ohne bemerkenswerte Ereignisse erreichte ich am 10. November Galabat, eine kleinere Stadt, die am Fuße eines Hügels liegt. Die Wälder ringsherum beherbergen noch viele wilde Tiere, wie Leoparden, Hyänen, Löwen u. s. w. Auch hier fand ich Herberge bei einem Kopten, Namens Hanna Effendi. Dieser freute sich außerordentlich, den Besuch eines Glaubensgenossen zu erhalten, und nach der ersten Begrüßung und Labung mit einer Tasse Kaffee knieten wir beide nieder, um Gott zu danken für alle seine Wohlthaten und um Segen zu erflehen für meine Arbeit. Darauf lasen wir einige Kapitel im Römerbrief und aus dem Briefe an die Galater und unterhielten uns über das Gelesene. Die Einwohner von Galabat sind fast alle Eingewanderte von Kordofan, daneben giebts auch Araber und Abessinier. Alle Häuser, deren es etwa 100 sein mögen, sind mit Gras gedeckt und der Markt besteht aus etwa 20 Strohhütten. Ein Offizier und fünf Mann, die unter dem Stadthauptmann stehen, bilden die Besatzung. Es soll eine ruhige Stadt sein, nicht bedroht von Räubern. Unter den Händlern war auch ein Grieche, ein sehr reicher Mann, der mir mancherlei Auskunft geben konnte, so z. B., daß erst vom 1. Dezember ab der Handel lebhafter werde; da kommen dann die Abessinier, denen allein das Städtchen noch sein Dasein verdankt. — Der Atbara ist etwa zwei Stunden entfernt, aber ein kleines Flüßchen fließt am Orte vorbei. Hier waren keine Lebensmittel zu kaufen, auch Fleisch fehlte; nur alle vier Tage kommt solches, wie auch Fische von Atbara. Rings um die Stadt stehen Zitronenbäume und baumhohe Baumwollsträucher. Nur wenige Leute des Ortes sind des Lesens kundig. Ich besuchte auch den Kadi (Richter) und bot ihm eine Bibel an. Er las eine Weile darin, aber er wünschte ein Buch mit großen Buchstaben. Das Neue Testament, das ich ihm hierauf zeigte, gefiel ihm sehr gut, und als er die Sprüche Salomos sah und hörte, diese seien von Salomo, begehrte er zuerst nur dieses Büchlein; hernach ließ er sich aber doch bewegen beide zu kaufen. — Auf dem Marktplatz bot ich dem Dorfhauptmann ebenfalls ein Neues Testament an und in dem Gespräch, das ich daran anknüpfte, versuchte ich ihn zu überzeugen, daß dieses Buch den rechten Weg zu Gott weise.

Daraufhin kaufte er eine arabische Bibel und ein Neues Testament in amharischer und eins in der Felaschâsprache. Er behielt mich auch bei sich zu Tische und leistete mir große Dienste beim Verkauf meiner Bücher, so daß ich in kurzer Zeit Abnehmer fand für sechs Testamente und einen Psalter. Eine längere Unterredung mit Abessiniern, die im Heere der Derwische gedient hatten, führte dazu, daß ich noch drei Testamente, zwei Felascha und neun amharische Evangelien verkaufte. Sie weinten über dem Gespräch und fragten ernstlich, ob sie noch Gnade finden würden bei Christo. Die Antwort gab ich ihnen aus Matth. 8 und 9.

Auf meiner Rückreise traf ich einen Häuptling von Gedaref, der mich wohlmeinend davor warnte, mit den Arabern über Religion zu reden. Ich erwiderte ihm, ich sei bloß gekommen, um Bücher zu verkaufen, die Bücher würden selbst reden. Ich fand auch wirklich einige Käufer. In Asar, einem großen Dorfe unweit Gedaref, wohnt ein arabischer Sheik, Ward Zeid, der über seiner großen Gastfreundschaft arm geworden ist; täglich speist er einige Durchreisende. Ich brauchte seine Freundlichkeit nicht in Anspruch zu nehmen, da mitten unter den Arabern ein Christ, Awed Safed, wohnt. Ein Araber, dem ich Bücher anbot, hatte zuerst die Ausrede, er könne bloß arabisch lesen, worauf ich ihm arabische Schriften zeigte. Da sagte er: ich habe kein Kleingeld im Haus, bloß Gold. Das Gold kann ich dir auswechseln, sagte ich, worauf er in sein Haus ging und ein altes ägyptisches Goldstück brachte mit den Worten: das ist 4 Piaster (= 1 Franken) wert. Nein, sagte ich, sein Wert ist wenigstens 25 Fr. Nun sagte er mir: du bist wahrlich ein rechtschaffener Mensch, deine Religion muß echt sein. Nun ging er zum zweiten Mal hinein und brachte eine Goldmünze von der Größe eines Dollars und fragte, wie viel er wohl dafür erhalten werde. Gewiß zwei ägyptische Pfund (= Fr. 50), antwortete ich, und zum dritten Mal brachte er eine kleine Goldmünze, die ich auf 11—12 Franken schätzte. Daraufhin lud er mich in sein Haus, bewirtete mich mit Kaffee und bot mir einen Dollar an, weil ich ihm seine Goldmünzen geschätzt hatte. Ich wollte kein Geschenk annehmen, sodann ermunterte ihn, eine Bibel zu kaufen. Nun meinte er, so nimm den Dollar für die Bibel. Aber ich bestand darauf, nur den Preis für dieselbe zu nehmen, worauf er mir in seinem Hause Herberge und Unterhalt anbot. Das nahm ich dankbar an.

Am nächsten Tage hatte ich eine Unterredung mit einem Eingeborenen von Kordofan, der sich damit ausreden wollte, daß er von Kordofan und nicht von hier sei. Brauchen denn die Leute von Kordofan das Wort Gottes nicht? fragte ich. Nein, lautete die Antwort, wir brauchen bloß Geld. — Wenn ihr aber die Worte dieses Buches leset und zu Herzen nehmet, so hängt ihr nicht mehr so sehr am Geld, sagte ich. — Nun, antwortete er, wenn es so ist, so muß ich wohl eine Bibel kaufen. — In einem benachbarten Dorfe hatte ich ein Gespräch mit einem Mann, der lesen konnte, der aber, wie er sagte, zu viel auf seinen Feldern zu thun habe und zum Lesen keine Zeit finde. — Aber in diesem Buche redet Gott und verheißt, daß er denen die Arbeit segnen wolle, die ihm dienen, sagte ich. — Was für ein Buch ist es denn? — Das Buch von unserm Herrn Jesus. — Friede über ihn, antwortete er, und kaufte die Evangelien sowie die Apostelgeschichte und versprach, jeden Tag auf dem Felde darin zu lesen.

Die Rückreise machte der eifrige Kolporteur in Gesellschaft einer größeren Karawane, teils wegen der Räuber, die in gewissen Gegenden hausten, teils wegen der vielen wilden Tiere. Meistens reisten sie bei Nacht und rasteten dann am Tage; es waren aber beschwerliche Märsche und oft fehlte das Wasser. Um so freudiger begrüßten sie das Dorf El Kalva, wo etwa 20 Quellen sind, um welche herum die Araber von mehreren Dörfern ihre Schafe weideten; hier wurde ein längerer Aufenthalt gemacht. Späterhin überschritten sie das Flüßchen Rahot, einen Nebenfluß des Atbara. Zu gewissen Zeiten schwillt er zu bedeutender Höhe an. — Wieder nach einem langen Nachtmarsch erreichten sie den Nil, wo sie mit dem Fährmann mitten im Strome beinahe ins Handgemenge kamen; er wollte von den Leuten viel mehr als das gesetzliche Fährgeld erpressen. — Von da über Wad Medani war der Weg nach Omdurman, dem Ausgangspunkt der Reise, nicht mehr weit, und nach beinahe viermonatlicher Abwesenheit erreichte Stephanos glücklich seine Heimat, nachdem er einen Weg zurückgelegt hatte voll von Schwierigkeiten und Entbehrungen, wie kaum ein gewöhnlicher Kaufmann oder Beamter. Er schreibt aber voll Lob und Dank über Gottes Güte und Treue, die er auf der langen Reise reichlich erfahren durfte. Viele Weiler und Dörfer, die vom Wege abliegen, sowie mehrere bedeutende Ortschaften wurden besucht, und

in den vielen weit auseinander liegenden Ortschaften wurden 188 heilige Schriften in sechs verschiedenen Sprachen verkauft. Da sie mit Gebet begleitet wurden und dabei ein Gespräch dem Verkauf voranging oder sich daran anknüpfte, so wird Gott auch seinen Segen auf diese Thätigkeit legen.

Das Evangelium des Friedens.

Als in Bethlehem Christus geboren wurde, den eine alte Weissagung den Friedensfürsten nennt, da saß in China ein Kaiser auf dem Thron, der den Namen Ping Ti „Friedefürst" führte. Dieser Ping Ti hat ein ganzes Leben lang nach dem Trank der ewigen Jugend gesucht. Er verband sich mit Alchimisten, die er in den Taoistenklöstern fand, und beauftragte sie, das kostbare Elixir herzustellen. Einer von diesen bewog den Kaiser, einen hohen Turm zu bauen, dessen Spitze eine große goldene Schale krönte. Dort sammelte er die künstlichsten irdischen Stoffe, um daraus den verjüngenden Trank zu bereiten. Ping Ti sandte auch Schiffe aus, die in fernen Landen darnach forschen sollten. Die Schiffe sind nicht zurückgekehrt, berichtet der alte chinesische Geschichtsschreiber. Und doch sind sie nach vielen, vielen Jahren zurückgekehrt und haben nach China den Trank der ewigen Jugend gebracht — das Evangelium — die frohe Botschaft, dessen großen göttlichen Inhalt in jener wunderbaren Nacht der hell aufleuchtende Himmel der staunenden Erde von dem Kindlein in Bethlehem verkündigte: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Kleine Mitteilungen.

Bekennertreue. Unter den chinesischen Christen, die in der letzten Verfolgungszeit ein gutes Bekenntnis abgelegt und ihren Glauben mit dem Tode besiegelt haben, befand sich auch (nach dem Bericht der Britischen Bibelgesellschaft) der alte Bibel-

kolporteur Han Yi-shan. Er hatte sich schon seit einigen Jahren von seinem Amt zur Ruhe zurückgezogen und sein Sohn war in seine Arbeit eingetreten. Aber er legte die Hände nicht in den Schoß, sondern nahm noch so viel er konnte an der Verkündigung des Wortes Gottes teil. Oft war er wochenlang unterwegs und predigte das Evangelium in den umliegenden Ortschaften. Er war somit eine weit und breit bekannte Persönlichkeit. Es währte auch nicht lange, so befand er sich in den Händen der Boxer. Anfangs beunruhigte ihn zwar seine Gefangennahme, aber als man ihn nach der Stadt Yen-shan geschleppt hatte und er klar erkannte, was seiner wartete, war alle Furcht verschwunden und es ward ihm von Gott geschenkt, selbst den Boxern unerschrocken das Evangelium zu verkündigen. Er sang ihnen sogar ein christliches Lied vor und erklärte ihnen, wenn sie etwa meinten, die Christen zu vertilgen und die Gotteshäuser niederzubrennen, so seien sie gänzlich im Irrtum; innerhalb von drei Jahren würden sich sowohl erstere wie letztere in dreifacher Zahl in der Stadt finden. Daraufhin hieben sie ihn in Stücke.

Ein gesegneter Kauf. Es war in einem kleinen französischen Dorfe des Departement Dordogne, daß vor etwa 18 Monaten ein Bibelbote das Oertchen passierte. Dabei sah er eine Frau am offenen Fenster an ihrer Handarbeit sitzen und bot ihr eine Bibel zum Kaufe an. „Nun, einen Franken kann ich für das Buch schon ausgeben," meinte sie, und ließ sich die Bibel reichen. In der Meinung, es sei ein interessantes, unterhaltendes Buch, begann sie dasselbe zu lesen. Sein Inhalt fesselte sie je länger je mehr und sie erhielt einen so tiefen Eindruck, daß sie sich infolge dessen von ganzem Herzen zu Gott bekehrte. Alle Einwendungen ihrer Anverwandten und Freunde waren vergeblich. Sie blieb der erkannten Wahrheit treu und bekannte sie freudig vor jedermann. Nach etlichen Monaten schloß sie sich der kleinen protestantischen Gemeinde in ihrem Dorfe an und ist nun in ihr ein lebendiger Zeuge von der Kraft des Wortes Gottes.

Bücheranzeige.

Spurgeon, C. H. **Christus im Alten Testament.** Sechzig Predigten über vorbildliche und prophetische Darstellungen der Person und des Werks unsers Herrn Jesu Christi. 708 S. Kassel, J. G. Oncken Nachf. Brosch. Mk. 5.

Nach dem Vorwort ist der vorliegende Band Predigten der bedeutungsvollste, der bisher in deutscher Sprache von Spurgeon erschienen ist, weil in sämtlichen 60 Predigten alttestamentliche Dinge behandelt werden, die Zeugnis von einem gründlichen Schriftstudium ablegen, und weil Christus als Mittelpunkt jeder Predigt oft da gezeigt wird, wo er kaum vermutet wird. Inhaltlich zerfällt das Werk in drei Teile, wovon ein jeder eine Gruppe von 20 zusammengehörigen Predigten bildet: I. Persönliche Vorbilder auf Christum; II. Levitische und sonstige Abschattungen Christi und seines Werkes; III. Prophetische Zeugnisse von Christo.

Der Dienst am Evangelium. Reden von C. H. Spurgeon vor Predigern und Studenten. 414 S. Ebenda. Brosch. Mk. 3.20.

Von Spurgeon, dem großen Prediger, zu lernen und angeregt zu werden, darf sich kein Verkündiger des Wortes schämen. Er verstand es auch wie wenige, dem Prediger die Größe, Bedeutung und Vielseitigkeit seiner Aufgabe vor Augen zu führen. Seine Gedankenfülle und der tiefe Ernst seiner eindrucksvollen Mahn- und Trostworte sind auch in diesen zwölf Reden ausgeprägt.

Moody, D. L. **Männer der Bibel.** Zwölf Charakterzeichnungen. 280 S. Ebenda. Brosch. Mk. 1.20.

Es sind weniger Charakterschilderungen der hier behandelten biblischen Persönlichkeiten (Henoch, Abraham, Jakob, Daniel u. a.), als vielmehr eine Zeichnung einzelner Züge ihres Charakters, wobei der Verfasser zugleich die Wege Gottes mit den verschiedenen Männern zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Umständen zu zeigen und auf unsere Verhältnisse anzuwenden sucht. Das Buch trägt deshalb auch einen vorwiegend erbaulichen Charakter.

Frank, D. Th. **Lebensfragen.** Autorisierte Uebersetzung von L. Oehler. 287 S. Basel, Fr. Reinhardt. Brosch. Fr. 4. | Geb. Fr. 5.

Sechzehn Vorträge über wichtige Lebens- und Glaubensfragen (Haben wir eine Seele? Giebt es ein zukünftiges Leben? Giebt es einen Gott? Wozu leben wir? Wie dünkt euch um Christus? u. a.), in denen der Vortragende redlichen Suchenden die Zweifel lösen und sie zum Glauben zurückführen möchte. Zugleich sucht er solchen zu beweisen, daß der Glaube an die Wahrheiten des Christentums keineswegs wider die Vernunft streitet, sondern in ihr eine Bestätigung findet. Die Ausführung ist packend, durch sinnige Beispiele illustriert und belebt. Die Uebersetzung ist sehr gelungen und das Buch der wärmsten Empfehlung wert.

Von kleineren empfehlenswerten Schriften bringen wir noch zur Anzeige:

Römer, Dr. med. **Die Kunst des Krankenbesuchens.** 56 S. Berlin, Reuther und Reichard. 1902. Mk. 1.

Meine Bibel. Von D. Boyd Carpenter, Lord Bischof von Ripon. Autorisierte Uebersetzung von Lina Pfeifer. 64 S. Berlin, Hermann Walther. Mk. 1.

Müller, Prof. **Das Gebet im Namen Jesu.** Vortrag. 19 S. Neukirchen, Kr. Moers. Buchhandlung des Erziehungsverein. 30 Pf.

Beelitz, G. **Unsere Konfirmationsordnung** im Lichte der hl. Schrift. 28 S. Ebenda. 35 Pf.

Sandmann, Fr. **Wo lag Ophir?** 24 S. Illustr. Mülheim a. d. Ruhr, ev. Vereinshaus. 20 Pf.

Fischer, M. **Einer Mutter Vermächtnis** und letztes Mahnwort an ihre Tochter. Vierte Aufl. Carlshorst-Berlin, Hans Friedrich. 25 Pf.

Herzog, Pfr. **Die Rettungsarbeit an den Trinkern,** ein göttliches Werk und eine evangelische Sache. Predigt. Stuttgart, Buchhandlung des Philadelphia-Vereins. 20 Pf.

Rinck, Joh. **Die Bibel in Rätseln.** Reimrätselreihen für jung und alt. 135 S. Stuttgart, Max Kielmann. Kart. Mk. 1.20. | Eleg. geb. Mk. 2.

Schließlich machen wir noch aufmerksam auf eine schöne farbige Wiedergabe des Gemäldes von Brozik: **„Hus vor dem Konzil zu Konstanz",** das der Kunstverlag von B. Koci in Prag den Abonnenten der Bibelblätter zum Vorzugspreis von Mk. 2.50 (statt Mk. 5) anbietet. Die einzelnen geschichtlichen Persönlichkeiten sind scharf und klar wiedergegeben.

Herausgegeben im Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.

In Kommission im Depot der Bibelgesellschaft (Kober, C. F. Spittlers Nachfolger) in Basel.

Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.

Buchdruckerei Fr. Reinhardt, Basel.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

Inhalt.

1902. Unter türkischen Banditen. — Aus dem Leben eines indischen Katholiken. — Ein Bibelbote auf dem Gipfel des Fudschiyama. — Bücheranzeige. Nr. 2.

Unter türkischen Banditen.

Es war am 3. September vorigen Jahres, daß die amerikanische Missionarin Fräulein Ellen Stone, die Leiterin der Bibelverbreitung in Mazedonien und Bulgarien, auf einer ihrer Berufsreisen auf türkischem Gebiet von einer bulgarischen Räuberbande angefallen und gefangen hinweggeführt wurde. Dasselbe Schicksal erfuhr auch ihre Begleiterin Frau Tsilka, die Gattin eines mazedonischen Geistlichen. Des Tags hielt sich die Räuberbande in den Bergen versteckt, und des Nachts eilte sie mit ihren Gefangenen auf schnellen Pferden dem Orte zu, wo sie sich sicher glaubte. Hatten die Gefangenen, so viel man bis jetzt weiß, auch keine rohe Behandlung zu erleiden, so waren sie doch in beständiger Todesgefahr, und sie wären wohl auch ermordet worden, wenn ihre Entführer sich verfolgt gesehen hätten oder das geforderte Lösegeld nicht ausbezahlt worden wäre. Anfangs hatten die Banditen 110000 Dollar (ca. $^1/_2$ Mill. Franken)

gefordert, doch gaben sie sich schließlich zufrieden, als ihnen am 3. Februar d. J. 72000 Doll. übermittelt wurden. Wiederholt war der Termin zu Ende, da ihnen entweder das Geld eingehändigt oder das Leben ihrer Gefangenen verwirkt sein sollte. Doch gelang es, eine Verlängerung der Frist zu erzielen, bis die genannte Summe zusammengebracht war. Endlich, nach 173 Tagen des Schreckens und der Not, durften die beiden Frauen am 23. Februar wieder zu ihren Freunden zurückkehren. Fräulein Stone steht seit 1878 im Dienst der amerikanischen Bostoner Mission und leitete von Salonika aus die Arbeit der auf verschiedenen Plätzen stationierten Bibelfrauen. Frau Tsilka, die während der Gefangenschaft ein Kind gebar, ist eine Bulgarin, die in Amerika für die Krankenpflege ausgebildet wurde und mit ihrem Gatten in die Missionsarbeit in Bulgarien eintrat.

Es ist nicht das erste Mal, daß Missionsarbeiter, während sie ihrem Berufe nachgingen, in jenen rauhen und unwegsamen Gebirgen in die Hände von Räubern fielen und erst durch Zahlung eines Lösegeldes wieder in Freiheit gesetzt wurden. Schon 1884 ereignete sich ein ähnlicher Fall, wonach der albanische Evangelist und Bibelagent Gerasim Kyrias von Banditen gefangen genommen und von ihnen sechs Monate lang in den Bergen festgehalten wurde. Kyrias war im Jahr 1858 geboren und verlebte seine Jugend in der albanischen Stadt Monastir, wo sich im Jahr 1873 einige Bostoner Missionare niederließen und eine evangelische Schule unterhielten. Der junge Albanier besuchte anfangs aus Neugierde ihre Gottesdienste, wurde aber nach und nach von der Wahrheit erfaßt und trat in die Missionsschule ein. Er bewies sich als ein fleißiger und begabter Schüler und zugleich als ein treuer und musterhafter Christ, den die Mission deshalb als Evangelisten in Albanien anstellte. Später trat er in die Dienste der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft und leitete von Monastir aus das Werk der Bibelverbreitung in Albanien und Mazedonien, wofür er sich besonders eignete.

Während dieser Wirksamkeit war es, daß er auf einer seiner Berufsreisen im Jahr 1884 in einer Bergschlucht plötzlich von einigen Räubern angehalten wurde. Es waren grimmige Gestalten, die einen schwarzen Turban trugen und sehr verkommen aussahen. Im Nu hatten sie sein Reisewägelchen umzingelt und forderten ihn

auf, auszusteigen und sein Geld herzugeben. Während Kyrias auf Befehl ihres Hauptmanns Schahin durchsucht wurde, ertönte von einem nahen Felsen, wo die Banditen einen Wachtposten aufgestellt hatten, das Warnungszeichen, daß einige Reiter in Sicht seien. Daraufhin schleppten sie ihren Gefangenen in die Berge hinein. Kaum waren sie auf und davon, als die Reiter daherkamen und den Flüchtigen einige Schüsse nachsandten; aber sie konnten ihnen die steilen Bergwände hinauf nicht nachfolgen.

Als die Banditen auf dem Gebirgsrücken einen sichern Platz erreicht hatten, holte der Anführer ein Stück Papier und einen Bleistift aus seinem Gürtel hervor und befahl seinem Gefangenen, Folgendes zu schreiben: „Schicket uns 500 Liras (ca. 12500 Franken) hierher und wisset, daß wenn uns das Geld nicht innerhalb zehn Tagen gesandt wird, so schicken wir euch seinen Kopf zu." Kyrias weigerte sich anfangs, dieses Schreiben auszufertigen und entgegnete: „Das ist nutzlos; denn ich besitze kein Geld." Hierauf erwiderte einer von der Bande: „Nun gut, so töten wir dich eben," und schob eine Kugel in den Lauf seiner langen Arnautenflinte. Nach vielem Drohen befahl ihm schließlich der Anführer, der über die Weigerung höchst aufgebracht war: „Du schreibst, was wir dir sagen, und was das Geld betrifft, so ist das unsere Sache." Kyrias bequemte sich hierauf dazu und schrieb den Zettel, erwähnte aber nur, daß die Räuber 500 Liras als Lösegeld verlangten. Das Schreiben wurde dann dem Kutscher, den man ebenfalls gefangen genommen hatte, übergeben, damit er es als Bote nach Hause brächte.

Für den Gefangenen Kyrias folgte nun eine schreckliche Zeit von sechs Monaten, in der er die erdenklichsten Entbehrungen, Strapazen und Leiden zu ertragen hatte. Er wurde von Ort zu Ort geschleppt, und er sah längere Zeit nichts anderes als den gewissen Tod vor Augen. Während dieser Zeit gereichte ihm der Anblick einer prächtigen Blume, die aus einer dünnen Schneeschicht hervorschaute, zu großem Trost. Er gedachte daran, wie Gottes Güte und Allmacht selbst für ein bescheidenes Blümlein mitten im Winter sorgt; wie viel mehr würde er sich nicht derer annehmen, die auf ihn trauen. Dann erinnerte er sich, was Christus von den Lilien auf dem Felde gesagt hat, und er schöpfte daraus neuen Mut und neue Zuversicht in den Tagen, da es ihm so hart erging.

Er konnte daran festhalten, daß ihn Gott nicht verlassen noch versäumen werde.

Dieser inneren Aufrichtung bedurfte er in der That; denn er wurde über Berg und Thal geschleppt, über Felsen und durch Flüsse, so daß er oft am Ende seiner Kraft war und nicht mehr weiter zu können glaubte. Obschon von Hunger entkräftet, war es ihm oft nicht möglich, die rauhe Kost, die man ihm reichte, zu genießen. Augenscheinlich hielten sich die Banditen meist im gleichen Distrikt auf und entfernten sich nicht allzuweit von dem Platz seiner Gefangenschaft, wechselten jedoch beständig ihren Aufenthaltsort. Nicht selten verließen sie bei Anbruch der Nacht ihr bisheriges Standquartier, stiegen über eine Gebirgskette und suchten ein anderes Dorf auf. Dieses wurde jedoch jedesmal zuvor genau ausgekundschaftet, ob sich etwa Soldaten daselbst aufhielten. War das nicht der Fall, so quartierten sich die Räuber in irgendeinem leeren Hause ein oder verteilten sich unter die Eingeborenen, bei denen sie eine Unterkunft fanden. Zuweilen wurde der Befehl zum Aufbruch gegeben, wenn sich gerade alles zur Ruhe niederlegen wollte.

Schon am Anfang seiner Gefangenschaft erfuhr Kyrias so manches über die Vergangenheit des Anführers und wie er dazu gekommen war, ein Bandit zu werden. Hienach hatte Schahin seinerzeit Streit mit einigen Regierungsbeamten bekommen und verlegte sich auf Gelderpressungen, wie er das an sich selbst von den Beamten erfahren hatte. Infolge dessen mußte er in die Berge flüchten, wurde aber samt seinem Bruder gefangen genommen und ins Gefängnis gesteckt. Bei einem Fluchtversuch wurde sein Bruder erschossen, er selbst schwer verwundet und zu fünf Jahren Kerkerhaft verurteilt. Hier beschloß er, nach seiner Entlassung das Banditenhandwerk als Beruf zu betreiben, und es hielt auch nicht schwer, Leute zu finden, die sich ihm anschlossen. Dessen ungeachtet bekannte Schahin oft, daß es ein höchst elendes Leben sei, das er führe. Bei andern Gelegenheiten verteidigte er es aber auch als einen ganz ehrsamen Beruf, oder suchte ihn wenigstens zu entschuldigen. So unterhielt er sich eines Tages mit Kyrias über die Sünden und Schwachheiten anderer Leute und meinte, daß sie noch schlimmer wären als die Banditen. Er hielt sie alle für Schurken und Heuchler, auch wenn sie sich keinen Raub oder Mord

oder Betrug zu schulden kommen ließen. Sie gehen zwar, sagte er, in die Kirche, beten dort, zünden Kerzen an und opfern ihre Gaben; aber damit wollen sie Gott und die Heiligen nur bestechen und ihre Sünden sühnen. Wenn Gott daraufhin ihnen ihre Sünden vergiebt, so habe ich, wennschon ich ein Bandit bin, doch ein viel besseres Recht ins Paradies zu kommen als sie; denn ich habe bis jetzt nie versäumt, eine Kerze in all den Kirchen von Opar und Gora anzuzünden und zwar keine so elende Dinger, wie dies von den andern Leuten geschieht, sondern solche, die so lang sind wie mein Arm. Ich habe auch oft der Kirche Opfer gebracht, Messen lesen lassen und nichts von den Vorschriften und Zeremonien der Kirche unterlassen.

Auch die andern Genossen seines unsaubern Gewerbes dachten augenscheinlich so und hielten sich nicht für schlechter als ehrliche Leute. Dagegen jammerten sie beständig über ihr hartes Los und machten dem armen Kyrias Vorwürfe, daß ihnen seine Bewachung so viel Umstände bereitete, nur um das Lösegeld schließlich zu erlangen. Sie fühlten sich auch in der That nirgends lange sicher, und sie waren beständig darauf aus, daß man ihnen nicht auf die Spur käme. Den Tag über hielten sie sich meist in den Wäldern verborgen und suchten nur bei Anbruch der Nacht irgend ein Dorf auf. Die Dorfbewohner wußten gewöhnlich, wer sie waren und thaten, was in ihren Kräften stand, um nicht das Mißfallen der Räuber zu erregen. Sie verkauften ihnen Brot und sonstige Lebensmittel, wovon aber der arme Gefangene wenig besah. Ab und zu stellten sich auch Soldaten ein, aber sie waren gewöhnlich mehr in Angst vor den Banditen, als diese vor ihnen. Umso mehr waren die Soldaten, die den Räubern nachspüren sollten, von den Dorfbewohnern gefürchtet, da sie sich ihnen gegenüber mehr erlaubten, als die Banditen. Diese entzogen sich daher auch leicht der Verfolgung durch das Militär, indem die Dörfler auf der Seite der Räuber standen und diesen gern einen Schlupfwinkel gewährten. Ueberdies fürchtete das Landvolk die Rache der verwegenen Räuber, sodaß es schon darum den jeweiligen Aufenthalt derselben nicht zu verraten wagte.

Wir wollen aber hier die Entbehrungen des gefangenen Kyrias nicht alle aufzählen. Seine Kleidung hing bald in Stücken an ihm herunter. Ab und zu waren ihm für eine Zeitlang die Augen

verbunden, das eine Mal 40 volle Tage lang. Ein ander Mal, als gerade frischer Schnee gefallen war, mußte er seine zerrissenen Schuhe ausziehen und mit bloßen Füßen über den Schnee wandern, damit die Verfolger die Spuren nicht erkennen sollten. Um ihm das Anhören ihrer Unterhaltung unmöglich zu machen, verstopften sie ihm die Ohren mit Wachs. Da er mit verbundenen Augen die steinigten und rauhen Gebirgspfade wandern mußte, stolperte er und fiel häufig hin. Dafür wurde er geschlagen und gestochen. An einem Strick um den Hals wurde er wie ein unvernünftiges Tier von Ort zu Ort geführt. Das eine Mal, als das Wachs in seinen Ohren sich gelockert hatte, hörte er, wie sich drei seiner Wächter über ihn unterhielten und sich darüber beklagten, daß sie ihn beständig bewachen und sich seinetwegen an solchen unwirtlichen Oertern aufhalten müßten. „Wir wollen ihn einfach umbringen," meinte der eine, „und dem Hauptmann sagen, er sei gestorben." Darauf entgegnete der andere: „Dann ist aber all unsere Mühe umsonst gewesen und wir haben nichts davon, daß wir ihn so lange gefüttert haben. Nein, laß uns lieber noch einige Tage warten und ihn dann in einer Höhle des Waldes verstecken." Dann kam die Sprache darauf, wie sie ihn umbringen könnten. Da meinte der eine: „Ich will euch sagen, wie sichs am besten thun läßt. Jeder von uns stellt sich hier mit einer Axt an der Thür auf; dann rufen wir ihn heraus, und sobald er zur Thür heraustritt, giebt ihm jeder von uns einen tüchtigen Schlag auf den Kopf; sodann stecken wir ihn in einen Sack und werfen ihn in den Fluß. Auf diese Weise erfährt selbst der Teufel nichts davon."

Diese Anschläge kamen glücklicherweise nicht zur Ausführung; denn bald darauf hatten sie Aussicht, das verlangte Lösegeld zu erhalten, und so beschlossen sie, noch zuzuwarten. Die Leiden des Gefangenen hatten aber damit noch kein Ende. Vier Wochen mußte er in einer elenden Scheune zubringen und acht Wochen lang war er anderswo, zum großen Teil in einer Höhle untergebracht. Man kann sich denken, was das für Oerter in der Wildnis waren. Dabei war es Winter und der Arme erhielt von den erbarmungslosen Leuten keine genügende Bekleidung, um sich gegen Kälte und Nässe zu schützen. Nur Lumpen deckten notdürftig seine Blöße. Erst im April 1885 wurde ihm Hoffnung auf Befreiung gemacht, da man den Banditen endlich die Zahlung

des Lösegeldes zugesagt hatte. Er wurde infolge dessen etwas weniger hart behandelt. Immerhin wurde er noch weiter umhergeschleppt, so daß er mehr als einmal erklärte: „ich kann jetzt nicht mehr weiter; thut mit mir, was ihr wollt; nur laßt mich hier liegen und sterben.“ Vier Monate lang hatte er nicht einmal ein Brett, auf dem er hätte liegen können. Sein Lager war der harte Fels, oder Schnee, oder die bloße Erde und sogar der Morast.

Ehe er freigegeben wurde, sagte ihm eines Tages der Anführer der Bande: „Siehst du nun, Kyrias, was für ein angenehmes Leben wir führen? In solchem Wetter hat selbst die Bergziege ihr Lager und Ruheplätzchen. Wenn wir dich heute freigeben, so gehst du nach Hause und findest da ein trauliches Heim; wir aber sind von Gott verflucht und zu all dem wilden Leben verdammt.“ Darauf entgegnete ihm Kyrias: „Wie sollte euch Gott verflucht und verworfen haben? Er will uns nichts Uebles thun. Ihr selbst habt ja diesen Weg erwählt und wie man sich bettet, so liegt man. Wie ihr jetzt nur dem Bösen nachjagt, so steht es auch bei euch, das Gute zu thun und euch dessen zu freuen. Seid ihr denn noch nicht zu der Einsicht gekommen, daß der Gottlosen Weg hart ist?“

Endlich, am 28. April 1885, schlug ihm die Stunde der Erlösung. Das geforderte Lösegeld war nach der verabredeten Stelle gebracht worden und sollte den Banditen eingehändigt werden. Der Anführer Schahin begab sich deshalb mit Kyrias und einigen Genossen dahin, um es in Empfang zu nehmen. Der Mann, den sie dort trafen, zahlte ihnen 300 türkische Pfund aus. „Aber wo sind denn die übrigen 400?“ riefen die Banditen; „wir sind doch um 700 eins geworden.“ Schließlich kam es heraus, daß die Unterhändler 400 Pfund in ihre eigene Tasche gesteckt hatten und den Banditen nur 300 zustellen ließen. Nach langem Hin- und Herhandeln erklärten sich diese bereit und zogen mit dem bedeutend geschmälerten Lösegeld ab. Kyrias war nun nach sechsmonatlicher Gefangenschaft frei und durfte nach Monastir in sein Heim zurückkehren. Das Lösegeld war von christlichen Freunden in England, besonders von solchen der Bibelgesellschaft, und von den evangelischen Christen in Bulgarien und Mazedonien aufgebracht worden. Letztere hatten wiederholt zu dem Zwecke Kollekten veranstaltet, bis die ganze Summe beisammen war.

Kyrias ließ sich durch die schweren Erfahrungen von seinem Berufe nicht abschrecken. Er fuhr fort, seinen Landsleuten das Evangelium in Wort und Schrift anzubieten und arbeitete noch einige Jahre in den unwirtlichen Bergen Albaniens. Seine Amtsreisen führten ihn noch manchmal über die Straßen und Gebirgspfade, über die er seinerzeit als Gefangener geschleppt worden war. Nach mehrjähriger Arbeit ergriff ihn jedoch die Schwindsucht — wohl infolge seiner harten Gefangenschaft — und er ging am 2. Januar 1894 im Frieden heim, erst 36 Jahre alt. Auch er darf zu denen gezählt werden, die ihr Leben gelassen haben im Dienst des Herrn.

Aus dem Leben eines indischen Katholiken.

Ueber den Lebensgang eines Katholiken, Namens Martilli, der vor kurzem mit seiner Gattin sich der kleinen Basler Missionsgemeinde im französischen Gebiet von Mahé an der Westküste Indiens angeschlossen hat, berichtet Missionar Uber von der Station Tschombala:

Seine Eltern waren Italiener und gehörten der katholischen Kirche an. Martilli wurde in Otakamand auf den blauen Bergen geboren. Nachdem er seine Eltern schon in frühester Jugend verloren hatte, wurde er von seinen katholischen Verwandten in Talatscheri aufgenommen und von ihnen erzogen. Bis zu seinem 18. Jahre besuchte er die dortige Basler Missionsschule, wo er den Unterricht der Missionare Irion und Herre genoß. Er hatte auch öfters Gelegenheit, das Evangelium aus Hebichs und Gunderts Munde zu hören. Dasselbe machte schon damals tieferen Eindruck auf ihn, und die Gottesdienste auf dem Missionshügel Nettur zogen ihn viel mehr an, als die in seiner eigenen Kirche. Als der katholische Priester und sein älterer Bruder davon hörten, traten sie ihm entschieden entgegen, auch verboten sie ihm das Bibellesen aufs strengste. Nach beendigter Schulzeit begab sich der junge

Mann ins Weinaad-Gebiet, wo er als Handlungsgehilfe bei einer europäischen Firma eintrat. Durch Fleiß und Strebsamkeit arbeitete er sich bald so weit herauf, daß ihm die Oberaufsicht über mehrere Pflanzungen übertragen wurde. In geistlicher Beziehung war es dort ziemlich traurig bestellt. Der Versuchungen zu einem ungebundenen Leben gab es gar viele, und an Leuten, die ein böses Beispiel gaben, fehlte es nicht. Wenn Martilli auch vor groben Ausschweifungen bewahrt blieb, so hatte er doch in religiöser Hinsicht wenig Anregung. In dieser Zeit ging er fast ganz im Geschäft auf. Seine Verhältnisse gestalteten sich so, daß er sich ein angenehmes, eigenes Heim gründen konnte. Unsere Reiseprediger, die jene Gegend zuweilen besuchten, waren ihm immer willkommene Gäste. Zu besonderem Segen gereichten ihm die Unterredungen mit dem eifrigen und frommen Gabriel Piratschen von Tschombala. Manche Irrtümer des Katholizismus wurden ihm klar, und der Geist Gottes überzeugte ihn mehr und mehr von der Wahrheit des Evangeliums. Doch dauerte es noch Jahre, bis es zu einem entscheidenden Schritte bei ihm kam; denn sein älterer Bruder, der inzwischen römischer Priester geworden war, beschwor ihn, der allein seligmachenden Kirche treu zu bleiben.

Letzterer hatte sich zu seiner Ausbildung nach Europa begeben und wurde später in Frankreich als Priester angestellt. Während des deutsch-französischen Kriegs im Jahr 1870 geriet er unschuldigerweise in Gefangenschaft, indem er für einen Spion gehalten wurde. Er erlangte jedoch durch des Papstes Vermittlung beim deutschen Kaiser wieder die Freiheit. Hierauf kam er nach Indien und war während einer Reihe von Jahren als Priester in Kannanur und Mahé stationiert, wo er einen bedeutenden Einfluß ausübte und viel Achtung genoß. Jetzt arbeitet er als katholischer Missionar in Australien.

Nach manchen äußerlich glücklich verlebten Jahren wurde Martilli von Gott in eine herbe Leidensschule genommen. Ein schweres Gliederweh fesselte ihn lange Zeit ans Bett. Der Kranke litt große Schmerzen und allmählich wurden seine Hände so verkrümmt, daß er sie zur Arbeit nicht mehr gebrauchen konnte. Schließlich mußte er seinen schönen Posten aufgeben. In diesem heißen Trübsalstiegel reifte in ihm vollends der Entschluß, aus der römischen Kirche auszutreten und seinen Glauben öffentlich

zu bekennen. In der Hoffnung, das wärmere Klima in der Ebene werde seiner Gesundheit zuträglicher sein, zog er anfangs des letzten Jahres mit seiner Frau nach Mahé. Dort befreundete er sich bald mit dem Basler Katechisten und dem christlichen Hauptlehrer der Missionsschule. Bald ließ er auch mich rufen und ich wunderte mich über seine klare Heilserkenntnis und seine gute Beschlagenheit in der Bibel. Er sagte, es leide ihn nicht mehr in der römischen Kirche, sein Gewissen lasse ihm keine Ruhe, und es sei sein ernstliches Verlangen, sich unsrer Kirche anzuschließen. Als der Priester in Mahé von Martillis Entschluß hörte, that er sein Möglichstes, denselben zu vereiteln. Aber trotz aller Versprechungen und Drohungen des Priesters blieb er fest, und am Palmsonntag bekannte er sich auf seinem Krankenlager in Anwesenheit der wenigen Gemeindeglieder mit freudiger Ueberzeugung zum evangelischen Glauben. Darauf genoß er das heilige Abendmahl.

Es ist nun schon einige Zeit seit seinem Uebertritt verflossen. Er freut sich täglich seines Heilandes und die Bibel ist seine Hauptlektüre. Als ich ihn kürzlich besuchte und ihn fragte, ob er sich nicht zuweilen auf seinem Lager einsam fühle, wies er auf die um ihn herumliegenden Erbauungsbücher und sagte, die seien seine guten Freunde. Das Kreuz, das der Herr ihm durch seine Krankheit auferlegt hat, trägt er mit großer Geduld. Ein besonderes Anliegen war es ihm, daß der Herr auch seine Frau, sowie seine einzige Tochter, die an einen Pflanzer verheiratet ist und bei ihm auf Besuch weilte, von der Wahrheit des evangelischen Glaubens überzeugen möchte. Letztere nahmen an den Abendandachten, die der Katechist und der Lehrer in Martillis Haus täglich hielten, teil. Plötzlich erkrankte die Tochter schwer, so daß an ihrem Aufkommen gezweifelt wurde. Der Vater im Verein mit dem Katechisten und einigen Gemeindegliedern flehten zu Gott um Erhaltung ihres Lebens. Ihre Bitten wurden erhört und die Kranke genaß unerwartet schnell. Die Hauptsache jedoch war, daß auch innerlich mit ihr, sowohl als mit ihrer Mutter eine Veränderung vorgegangen war. Beide fingen an, die Bibel fleißig zu lesen, und der Same des Wortes Gottes, den der Vater schon länger in ihre Herzen gestreut hatte, ging auf. Beide besuchten regelmäßig unsere Gottesdienste und wiesen die eifrigen Bemüh-

ungen der zahlreich sich im Hause einfindenden katholischen Freundinnen entschieden zurück. Als einmal etliche der letztern die Tochter über dem Bibellesen antrafen, waren sie ganz entsetzt und rieten ihr, das Buch ins Feuer zu werfen und nie wieder darin zu lesen, sonst werde sie auch eine Ketzerin. Aber sie bekannte nun unumwunden, daß sie durch dies Buch Frieden für ihre Seele gefunden habe.

Die Wutausbrüche, die jetzt erfolgten, ließen die Eltern ruhig über sich ergehen. Als sie merkten, daß ihre Worte keinen Eindruck machten, verließen sie das ketzerische Haus, um es nie wieder zu betreten. Die Jesuiten gaben jedoch ihre Umtriebe nicht so schnell auf. Der Priester in Talatscheri schrieb an den Gatten von Martillis Tochter und stellte ihm die Sache so dar, als werde seine Frau von ihrem Vater mit Gewalt zum Uebertritt in die evangelische Kirche genötigt. Er drohte ihm mit Exkommunikation, falls er nicht alles thue, um diesen Schritt zu verhindern. Da sie von ihrer Krankheit noch nicht völlig erholt war, machte der Priester dem Pflanzer den Vorschlag, seine Frau zu seinen katholischen Verwandten nach Talatscheri gehen zu lassen, da sie dort auch bessere Gelegenheit habe, den Arzt zu Rate zu ziehen. Der Schwiegersohn schrieb an Martilli, seine Frau vorläufig nach Talatscheri übersiedeln zu lassen. Dem Wunsch ihres Mannes gemäß ging sie dorthin und wurde von den Verwandten mit ganz besonderer Aufmerksamkeit und Liebe aufgenommen. Der Priester hatte von ihrem Manne die Vollmacht bekommen, sie zunächst in seinen Schutz zu nehmen. Daß ersterer sein Möglichstes thun wird, um die Tochter schwankend und abwendig zu machen, kann man sich denken. Martillis Schwiegersohn will, sobald er sich vom Geschäft etwas losmachen kann, kommen, um den wahren Sachverhalt zu erfahren. Wie es nun gehen wird, ist vorderhand schwer zu sagen. Zu unserer Freude jedoch hat die Frau Martillis, die ihren Gefühlen bisher in nicht so überströmender Weise Luft gab, sondern mehr eine stille Natur ist, am letzten Sonntag in unserer Kirche ein freudiges Bekenntnis abgelegt und sich in die Gemeinde aufnehmen lassen. Der Uebertritt dieses Ehepaars ist uns deshalb besonders erfreulich, weil nicht äußere Gründe sie dazu bewogen haben, sondern die wirkliche Ueberzeugung von der Wahrheit des Evangeliums.

Martillis Haus ist gegenwärtig der Sammelpunkt der kleinen Gemeinde. Es wird dort viel gebetet und über religiöse Dinge geredet. Er übt einen belebenden Einfluß auf die etwas gleichgültigen Gemeindeglieder aus. Möge dieser Einfluß ein anhaltender sein.

Ein Bibelbote auf dem Gipfel des Fudschiyama.

Der Fudschiyama ist der höchste Berg in Japan, der schon von weitem den Seefahrer grüßt. Er steht zugleich bei den Bewohnern des Inselreichs in hohem Ansehen, da er für heilig gilt. Sein Gipfel erhebt sich bis zu 3745 m über dem Meeresspiegel und soll von dreizehn Provinzen des Landes aus sichtbar sein. Er ist ein erloschener Vulkan, der in früheren Zeiten Ströme von Lava auswarf und die Abhänge, sowie die ganze Gegend ringsum mit einer dichten Kruste von Asche bedeckte. Es ist besonders eine gewisse Sekte der Buddhisten, die den Berg als ihr Heiligtum betrachtet, und es wallfahren alljährlich in den Monaten Juli und August Tausende von Pilgern aus allen Landesteilen dahin, um auf der Höhe des Berges ihren Vorvätern die gebührende Verehrung darzubringen und sich dadurch einen verdienstlichen Schatz von guten Werken zu erwerben.

Der „Doscha" oder Pilger ist gewöhnlich mit einem weißen Gewand angethan, worauf die Umrisse des Berges abgebildet sind, und einige Schriftzeichen, die den Namen des göttlichen Fudschiyama bezeichnen. Er trägt einen runden Hut von Bambusgeflecht und Strohsandalen; ein Stück Matte, die er um sich schlägt, dient als Schutz gegen den Regen. Eine Kürbisflasche als Wasserbehälter und ein Bündel mit Proviant wird gewöhnlich an den Enden eines langen Stockes befestigt, der beim Aufstieg auch als Alpenstock benützt wird. Das ist die ganze Ausrüstung für die Wallfahrt. Mancher trägt auch eine Anzahl von Halsketten aus Glasperlen und eine kleine Schelle, die natürlich beim Gehen fortwährend ihr Geklingel hören läßt. So pilgern sie in Gesellschaften von 20 und 30 Personen ihres Weges dahin und erwecken schon von

weitem durch ihr Schellengeläut die Aufmerksamkeit der Bewohner von Stadt und Land.

Die Gelegenheit eines solchen Zusammenströmens von allerlei Volk bewog auch einen Kolporteur der britischen Bibelgesellschaft, den heiligen Berg zu besteigen und den vielen Pilgern, unter denen sich ja manche suchende Seele befindet, Bibelteile zum Kaufe anzubieten. In seiner Begleitung befand sich einer der Gehilfen des Bibelhauses und ein junger eingeborener Christ, der sich ihnen als Führer anbot. Mit einigem Proviant und vor allem mit einem guten Vorrat japanischer Schriften versehen, machten sie sich auf den Weg. Wir lassen den Bibelboten nun selbst seine Erlebnisse erzählen.

Wir brachen schon frühzeitig von Gotenba auf und gelangten etwa um 8 Uhr morgens an den Fuß des Berges, wo wir sogleich die Gelegenheit wahrnahmen und den von oben herabkommenden Pilgern unsere Bücher anboten. Bald war es ein langer Zug, bald nur eine kleine Gruppe, die ihres Weges daher kam. Hie und da war es auch ein einzelner Pilger, der allein den Berg herabgekommen war und nun der Heimat zustrebte. Wir redeten die einzelnen Vorübergehenden an und zeigten ihnen unsere Bücher. Anfangs waren sie sehr zurückhaltend und wußten nicht recht, was sie von uns denken sollten. Sie hatten augenscheinlich noch nie gesehen oder gehört, daß man den geheiligten Boden des erhabenen Fudschiyama durch die Bücher der „Jesus-Religion" entweihte und weigerten sich, uns anzuhören. Sie eilten weiter, vielleicht nicht ohne bittere Gefühle. Andere blieben stehen, hörten uns zu und nahmen auch das eine und andere Büchlein in die Hand, um es zu prüfen. Einige ließen sich auch herbei, einzelne Bibelteile zu kaufen und bargen sie in den Falten ihres Gewandes oder begannen während des Marschierens darin zu lesen. Damit war auch für andere die Scheu vor uns überwunden und der Verkauf ging schließlich gut von statten.

Nun machten wir uns an die Besteigung des Berges, indem wir sorgfältig dem schmalen Saumpfade folgten. Aber es war ein recht beschwerlicher Weg, und wir kamen nur langsam vorwärts; denn bei jedem Schritt sank man in die weiche Aschenmasse. Im Zickzack wand sich der Pfad an der fast senkrechten Bergwand empor über Felsblöcke und Steingeröll, durch Erdrinnen

und Schluchten, durch Massen von Asche und Lavagestein. Endlich war das erste Rasthaus erreicht. Es bestand aus einer Art von Höhle, die teilweise in den Felsen gehauen und zugleich aus Planken und schweren Steinen errichtet war. Solcher Rasthäuser giebt es mehrere und sie sind eine große Wohlthat für die Reisenden und Pilger, da sie darin vor Sonne und Regen geschützt sind, so einfach auch ihre Einrichtung ist. Auch Thee und Speise kann man da zu mäßigem Preise haben, sogar Matratzen kann man für die Nacht mieten. Der Raum dieser Hütten ist für etwa 20 bis 30 Personen berechnet, aber es suchen oft 50 bis 60 zugleich Unterkunft darin zu finden. In solchem Falle ist es für Fremde nicht gerade angenehm, das Gedränge in dem überfüllten Raume noch zu vermehren. Aber ich war so ermüdet, daß ich mir nichts daraus machte, sondern mit den übrigen Gästen auf den Boden hockte und einige Täßchen Thee zu mir nahm. Obschon ich ein Fremdling war, so wurde ich doch mit aller Rücksicht behandelt.

Nach kurzer Rast setzten wir unsere Kletterei fort, wobei wir unterwegs den auf- und abziehenden Pilgern unsere Schriften zum Kauf anboten, und zwar mit mehr oder weniger Erfolg. Einer kaufte uns die vier Evangelien ab, andere hatten allerlei Ausreden: sie könnten nicht lesen oder verstünden den Inhalt der Bücher nicht u. s. w. Einige riefen auch ärgerlich: wir wollen sie nicht, sie sind uns zuwider. Aber niemand benahm sich feindselig oder unhöflich gegen uns, und der Verkauf unserer Schriften an den einzelnen Rasthäusern nahm schließlich einen so guten Fortgang, daß wir unsern ganzen Vorrat verkauft hatten, noch ehe wir die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten.

Um 5 Uhr nachmittags fühlten wir uns so ermüdet vom Aufstieg und den vielen Unterredungen mit den Wallfahrern, daß wir beschlossen, in einem der Rasthäuser zu übernachten. Es war bitter kalt in dieser Höhe von mehr als 2200 m, und es wehte ein scharfer Wind. Das Haus war schon voll von Leuten, die teils am Boden ruhten, teils ihr Abendessen einnahmen. An dem einen Ende des Gelasses brannte ein helles Feuer, und in einer Ecke standen zwei große Fässer, in die beständig Wasser vom Dache herab tropfte. Man hatte nämlich einige Blöcke gefrorenen Schnee auf das Dach gewälzt, die nun durch die von unten aufsteigende Wärme zu schmelzen begannen und so die Reisenden mit Wasser versorgten.

Diese Schneeblöcke werden von ziemlich weit her aus einer tiefen Einsenkung geholt, wo den ganzen Sommer hindurch gefrorener Schnee in großen Massen liegt. Während des Winters ist der ganze Berg bis über die Hälfte hinunter mit einem prächtigen Schneemantel bedeckt.

Am andern Morgen erhoben wir uns um 4 Uhr und traten unsere Weiterreise an. Unterwegs begegneten wir noch verschiedenen Pilgern, die ganz erschöpft waren und kaum weiter konnten. Einige von ihnen mußten den steinigten Pfad hinauf gezerrt werden, andere setzten sich jeden Augenblick auf die großen herumliegenden Felsblöcke nieder. Endlich, nach zwei und einer halben Stunde gelangten wir auf den Gipfel des berühmten Berges. Eine große Menschenmenge war um das hier befindliche Rasthaus versammelt; wir aber begaben uns zu dem Platze, wo sich die Heiligtümer befanden und sich viele Anbeter eingefunden hatten, die eine große Glocke schlugen und ihre Opfergaben auf ein weißes Tuch warfen. Zugleich klatschten sie in die Hände, sagten kurze Gebete her und ließen ihre Taschentücher und Stöcke mit den Zeichen versehen, an denen man erkennen konnte, daß sie ihre Pilgerfahrt auf den heiligen Berg zurückgelegt und ihre religiösen Pflichten verrichtet hatten.

Wie leid that es uns, daß unser Schriftenvorrat schon ausgegangen war; wir hätten hier oben zweimal so viel verkaufen können. Doch wir wollen dankbar sein, daß auch so manches Büchlein seinen Weg in die Hände heidnischer Japaner gefunden hat. Diese kleinen Boten des Evangeliums werden dadurch gewiß in so manches Heim einkehren, wo unsere Bibelboten kaum je hingelangen. Gott gebe, daß sie da Licht schaffen in den finstern Herzen und Heil verkündigen.

Bücheranzeige.

Im Verlag von Max Kielmann in Stuttgart ist neu erschienen:

Spurgeon, C. H. Die Kunst der Illustration. Vorlesungen in seinem Predigerseminar. Dritte Abteilung. Fünfte (Stereotyp-) Auflage.
brosch. Mk. 1.80. | geb. Mk. 2.50.

Wie sehr treffende Beispiele die Macht des Wortes unterstützen und einen Gedanken ins rechte Licht stellen, davon sind Spurgeons zahlreiche Schriften

und Reden ein Beweis. Er hielt es deshalb auch für wichtig, andere Diener des Worts in dieser Kunst, die ihm in so hohem Maß zu Gebote stand und auf die er großen Fleiß verwandte, zu unterweisen. Hiefür bietet denn auch das vorliegende Buch, das voll origineller Gedanken und Bilder ist, eine treffliche Anleitung.

— **Der Seelengewinner** oder wie man Sünder zum Heiland führen soll. Vierte Auflage. broch. Mk. 3. | geb. Mk. 4.

Spurgeon selbst war ein Seelengewinner, dem seine göttliche Berufung zum Dienst an den Seelen so hoch stand, daß er ihn ein „königliches Werk" nannte. Von ihm können alle Arbeiter im Reiche Gottes lernen, welche Aufgaben dieser Dienst an die Persönlichkeit des Arbeiters, sowie an die Ausrichtung des Werkes stellt.

Urquhart, J. Die neueren Entdeckungen und die Bibel. Erster Band: Von der Schöpfung bis zu Abraham. Zweite Auflage. 1902. broch. Mk. 4. | geb. Mk. 5.

Diese Apologie der Bibel, deren uralte Berichte durch die neueren Entdeckungen immer mehr bestätigt werden, hat sich rasch einen großen Leserkreis erworben, sodaß das Werk bereits in zweiter Auflage vorliegt. Wir empfehlen dasselbe auch fernerhin der Beachtung von Theologen und Laien.

Naville, E. Das Glaubensbekenntnis der Christen. Eine religiöse Betrachtung. broch. Mk. 1. | geb. Mk. 1.80.

Der Zweck dieses Schriftchens ist, das christliche Glaubensbekenntnis in einer Weise auszulegen, daß es nicht nur die Leser in ihrer religiösen Erkenntnis fördere, sondern auch in den Anhängern der verschiedenen christlichen Kirchen das Bewußtsein wecke, wie sie in den wichtigsten Teilen des christlichen Bekenntnisses auf gemeinsamem Boden stehen.

Im Verlag des Philadelphia-Vereins in Stuttgart ist erschienen:

Käser, K. Waisenvater Käser. Ein christliches Charakterbild aus dem verflossenen Jahrhundert. 138 S. geb. Mk. 1.20. | Fr. 1.60.

Ein schlichter, aber vielbewegter Lebensgang, der zugleich zeigt, welchen Segen Gott auf den Dienst der Liebe legt, da man nicht das Seine sucht, sondern das Heil und die Rettung seiner Mitmenschen. Das Lebensbild läßt aber auch den Segen der christlichen Gemeinschaft erkennen und ihren bildenden Einfluß auf den Charakter des einzelnen. Das Büchlein ist anregend geschrieben und wird besonders Gemeinschaftskreisen und Jünglingsvereinen zum Segen und Antrieb gereichen.

Herausgegeben im Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.

In Kommission im Depot der Bibelgesellschaft (Kober, C. F. Spittlers Nachfolger) in Basel.

Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.

Buchdruckerei Fr. Reinhardt, Basel.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

Inhalt.

1902.

Gefangene Buren auf den Blauen Bergen (Indien). — Jung Stilling und die Zukunft Israels. — Ein Besuch bei indischen Beamten. — Kleine Mitteilungen. — Bücheranzeige.

Nr. 3.

Gefangene Buren auf den Blauen Bergen (Indien).*)

Wenn man uns, berichtet der Basler Missionar Hole, vor etwa einem halben Jahr gesagt hätte, daß nach wenigen Monaten das stille, einsame Thal von Keti auf den Blauen Bergen eine Wohnstätte von ca. 1300 Weißen sein würde, so hätte man das kaum für möglich gehalten. Und doch ist dem so. In allernächster Nähe, nur etwa fünf Minuten entfernt und dicht angrenzend an das der Basler Mission gehörige Wäldchen, in dem auch unsere beiden Wohnhäuser liegen, nehmen die für die gefangenen Buren erstellten Gebäulichkeiten ihren Anfang. Von hier aus dehnen sie sich meist in südwestlicher Richtung aus. Die ganze Ansiedelung erhebt sich auf zwei Hügeln und sieht einem Städtchen nicht unähnlich. Sie weist außer den Offiziershäusern und zwei Spitälern eine Schule

*) Der Bericht ist am 2. Juni d. J., also unmittelbar vor dem Friedensschluß geschrieben worden.

für Burenknaben auf, ein Telegraphen- und Postgebäude, ein großes Vorratshaus, verschiedene sonstige Gebäude und vor allen gegen 30 lange Baracken, in denen 800 bis 900 kriegsgefangene Buren und ca. 300 englische Soldaten zu deren Bewachung untergebracht sind. Da sämtliche Gebäude mit Wellblech gedeckt, zum Teil auch ganz von solchem hergestellt sind, so würde dem neu erstandenen Städtchen der Name „Wellblechhausen" nicht übel anstehen, wiewohl er zum idyllischen Keti-Thal nicht recht stimmen würde. Die Häuser sind natürlich nur für einen vorübergehenden Gebrauch errichtet und manche von ihnen würden kaum in der Regenzeit standhalten. Doch sind die Baracken für die englischen Soldaten ebenso erbaut, wie die der Buren und es besteht hierin keinerlei Unterschied. Während der Bau in den Monaten März und April in vollem Gange war, mag sich die Zahl der dabei beschäftigten Arbeiter auf nicht weniger als 3000 bis 4000 am Tag belaufen haben. Für den Bau soll die englische Regierung ca. 600 000 Fr. aufgewendet haben. Lassen auch die Gebäude manches zu wünschen übrig, so sind die Gefangenen doch herzlich froh, daß sie endlich ihre Zelte, in denen sie Monate lang etwa zwei Stunden von hier notdürftig kampierten und dabei jeder Unbill der Witterung ausgesetzt waren, mit ihrer jetzigen Behausung vertauschen konnten.

Der Aufenthalt auf den Blauen Bergen, wo es gesünder ist als auf der heißen Ebene, ist eine Vergünstigung, die nur solchen Gefangenen zuteil wird, die ihr Ehrenwort gegeben haben, daß sie nicht entweichen werden. Sie genießen deshalb auch mancherlei Freiheiten, dürfen größere Spaziergänge machen und über ihre Zeit verfügen. Es genügt, wenn sie des Abends um 7 Uhr beim Ablesen ihrer Namen anwesend sind. Ueber Politik zu schreiben und zu reden ist ihnen nicht gestattet. Die Verpflegung ist nach den gegebenen Umständen keine schlechte und die Buren können sich über das Essen, so einfach es auch ist, nicht beklagen.

Unter den Gefangenen befinden sich auch eine Anzahl Deutscher, von denen uns einige besuchten. Sie hinterließen uns zum Teil den Eindruck von Abenteurern. Außer ihnen lernten wir einen Burengeistlichen, einen Herrn Lieberberg kennen, der eine Frau mit zwei Kindern in Südafrika zurücklassen mußte, von denen er das jüngste, erst acht Monate alte Kind noch nicht gesehen hat. Sein Heim in Transvaal ist mit allem, was darin war, einge-

äschert worden. Auch ein Hermannsburger Missionar, Namens Wenhold, der seit 20 Monaten Gefangener ist, besuchte uns hie und da. Da er Bürger von Transvaal ist, so waren alle Versuche in der Heimat, ihm die Freiheit zu erwirken, vergeblich und er wurde ins ferne Indien abgeführt. Unter den Gefangenen ist jedes Lebensalter vertreten. Ein Knabe, der uns zu Gesicht kam, zählte kaum mehr als 14 Jahre; ja der jüngste Kriegsgefangene ist erst 9 Jahre alt. Eine große Anzahl der Buren ist schon vorgerückteren Alters, darunter ehrwürdige Männer mit ergrautem Haar. Manche von ihnen tragen schwarze Bänder um ihren Sonnenhelm, zum Zeichen, daß Mitglieder ihrer Familie ihr Leben während des Krieges verloren haben und nun in Afrikas Erde ruhen, während sie ferne von ihnen in der Gefangenschaft weilen.

Für die geistlichen Bedürfnisse der Buren ist durch ihren Geistlichen Lieberberg gesorgt. Dieser hält ihnen allsonntäglich Gottesdienste. Ebenso sind englische Missionare bemüht, ihnen geistliche Nahrung zu bieten. Die Buren, die wir bis jetzt zu Gesicht bekamen, waren meistens starke, stämmige Leute, denen man es ansieht, daß sie viel aushalten können. Man bekam auch den Eindruck von ihnen, daß sie ein mannhaftes, solides Geschlecht sind, gottesfürchtig und mit ganzer Seele an der heimatlichen Scholle hängend. Von den englischen Soldaten, die bekanntlich nur Söldner sind, kann man das, einige Ausnahmen abgerechnet, kaum sagen. Das Singen von Psalmen, deren feierliche Weisen je und je in der Stille der Nacht bis zu unserem Missionshaus herüber tönen, ist offenbar eine Lieblingsbeschäftigung der Buren. Weniger Geschmack daran finden unsere deutschen Gefangenen, die am liebsten ganz darauf verzichten würden. Als vor einigen Tagen bei uns die Beerdigung eines indischen Anstaltsknaben stattfand, da war es rührend zu sehen, wie sich die Buren herzudrängten, um der Feier anzuwohnen und dem Gesang der christlichen Lieder, wie sie aus dem Munde der braunen Christen in kanaresischer Sprache erklangen, zu lauschen. Noch ergreifender war es, als kürzlich die Buren selbst einen ihrer Kameraden, einen Mann von 60 Jahren, der einem Herzleiden erlag, auf dem Missionsfriedhof in Keti zur letzten Ruhe betteten. Da Pfarrer Lieberberg an jenem Tag nicht abkommen konnte, so vollzog einer der Buren, der wie ein schwäbischer Stundenhalter aussah, die einfache, aber würdige Begräbnis-

feier. Sie bestand in Gebet, Gesang, Ansprache, Schlußgesang und Vaterunser. Einen Satz aus seiner holländischen Ansprache konnten wir alle verstehen. Er lautete: Gedenket daran, liebe Brüder! Wie gerne hätten wir das Ganze verstanden! Allem nach redete er über den Text: „Wir haben hier keine bleibende Stätte, sondern die zukünftige suchen wir." Was für Gedanken mögen die Herzen der ernst gestimmten Gefangenen an jenem herrlichen Sonntagmorgen auf dem Gottesacker in Keti bewegt haben!

Weiße Lilien, die hier oben auf den Blauen Bergen so prächtig blühen, schmücken nun das Grab des Buren, der weit weg von der teuren Heimat seinen Lebenslauf beschlossen hat und wills Gott eingegangen ist in die himmlische, ewige Heimat, wo wir alle erkennen werden, daß dieser Zeit Leiden nicht wert sind der Herrlichkeit, die an uns soll geoffenbart werden (Röm. 8, 18).

Jung Stilling und die Zukunft Israels.

Der bekannte Jung Stilling, der sich viel mit der Ausbreitung des Reiches Gottes befaßte und ein eifriger Forscher des Wortes Gottes, namentlich des prophetischen Wortes war, beschäftigte sich viel mit der Wiederkunft Christi und den damit verbundenen Ereignissen. In seinem „Chrysärii" bringt er unter anderm auch eine Darstellung über Israels Sammlung im heiligen Lande. Das Ganze bringt er in Dichtform, welche er in das Gewand einer Reisebeschreibung kleidet.

Nach längerer Wanderung vom Abend nach dem Morgen langt er in Begleitung eines himmlischen Führers am Fuße des Libanon, im nördlichen Palästina, an. Sobald er das gelobte Land betreten, erfüllt Staunen seine Seele, denn überall grünt und blüht das „weite Land" im schönsten Schmuck. Er sieht nichts Wüstenartiges mehr, sondern alles in einen Lustgarten verwandelt. (Jes. 35, 1.) Die Knaben reiten auf Löwen, und Mädchen führen Tiger an ihrer Hand. Wölfe und Schafe weiden nebeneinander und Leoparden ziehen paarweise den Pflug des Fellachen. Ueberall herrscht die schönste Harmonie! (Jes. 11, 6—8.)

An dem oberen Ende einer reich gesegneten Thalschlucht Libanons kehrt er mit seinem Begleiter ein. Bei einer jüdischen Familie finden sie freundliche Aufnahme, denn der Hausvater erkennt in Stilling seinen einstigen Wohltäter während seines Augenleidens. (Stilling war nämlich ein geschickter Augenarzt.) Nachdem sich die Gäste niedergelassen, fragt Stilling seinen Freund Levi Hildesheimer, wie er denn von Deutschland nach Palästina gekommen sei. Hildesheimer beginnt mit seiner Erzählung:

„In Ewigkeit werde ich nicht vergessen, was die Gnade Gottes an mir und meinem Volke gethan hat, denn der Herr war es, und nur er allein, welcher ein heißes Sehnen nach Erlösung in uns erweckt hatte. So gering dasselbe auch anfangs war, wuchs dasselbe doch von Tag zu Tag, zumal unsere Bedrückung unter den Nationen immer größer wurde. Je mehr man uns drängte, je mehr erwachte die Sehnsucht nach der wahren Heimat.

Da lief eines schönen Tages wie ein Lauffeuer das Gerücht durch unsere Kreise: man solle Material nach Jerusalem senden, denn man könne jetzt ohne Gefahr die Stadt wieder bauen, es sei sogar schon mit dem Aufbau begonnen worden. Viele jubelten über diese Kunde, andere verhielten sich äußerst kalt ihr gegenüber.

Unter den Juden fingen nun wahre Christen eine Missionsthätigkeit an, welche von großem Segen begleitet war. Ueber die erstorbenen Gebeine Israels wehte der Geist des Lebens aus Gott. (Hes. 37, 1—14.) Man sehnte sich nicht nur nach der Heimkehr in unser Land, sondern man fing an, auf die Wiederkunft des Immanuel zu warten.

Leider wurden nicht alle Juden in diese Bewegung gezogen. Diejenigen, welche ihr fern blieben, hetzten und verfluchten uns. Endlich schlossen sie sich den Heeren des Abfalls an und beratschlagten mit ihnen, wie sie uns samt den wahren Christen vertilgen könnten. Wir kamen in große Drangsale. Plötzlich verschwand das Häuflein wahrer Christen; nirgends fand man seine Stätte. Wie auf Adlersflügeln hatte es der Herr an einen Bergungsort der Wüste getragen. Wir hingegen wurden veranlaßt, nach Palästina auszuwandern.

In Syrien fanden sich nun die aus allen Ländern herzugepilgerten Juden zusammen; wahrlich eine große Schar. Da erschien der zweite Salomo und mit ihm Moses, der Mann Gottes, welcher

die Versammelten in 12 Stämme teilte, wovon jeder 12mal 1000 Personen zählte. (Offenb. 7, 1—8.) Dann zogen wir in das gelobte Kanaan ein, woselbst ein jeder seinen Anteil durchs Los erhielt. Wie ganz anders sah es nun in unserm geliebten Heimatlande aus! Der Schaden Josephs war nun geheilt, der Fluch des Landes abgethan und Jerusalem gereinigt von allen seinen Greueln. Eiligst schritt man zu dem Tempelbau und in wenig Jahren stand das neue Heiligtum vollendet auf Morijah.

Unterdessen zogen die antichristlichen Heere mit ihren Verbündeten aus dem Judenvolke nach dem heiligen Lande. An ihrer Spitze stand der Mensch der Sünde. Ohne jegliche Gegenwehr unsrerseits nahm er Jerusalem in seinen Besitz. Sein Uebermut wuchs in erschreckender Weise — sein Plan war, Christum vollständig auszurotten. In dieser betrübten Zeit erschienen plötzlich zwei edle Zeugen (Offb. 11); $3^1/_2$ Jahre währte ihr Zeugnis; hierauf wurden sie ermordet. Nach drei Tagen gelangten sie wieder zum Leben, worauf sie sich in höhere Regionen schwangen. Der Zeitpunkt der Vergeltung war nun gekommen. Der Wüterich floh mit seinem Heere, um sich zu Harmageddon niederzulassen und gegen die Heiligen des Höchsten zu streiten.

Auf einmal strahlte die Klarheit des Himmels hernieder; der Herr des Himmels erschien mit seinem Heer, um dem Reiche des Antichristen den Garaus zu machen. Der Hauptrebelle und sein Gehilfe wurden gebunden und in den Feuersee geworfen, während der Herr mit seinen Freunden zu Jerusalem einzog. Seitdem ist unser Volk von seinen Feinden befreit und wir werden nun im ewigen Frieden bei einander wohnen."

Nach dieser Erzählung, welche auf Stilling einen tiefen Eindruck gemacht hatte, reisen beide weiter. Ganz Palästina ist in ein Blütenfeld verwandelt. Ueberall wo Jesu Füße geweilt haben und er Wunder bewirkt hat, stehen Denkmäler, welche in wenig Worten die großen Thaten des Heilandes enthalten. Das ganze Land ist wie die Schrift des Lebens, denn überall sah man, wie jedes prophetische Wort seine genaue Erfüllung erfahren hat. Jedes Schriftgeheimnis war nun offen vor jedermanns Augen, jedes Dunkel im Lichte enthüllt.

Auf seinem Wege kommt er auch nach Nazareth, woselbst er Josephs Wohnung nach dem früheren Original errichtet findet.

Auch in Bethlehem weilt er eine Nacht und besucht die Höhle, wo einst die Krippe gestanden haben soll.

Des andern Morgens früh begiebt er sich nach Jerusalem. Im Morgenglanz erstrahlt die Davidsburg, auf Morijah das neue Heiligtum; die Stadt erscheint ihm wie ein Blumenkranz. Nachdem er die verschiedenen denkwürdigen Orte besucht, möchte er auch den schauen, der die Davidsburg bewohnt. Sein Führer aber teilt ihm mit, daß daselbst David wohne, denn er sei Fürst in Palästina. Unter seiner Hut ständen die 12 Apostel als Mitregenten. Ueber diesen und dem Landesfürsten David throne der Herr, welcher alles in seinen Händen habe und von Osten bis Westen regiere.

Die Pracht Jerusalems, namentlich den Bau des neuen Tempels zu schildern, vermag der sterbliche Stilling nicht. Hierauf betritt er das Haus, in welchem der Herr Jesus einst das Abendmahl eingesetzt hat. Was er darüber schreibt, lassen wir lieber Stilling in seinen eigenen Worten erzählen:

„In dem Haus, wo einst der Herr vor Zeiten
Stiftete das heil'ge Abendmahl,
Trat ich mit noch nie empfund'nen Freuden,
Eben in denselben Passah-Saal,
Wo die heil'gen zwölf Apostel stunden.
Plötzlich stand der König in dem Saal!
Morgensterne waren seine Wunden,
Und sein Diadem ein Sonnenstrahl.

Wonnetrunken sank ich dankend nieder,
Auf mir ruhte sein verklärter Blick;
Und er sprach: „Mein Lieber, kehre wieder
In das Feld des Kampfs und Siegs zurück.
Komme als Sieger! Dort ist deine Krone!"
Ich verging vor Wonne in dem Saal;
Ich erwachte — siehe da! — ich wohne
Wieder in dem alten Thränenthal. —"

So dachte Stilling, ein Mann aus dem 18. Jahrhundert, gestorben im April 1817; ein Mann, welcher vom Schneidertisch Schulmeister, vom Schulmeister Student in Straßburg und hierauf Professor in Marburg wurde; ein Mann, der zur Zeit des Rationalismus in Deutschland und der Revolution in Frankreich lebte;

ein Mann, welcher viel in der Bibel forschte, täglich einen Spruch aus dem Hebräischen und einen aus dem Griechischen übersetzte und sich daran erbaute; ein Mann, welcher bis an sein Ende ein wahrer Glaubens- und Gebetsmann genannt werden darf, abgesehen davon, daß manches in seinen Ansichten dem heutigen Geschlechte fremd vorkommt. Immerhin ahnte er etwas von den Vorgängen, von denen wir mehr Erkenntnis besitzen, weil das Licht des Evangeliums heute heller leuchtet, wie zu seiner Lebenszeit. Wie würde er heute fühlen und was würde er sagen, wenn er die zionistischen Bewegungen schauen dürfte! (Zions-Freund.)

Ein Besuch bei indischen Beamten.

Zu Anfang der Regenzeit, berichtet Missionar Peter, wenn wir unsere Hausbesuche bei den Heiden der Stadt Kannanur und deren nächster Umgebung beginnen, führt uns eine gewisse herkömmliche Ordnung gewöhnlich zuerst zu einigen Beamten und Häuptern der Stadt.

Gopalan Menon, Magistrat (Kriminalrichter), ist ein älterer, in seinem Amte unbescholtener Mann, ein Missionsschüler, der in dankbarer Verehrung seiner Lehrer heute noch jedem Missionar gerne als Schüler Rede und Antwort giebt. Er empfängt mich immer freundlich, und wie ein Kind halb schüchtern, halb seiner Sache gewiß sich zum Examen hinsetzt, so scheint der Mann immer von dem Gefühl durchdrungen, ich habe die Pflicht, ihn jedes Jahr einmal zu prüfen. Die erste Frage schon: Wie geht es Ihnen, Magistrat? faßt er als Gewissensfrage auf und fängt sogleich an, zu versichern, daß er durchaus gottesfürchtig sei. Jeden Tag bete er morgens, Gott der Allmächtige möge ihn leiten und vor Sünden und Fehlern bewahren. Nie beginne er in seinem Amtslokal eine Arbeit, ohne einen stillen Gedanken an Gott, und kein Urteil spreche er, ohne Gott um seinen Beistand zu bitten und zu fühlen, daß er damit nur einen göttlichen Willen ausführe. Warum wird er nicht Christ? — Da sitzt der Haken; er ist

ein Glied „besserer Kaste", ein bürgerlich rechtschaffener, aber selbstgerechter Mann. Die „Gesunden" bedürfen des Arztes nicht.

Gowinden Tasildar (Steuerkommissar) war ein alter Freund des früher einmal erwähnten wahrheitsuchenden Notar Krischnan, der leider nach Badagara versetzt wurde, nachdem er eben angefangen hatte, mich wöchentlich unterrichtshalber zu besuchen. Gowinden galt ebenfalls als ein rechtschaffener Beamter und hatte früher eine Freude an meinen Besuchen, so daß ich oft Frau und Kind mitnahm in sein Haus. Auch er besuchte mich gelegentlich mehrmals. Er wohnte auch unseren Vorträgen bei, nach und nach allerdings mit der besonderen Vorstellung, daß ich (und wohl auch der liebe Gott) mit ihm wohl zufrieden sein könne, da er heute trotz Zahnschmerz der Einladung gefolgt sei.

In jener Zeit erkrankte ein hoffnungsvoller Neffe, ein Schulknabe, der bei ihm wohnte, an heftigem Nervenfieber. Ich interessierte mich für den Kranken, und der Kommissar selber bat mich, ins Zimmer hinein zu gehen und mit dem Knaben zu beten. „Vielleicht" hilft es etwas, meinte er. Was das immerhin bedeutet, kann nur der richtig schätzen, wer die Vorurteile der Kaste kennt, die das Betreten der Häuser für Nicht-Hindu streng verbieten. Und gar zu beten da drinnen — unerhörte Seltenheit! Das war eine Gnadenstunde. Ich empfahl natürlich den Knaben dem Sünderheiland, dem Heiland der Seelen. Der Knabe starb bald darauf. Wäre der Knabe damals genesen, so hätte wohl jene Tasildarfamilie dem „Sünderheiland" die Ehre gegeben oder es wäre die Heilung nicht den vielen Medizinen und Doktoren aller Art zugeschrieben worden. Man hatte ja nichts gespart, nichts unversucht gelassen. So hatte man auch vom Gebet des Christen gedacht: Nützt es nichts, so schadets ja doch nicht; jetzt aber war es ausgemachte Sache für sie — es half nichts. Mir aber lasse ich den Glauben nicht nehmen, daß der, der den Blinden, die an ihn glaubten, die Augen geöffnet hat, es auch mit jenem Knaben, den er sterben hieß, wohlgemacht habe.

Kurze Zeit darauf erkrankte der Beamte selber ernstlich. Sein Amt hatte ihn oft in Malaria-Gegenden geführt, und nach und nach geriet der arme Mann ganz in die Gewalt des Waldfiebers. Er wurde dadurch genötigt, drei Monate Urlaub zu nehmen, während welcher Zeit ich ihn je und je besuchte. Ich fand ihn

leider ziemlich bitter. Das viele Chinin, das er zu schlucken hatte, fing an, das Gemüt abzustumpfen. Er trug sein Leiden als ein Fatalist und er konnte sich nicht aufraffen zu der Energie des Glaubens, die zum Gebet und zu christlicher Ergebung in Gottes Gnadenwillen nötig ist. Die Krankheit war nicht zum Tode; er konnte nach Ablauf seines Urlaubs seinem Amte wieder vorstehen. Die Regenzeit hatte eingesetzt und wir kamen auf unserem Rundgang auch ins Haus des Tasildars. Er hatte sich in letzter Zeit je und je entschuldigt, daß er etwas stark nach Alkohol roch, den er neben Chinin als probates Heilmittel erkannt hatte. Heute, es war um die dritte Stunde des Tages, war er gleich beim Empfang etwas aufgeregt, suchte sich zwar zu beherrschen und wies mir anstandshalber einen Sitz an. Kaum hatte ich mich aber nach seinem Befinden erkundigt, so hob er an: Warum kommen Sie denn eigentlich immer zu uns? Man muß niemand vergewaltigen. Wir haben unsere Religion und Sie die Ihre; lassen Sie uns in Ruhe und beschimpfen Sie unsere Religion nicht, sie ist so gut wie die Ihrige.

Ich war sehr überrascht über diesen Empfang. Er meinte, daß unsere christliche Religion nicht besser sei, als der Hinduismus; das habe mir ja mein Gegenprediger letztes Jahr klar gezeigt. Ich bedauerte, daß er der Schüler jenes Mannes geworden sei, worauf er erwiderte: Ich bin niemandes Schüler, niemand kann mir Gott zeigen; ich weiß, was ich zu thun habe. Wenn ich nicht sündige, so kann Gott mich nicht strafen. Wenn je ein Gott ist, so haben wir ihn ja auch, nicht nur Sie; ist aber kein Gott, dann nützt es auch nichts, darüber zu reden. Ich zeigte ihm, daß diese Beweisführung verwerflich sei und suchte ihn zur Erkenntnis Gottes zu führen; aber er wies alles hartnäckig zurück. Noch einen letzten Versuch machte ich mit der freundlichen Bitte, er möchte sich doch noch entschließen, die Bibel zu seiner täglichen Lektüre zu machen. Er erklärte: Ich habe sie nie gelesen und werde sie nie lesen; er sehe nicht ein, wozu er sie lesen sollte. Ich kannte meinen alten Freund nicht mehr; so deutlich hatte er seinen Unglauben vor mir noch nie proklamiert. Beim Abschied sprach ich mein Bedauern nochmals aus, daß er das Heil von sich weise, und ich mußte ihn versichern, daß er so allen Halt im Leben und im Sterben verliere. Ich hoffte, von der erhaltenen Erlaubnis, wieder kommen zu dürfen, Gebrauch machen zu können, wurde

aber wenige Wochen nach obigem Besuch eines Morgens durch die Nachricht überrascht, Gowinden Tasildar habe sich erschossen. Der Tag war bestimmt, da er vor dem Kollektor, seinem englischen Vorgesetzten, etliche Erklärungen über Unregelmäßigkeiten in seinem Geschäftskreis geben sollte. Da fühlte sich der Selbstgerechte so an seiner Ehre angegriffen, daß er auf diesem, nach seinen Begriffen einfachsten Wege der Sache, bezw. der Rechenschaft ausweichen wollte, ohne daran zu denken, wie schrecklich es ist, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen. Mit Geistesstörung wurde der Selbstmord, der übrigens dem Mann nach der That noch einige schreckliche Stunden Lebensfrist ließ, entschuldigt. Er selber bedeutete mit Zeichen, es sei alles geschehen nach der Schrift, die das Schicksal in seinen Schädel geschrieben habe.

Eine ganz andere Figur ist der Munsiff (Zivilrichter), ein Brahmane, der in Kasaragod mit Missionar Diez sehr befreundet war und jetzt hier in Tschowa wohnt. Der läßt den heutigen Missionar gar nicht zum Wort kommen. Er ist begeistert vom Christentum, von Christo und den ersten Missionaren, sodaß er in vielen und hohen Worten den Missionar der Neuzeit zu unterrichten und auf seinen großen Meister und die großen Pioniere als die einzigen Exempel hinweisen zu müssen glaubt. Er redet beständig mit „wir", so daß man sich halb betäubt vor einem hervorragenden Glied unserer Missionsgemeinde fühlt. Bleibt man sich aber bei all dem bewußt, daß die Thatsache nicht mit dem Wortgeflunker Schritt hält und daß man es mit einem Brahmanen zu thun hat, so versucht man als noch so unbedeutender Missionar auch hier seines Amtes zu walten. Es folgt aber nur wieder ein neues Kapitel oder besser eine Wiederholung des ersten Vortrags zur Belehrung des Missionars. Der Brahmane meint, nicht mehr nötig zu haben, etwas lernen zu müssen. Alles hat er ja erreicht, und Christum giebt er vor, in der ganzen Realität erfaßt zu haben und ihm vollkommen nachzufolgen, auf einer Stufe, auf die sich ein christlicher Missionar nur sehr mühsam und selten aufschwingen könne. Eine freundlichst servierte Tasse Thee macht der Unterhaltung ein Ende und der Brahmane geht zu seiner Tagesordnung über.

Kunjambu Vakkil (ein Advokat) von der Palmbauernkaste wohnt in Tschowa. Ein sonderbarer Mann, der dem Christentum mit Leib und Seele zugethan und doch ein Heide ist. Er ist ein

Mann von nicht geringem Heldenmut nach hiesigen Verhältnissen, und doch fehlt ihm der Mut, mit seiner merkwürdigen Erkenntnis ganzen Ernst zu machen und Christ zu werden. Er hält Haus und Gehöfte in schönster Ordnung. Seine Mädchen werden gut geschult, leider muß er sie aber zu dem Zweck in die katholische Schule in Kannanur schicken. Er läßt sich die Hebung der niedern Kasten und namentlich der kastenlosen Paria oder Pulajer, wie sie hierzulande heißen, angelegen sein. Er schrieb 1892 eine Novelle in Malajalim, in welcher er das Schicksal dieser Paria schilderte und für ihre Hebung eintrat. „Als ein Zeichen der Erkenntlichkeit für das unschätzbare Gute, das die Basler Missionare gethan haben und beständig noch thun für die Massen Malabars durch freie Erteilung von Unterricht" widmete er das Buch Miss. Frohnmeyer. Seine Schrift bekräftigte er mit der That, indem er trotz manchem Achselzucken seiner „besseren" Kastengenossen aus eigenen Mitteln eine kleine Elementarschule für Pulajerkinder errichtete und sie unter Regierungsaufsicht stellte. Sein eigener Bruder, ein Mann besten Alters, übernahm die Lehrerstelle, und es ist wirklich rührend, wie dieser Heide mit hingebender Liebe sich zu diesen auf der untersten Stufe der Bildung und Zivilisation stehenden Schülern herabläßt.

Eines Tages sandte ich die zwei jungen Katechisten Stephan und Winfried in jene Schule mit der Weisung, sie sollten einen Versuch machen, ob sich dort nicht eine Bibellektion einrichten lasse. Ich selber aber ging nach Tschowa und besuchte mit unserem dortigen Pfarrer Tobias den Advokaten. Er empfing uns überaus freundlich, zeigte uns sogleich ein schönes englisches Testament mit großem Druck und erklärte, das sei jeden Morgen seine Lektüre. Da ich bereits wußte, daß es dem Mann weniger an Kenntnis der christlichen Lehre fehle, als vielmehr an Mut, mit der Kaste zu brechen, und an der Kraft, die Schmach Christi auf sich zu nehmen, so lenkte ich unsere diesmalige Unterredung auf die Kaste und die Familienbande als die stärksten Hindernisse bei den Hindu. Unser Gespräch zog sich in die Länge und ich kann jetzt nur kurz erwähnen, daß Kunjambu mich dringend bat, in der von ihm gegründeten Pulajerschule einen regelmäßigen Bibelunterricht einzurichten. Ich sagte mit Freuden zu, hatte ich doch einen Hauptzweck meines Besuchs bei diesem Manne damit erreicht. Auch die

Katechisten kamen voll Freude aus der Pulajerschule zurück und berichteten, Kinder und Lehrer hätten sie gebeten, doch öfters zu kommen und ihnen näher zu erklären, was auf den Flugblättern, die sie verteilten, stehe. Zwei Tage später gingen wir gemeinsam in die Schule, die etwa zwei Meilen entfernt in Tajil sich befindet. Auf hohem Sockel stand ein Mattenschuppen; alles war sauber, namentlich auch die Kinder, entgegen der Gepflogenheit dieser Kaste. An der Hand von Ehrenbergs Wandbildern, deren ich zwei mitgenommen hatte, erzählten wir den Kindern kurz die Geburtsgeschichte Mosis und Jesu, und es war eine Freude zu sehen, wie sie gespannt zuhörten. Als ich dann am Schluß fragte, ob sie sich freuen, wenn jede Woche zweimal jemand von uns komme und ihnen solche Geschichten erzähle, da glänzten mehrere Gesichter und alle größeren Kinder sagten ja. Als ich aber dann mit dem Lehrer Tage und Stunden bestimmen wollte, erklärte er, das Ding habe seine Haken. Da die Schule nicht mehr Privateigentum seines Bruders (des Vakkils) sei, sondern ganz vom Kannanur-Stadtrat erhalten werde, so dürfen sie von sich aus keinerlei Aenderungen einführen. Er drang aber so energisch in mich, beim Stadtpräsidenten die Erlaubnis einzuholen, daß ich endlich einwilligte.

Stadtratspräsident Kunjambu gehört auch der Palmbauernkaste an, die sich ganz auffallend rasch emporarbeitet und namentlich an den gebildeteren Zentren anfängt, eine selbständigere Stellung einzunehmen. Ich kannte den Mann wohl als einen Freund des Christentums und hatte ihn schon verschiedene Male angeredet und williges Gehör gefunden; dennoch erwartete ich auf meine Anfrage wegen der Pulajerschule eine zum mindesten ausweichende Antwort. Allein wie erstaunte ich, als der Stadtpräsident freudig erregt erklärte: Diese Pulajer gehören zu Ihnen, die müssen alle ohne Ausnahme Christen werden; es ist nur eine Frage der Zeit, daß sie noch erkennen lernen, daß das Christentum für sie das einzig Richtige ist. Die werden alle Christen! Warum sollten Sie denn Ihre Kinder nicht zum voraus etwas mit Ihren guten biblischen Geschichten bekannt machen? Das ist sehr gut, wenn Sie das thun. Er gab mir dann noch einige „christlich-soziale“ Ratschläge, wie ich die Sache anzugreifen habe, um meine Predigt bei diesen niedersten „Bauchdienern“ erfolgreich zu machen. Durch dieses

Entgegenkommen kühn gemacht, ging ich gleich einen Schritt weiter und fragte ihn, was denn mit den übrigen Stadtschulen und Volksklassen zu geschehen habe? Sollen die Pulajer in christlicher Erkenntnis gefördert, die Palmbauerkinder und andere Kasten aber vernachlässigt werden? Das Christentum wird doch am Ende den Sieg davon tragen; sollen die Kinder Ihrer Kaste in Unwissenheit verharren? Könnte nicht die für die Pulajerschule gegebene Erlaubnis auf alle 13*) resp. 11 Schulen des Stadtbezirks ausgedehnt werden? Der Herr Präsident war offenbar heute von dem, der die Herzen der Könige lenkt wie Wasserbäche, ganz besonders günstig gestimmt worden, denn er zauderte keinen Augenblick und sagte: Warum denn nicht, wenn Sie sich so viel Mühe geben wollen, wer sollte das nicht mit Dank annehmen; nur müssen Sie sich mit den betreffenden Hauptlehrern der einzelnen Schulen ins Einvernehmen setzen, wie sich die Sache am besten einrichten läßt, ohne den von der Regierung vorgeschriebenen Lehrplan zu stören. Damit war ich nun aber den heidnischen Lehrern ausgeliefert und jeder konnte mich einfach wegschicken; mußte ich doch unter ihnen mit einigen Stockheiden rechnen, die auch die Bessergesinnten einschüchtern würden. So weit kannte ich also meine Pappenheimer, wußte aber auch: Schwarz auf Weiß ist gut zum Beweis. — Wollen Sie mir diese Erlaubnis nicht schriftlich geben? fragte ich. Der Präsident meinte zwar, dies sei gar nicht nötig, ging aber dennoch bereitwillig darauf ein, und in fünf Minuten war das Dokument rot auf weiß ausgefertigt. Nun war hier alles gewonnen, was gewonnen werden konnte, und auf mir und den Katechisten lag nur die Verantwortung, diesen Sieg wohl auszunützen. Wir zogen in den nächsten Tagen von Schule zu Schule. Runder Abschlag ward uns nirgends, wenn auch an manchem Ort auf allerlei Weise versucht wurde, uns aus dem Felde zu schlagen.

Gottes Freundlichkeit war mit uns in dieser Angelegenheit. In 6 von 11 Heidenschulen durften wir während der Regenzeit wöchentlich eine bis zwei Bibelunterrichtsstunden erteilen und erlebten dabei sehr viel Freude.

*) Zwei dieser Staatsschulen sind ausschließlich für Mohammedaner.

Kleine Mitteilungen.

Eine Judenbibel. Man nimmt an, daß es etwa 6 bis 7 Millionen Juden in Europa giebt, die nicht mehr Hebräisch, die ursprüngliche Sprache ihres Volks, verstehen. Ihre Sprache ist, besonders im nordöstlichen Europa, das sogenannte „Jiddisch", eine aus Hebräisch und Deutsch mit Brocken noch aus anderen Sprachen entstandene Mischsprache. Millionen solcher Juden wuchsen bisher in fast völliger Unkenntnis ihrer heiligen Schriften, des Alten Testaments, auf. Nun hat aber ein A[illegible]us Bergmann von der Londoner Stadtmission zuerst das ganze Alte Testament ins „Jiddisch" übersetzt. Vom Alten Testament sollen schon 10000 Exemplare, vom Ebräerbrief allein 47000 Exemplare unter die Judenschaft aller Erdteile verkauft oder verschenkt sein. Der Zar hat die freie Verbreitung dieser Uebersetzung auch unter den russischen Juden erlaubt. (Freund Israels 1902, 1.)

Ein gutes Zeugnis. Der Präsident der Vereinigten Staaten, Roosevelt, der ein überzeugter evangelischer Christ ist, hielt am 11. Juni v. J. in der Kirche seines Sommersitzes anläßlich eines Bibelfestes eine längere Rede über den Wert der Bibel für ein gutes Bürgertum. Er sagte u. a., die Lehren der Bibel seien so verwachsen mit unserm ganzen bürgerlichen und sozialen Leben, daß man sich das ganze menschliche Leben gar nicht vorstellen könnte, wenn diese Lehren daraus entfernt würden. Wir würden jeden festen Standpunkt verlieren, von dem aus wir die öffentliche und private Moral beurteilen könnten. Nicht nur der Verstandesbildung sei das Wort zu reden, sondern der moralischen und geistigen Hebung der Familie und Kirche, wie sie immer das Studium der Bibel begleite und in ihr gefunden werde. Die Bibel sei stets das Reichsgrundgesetz der Armen und Unterdrückten gewesen. Nirgends sei so stark wie in ihr die fundamentale Wahrheit zum Ausdruck gebracht, daß die Wohlfahrt eines Staates von der Rechtschaffenheit seiner Bürger abhänge.

Die chinesische Bibelübersetzung, eines der schwierigsten Probleme für die Missionare im Reich der Mitte, hat einen wichtigen Fortschritt zu verzeichnen. Bei der vor 12 Jahren in Schanghai gehaltenen Missionskonferenz wurde die Frage einer einheitlichen chinesischen Bibelübersetzung als eine der wichtigsten be-

zeichnet. Man kam überein, die Bibel gleichzeitig im hohen Litteraturstil, im leichten Buchstil und im Mandarinendialekt herauszugeben. Für jede dieser drei Schreibweisen wurde eine besondere Kommission ernannt. Als die dringlichste Aufgabe wurde die Uebersetzung im leichten Buchstil bezeichnet. Nun ist von dieser letzteren Ausgabe die Revision des Neuen Testaments vollendet und als Probedruck erschienen.

Bücheranzeige.

Schlatter, D. Prof. **Die Apostelgeschichte** ausgelegt für Bibelleser. Calw und Stuttgart, Vereinsbuchhandlung. 2,25 Mk. | geb. 3 Mk.

Eine vortreffliche Handleitung für das Schriftverständnis.

Häring, D. Prof. **Das christliche Leben auf Grund des christlichen Glaubens.** Ebenda. 4 Mk.

Eine christliche Sittenlehre, die sowohl Theologen wie Laien willkommen sein dürfte und auf die wir auch die Leser der Bibelblätter aufmerksam machen möchten. Sie beantwortet vom bibelgläubigen Standpunkt aus all die wichtigen Fragen, die ein Christenleben in Familie, Staat und Kirche bewegen.

Wurster und Hennig. Was jedermann heute von der inneren Mission wissen muß. Stuttgart, Max Kielmann. 1,50 Mk. | geb. 2 Mk.

Ein prächtiges Werk über die gesamte Thätigkeit der inneren Mission, ihre Geschichte und gegenwärtige Ausdehnung, übersichtlich gruppiert und packend geschrieben. Trotz der schönen, guten Ausstattung außerordentlich billig.

Huhn, K. **Gethsemane.** Ein Blick ins Heiligtum. Buchhandlung des Philadelphia-Vereins in Stuttgart. 40 S. 30 Pf.

Eine lichtvolle Einführung in die inneren Vorgänge des Seelenkampfes Jesu in Gethsemane.

Tischhauser, E. Pfr. **Die Los-von-Rom-Bewegung in Böhmen und Steiermark.** Ihre politische und religiöse Entwicklung. Basel, Kober C. F. Spittlers Nachfolger. 50 Cts.

Eine dankenswerte übersichtliche Darstellung jener Bewegung, nüchtern und sachlich gehalten.

Schultze, A. Pfr. **Siehe zu, du bist gesund geworden.** Ebenda. 15 Cts.

Ein ernstes, herzliches Mahnwort, den in der Krankheit gewonnenen Segen auch nach der Genesung festzuhalten.

Herausgegeben im Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.

In Kommission im Depot der Bibelgesellschaft (Kober, C. F. Spittlers Nachfolger) in Basel.

Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.

Buchdruckerei Fr. Reinhardt, Basel.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

Inhalt.

1902.

Die Bibel im dunkeln Weltteil. — Eine merkwürdige Bibel. — Kleine Mitteilungen. — Bücheranzeigen.

Nr. 4.

Die Bibel im dunkeln Weltteil.

Bei einer Wettfahrt von Automobilen, die vor einiger Zeit stattfand, machte das eine Fahrzeug nicht weniger als 75 englische Meilen in der Stunde und ließ damit alle andern weit zurück. Während nun die meisten Zuschauer, oder die daran beteiligt waren, sich über diese ungewöhnliche Leistung wunderten, legten sich wohl manche die naheliegende Frage vor: wodurch wurde dieser Erfolg erzielt und was sind die Eigentümlichkeiten der Maschine, wie kann man sie wohl nachmachen oder gar noch leistungsfähiger herstellen?

Warum sind Christen nicht ebenso darauf aus, ihre Arbeit im Reiche Gottes nach Erfahrungsgrundsätzen zu betreiben? Aber es ist leider nur allzuwahr, daß die Kinder dieser Welt meist klüger sind als die Kinder des Lichts. Ein Beispiel davon ist, daß wir oft die Beobachtung machen, wie sich manche Christen nicht genug wundern können über die rasche und weite Verbreitung des

Evangeliums in Uganda und den benachbarten Distrikten. Man freut sich an den von dort einlaufenden Berichten und fast jeder Missionsfreund ist mit der Geschichte jener Mission mehr oder weniger bekannt. Aber wo sind die Sachkundigen, die auch zugleich nach den Ursachen jenes Erfolges fragen und für die Zukunft Lehren daraus entnehmen?

Der dunkle Weltteil Afrika beginnt nun da und dort licht zu werden. Das ist eine unleugbare Thatsache. Aber wie ist das gekommen? Sehen wir einen Augenblick ab vom heutigen Uganda mit seinen 30000 Christen und 2000 Lehrern, von seiner jetzigen Civilisation, dem Frieden und der gesegneten Entwicklung, deren sich das Land heutzutage erfreut, und fragen wir: wodurch ist das alles herbeigeführt worden? Der Geist Gottes sieht nicht die Person an, und sein Liebesverlangen erstreckt sich ebensowohl auf die verkommenen Urbewohner Australiens als auf die Wilden Afrikas; alle Völker sind von ihm gleich wertgehalten. Wir müssen aber außer seinem Wirken noch nach andern Ursachen des Erfolges fragen. Da sind es denn besonders zwei Merkmale des Missionswerks, die uns in Uganda entgegen treten: 1. Das Evangelium war das erste, was von außen her jenen Gebieten Innerafrikas gebracht wurde, und es fand sie noch gänzlich frei von allen fremden Einflüssen. 2. Die Missionsarbeit zielte von Anfang an darauf ab, jeden einzelnen Menschen in nahe Verbindung mit dem Worte Gottes zu bringen. Das geschah in folgender Weise: Erstlich wurde jeder Wahrheitssucher ermuntert und je nach Umständen angehalten, vor allem lesen zu lernen. Die Gelegenheit hiezu war ihm nur in seiner Muttersprache geboten. Sodann konnte er sich zur Aufnahme in die Klasse der Taufkandidaten melden, nachdem er sich einige christliche Kenntnis durch das Lesen des Wortes Gottes angeeignet hatte.

Hieraus ergeben sich einige wichtige Punkte. Zunächst wird der Neubekehrte in betreff seines Unterrichts ziemlich unabhängig vom Missionar, und das ist, so befremdlich es klingen mag, ein sehr wünschenswerter Umstand. Sodann lernt er die Bibel in seiner eigenen Sprache lesen und es wird dadurch das Christentum Eigentum des Volkes und ein Teil seines täglichen Lebens. Welch betrübende Erfahrungen haben doch hie und da die gemacht, welche den Eingeborenen die Bibel in englischer Sprache in die Hand geben

mußten, wogegen Stanley bei seiner zweiten Reise nach Uganda eine Schar von Baganda-Flüchtlingen in Nkole antraf, die mit einander das Evangelium Matthäus in ihrer Sprache lasen, obschon alle Missionare aus dem Lande vertrieben worden waren. Und endlich, wenn es sich erweist, daß die Kenntnis des Lesens unter Umständen hinreichen kann, mit der Hilfe des Geistes Gottes einem Menschen den Weg zum Leben zu zeigen, so kann auch die Evangelisation eines Volkes mit Hilfe von ernsten, wenn auch nicht besonders hiefür geschulten eingebornen Christen rasch vor sich gehen. Ein Beispiel möge genügen.

Ein Ugandamann, Namens Kwebulaya, erlernte unter Anleitung eines seiner Landsleute die Buchstaben. Von den Buchstaben gelangte er zur Entzifferung von Silben und Sätzchen. Sodann schloß er sich einer Klasse von Taufkandidaten an, die von einem Eingebornen unterrichtet wurde. Endlich wurde der Mann getauft, ohne daß er die besondere Aufmerksamkeit des Missionars erregt hatte. Das Wort Gottes aber, das der heilige Geist in ihm verklärt hatte, wirkte in ihm und er wurde als Evangelist in das ferne Toro, ins Grenzgebiet des Kongo-Freistaats geschickt. Einige Zeit darauf begab sich Apollo — so hieß der Mann — nach Mboga, an den Saum des „großen Urwaldes" und bezog damit den äußersten Vorposten der Mission im Westen der Uganda-Länder. Hier wurden ihm vom dortigen Häuptling Tabalo, der als erbitterter Feind des Christentums bekannt war, die größten Hindernisse in den Weg gelegt. Als er schließlich aus der Umgebung des Häuptlings vertrieben wurde, gewann er die Freundschaft und das Zutrauen einiger einfacher Bauern, die sich von ihm unterrichten ließen. Da geschah es eines Tages, daß eine Frau bei einem Volksauflauf in einen schräg im Boden steckenden Speer stürzte und sich darin aufspießte. Tabalo nahm diese Gelegenheit wahr, ließ Apollo festnehmen und klagte ihn an, die Frau getötet zu haben. Er wurde in das englische Kastell gebracht und hier mit einer Kette an einen sudanischen Soldaten gefesselt. Es war dies eine furchtbare Schande für einen freien Ugandamann, aber Apollo nahm die Schmach willig auf sich und benützte diese Gelegenheit, den Soldaten und seine Kameraden in der christlichen Wahrheit zu unterrichten. Als die Sache näher untersucht wurde und er als unschuldig an dem Unglücksfall erfunden war, weigerte er sich

irgendwelche Entschädigung anzunehmen, erbat sich dagegen nur die Erlaubnis, seine frühere Arbeit in Mboga wieder aufnehmen zu dürfen. Dies geschah, und nicht lange darauf durfte er die Freude und zugleich das Wunder erleben, daß sich sein ehemaliger Feind Tabalo bekehrte. Der ehemalige Christenverfolger heißt nun Paulo und ist gleich seinem Namensbruder, dem Apostel Paulus, jetzt ebenso eifrig in der Verkündigung des Evangeliums, wie er es früher in der Verfolgung desselben war. Auch giebt es jetzt einige hundert Christen in Mboga, und Paulo ist wohl der ernsteste und gefördertste unter ihnen.

Verfolgen wir die Geschichte unseres Apollo ein wenig weiter. Während seiner Thätigkeit in Mboga fiel es ihm schwer aufs Herz, daß er genötigt war, in einer andern Sprache als in der einheimischen zu unterrichten; denn es standen ihm für den Unterricht der Toro-Leute damals nur Bücherausgaben in der Gandasprache zu Gebote, während in Toro die Nyoro-Sprache gesprochen wird. Er machte sich deshalb sobald als möglich ans Werk, mit Hilfe seines Ganda-Testamentes, einiger Bogen Papier und eines Bleistifts eine Uebersetzung herzustellen. Beim flackernden Schein einiger brennender Holzscheite übersetzte der wackere Mann nach seiner Tagesarbeit während der Nächte das Evangelium Matthäi in die Nyoro-Sprache. Er that dies, indem er der Länge nach auf dem Boden lag und schrieb, denn er besaß weder Schemel noch Tisch in seiner Hütte. Als er die mühsame Arbeit fertig hatte, brachte er die Handschrift dem Missionar in Kabarole, der den Text noch einmal mit der englischen Bibel sorgfältig verglich und ihn dann der Bibelgesellschaft zum Druck übersandte. Die erste Auflage von 2000 Exemplaren langte im Frühjahr 1901 in Toro an und war im Handumdrehen abgesetzt. Es wurde eine neue durchgesehene Auflage von 5000 Exemplaren veranstaltet und dazu noch die drei übrigen Evangelien, die Apostelgeschichte, die Psalmen und einige Lieder und Gebete übersetzt, die nun teils gedruckt, teils noch in der Presse sind.

So ist es dem Wirken jenes einfachen Christen zuzuschreiben, daß das Evangelium in Toro jetzt in der einheimischen Sprache gepredigt wird. Ihm ist es auch zu danken, daß nicht bloß einige Hunderte der dortigen höheren Klassen sich die Kunst des Lesens des Wortes Gottes angeeignet haben, sondern Tausende aus allen

Ständen bis hinab zu den Geringsten des Volkes. Wie groß der Eifer hierin ist, zeigt die Thatsache, daß während der letzten zwölf Monate über 6000 Lesetabellen gekauft wurden. Etwa 160 Getaufte lassen sichs angelegen sein, ihre Landsleute im Lesen und in der christlichen Wahrheit zu unterrichten. Die Zahl der Christen beträgt jetzt in jenem entlegenen Gebiet 1600. Dabei darf man nicht vergessen, daß der Toro-Distrikt nur den zwanzigsten Teil des ganzen Uganda-Protektorats ausmacht.

Nun hat man zwar schon behauptet, die Baganda bildeten, was ihren Leseeifer und ihre Fähigkeiten betrifft, eine rühmliche Ausnahme, aber es ist zu beachten, daß Uganda eine Menge von verschiedenen Volksstämmen in sich faßt und daß die Bewohner von Toro nicht zu den Baganda zählen. So gehört z. B. der dem Zwergvolke angehörende Eingeborne, der vor kurzem als Erstling seines Volkes getauft worden ist, einer Menschenrasse an, die von den Naturforschern zur allerniedersten Stufe des Menschengeschlechts gezählt wird; und doch hat er nicht nur lesen gelernt, sondern er lehrt auch selbst täglich die Kinder in der Schule das Alphabet und die Zusammensetzung der Silben. Wir geben zwar zu, daß ein großer Unterschied zwischen den Eingeborenen besteht, aber ihr Leben ist im allgemeinen durchweg ziellos. Etwas Neues wird deshalb von vielen mit Freuden begrüßt. Sind dagegen ihre Köpfe schon mit allerlei Fremdartigem angefüllt und ihr Interesse auf englisches Wissen und den Handel gerichtet, so ist es nicht zu verwundern, wenn sie keine Lust verspüren, ihre Muttersprache lesen zu lernen. Diese Erfahrung hat man wenigstens in Uganda und den umliegenden Ländern gemacht.

Und nun noch ein kurzes Wort über den Umsatz der heiligen Schriften in jenem Lande. Die britische und ausländische Bibelgesellschaft hat bis jetzt für die dort arbeitende kirchliche Missionsgesellschaft in der Ganda-Sprache veröffentlicht: 6000 Bibeln, 41500 Neue Testamente und 118000 Bibelteile; außerdem 11000 Bibelteile in der Nyoro-Sprache, die in Toro gesprochen wird. Zu letzteren gehören die vier Evangelien und die Apostelgeschichte, wodurch diese Sprache zur Schriftsprache erhoben worden ist.

Eine merkwürdige Bibel.

In Rußland lebt ein alter Prediger, Namens Gurland, der einst jüdischer Rabbiner war, dann aber Christ wurde, im Berliner Missionshaus studierte und längere Zeit Oberpastor in Mitau gewesen ist. Jetzt wohnt er in Odessa und treibt das Evangelium unter den dortigen Juden. Manchen ist er schon ein Führer zu Christus geworden, und manch wunderbare Gottesführung hat er schon erfahren. Hier eine merkwürdige Geschichte, die er erst vor kurzem erlebt hat.

Ein judenchristliches Ehepaar — so schreibt Gurland — feierte die goldene Hochzeit, und ich hatte die Freude, dabei zu sein. Wie Mose auf dem Berge Nebo auf eine lange Wüstenwanderung zurück- und vorwärts auf das Land der Verheißung schaute, so stand dieser ehrwürdige Patriarch da; seine Augen waren nicht dunkel geworden, noch seine Körperkraft verfallen. An seiner Seite war seine Gehilfin, eine hübsche alte Frau in glänzendem Silberhaar und mit hellen leuchtenden Augen, umringt von einer Schar von Kindern, Enkeln und Großenkeln, gleichsam eine lebendige Veranschaulichung des 128. Psalms. Das bescheidene Heim des Jubelpaares war schön geschmückt. Ueber einem mit Blumen gezierten Altar standen Bibelworte aus dem 128. Psalm und dem 4. Kapitel des Briefs an die Hebräer; auf der einen Seite 1 Mose 18, 19: „Er wird befehlen seinen Kindern und seinem Hause nach ihm, daß sie des Herrn Wege halten und thun, was recht und gut ist" — auf der andern Seite: Psalm 103, 1—5 und Psalm 127, 3. Eine Familienbibel lag auf dem Altar. Auf dem Deckel waren die Worte zu lesen: „Wo dein Gesetz nicht mein Trost gewesen wäre, so wäre ich vergangen in meinem Elende." Die Hochzeitsgäste hatten den Wunsch ausgesprochen, ich möchte das Paar begrüßen und einsegnen. Der Greis hatte selbst die Stelle Psalm 92, 14—16 zum Text gewählt. Aber wie war ich erstaunt, als ich die heilige Schrift von dem Altar aufhob, öffnete und eine geschriebene Bibel erblickte: das ganze Alte Testament auf Hebräisch sauber und schön ge-

schrieben, mit Parallelstellen und Anmerkungen, ein wahres Kunstwerk der Schönschreibekunst! Nach dem Gottesdienst, als wir bei Tische saßen, erzählte dann der Jubilar die Geschichte dieser Familienbibel, die mit seiner eigenen Lebensgeschichte aufs engste verknüpft ist.

Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts gab es nur wenig Juden in Rußland, die das ganze Alte Testament besaßen. Schätzten sich die armen Juden doch schon glücklich im Besitz eines Gebetbuches. Etliche der reicheren besaßen die fünf Bücher Mose. Diese dienten als Hauptlesebuch in den Elementarschulen, während in den höheren Schulen nur der Talmud gelehrt wurde. Als Sohn armer Eltern, erzählte der Greis, ging ich in die Armenschule, wo ich hebräisch lesen und schreiben und ein paar Psalmen und Kapitel der Bücher Mose mechanisch hersagen lernte. Ich war kaum zehn Jahre alt, als mein Vater starb. Ein Uhrmacher, meiner Mutter einziger Verwandter, nahm mich als Lehrling an. Nach siebenjährigem, hartem Dienst wurde ich als Geselle entlassen. Meine Mutter war inzwischen gestorben. Ich stand nun ganz allein in der Welt mit keiner Hilfe von außen und ohne Halt im Innern, denn mein Meister war ein Freidenker, der alle Religion verspottete. Das übte einen verhängnisvollen Einfluß auf mich aus. Die jüdische Religion, deren Wesen ich gar wenig kannte, war mir verhaßt geworden und das Uhrmacherhandwerk dazu.

In der letzten Zeit meiner Lehre hatte ich Russisch und Deutsch gelernt und eine hübsche Handschrift bekommen. So fand ich Stellung in einer Paketgesellschaft. Der liebenswürdige Prinzipal hatte Vertrauen zu mir und gab mir eine gute Stellung. Damals machte ich die Bekanntschaft eines lieben, guten Mädchens, einer Base des Uhrmachers. An einem Sabbatnachmittag, als ihre Tante ausgegangen war, gestand ich ihr, in ihres Onkels Gegenwart, meine Liebe. Sie willigte ein. Der Onkel aber meinte, seine Frau werde gegen die Verlobung sein, da sie mich nicht gern habe. Das Mädchen und ich hofften jedoch, daß alles zum besten ausgehen werde. Ich war sehr glücklich, als ich Abschied von ihr nahm. So durch die Straßen gehend traf ich meines alten Meisters neuen Gesellen und ging, in der Freude, einen Bekannten zu sehen, dem ich mein Glück erzählen konnte, mit ihm nach Hause. In demselben Hause, wo der Uhrmacherladen war, war eine Weinschenke. Nun lud ich

den Gesellen ein, auf des Brautpaares Gesundheit ein Glas Wein mit mir zu trinken. Da löste der Wein meine Zunge und ich redete von den schweren Stunden, die mir die Frau des Uhrmachers jahrelang bereitet hätte und von meiner jetzigen angenehmen Stelle bei einem christlichen Prinzipal und versprach, dem armen Burschen auch bald eine gute Stelle zu verschaffen. Der Kellner, welcher unsere Unterhaltung anhörte, bat mich, auch an ihn zu denken und ihm eine gute Stelle zu besorgen. In meinem gehobenen Zustand versprach ich alles.

Um 11 Uhr wurde die Schenke geschlossen. Ich ging mit meinem Freund in seine dunkle Kellerwohnung, wo wir noch einige Zeit uns unterhielten, bis wir einander gute Nacht sagten. Es war eine warme Julinacht. Ich war zu erregt, um zu Bette zu gehen. Ich hatte keinen Hausschlüssel und wollte meinen Wirt nicht wecken. So beschloß ich, die wenigen Stunden, bis es Tag würde, im Freien weiter zu verträumen; zuletzt schlummerte ich ein auf einer Bank in einem öffentlichen Garten. Um 5 Uhr wachte ich auf mit Kopfschmerzen und steifen Gliedern. Ich hatte einen schlechten Traum gehabt. Eine dunkle Gewitterwolke hatte sich mir allmählich genähert. Glänzende Blitze fuhren am Himmel einher, der im Osten blutrot war, und in dem rollenden Donner hörte ich die Worte: „Eile, deine Seele zu erretten.“ Ich ging sehr niedergeschlagen heim, und mein Wirt schüttelte bei meinem Anblick den Kopf. Ich warf mich aufs Bett und war bald fest eingeschlafen. Um 8 Uhr ward ich plötzlich aufgerüttelt, verhaftet und auf die Polizeistation gebracht. Da hörte ich, daß während der Nacht in des Uhrmachers Hause Feuer ausgebrochen, der Uhrmacher erstickt, seine Frau und Nichte aber gerettet seien, der Gehilfe verschwunden! Es sei ganz sonnenklar, sagte der Richter, daß das Feuer angelegt sei, und riet mir, meine Schuld freiwillig zu bekennen, weil dann die Strafe ermäßigt werden würde. Ich war wie vom Blitz getroffen und konnte nur stammeln, daß ich unschuldig sei. Alle näheren Umstände zeugten gegen mich. Ich war um 11 Uhr nachts mit dem Lehrling zusammen in der Schenke gesehen worden. Man hatte mich auch später aus dem Keller kommen sehen; dann meine Abwesenheit vom Hause und mein verstörtes Aussehen, als ich des Morgens heimkehrte. Dazu kam, daß die Witwe des Uhrmachers aussagte, daß ich einen tödlichen Haß gegen sie hege. Alles sprach

zu meinen Ungunsten, und man verurteilte mich zu vier Jahren Gefängnis.

Nun begann die Zeit meiner Leiden. Aber durch Gottes Gnade wurde sie eine Zeit des Segens. Erst war ich halb unsinnig, dann gleichgültig; zuletzt fing ich allgemächlich wieder an, zu denken und zu fühlen. Meine Mitgefangenen waren meist rohe, unwissende Leute. Nur einer machte eine Ausnahme, ein alter polnischer Edelmann, dessen feine Gesichtszüge und würdevolles Betragen merkwürdig von seiner Gefangenenkleidung abstachen. Ruhig, sanft, verbindlich, freundlich, hilfreich, ohne zudringlich zu sein, predigte er durch sein edles Wesen und übte, fast ohne es zu wissen, den Einfluß eines Geistlichen auf seine Mitgefangenen aus. Das Buch, in welchem er beständig las, war ein russisches Neues Testament. Dieser Mann erzeigte mir große Teilnahme und väterliche Liebe und versuchte mit mir über Religion zu sprechen. Ich aber war verbittert und wollte nichts wissen von einem liebenden Gott. Eines Tages, als er mich trösten wollte, sagte ich, ich wollte alles tragen, wenn ich nur ein Buch zu lesen hätte. „Ihr könnt eins haben", erwiderte er, „wenn Ihr nur den Kerkermeister höflich darum bittet. Es sind nämlich zwei Bücher hier. Ein russisches Neues Testament für Christen und eine hebräische Bibel für Juden, und die Gefangenen dürfen sie lesen." Das war die erste frohe Nachricht in meiner Gefangenschaft. Noch an demselben Tage erhielt ich ein hebräisches Altes Testament. Zum erstenmal in meinem Leben sah ich eine vollständige hebräische Bibel ohne Erklärungen. Es war eine Londoner Ausgabe der Britischen Bibelgesellschaft. Nun fing ich an, das Buch der Bücher zu lesen, und je mehr ich las, desto herrlicher fand ich seinen Inhalt. Sogar die einzelnen Bruchstücke, die ich als Knabe auswendig gelernt hatte, gewannen nun Geist und Leben. Ich erkannte, daß es einen persönlichen, lebendigen Gott giebt. Eine neue Welt that sich mir auf. Das Leben hatte nun eine Bedeutung, Gegenstand und Zweck. Das Leiden erschien mir in einem neuen Lichte. Ich lernte Gott vertrauen, der Gedanken des Friedens und nicht des Leides über uns hat, zu dem ich nun, wie ein Kind den Vater bittet, beten konnte. Die Bibel ward mir eine Quelle des Lebens, des Lichtes und Trostes. Nun verstand ich meinen väterlichen Freund, der zu jedermann so gütig war, zu helfen

und zu trösten suchte, obgleich ihm vielfach mit Undank gelohnt wurde.

Der alte Mann hatte mich in sein Herz geschlossen. Es war rührend, wie zärtlich er für mich sorgte und mich vor den rohen Mitgefangenen schützte. Als ich ihm meine Besorgnis mitteilte, die Bibel könne mir eines Tages genommen werden, sagte er: die beste Art, dies zu verhindern, wäre, wenn ich mir die Mühe geben wollte, sie abzuschreiben, wie er sich das Neue Testament abgeschrieben hatte. Schreibmaterial wollte er mir verschaffen und auch eine ruhige Ecke, wo ich ungestört schreiben könnte. Dieser Gedanke war ein neuer Lichtstrahl in meine Finsternis. Doch wagte ich kaum auf seine Verwirklichung zu hoffen. Um so größer war meine Freude, als am folgenden Tage mein väterlicher Freund mir seine eigene Ecke mit einem Tischchen, Papier und Schreibzeug abtrat.

Ich begann nun zu schreiben, und die Arbeit wurde mir mit jedem Tage lieber. Völlig mein Elend vergessend, fühlte ich mich glücklich und zufrieden. Mein vergangenes Leben schien mir ein Traum. Es war mir unbegreiflich, wie ich vierundzwanzig ganze Jahre ohne Gott hatte leben können. Mein Wunsch war, die ganze Bibel so schnell wie möglich abzuschreiben und zu eigen zu besitzen. Von der äußeren Welt hörte ich nichts, hatte auch keine Nachricht von meiner Braut. Die Welt schien für mich tot und ich für sie. Ich schrieb fleißig den ganzen Tag. Des Abends, wenn ich im Dämmerlicht nicht mehr schreiben konnte, erzählte mir mein edler Freund vom Neuen Testament und ließ mich zuweilen einen Blick in seine Lebensgeschichte thun. Sie war traurig und tröstlich zugleich. Er schien mir ein heiliger Märtyrer, der geduldig die Sünden anderer trug. Es würde der Demut meines Freundes nicht entsprechen, wollte ich das Geheimnis seines Herzens offenbaren. Es sei genug, zu sagen, daß er mit ritterlicher Großmut die Schuld seines geliebten, aber leichtsinnigen Weibes auf sich genommen hatte, in der Hoffnung, ihre arme Seele könne dadurch gerettet werden. Als ich ihn fragte, wo er die Kraft für solche Aufopferung hernähme, deutete er auf Jesus, den heiligen Dulder, das Lamm Gottes, welches der Welt Sünden getragen hat.

So wurde ich aus dem Alten Testament in das Neue, aus dem Vorhof ins Heiligtum geführt.

Oft saßen wir bis spät in die Nacht und unterhielten uns von der wunderbaren Liebe Gottes in Christo. Das Zimmer war still wie eine Kirche. Unsere ungelehrten Leidensgenossen lauschten ehrfurchtsvoll dem Zwiegespräch, obgleich sie nicht alles verstanden. Alle fühlten die Nähe dessen, der gekommen ist zu suchen und selig zu machen, was verloren ist, und der verheißen hat: Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen. Unser alter Freund war jetzt thatsächlich unser Priester und Seelsorger, wenn auch ohne priesterliches Gewand. Der Obergefangenwärter wußte wohl, was er dem alten Herrn zu verdanken hatte. Wenn er das Gefängnis visitierte, schüttelte er ihm die Hand und sagte: „Hier bedürfte es fast keines Aufsehers; Sie verstehen es merkwürdig, die Ordnung aufrecht zu erhalten."

Wochen, Monate, Jahre gingen schnell dahin. Schon war das dritte Jahr seit meiner Einkerkerung vorbei, als ich das letzte Kapitel des Propheten Maleachi abschrieb. Die Worte des 20. Verses: „Euch aber, die ihr meinen Namen fürchtet, soll aufgehen die Sonne der Gerechtigkeit und Heil unter ihren Flügeln", erinnerten mich an Lukas 1, 78. Da heißt es im Lobgesang des Zacharias: „Durch die herzliche Barmherzigkeit unseres Gottes hat uns besucht der Aufgang aus der Höhe, auf daß er erscheine denen, die da sitzen in Finsternis und Schatten des Todes und richte unsere Füße auf den Weg des Friedens." Als ich die letztere Stelle aus dem Russischen ins Hebräische übersetzte, erglühte mein Herz in heiliger Freude und brünstigem Dank. Hatte nicht auch in meine Finsternis die Sonne der Gerechtigkeit ihren Lichtstrahl gesenkt? Mein Freund sah ganz verklärt aus beim Anblick meiner nun vollendeten Bibel. Er nahm die Abschrift mit in die Buchbinderei des Gefängnisses, und auf meinen Wunsch wurden die Worte des 119. Psalms Vers 92 auf den Deckel des Einbandes gesetzt. Als mein lieber Freund mir die schön gebundene Bibel überreichte, fiel ich ihm um den Hals, weinend vor Freude, und auch in seinen Augen glänzten Thränen. Doch als meine erste Freudenwallung sich gelegt hatte, wurde ich von Traurigkeit ergriffen. Was sollte ich hinfort anfangen ohne die mir so lieb gewordene Beschäftigung? Dazu noch das Gerücht, unser geliebter Freund werde, da seine Zeit zu Ende, uns bald verlassen. Keiner von uns wollte ihn darüber befragen, und von selbst äußerte er

nichts. Auch er schien gedrückt und sah nicht aus wie einer, dem die Freiheit winkt. Bei der Abendandacht las er den 126. Psalm, betete für uns und umarmte einen jeden mit besonderer Herzlichkeit. Wir merkten, daß es der letzte Abend sei, den wir mit diesem Friedensengel zubrachten.

Am nächsten Tage fand der schmerzliche Abschied statt. Tief bewegt segnete er uns alle, gab jedem ein Schriftwort und mir zum Andenken seinen kostbarsten Schatz, sein Neues Testament. Wir fühlten uns verlassen und verwaist gleich Kindern, die ihren lieben Vater verloren haben.

Im ersten Monat des vierten Jahres meiner Gefangenschaft ließ mich der Oberaufseher rufen und sagte: „Ich habe Ihnen zu eröffnen, daß Ihr Prozeß einer Revision unterzogen wird." Am folgenden Tage wurde ich von den Richtern verhört. Ich erzählte die Thatsachen, wie sie sich zugetragen. Dann kam ein amtliches Schriftstück vom russischen Konsul in Norwegen zur Verlesung. Dasselbe stellte fest, daß ein russischer Unterthan N. N., Uhrmacher, 27 Jahre alt, jüdischer Religion, auf seinem Sterbebett in Gegenwart des Rabbiners und zweier Zeugen gebeichtet habe, daß er aus Unvorsichtigkeit vor viertehalb Jahren, als Lehrling des Uhrmachers N. N. in B., den Kellerraum in Brand gesteckt habe und dann über die Grenze entronnen sei. Hinterher habe er gehört, daß sein Freund als Brandstifter verurteilt worden sei. Da habe ihn zwar sein Gewissen verklagt und schwer beunruhigt, doch habe er nicht Mut genug besessen, um sich selbst anzugeben. Doch wolle er jetzt nicht aus der Welt gehen mit dem Bewußtsein, daß ein Unschuldiger für ihn leide, und bäte um Meldung seiner Beichte an die russischen Behörden. Er bat seinen unschuldigen Freund herzlich um Verzeihung und hinterließ ihm alles, was er hatte. Ich wurde freigesprochen und an demselben Tage noch aus dem Gefängnis entlassen.

Das war alles so plötzlich und unerwartet gekommen, daß ich's kaum begreifen konnte. „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden." Ich war fröhlich und betrübt zugleich, als ich den Ort meiner Leiden verließ. Wie arm war ich, als ich kam, und wie reich in der Erfahrung des Glaubens verließ ich diese gesegnete Kreuzschule! Wohin sollte ich nun meine Schritte wenden? War ich nicht ganz

allein in einer Welt, die mir fremd geworden war? Ich hörte, daß mein Freund, der alte Edelmann, in alle seine Rechte wieder eingesetzt sei und auf seinem Erbsitz lebe. Ich ging hin. Aber als ich das große, schöne Haus und die vielen Diener sah, entfiel mir das Herz. Würde er sich jetzt noch um einen kümmern, der Zeuge seiner Schmach gewesen war? Aber er hörte kaum meinen Namen, als er mit offenen Armen auf mich zukam und ausrief: „Der Herr hat große Dinge an uns beiden gethan, lasset uns freuen und fröhlich sein."

Nun begann eine Zeit der Wiederherstellung und Erquickung für mich. Ich ging zu einem evangelischen Pastor und empfing von ihm Unterricht und Taufe. Mittlerweile kam das versprochene Legat des verstorbenen Uhrmachers aus Norwegen, und mit Hilfe meines edelmütigen Freundes konnte ich einen Laden eröffnen. Der Herr gab dazu seinen Segen.

Im Pfarrhause hatte ich ein jüdisches Mädchen kennen und lieben gelernt. Sie empfing mit mir zugleich die Taufe und wurde später mein Weib und meine Gehilfin, die sowohl Freud als Leid ein halbes Jahrhundert lang bis zu dieser Stunde mit mir getragen hat.

Das, meine Lieben, sagte der Greis, ist die Geschichte der geschriebenen Bibel, die auch meine Lebensgeschichte ist. Was soll ich nun sagen? Ich kann nur mit Jakob sagen: Ich bin nicht wert aller Barmherzigkeit und Treue, die du an deinem Knechte gethan hast. Und weiter: Ich will verkündigen deinen Namen meinen Brüdern. So lange ich lebe, will ich den Herrn preisen und meinen Gott loben, so lange ich bin. Alles, was Odem hat, lobe den Herrn. Halleluja!

Als der Alte endete, kniete die ganze Versammlung nieder. Ein Chor sang: „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren", und alle stimmten mit ein: „Alles, was Odem hat, lobe mit Abrahams Samen. Er ist dein Licht, Seele vergiß es ja nicht. Lob ihn in Ewigkeit. Amen." (Calwer Miss. Bl. f. K.)

Kleine Mitteilungen.

Ein gesegneter Kauf. Vor einiger Zeit besuchte ein Kolporteur in Frankreich ein kleines Dorf. Auf seinem Wege sah er durch ein offenes Fenster eine Dame in ihrem Zimmer sitzen und bot ihr eine Bibel zum Kaufe an. In der Meinung, es werde ihr ein Unterhaltungsbuch angeboten, fragte sie nach dem Preise. „Nun, einen Franken kann ich schon dafür ausgeben," meinte sie, und so wurde der Handel durch das offene Fenster abgemacht. Sie begann nun, in der Bibel zu lesen und ihr Inhalt zog sie an, wie ein Magnet. Je mehr sie darin las, desto tiefer war der Eindruck, den die Worte der heiligen Schrift auf sie machten. Ihr Herz wandte sich zu Gott und freudig bekannte sie sich von da an trotz aller Einwendungen der Ihrigen zu ihrem Heiland, den sie im Bibelbuch gefunden hatte. Etliche Monate später schloß sie sich auch der kleinen evangelischen Gemeinde in ihrem Dorfe an, der sie nun als ein lebendiger Zeuge der Kraft des Wortes Gottes angehört.

Die Bibel in den Händen der Heiden. Ein Missionar erzählt von einer Missionsreise durch Nord- und Nordost-Bengalen: Wenn wir reisen, haben wir oft die Bibel in sechs oder sieben Mundarten bei uns. Wir haben auf dieser einen Tour 4800 Evangelien und andere Teile verkauft. Was wird aus denselben werden? Ohne Zweifel wird eine Anzahl neugierig durchblättert und beiseite gelegt werden, eine fernere Anzahl wird von Spöttern zerrissen werden, aber der größte Teil wird gelesen und wieder gelesen werden und seinen Zweck nicht verfehlen. Ich wollte neulich in Keranti übernachten. Meine Kolporteure hatten sich bereits zur Ruhe gelegt, als ich eine Stimme die Worte lesen hörte: „Seht meine Hände und meine Füße, ich bin's selber; fühlt mich und seht, denn ein Geist hat nicht Fleisch und Bein ꝛc." (Luk. 24, 39). Da ich wußte, daß in diesem Orte keine eingeborenen Christen waren und meine Kolporteure schon schliefen, so schloß ich, daß der Leser ein Nichtchrist sein müßte. Ich hörte weiter und konnte der Regung nicht widerstehen, ich mußte hingehen und mit den Leuten reden. Als ich eintrat, fand ich sieben Männer auf der Erde sitzen. Einer von ihnen hatte das Evangelium Lukas in der Hand und las vor. Sie stellten viele Fragen, und das Gespräch verweilte lange Zeit bei dem kündlich großen Geheimnis von Golgatha. Als ich mich dann zurückzog, erfüllte es mich mit großer Freude, zu denken, daß zur selben Zeit vielleicht viele ebenso bei ihrer Bibel saßen und Gott zu sich reden ließen.

Bücheranzeigen.

Savage, J. A. **Auf Wogen und Wellen.** Die eine große Reise über das Meer des Lebens. Mit 19 Bildern. 251 S. Kassel. J. G. Oncken Nachfolger. Halbleinwd. Mk. 2. | eleg. geb. Mk. 2.40. | m. Goldschn. M. 2.80.

Ein Seitenstück zu Bunyans Pilgerreise. Der Verfasser schildert unter dem Bilde einer Seereise die Erfahrungen und Wandlungen der Menschenseele in ihrem Pilgerlauf zur ewigen Heimat. Mit der Erzählung eng verbunden sind passende Schriftstellen und es führt somit das Buch zugleich in das unser Leben beleuchtende Wort Gottes hinein. Die 19 Vollbilder sind geradezu künstlerische Darstellungen und gereichen dem Werk zum schönsten Schmuck.

Urquhart, J. **Die neueren Entdeckungen und die Bibel.** Dritter Band. Vom Auszug aus Aegypten bis zur Philisterzeit. Uebersetzt von Spliedt. Zweite Auflage. 351 S. Stuttgart. M. Kielmann. 1903.
brosch. Mk. 4. | geb. Mk. 5.

Der Verfasser verfolgt in seinen allgemein verständlichen Darlegungen den Zweck, der neueren Kritik die neueren Entdeckungen gegenüberzustellen und durch Thatsachen die Richtigkeit und Genauigkeit der biblischen Aussagen zu beweisen. Seine Beweise mögen hie und da etwas künstlich sein und einen rhetorischen Anflug haben, aber man folgt dem Verfechter der alten Wahrheit gern auf seinem Zuge durch das alttestamentliche Gebiet.

Der eigene Herd. Gedanken über Eheschließung und Eheleben, von C. H. Spurgeon, F. B. Meyer, J. R. Miller, Th. Cuyler u. a. Erweitert und bearbeitet von A. Hoefs. 104 S. Kassel, J. G. Oncken Nachf.
brosch. Mk. 1. | geb. Mk. 1.50. | m. Goldschn. Mk. 1.80.

Ernste und höchst beherzigenswerte Worte und Winke über Lebensfragen vor und während der Ehe. Sie können vielen ein heilsamer Führer auf diesem Gebiet sein, wo es besonders darauf ankommt, daß sie sich von erfahrenen Christen beraten und leiten lassen.

Haase, Joh. **Pilgerbrot.** Schlichte tägliche Andachten nach der Ordnung des Kirchenjahrs. Mit einem kurzen Unterricht über christliche Sitte und kirchliche Ordnung. 405 S. Hamburg I. G. Schloeßmanns Verlag.
Volksausgabe. geb. Mk. 1.25. | Geschenkausg. geb. Mk. 3.

Dieses Andachtsbuch hat den Vorzug, daß die Betrachtungen schlicht, leicht verständlich, innig und durchweg erbaulich, ohne lehrhafte Zuthat gehalten sind. Jede Betrachtung, die nur eine kleine Seite einnimmt, ist mit einem kurzen zusammenfassenden Gebet und einem Liedervers abgeschlossen.

Spurgeon, C. H. **Die Rückkehr zu Gott.** Christi Menschwerdung, das Fundament des Christentums. Uebersetzt von A. Hoefs. 152 S. Kassel. J. G. Oncken Nachf. brosch. 80 Pf. | geb. Mk. 1.20.

Ein klares Zeugnis Spurgeons über die Lehre von Christi Person und Werk, in geistvollen Betrachtungen dargeboten.

Biegler. Aus der Seelsorge für die Seelsorge. Von einem Seelsorger. 85 S. Stuttgart. M. Kielmann. Mk. 1.50.

Die Ausübung einer gesegneten, fruchtbaren Seelsorge läßt sich zwar nicht aus Büchern lernen, aber eine Handleitung, wie sie dem Seelsorger hier geboten ist, wird ihm gewiß dankenswerte Dienste thun.

Verhandlungen der achten Gnadauer Pfingstkonferenz. Stuttgart. Buchhandlung des Philadelphia-Vereins. 75 Pf.

Hadorn, Lic. W. **Die Heiligung** mit besonderer Berücksichtigung der sogenannten Heiligungsbewegung. Buchhandlung des Erziehungsvereins in Neukirchen (Kr. Moers). 40 Pf.

Knieschke, Pfr. W. **Bibel und Babel,** El und Bel. Eine Replik auf Fr. Delitzschs Babel und Bibel. Westend-Berlin. Akademische Buchhandlung W. Faber. Mk. 1.

Von erzählender Literatur sei dem christlichen Haus empfohlen:

Schottische Dorfgeschichten. Uebersetzt von Luise Oehler. 192 S. Basel. Fr. Reinhardt. Orig.-Lwdbd. Fr. 3.

Eine Sammlung zum Teil zusammenhängender Geschichten, von besonderem Reiz, die eine Reihe charakteristischer Persönlichkeiten, wie sie ein einfaches schottisches Dorf bietet, vorführen. Die Uebersetzung ist eine meisterhafte Verdeutschung, die den schottischen Dialekt dem Deutschen so anzupassen weiß, daß man meint, deutsche Landbewohner reden zu hören.

Spieß, Ph. **Der Heiligenpfleger von Gruppenbach.** 293 S. Heilbronn. Eugen Salzer. brosch. Mk. 2.80. | geb. Mk. 3.60.

Eine Erzählung, die den Leser nicht losläßt. Der Schauplatz der Geschichte ist das württembergische Dorf Gruppenbach, auf dessen Schloß der Reichsgraf Fugger in Verkennung seiner Stellung zur herzoglichen Regierung mittelalterliche Rechte beansprucht und im Gegensatz zu des Landes Gesetzen in seinen Besitzungen den Katholizismus einführen will. Männer, wie der Heiligenpfleger und Stundenhalter Elias Zoller, und der fromme und gelehrte Regierungsrat Moser, die ihm hierin entgegentreten, sind schwäbische Originale; das Ganze ist ein Blatt württembergischer Kirchengeschichte aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Im Geschmack jener Zeit ist auch soweit als zulässlich die gediegene Ausstattung des Buches.

Steen, Anna. **Samoset,** der Indianerhäuptling. Eine Erzählung für die Jugend. 64 S. Kassel. J. G. Oncken Nachfolger. geb. 60 Pf.

Die kleine Geschichte erzählt die Erlebnisse der Pilgerväter, die um des Glaubens willen die damalige „Neue Welt" oder Nordamerika aufsuchten und dort ihre erste Niederlassung gründeten.

Herausgegeben im Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.

In Kommission im Depot der Bibelgesellschaft (Kober, C. F. Spittlers Nachfolger) in Basel.

Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.

Buchdruckerei Fr. Reinhardt, Basel.

Stanford University Libraries
3 6105 012 818 121

BV
2000
E8
1902

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

SEP 1916